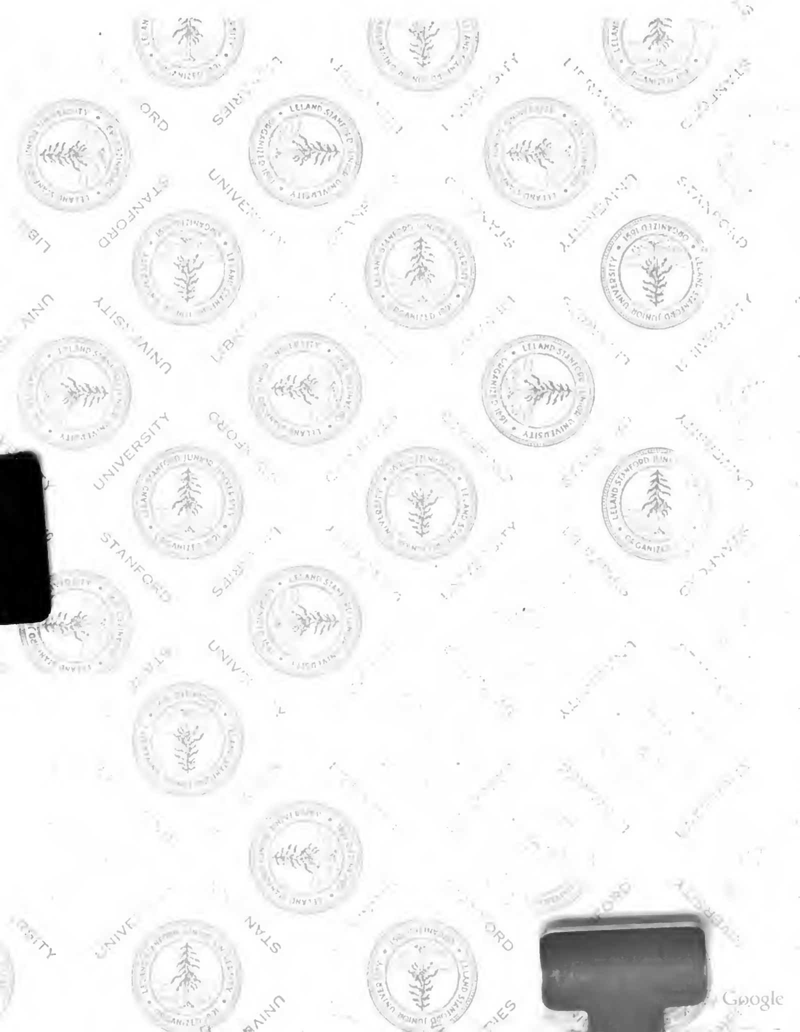
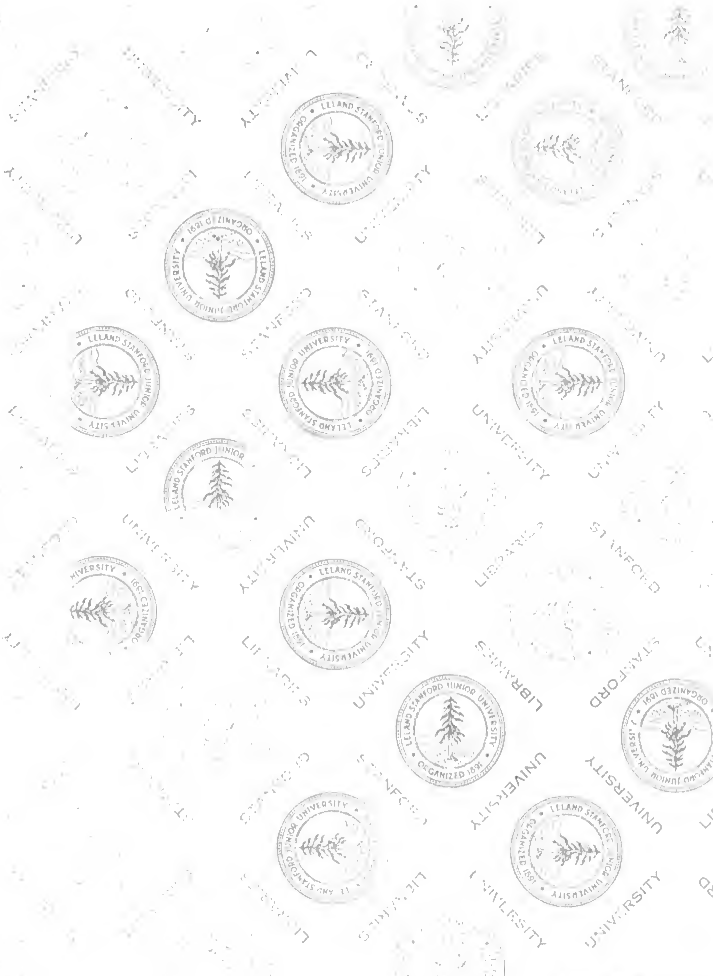






Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4—5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

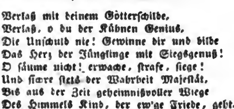
(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 1. Januar 1827.



Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du der Kühnen Genius,
Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht! erwache, strafe, siege!
Und sichre stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht.

Hölderlin.

Griechenlands Hoffnung.

Es ging das Jahr in mattem Schlummer
 Verachtet seinem Ende zu,
Im Osten wühlt der alte Kummer,
 Und um uns her ist Grabesruh';
Das Licht der Wahrheit — mag's ersterben!
Das Volk der Freyheit — mag's verderben!

Geht, hoffet noch auf Wunderwerke,
 Und glaubt, daß euer rost'ger Stahl,
Hineingesandt, die Schwachen stärke,
 Zu trotzen Feinden ohne Zahl!
Geht, reicht den Weibern, Kindern, Greisen,
Fünf Gerstenbrode, sie zu speisen!

So sprach der Zweifel, hoben Hauptes
 Ging er durch unsre Straßen hin;
Den Geiz erfreut's, die Schwäche glaubt es,
 Der kalten Bosheit däucht's Gewinn:
Jezt ist die lezte Glut verglommen,
Ja, bleyern wird die Nacht jezt kommen!

Und anderwärts hebt schon die Schande,
 Die Thorheit schon ihr Banner dreist: —
Da regt sich an Europens Rande
 Der niebezwungne, freye Geist;
Im Land, um das die Fluten wallen,
Läßt Ein Mann seine Stimme schallen.

Wer heftet nicht auf Ihn die Blicke,
 Von dessen Mund die Rede weht,
Daß durch die langsamen Geschicke
 Der Zeit ein Fieberschauer geht,
Und daß von seinem Wink erschüttert
Der dumpfe, ferne Süden zittert!

Zwar gilt es nicht dem armen Volke,
 Das schmachtend nach dem Retter blickt,
Auf das die steh'nde Wetterwolke
 Vertilgungsstrahlen niederschickt:
Doch darf das eine Leid schon hoffen,
Wenn andrem Leid ein Ohr steht offen.

O die ihr Worte habt wie Schwerter,
 Beschwingte Schiffe, Waffen, Gold:
Dort drängt die Wuth, die Noth noch härter,
 Als wo der Mönch die Fahn' entrollt;
Dort, wo das Sichelschwert seit Jahren
Wild durch die fremde Saat gefahren.

Die Saat des Korns, die Saat der Helden,
 Der Mütter und der Kinder Saat!
In Haufen liegen sie und melden,
 Was dort der Schnitter niedertrat!
Dort helft, dort stellt euch an die Spitze,
Dort schleudert rettend eure Blitze.

Ihr aber, ihr in allen Landen,
 Die noch erweichet andrer Noth,

Auf, laßt uns rütteln an den Banden,
Auf, theilet euren Bissen Brod;
Daß hier und dort ein Arm, der bebet,
Erstarkt zum Kampfe neu sich hebet.

Die Zeit blickt uns mit Hoffnungsaugen
Tiefsinnig funkelnd, fragend, an;
Jezt will sie Herzen, welche taugen,
Jezt rüst'ge Wandler ihrer Bahn.
Drum nicht mehr lau, nicht mehr verzaget;
Laßt wirken uns, so lang es taget!

Gustav Schwab.

Die beyden Kousinen.

Ein chinesischer Roman nach der französischen Uebersetzung des Herrn Abel Remusat.

Wir theilen dem Leser hier den Auszug eines chinesischen Romans mit, welcher vor Kurzem in einer französischen Uebersetzung erschienen ist. Der Uebersetzer, der gelehrte Abel Remusat, begleitete ihn mit einer langen wissenschaftlichen Vorrede, die er mit der sehr wahren Bemerkung beginnt, daß keine Reisebeschreibung uns so gut von den Sitten und der Denkart eines Volkes unterrichten könne als einer seiner nationellen Romane. Die Romane der verschiedenen europäischen Völker geben uns den Beweis dieser Behauptung, doch nur ein großer Theil der Deutschen neuerer Zeit eignet sich dazu, indem sie ihre Scene in fremde Länder verlegen, oder Ausländer unter die Hauptpersonen ihrer Dichtung aufnehmen. Leider nöthigte uns der beschränkte Umfang, den ein Auszug einnehmen darf, eine Menge Episoden abzuschneiden, die freylich kleinlich und durch ihre Weitschweifigkeit langweilig, aber oft die originellsten Züge dieses befremdlichen Gemäldes enthalten. Da dieses nicht der Ort für eine Anzeige der zwey Kousinen ist, müssen wir es dem Scharfsinne der Leser überlassen, rücksichtlich des sittlichen und geistigen Standpunktes der Chinesen ein Urtheil aus diesen Blättern zu ziehen. Wir fürchten, daß es wohl die Neugier nach einer umfassenden Kenntniß von China reizen, uns aber nie mit der unfreyen, erkünstelten Natur von dessen Einwohnern befreunden kann.

* * *

Herr Pe Hiuan Thaihinan aus Nanking hatte sich in der Zeit, da der Eunuche Wangtschin unter dem Kaiser Yinglsung das Reich beherrschte, voll rechtlichem Unwillen von den Geschäften zurückgezogen und lebte auf einem Landgute in der Provinz, bis der Kaiser von den Tartaren bey Thumu geschlagen und gefangen fortgeführt ward. Des Kaisers Bruder übernahm während dessen Abwesenheit das Regiment und Herr Pe hielt es für seine Pflicht, auf seinen ersten Wink wieder in die Hauptstadt zurückzukehren, wo er die wichtige Hofcharge eines Ceremonienmeisters erster Klasse übernahm. Herr Pe hatte das Unglück, mit seinen verschiedenen Weibern nie einen Sohn, ja gar keine Kinder zu erhalten. Die Religion der Chinesen kennt keine Hoffnung der Unsterblichkeit, um so eifriger sind sie bestrebt, ihr Andenken durch ihre Söhne und den Todtendienst, den diese ihnen leisten, fortzupflanzen, deßhalb sind sie sehr besorgt, ihre Töchter so früh als möglich zu verheirathen, und wenn auch diese ihnen versagt waren, einen jungen Mann an Kindesstatt anzunehmen. Bey schon vorgerücktem Alter ward Herr Pe Vater einer Tochter, die ihrer angebornen Schönheit wegen Hungin genannt ward. Dieser Name aber bedeutet rother Jaspis, denn dieser Stein ist bey den Chinesen das Sinnbild von Allem was schön und herrlich ist, so daß sich die superlative Empfindung ihrer Damen nicht mit dem Ausruf: „ein wunderschöner Mann, — ein himmlisches Häubchen!" zu behelfen hat, sondern „ein jaspischer Mann, — ein jaspisches Häubchen!" lispeln kann. Herr Pe widmete sich ganz der Erziehung seiner Tochter, so daß sie, wie er sie in ihrem sechszehnten Jahre nach Peking führte, schon Bücher zu lesen und zu schreiben wußte, und mit ihrem Vater in die Wette Verse machte auf alle Vorfälle des häuslichen Lebens.

In Peking angelangt, richtete Herr Pe sein Haus sehr anständig ein und genoß der vielen Freystunden, die ihm sein Amt ließ, des Weins und der Dichtkunst. Von Blumen und Laub umgeben, in Gesellschaft weniger Freunde zart-witzige Gespräche führen, Verse machen und gewärmten Wein in Nußschaalen-großen Tassen trinken — darin besteht das Glück eines gebildeten Chinesen. Herr Pe hatte bald nach seiner Ankunft in Peking seinen Schwager Gu, seinen Studiengenossen Sie unter diesen Umständen bey sich versammelt, und war eben im Begriff, mit ihnen um die Wette eine wohlriechende Asterblume, welche sich unter den Blumen befand, von denen das Bibliothekzimmer, wo die Herren verweilten, angefüllt war, zu besingen, als ein anderer Studiengenosse, Herr Yang, Generalinspektor, die Gesellschaft vermehrte. Herr Yang war ein bösartiger, eitler, ränkesüchtiger Höfling, er drängte sich zu den drey Freunden, die sich so eben zum Versemachen anschickten, und mußte nun ihren Zeitvertreib theilen. Herr Pe, der ihn sehr ungern aufnahm, war ziemlich böser Laune; diese führte einen sehr höflichen, witzigen Streit zwischen ihm und dem Herrn Generalinspektor herbey, in Folge dessen Herr Pe den scherzhaften Gesetzen zufolge, welche sich die Dichter heute auferlegt hatten, in die Strafe verfiel, eine größere Tasse, die zehn solche Nußschälchen enthielt, mehrmals auszutrinken, so daß ihm endlich der Kopf so schwer ward, daß er ohne weitere Formalität, bevor er seine ihm aufgetragenen Verse

gemacht, sich hinter einem Zimmerschirm auf ein Ruhebett legte, um seinen Wein zu verdunsten. Der alte aufwartende Diener eilte der schönen Hongiu, welche unaufhörlich für das Wohl ihres Vaters besorgt war, den Vorgang zu melden, und wie der boshafte Herr Yang sich rühme, daß Herr Ye, sobald er vom Schlafe erwache, seine Versäumniß, die ihm aufgetragenen Verse nicht gemacht zu haben, durch neues Trinken büßen solle. Die schöne Hongiu fürchtete für ihres Vaters Gesundheit. Der alte Diener mußte den Gegenstand des aufgetragenen Gedichtes auf dem Tisch, wo die Herren dichteten und tranken, entwenden. — Sie dichtete unverzüglich ein meisterhaftes Impromtu darauf und befahl dem Diener, dieses ihrem Vater bey seinem Erwachen sogleich zuzustecken. Der sinnreiche Plan der Tochter gelang, allein das Erstaunen der Dichter über das Meisterstück der jungen Schönen zog eine Erklärung nach sich und Hongiu ward als ein Wunder ihres Geschlechtes gepriesen. Nun hatte aber Herr Yang einen einzigen Sohn, einen zwanzigjährigen Schüler, der in seinem lezten Examen schlecht bestanden, oder, wie es in Europa auch zuweilen geschieht, nur durch des Vaters Einfluß nicht ganz durchgefallen war. Yang kam auf den Gedanken, diesen Sohn mit der geistreichen Hongiu zu verheirathen; sie vereinte alle Vorzüge der Person, des Ranges und der Glücksgüter; allein sein Sohn war ein schwerfälliger Pinsel und Herr Ye, ein unbestechlich redlicher Mann, wollte durchaus einen gelehrten Schwiegersohn haben. Es kam also darauf an, Herr Ye über die Unwissenheit seines Sohnes zu betrügen. Gerade zu gelegener Zeit erhält Yang den Besuch eines Astrologen, den ihm der Gouverneur einer Provinz zuschickt. Dieser hat auch für Herr Ye Empfehlungsschreiben und ihn beauftragt Herr Yang, Herrn Ye wegen eines Heirathsvorschlages zu sondiren. Herr Ye, dem er den jungen Yang auf's Herrlichste herausstreicht, findet den Vorschlag der Ueberlegung werth, zieht seinen Freund Gu zu Rathe, und dieser ladt Vater und Sohn ein, um den lezten zu prüfen. Der alte Yang, welcher Gu's Absicht erräth, richtet seinen Sohn, dessen Mittelmäßigkeit er wohl kennt, so gut wie möglich ab, und fast hätte derselbe die alten Herren hintergangen, denn er zog sich mit Hülfe des Vaters bey einem Verstandesspiel, das wir auch unsern geistreichen Zirkeln empfehlen, recht gut heraus. Man nennt nämlich ein Wort (bey den chinesischen Schöngeistern war es „Roth"). Dieses muß der Erste einmal in einen Spruch, Bemerkung, Metapher oder Reflexion bringen, der Zweyte zweymal u. s. f. Doch Herr Gu knüpft ein Gespräch mit dem Freywerber an, in welchem Verse citirt werden, und in diesem kommt ein Wort vor, welches der Gelehrte und Dichter in einem ganz andern Sinne braucht, als es im gemeinen Leben gebraucht wird, dem jungen Herrn ist aber dessen gelehrte Bedeutung unbekannt; dadurch erweist er sich als ein unwissender Mensch; der Betrug ist entdeckt und Herr Yang bekömmt einen Korb.

Der alte Yang, um sich für diese Demüthigung zu rächen, weiß es so zu karten, daß der Kaiser Hrn. Ye zum Botschafter ernennt, um dem gefangenen Kaiser Winterkleider zu bringen, sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und unter der Hand Friedensvorschläge einzuleiten. Diese Botschaft zu dem barbarischen Volk, in der strengen Jahreszeit nach Norden zu, ward für ein durchaus lebensgefährliches Unternehmen gehalten, und Yang hoffte der alte Ye werde sie ablehnen, darinnen verunglücken, oder um sie zu vermeiden, seinen Heirathsvorschlag eingehen. Darum sendet er nun abermals einen Unterhändler an Ye, der ihm verspricht den Befehl des Kaisers rückgängig zu machen, wenn er die schöne Hungiu seinem Sohne zum Weibe gebe. Hr. Ye beharrt mit edlem Stolze auf seiner Pflicht als Staatsbeamter, und bereitet sich zu seiner Abreise. Um seine Tochter dem Einfluß des ränkevollen Yangs zu entziehen, und ihr während seiner Abwesenheit, die durch die barbarische Sitte der Tartaren sehr gewaltsam verlängert werden könnte, Schutz zuzusichern, vertraut er sie seinem Schwager Gu an, dieser aber, aus Furcht mit Yang in Kollision zu kommen, und des Hoflebens müde, fordert seinen Abschied, und begibt sich mit Hungiu und seiner ganzen Familie nach Nanking, in dessen Nähe er ein Landhaus bewohnt. Gu hat selbst auch eine Tochter, weil er seine Nichte aber zärtlich liebt, und um sie vor Yangs Nachstellungen zu schützen, gibt er sie ebenfalls für seine Tochter aus, und ändert ihren Namen, so daß sie anstatt Hungiu (rother Jaspis), wie sie bisher hieß, Wukiau (Reizloß) genannt wurde, indeß seine eigene Tochter, welche nicht durch Schönheit glänzte, von jeher Wuyen (Unschön) genannt worden war. Seine nächste Sorge ging nun dahin, dem Versprechen, das er seinem Schwager gegeben hatte gemäß, Wukiau einen Mann zu suchen, der ihrer würdig sey. Allein er suchte vergebens! keiner der heirathbaren Jünglinge konnte sich an Geist und Wissenschaft mit Fräulein Ye messen, — denn nur diese Eigenschaft verlangte Hr. Ye von seinem Schwiegersohne, Geld hatte er genug, und dem Gelehrten stehen in China alle Ehrenstellen offen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

Unsere Residenz bietet in einem fort das Gemälde einer regen und rastlosen Thätigkeit dar, besonders vom Gegenseinanderwirken der schönen Künste belebt. Kaum war die Kunstausstellung der Gemälde, wo sich besonders die herrlichen Landschaften des Galleriedirektors Revel ausgezeichnet und die Bewunderung aller Kenner und Layen auf sich gezogen haben, und die nach einer längern Dauer, früher gegen Bezahlung dann, zur Erleichterung ärmerer Beschauer, unentgeldlich eröffnet stand, geschlossen, als vielseitig die Theilnahme des Publikums aufs Neue in Anspruch genommen wurde. Dem. Garnerin, welche in Gesellschaft ihres Vaters früher ihren Luftball und den damit verbundenen Fallschirm im Redoutensaal gezeigt hatte, begann vor einer zahlreichen Ver-

sammlung ihre neun-und-zwanzigste Luftfahrt, und ließ sich aus einer Höhe von 370 Klaftern wohlbehalten in dem, von ihrem Vater verfertigten Fallschirme zur Erde; Herr Brzesziny, Erfinder einer Dampfkanone, führte den Versuch über 200 Kugeln in einer Minute auf ein gegebenes Ziel zu schießen, und damit Eisenblech zu durchlöchern, glücklich durch; der erste Kämpfer der königlichen Akademie zu Paris, Herr Lebesnier (gegenwärtig zugleich als bedeutender Machinist beym Wiener Theater angestellt), ließ seine wirklich beyspiellose Stärke, mit welcher er 2000 Pfund von der Erde emporhebt, einen großen Tisch, auf welchem fünf Personen eine Kollation einnehmen, mit den Zähnen aufhebend, einige Augenblicke herumtragen u. dergl. bewundern, und bewährte zugleich in seinen mimisch plastischen Darstellungen ein erfolgreiches Studium der bildenden Kunst. Herr Souchetti stellte in seinem, am Eingang des Praters neu erbauten prächtigen Marstempel die österreichische Land- und Seemacht mit beweglichen Figuren dar, auf dem Graben wurde ein Kosmograma, Wanderungen durch Pompeji gezeigt. Enslen eröffnete eine neue optische Zimmerreise, von Aken verschaffte uns das seltne Schauspiel einer ihre Jungen säugenden Löwin, ein Herr Ab Rinent zeigte lebendige Klapper- und Riesenschlangen. Der Kunstreiter Bach war nach einer langen Abwesenheit zurückgekehrt, eröffnete auf's Neue seine Vorstellungen im Circus gymnasticus, zugleich in den Kunstreitern Baßin und Constant wackere Nebenbuhler findend; Dem. Rosa Mariani gab im Redoutensaale eine Vorstellung in der Fechtkunst, wobey die vorzüglichsten Fechtmeister mitwirkten, und es schwer zu unterscheiden war, ob sie gezwungen oder aus herkömmlicher Artigkeit der Dame den Sieg über sie gestatten mußten oder wollten.

Was das Theater betrifft, so überragt die Hofbühne noch immer alle übrigen, nicht allein durch die Bedeutenheit der Stücke, welche sie zur Aufführung bringt, sondern noch mehr dadurch, daß sie das höhere Ziel, auf Bildung und Veredlung des Geschmacks und der Sitten einzuwirken, unabläßig verfolgt, und sich durch keine laut oder im Geheim geäußerte falsche und unverständige Ansicht und Meynung irre machen läßt. Der Ferial-Monat und die vielen Gastrollen, unter welchen die der Mad. Stich vom Berliner Hoftheater die bedeutendsten genannt werden müssen, verhinderten die Darstellung neuer Stücke von Bedeutung, als welche wir nur „die Tochter der Luft," nach Calderons Idee von Raupach, und „Erziehung" ansehen können, ein Familiengemälde in fünf Akten, nach dem Französischen von Mosel, dem wir bereits die geistreichen Uebersetzungen des Paria, und die musterhafte Bearbeitung der „Schule der Alten" verdanken. Raupachs Stück gefiel in den ersten drey Akten bedeutend. Dem. Müller in der Hauptrolle war ausgezeichnet. Schon gegenwärtig auf einer hohen Kunststufe stehend, berechtigt sie zu noch größeren Erwartungen. „Erziehung" macht durch einen lebhaften Kontrast zwischen einem einfachen und einem überbildeten Mädchen die Gefahren einer verkehrten Erziehung anschaulich, und verbindet so den ästhetischen Zweck mit dem sittlichen, ohne dem erstern Eintrag zu thun; eine Aufgabe, deren Lösung besonders jenen Bühnen anvertraut ist, die als Bildungsinstitute der Nation angesehen werden müssen. Freylich füllen derley Stücke nicht immer die Häuser, dieß zu thun ist aber auch nicht die höchste Aufgabe, welche eine Hofbühne zu verfolgen hat. Von den Gastrollen berühre ich nur die der Mad. Stich als die ausgezeichnetsten. Sie trat zuerst in der Phädra auf, und hernach zwey Mal als Julie in Romeo und Julie, zwey Mal in der Donna Diana, in der Jungfrau von Orleans, als Lady Milfort in Kabale und Liebe, in — Haß allen Weibern, und der dramatischen Aufgabe „Komm her," in der Maria Stuart als Maria, zwey Mal in der Schule der Alten, im lezten Mittel als Baronin, zwey Mal in Alexander und Darius, zwey Mal in der Tochter der Luft. Mit der zweyten Vorstellung der Julie beschloß sie ihre Gastrollen. Die Künstlerin erfreute sich wieder der allgemeinsten Theilnahme, obschon Manche sich und Andere überreden wollten, es sey damit doch nicht so lebhaft hergegangen, wie bey ihrem vorletzten Besuche in Wien. Gegen Meynungen ist schwer zu streiten, zumal wenn sie aus unlautern Gründen entstehen. Thatsache ist, daß Mad. Stich, so oft sie spielte, das Haus füllte, daß sie jedes Mal zwey, auch drey Mal gerufen wurde, und daß, incredibile dictu, sämmtliche Recensenten in den Wiener Zeitschriften auch nicht ein Aederchen zu tadeln wußten, sondern allzumal mit vollen Backen in die Lobtrompete stießen. Hätte Mad. Stich nicht zur ersten Debut-Rolle die Phädra gewählt, so würde der Beyfall, den sie während ihrer Anwesenheit erhielt, noch bedeutender gewesen seyn, allein jene hohe Tragödie, in welcher wir die Schröder zu bewundern Gelegenheit haben, sagt dem Talente jener Künstlerin weniger zu als das sogenannte Leidenschafts-Trauerspiel, oder das feinere Lustspiel. Unser Publikum, welches gerne den Weg des Vergleiches einschlägt, stellte sie in jener Rolle der Schröder gegenüber, hinter welcher sie darin zurückblieb. Als Julie gefiel wieder besonders die Balkonscene, wo Mad. Stich allen Zauber der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit entfaltete. Schon allein ihr Herunterbeugen zu Romeo ist fast unnachahmlich. Die Schlußscene des vierten Akts spielte sie mit ergreifender Wirkung. In der Donna Diana und als Jungfrau von Orleans zeigte sie sich durch ein großartiges Verschmähen des Theater-Effektes als vollendete Künstlerin. Dieß und ein plastisches Ausprägen der Rolle gehören zu den charakteristischen Eigenheiten der Mad. Stich. Alles ist immer bey ihr aus einem Gusse, und eher wird sie eine schöne Einzelnheit um des Ganzen willen fallen lassen, bevor sie das Ganze um eines Theils willen aus den Augen läßt. So erschien sie in der Schule der Alten, so in der Tochter der Luft; als Milfort, Stuart und in den kleineren Stücken hab' ich sie nicht gesehen. In Alexander und Darius konnte sie weniger durchgreifen, weil das Stück, welches bey ihrem Auftreten das erste Mal gegeben wurde, nicht ansprach. Es ist unbestritten Zeuge eines schönen poetischen Talents, aber zugleich auch eines Talents, welches mit den Erforderniſſen eines größern dramatischen, für die Darstellung berechneten Gedichtes nicht im Reinen ist. Wir sehen hier wohl Materialien zu einem Ganzen, aber das Ganze fehlt, es sind Stücke da, aber das Stück wird vermißt. Dem Anscheine nach bedeutende Begebenheiten sind ohne Folgen. Wozu all der Uebermuth Alexanders, wenn er zulezt nicht bestraft wird. Unbefriedigt wie er selbst, verlassen wir das Schauspielhaus, wenn wir nicht wissen, was mit ihm geschieht, und keine höhere Anschauung oder Erkenntniß mit nach Hause nehmen können. — Einen zu betrauernden Verlust erlitt die Hofbühne durch den Tod der Dem. Weber, welche nach kurzer Krankheit in der Blüthe ihrer Jahre starb. Selten ist eine Schauspielerin so allgemein und so herzlich betrauert worden wie sie, wozu größtentheils die liebenswürdige Anspruchslosigkeit, welche ihr eigen war, und der gute moralische Ruf, welchen sie genoß, beygetragen haben. Eine bedeutende Zahl ihrer Bekannten und Gönner hatten sich bey dem Leichenbegängniß eingefunden, ihr Sarg wurde von Schauspielern durch die Kirche getragen, eine große Anzahl von Wagen geleitete den Leichenzug nach dem Friedhofe, wo von Freundinnen und Kunstverwandten frische Blüthen der Hingewelkten in's Grab gestreut wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Kunstbl. Nr. 1. u. Monatsreg. December.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Januar 1827.

Ich wußte nichts von China, als es sey
Ein trefflich Mittel gegen's kalte Fieber.
Und jezt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so ganz kuriose Bräuche hier
Vorfinde, so kuriose Schwüre und Geseze,
Und so kuriose Frau'n und Herrn.

Schiller. Turandot.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages besuchte Herr Gu, die Lieblichkeit des Frühlings zu genießen, einen öffentlichen Ort, wie unsere Herren nach Kannstadt, Richters Garten, der Au u. s. w. gehen, es hieß aber dieser der Tempel der Unsterblichen. Die Wände des Tempels, der mit den schönsten Blumen aufgepuzt war, waren mit auserlesenen Versen beschrieben, mit deren Lesen man sich unterhielt. Gu nahm in einem der Zugänge ein frisch beschriebenes Papier wahr, er las es und fand darauf ein Gedicht, — „das Lob der Pflaumenblüthe" (welche wirklich in dieser Zeit die Besuchenden herbeyzog), ein Gedicht, dessen vollendete Schönheit und seltner Werth ihn in Erstaunen sezte. Auf seine eifrige Nachfrage erfährt er, dessen Verfasser sey ein Herr Sse Ye-uye, ein sehr unbemittelter Student von neunzehn Jahren, dessen Fleiß und Talente aber allgemein gerühmt wurden, indeß seine angenehme Gestalt Wohlgefallen erregte. Herr Gu ist hoch erfreut, denn es scheint ihm unzweifelhaft, daß er in Herr Ye-uye den für Wukia-u bestimmten Gemahl gefunden habe. Er sucht den Jüngling auf, den er an eines Waldes Saum mit mehreren Jugendgenossen neben einem auf den Rasen gebreiteten Scharlachteppich gelagert findet, wo sie beym Wein Verse und Musik machen. Er findet ihn sehr liebenswürdig, läßt gleich des folgenden Tages eine Unterhändlerin kommen — ein in Nanking sehr honorables Gewerb — erlaubt ihr, die schöne Hongiu, jezt Wukia-u genannt, zu betrachten, und sendet sie an Herr Lizentiat Sse Ye-uye ab, um ihm Fräulein Wukia-u zur Frau anzutragen. Madame Unterhändlerin begibt sich zu dem armen Lizentiaten, der sie höflich empfängt, ihr eine Tasse Thee reichen läßt, und nachher ihren Auftrag vernimmt. Lange kann er nicht glauben, daß der vornehme, reiche Herr Gu die Absicht habe, ihm seine Tochter zu vermählen; aber sein Sinn steht darauf, ohne Rücksicht auf Reichthum und Stand, nur das geistreichste, gebildetste, schönste Mädchen zu wählen; eine solche im Besitz jedes andern Vorzuges konnte Herr Gu seinem Ermessen nach keinem armen Unbekannten anbieten. Er war daher mißtrauisch und verlangte die Schöne vorher zu sehen. Die Unterhändlerin, welche wegen der Verborgenheit, in der die Weiber im Innern des Hauses leben, Herrn Gu's eigene Tochter nicht gesehen hatte, machte ihm einen Ort, gegenüber eines Gartenhauses des Herrn Gu, bekannt, wo er das Fräulein am Fenster belauschen könne. Ye-uye begab sich dahin; unglücklicherweise zeigte sich aber statt Hongiu Herrn Gu's rechte Tochter, Wovan am Fenster; diese entsprach nicht Herrn Ye-uye's Ideal, und er trug der Unterhändlerin, wie sie sich verabredetermaßen wieder bey ihm einstellte, eine abschlägige Antwort auf. Herr Gu ward dadurch sehr verlezt; allein alle Eigenschaften des stolzen Jünglings erfüllten seine Wünsche für seiner Nichte Versorgung auf eine so genügende Weise, daß er die Unterhändlerin zum zweyten Mal an ihn absendete. Wie Herr Sse bey seiner

Weigerung beharrte, ließ er sich von seinem Zorn verleiten, den Rektor des Lyceums in Nanking dahin zu vermögen, daß er unter dem Vorwand einer halsstarrigen und vorlauten Gesinnung (etwa chinesische Umtriebe?) ihn des Grades eines Lizentiaten durch öffentlichen Anschlag beraubte.

In eben diesen Tagen, wo der arme schutzlose Student diese Ungerechtigkeit erfuhr, erhielt Herr Gu die Nachricht, daß sein Schwager Pe seine Botschaft in der Tartarey glücklich vollbracht habe, und vom Kaiser mit neuen Ehren gelobnt, in die Hauptstadt zurückkehre, daß er selbst ebenfalls eine Beförderung erhalten, und sich nach Pecking zu begeben aufgefordert sey. Ueber diese angenehmen Vorfälle vergaß Herr Gu den armen Studenten, so daß er seinen Schwager, der, um seine Tochter abzuholen, seinen Rückweg vom Tartarenlager über Nanking genommen hatte, nur flüchtig den mit Sse Ye-upe gehabten Verkehr erzählte. Der wackere Pe mißbilligte die an Sse geübte Rache, er erbat die Rückgabe eines Lizentiatendiploms von dem bereitwilligen Rektor und reiste mit seiner Tochter nach Pecking ab. Herr Sse erhielt in den Tagen vor Herrn Pe's Abreise eine Botschaft von seinem väterlichen Oheim, Generalinspektor Herrn Sse, welcher sich bey seinem herannahenden kinderlosen Alter seiner erinnerte und ihn liebevoll einlud, Sohnesstelle bey ihm zu übernehmen. Dieser Vorschlag konnte Ye-upe nur angenehm seyn, nur in der Hauptstadt hoffte er das Ideal eines Weibes zu finden, so wie er es zu seiner Gemahlin verlangte, und so entschloß er sich, stehenden Fußes zu seinem Oheim zu eilen, der auf seiner Reise nach Pecking begriffen, ihn auf dem, wenige Stunden entfernten Kanal in seiner Barke erwartete. Herr Ye-upe stieg, von seinem Diener, der ihm zu Fuße folgte, begleitet, demzufolge eilig zu Pferd, hatte aber nur erst einen kleinen Theil des Weges zurückgelegt, als ihm auf einem Kreuzweg ein Mensch in den Zügel fiel und flehentlich um seine Peitsche bat. Herr Ye-upe, der kein besonders geschickter Reiter war, ein stätiges Pferd hatte und sonach die Peitsche nicht wohl entbehren konnte, auch über den Aufenthalt zornig ward, wehrte den Mann erst mit Worten, bald aber mit Schlägen ab; der Streit zog Zuschauer herbey, und der Mann, der nicht abließ um die Peitsche zu bitten, erzählte endlich: ihm sey sein Weib von vier Räubern entführt worden; nachdem er sie vergeblich gesucht, habe er einen klugen Mann und Wahrsager, der in einem nahen Kloster wohne, um Rath befragt. Von diesem sey er angewiesen worden, zu einer bestimmten Stunde an diesen Kreuzweg zu gehen, dort werde er einen Reiter antreffen, den er ihm umständlich beschrieben und zum Wahrzeichen noch hinzugesetzt, daß dieser Reiter auf eine Heirath ausgehe; diesen solle er um seine Peitsche bitten, und während er diese in der Hand halten würde, werde er seine Gattin finden. Er habe dem Wahrsager gefolgt, Herrn Sse's ganze Gestalt sey mit der von dem Wahrsager gemachten Beschreibung übereingekommen und auf dessen Verheißung trauend, bitte er um des Reiters Peitsche. Ye-upe und die Umstehenden fanden, daß diese Zumuthung unter den Umständen nicht abzuschlagen sey, allein da der Reiter die Peitsche sehr entbehren werde, sollte der fremde Mann ihm dagegen eine derbe Weidengerte abschneiden. Dazu war dieser willig, er kletterte, die erbetene Peitsche in der Hand, auf eine alte, innerhalb der Ringmauer einer nahe liegenden Kapelle stehende Weide, um dieser Bedingung zu genügen. Doch während er die Gerte abschnitt, hörte er Wehklagen aus der Kapelle ertönen und erblickte vom Baume aus seine Frau, die, von drey Räubern gewaltsam zurückgehalten, zu entfliehen versuchte. Der Mann sprang schnell vom Baume, seine Frau zu befreyen; die Räuber entwischten und Ye-upe so wie alle Umstehende waren über die wundervolle Erfüllung von des Wahrsagers Prophezeihung erstaunt. Nachdem der Mann mit seiner wiedergefundenen Gattin dankbar und fröhlich seinen Heimweg angetreten hatte, fiel es Ye-upe erst ein, daß der wundersame Wahrsager, der ihn und seine innersten Gedanken so genau kenne, ihm vielleicht rücksichtlich seiner Wünsche in der Wahl einer Gattin einen guten Rath zu geben im Stande seyn würde. Obgleich er sehr eilte, zu seinem Oheim zu gelangen, hoffte er doch, den kleinen Umweg nehmen zu können und schlug die Straße nach Ke-upung, dem Wohnorte des Wahrsagers, den er von dem fremden Manne genau erkundet hatte, ein; doch er hatte schlecht gerechnet, die Sonne ging unter, es wurde dunkel und die Kapelle von Ke-upung war noch immer nicht erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

Lebensumstände und erstes Auftreten Talma's.

Bey einem Künstler, und besonders bey einem großen Schauspieler, ist es ganz anders als bey andern großen Menschen, welche die Geschichte mit ihren Handlungen und ihren Werken der Nachwelt überliefert. Ihren Ruhm kann die Zeit nicht reisen; die Zeitgenossen können ihnen nie nahe genug seyn. Um von einem Staatsmann, einem Feldherrn, einem Schriftsteller oder Könige zu sprechen, darf man beynahe nicht zu seiner Zeit gelebt haben, darf sein Andenken weder im Guten noch Bösen unsere Gefühle rege machen; um aber den Schauspieler zu schildern, muß man vor der Schaubühne, deren Zierde er war, geschaudert und geweint haben. Talma selbst schreibt hierüber; „Ein Unglück unserer Kunst ist, daß sie gleichsam mit uns stirbt. Andere Künstler hinterlassen Denkmäler in

ihren Werken; das Talent des Schauspielers lebt nach seinem Tode nur noch in der Erinnerung seiner Zuhörer."

Franz Talma wurde zu Paris den 15ten Januar 1760 von wohlhabenden Eltern geboren, die nichts an seiner Erziehung versäumten; er brachte einen Theil seiner ersten Jugend in England zu. Erst nach seiner Rückkehr nach Paris im fünfzehnten Jahre flößte ihm der Besuch des théâtre français Geschmack an der Deklamation ein. Er besaß von Natur eine düstere Phantasie und eine außerordentliche Nervenreizbarkeit, traurige Vorzüge, die ihm aber einst die Leichtigkeit geben sollten, sich zur Begeisterung zu stimmen, die so nothwendig ist, um in den Geist der Rollen einzudringen. Dieses Temperament äußerte sich schon, als er im Alter von zehn Jahren in einer Tragödie (Tamerlan), welche die Kinder seiner Pension aufführten, die lezten Augenblicke eines Freundes, der von seinem Vater zum Tode verurtheilt war, zu erzählen hatte. Er war so erschüttert, daß seine Thränen während der Darstellung strömten und er noch eine Stunde nachher nur mit Mühe zu trösten war. Von nun an schien sein Beruf entschieden. Nach vollendeten Studien kehrte er zu seinem Vater nach London zurück. Lord Harcourt und einige andere Herren, die ihn hier mit einigen jungen Franzosen kleine französische Stücke hatten aufführen sehen, drangen in seinen Vater, ihn auf die englische Bühne zu bringen, und dieser, selbst ein Freund des Theaters und stolz auf das Talent seines Sohnes, war nicht abgeneigt. Besondere Umstände brachten ihn jedoch nach Paris zurück, wo ihn sein Geschmack für das Theater die Bekanntschaft mehrerer berühmter Schauspieler suchen ließ; er besuchte die königliche Schule der Deklamation, und genoß daselbst Molés Unterricht und Dugazons Freundschaft.

Mademoiselle Sainval, die jüngere, soll ganz vorzüglich zu seinem Entschlusse, in Barons und Lekains Fußstapfen zu treten, beygetragen haben. Wenige Tage vor seinem Auftreten hatte Talma seine Freunde in einem Theater in Marais versammelt, um ihr Urtheil zu hören. Ihre strengen Urtheile hatten ihn bereits in seinem Entschlusse wankend gemacht, als die junge Schauspielerin, welche die Liebhaberinnen auf dem théâtre français spielte, ihn seine Schüchternheit besiegen lehrte.

Talma trat zum ersten Mal auf dem théâtre français den 27sten November 1787 in der Rolle des Seide auf; er suchte von nun an die Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, und gab sich eine zweyte Erziehung, die des Künstlers.

„Das Theater," so schreibt er selbst gegen das Ende seiner Laufbahn, „soll für die Jugend ein lebendiger Lehrkurs der Geschichte seyn; man darf ihr keine falschen Ideen über die Sitten der Völker und die Personen geben, welche die Tragödie wieder in's Leben ruft. Ich erinnere mich wohl, daß ich mir in meiner Jugend die Helden und Könige so dachte, wie ich sie auf dem Theater gesehen. Bajard stellte ich mir vor in einem eleganten, chamoisfarbenen Kleide, ohne Bart, gepudert, frisirt wie einen Stutzer vom achtzehnten Jahrhundert; ich sah Cäsar in einem schönen Kleid von weißem Atlas stecken, mit fliegenden Haaren und Bandschleifen. Näherte sich zuweilen ein Schauspieler in seinem Kostüm der antiken Tracht, so zerstörte er ihre Einfachheit durch das Uebermaß lächerlicher Stickerey. Lekain gelang es nur zum Theil das lächerliche Theaterkostüm zu verbannen, ohne daß er das wahre einführen konnte. Diese Kunst war damals völlig unbekannt, selbst den Nachbarn. Es war dieß die Zeit der Boucher und Vanloo, die sich wohl hüteten Raphaels und Poussins Beyspiel im Anpassen der Kostüme an das Zeitalter zu befolgen. Erst Davids Erscheinen ermunterte vorzüglich die jungen Künstler zu Studien dieser Art; vertraut mit den meisten derselben, warf ich mich mit lebhaftem Eifer darauf; ich wurde Maler auf meine Weise, ich hatte viele Schwierigkeiten und Vourtheile, weniger von Seiten des Publikums als von Seiten der Schauspieler zu überwinden; aber endlich wurden meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und ich kann ohne Eigenliebe sagen, daß mein Beyspiel auf sämmtliche Theater Europa's großen Einfluß gehabt hat. Lekain wäre nicht im Stande gewesen diese Schwierigkeiten zu überwinden. Wie hätte er die nackten Arme, die antike Fußbekleidung, die ungepuderten Haare, die langen, wollenen Gewänder wagen können, eine Tracht, die damals für schmutzig und unschicklich gegolten hätte. Lekain that indessen was er konnte, er that den ersten Schritt."

Das römische Kostüm in seiner ganzen strengen Einfachheit versuchte Talma zuerst in einer untergeordneten Rolle des Trauerspiels Brutus. Er erschien im wollenen Gewand und schwarzen Haaren. Mademoiselle Contat rief, als sie ihn so vor dem Auftreten in der Kulisse sah: „Pfui, wie ist er so häßlich, er sieht aus wie eine Statue!" und flößte ihm dadurch unwissend Muth ein. Sein Erscheinen erregte, wie zu erwarten war, allgemeines Erstaunen unter den Zuschauern; sie waren an die rothen Absätze, die französischen Kleider der Helden der Fabel und der Geschichte gewöhnt; aber der junge Schauspieler siegte über die Vorurtheile eines Parterres, dem Neuerungen mißfallen, und das durch das überlegene Talent Talmas noch nicht gefesselt war.

Indessen bereiteten sich ganz andere Veränderungen vor, und die Revolution sezte alle Gemüther in Gährung. Talma bekannte sich mit Eifer zu den Grundsätzen und Wünschen der konstituirenden Versammlung. Sein Freund, der jüngere Mirabeau, vertraute ihm im Jahr 1789 die wichtige Rolle Carls IX. in der Tragödie dieses Namens an. Der Verfasser und der Schauspieler ernteten gleichen Beyfall; aber Ludwig XVI. hatte die Schwache

heit einer Deputation von Bischöffen nachzugeben, welche verlangten, daß das Stück wegen seiner außerordentlichen Wirkung auf das Volk verboten werden sollte. Mirabeau der ältere, der die Besorgniß der Bischöffe zu Gunsten der Henker der Bartholomäusnacht nicht theilte, ließ die Tragödie von einem Parterre verlangen, das beynahe ganz aus Einwohnern der Provence bestand, die ihn selbst zur Versammlung gewählt hatte.

Dieses Verlangen des Publikums, und die Weigerung der meisten Schauspieler, die, wenn sie gleich ihrem Theater den Namen eines Nationaltheaters gegeben hatten, aristokratische Grundsätze hegten, veranlaßte zwischen ihnen und Talma Mißverständniß und Spaltung. Denn er selbst sagt von sich: „erzogen zu London auf dem glücklichen Boden der Freyheit, habe ich mich mit Eifer der Sache der Revolution ergeben, aus Grundsätzen sowohl als aus Dankbarkeit, sie hat mich zum Bürger gemacht; vorher war ich blos würdig es zu werden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Fortsetzung.)

Die übrigen Theater bewegen sich mit größerem und geringerem Glücke neben der Hofbühne, und sind nun alle wieder eröffnet. Das Kärnthnerthor-Theater hat Barbaja auf drey Jahre gepachtet, und die Theater in der Josephsstadt und an der Wien stehen unter gemeinschaftlicher Leitung der Henslerschen Erben, und des Münchner Hofschauspielers und Direktors Carl. Das Theater in der Leopoldstadt wird von einem Ausschusse geleitet. Besonders besorgt für die Unterhaltung des Publikums ist das Theater in der Josephsstadt. Was den Wechsel von Stücken anlangt, und die scenische Ausstattung derselben, weiß es selbst zu hoch gestellte Forderungen zu befriedigen. Hauptsächlich ist die Pantomime dort gut bedacht; das Lustspiel hat durch das Engagement des Herrn Scholz vom Gräzer Theater, eines lebendigen und dabey die Grenzen der Wahrheit nicht übertreibenden Komikers viel gewonnen. Nicht minder thätig ist das Wiedner Theater. Carl hat mit dessen Direktion fast das Unmögliche geleistet; mit geringen Mitteln füllt er ein Haus, welches man vor ihm fast verwaist nennen durfte, da sich Unglücksfälle seltner Art, und die öffentliche Meynung dagegen erhoben. Wenn eine festere Stellung gewonnen seyn wird, so läßt sich von des Direktors bekannten, unermüdlichen Eifer und seiner theatralischen Wirksamkeit, welche nur fast zu sehr angespannt werden, viel Erfreuliches erwarten. Das Leopoldstädter Theater weiß seinen eigenthümlichen Charakter, den eines eigentlichen Volkstheaters fortwährend zu behaupten. Raimund und Schuster sind noch immer die Seele desselben, die Krones dürfte im Lokalfache kaum eine Schauspielerin ihres Gleichen finden. Ersterer, welcher seit einiger Zeit mit bedeutendem Glücke auch als Lokaldichter auftrat, hat lezthin ein Stück unter dem Titel: „das Mädchen aus der Fremde“ oder „der Bauer als Millionär“ zur Aufführung gebracht, welches die Theilnahme des Publikums auf eine ungewöhnliche Weise in Anspruch nimmt. Es wird in einem fort mit immer vermehrtem Beyfalle gegeben, und verdient ihn auch in der That, nicht allein in Rücksicht der Bühnenwirkung, sondern auch der wirklich plangerechten Erfindung. Obschon durch drollige Beweglichkeit sehr ergötzlich, führt es zugleich die bedeutende Grundidee: „memento mori“ anschaulich durch. Der Millionär erscheint am Ende als Aschenmann, und ruft ziemlich ergreifend seinen Ruf „Asche“ in die lärmenden Freuden der Welt. — Das Kärnthnerthor Theater hat viele Leistungen versprochen, welche wir, wenn sie erfolgt sind, besprechen werden. In den Wintermonaten erwartet man die italienischen Sänger, und eine Verbesserung des Ballets, welche noth thut, da die vorzüglichsten Tänzer nach einigen Darstellungen uns auf unbestimmte Zeit verlassen haben. Von Balletten machte Joko, der brasilianische Affe, Furore, in welchem ein Herr Briol die Rolle des Affen mit vieler Behendigkeit und Täuschung gab. Er kletterte auf mehreren Bäumen, sprang von einem Baum zum andern, machte verschiedene Kunststücke mit einem Stocke u. dergl. Das unflätige Jucken und Verzehren von Ungeziefer verdient eine um so strengere Rüge, da es häufig geschah. Die Gesellschaft der französischen Schauspieler befriedigte die Erwartungen nicht ganz, welche man von ihr hatte. Ein Theil der Ursache davon lag darin, daß jene Erwartungen zu überspannt waren, und man die Unvorsichtigkeit beging, die Sänger zum ersten Debut in einer Oper auftreten zu lassen, welche Stimmen erfordert, die den meisten Mitgliedern der Gesellschaft fehlten. In der Folge gefielen sie besser; eine allgemeine Theilnahme erregte sie nie. Der Vorzüglichste der Gesellschaft ist Herr Clement, Komiker. Herr Brice als Liebhaber, und Herr Frabello, der Väter-Rollen spielt, dürfen neben ihm genannt werden. Der übrige Theil der Gesellschaft ist weniger bedeutend, und hält keinen Vergleich mit den obgenannten Mitgliedern aus. Gegenwärtig haben sie ihre Vorstellungen auf dem Kärnthnerthor Theater beschlossen, und setzen sie im Redoutensaale gegen Abonnement in einem niedlich erbauten Theaterchen, aber zu einer unbequemen Stunde fort. Der Anfang ihrer Stücke, wovon meistens zwey gegeben werden, ist nämlich 10 Uhr Abends. Die Vorstellungen werden größtentheils nur vom Adel besucht. Da man nun mit der Natur ihrer Leistungen vertraut ist, gefallen sie dort besser, besonders weil die Regsamkeit und das Ineinandergreifen ihres Spieles in der Komödie und dem Vaudeville vorzüglich genannt werden müssen. Die deutsche Oper ist ziemlich verwaist. Von Bedeutung sind nur der Bassist Forti, der aber bereits nach Neapel gereist ist, und Dem. Schechner, früher beym Münchner Hoftheater engagirt, eine der ersten Sängerinnen Deutschlands. Bey dem übrigen Personale ist mehr der gute Wille als die Leistung zu loben. Wenn wir auf die frühere Blüthezeit der Oper zurückdenken, als die beyden Hoftheater noch miteinander vereint waren, auf den Kunstverein einer Milder, Buchwiesen, Seidler, eines Vogel, Weinmüller, Wild, können wir nur wehmüthige Erinnerungen feyern. Die weiße Frau, Musik von Auber, durch Castelli, dann „der Maurer und der Schlosser.“ Musik von Auber, durch Seidl bearbeitet, haben am meisten gefallen. Als Virtuosen waren Maras, Vimercati, besonders aber Moscheles ausgezeichnet, welcher leztere auf seiner Durchreise zwey Akademien gab, und darin nicht nur seinen frühern Ruhm bewährte, sondern noch Gelegenheit gegeben hat zu behaupten, daß er ihn vergrößert habe.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Januar 1827.



Sägt auch nicht soviel mit den Händen durch die Luft, sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm, — Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt Ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt.

Shakspeare. Hamlet.

Der englische Gesandte und der Reis-Effendi.

Großbrittanniens Gesandte
Bey der hocherhabnen Pforte,
Um ein altes Recht zu wahren,
Auch wohl um ein neues Vorrecht
Für die Zukunft zu erlangen,
Sendet eine lange Note,
Derb und höflich, diplomatisch
In des Reis-Effendi's Wohnung. —
Darin steht, nach vielen Klagen
Ob der Neuerung der Topschis,
Daß er solche Ehrenwache
Zu erhalten nicht gewohnt sey. —
Bauend auf die gute Sache
Heg' er die gerechte Hoffnung
Zu des Divans weisem Rathschluß,
Daß sich die erhabne Pforte
Wenden werde zu den alten,
Längst schon hergebrachten Formen,
Und ihm, nämlich dem Gesandten,
Gönnen werde nach Gewohnheit,
Und wie's üblich, Janitscharen,
Als ein schützendes Gefolge.
Demzufolge und wasmaaßen
Könn' er die gesandten Topschis
Provisorisch nur empfangen,
Nur erdulden provisorisch. —
Lange währt es, bis die lange,
Feingewandte derbe Note
Dem Effendi vorgetragen
Von dem Dragoman der Pforte.
Aber ruhig und gelassen
Hört sie auf dem weichen Polster
Der ungläub'ge Diplomate
Bis zum allerlezten Worte. —
Dann — nach einer Pause — sagt er:
Provisorisch, provisorisch?
Richtig. Denn es ist ja alles,
Was der Mensch thut, provisorisch.
Ewig nur allein ist Allah,
Allah, die allein'ge Gottheit. —

Ludwig Robert.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

Am 21sten Juli, als eben der Vorhang für das kleine Stück aufging, verlangten die Deputirten der Provence, gereizt durch die Weigerung der Schauspieler, während alle Korporationen, ganz Paris wetteiferten, ihnen gefällig zu seyn, Karl IX. „Man gab Epimenides; wir waren zu drey auf der Bühne, Naudet, Mademoiselle Lange und

ich. Einer der Deputirten hatte sein Verlangen schriftlich verfaßt, er liest es vor, es wird lebhaft beklatscht und wiederholt gerufen: Karl IX. Karl IX.! Naudet gibt zur Antwort, es sey unmöglich, das Stück zu spielen; Mademoiselle Vestris sey krank und Saint Prix durch ein Rothlauf am Bein abgehalten. Das Geschrey nimmt zu: ich höre, wie meine Gesellschaft öffentlich des Einverständnisses mit den Feinden der Revolution beschuldigt wird; ich sehe, daß die Zuschauer im Begriffe sind, in ihren Ausschweifungen so weit zu gehen, daß die öffentliche Sicherheit dadurch gefährdet werden konnte. Erfüllt von diesen Gedanken, trete ich ohne weitere Rücksicht vor und spreche: Meine Herren, Mademoiselle Vestris ist wirklich unpäßlich; aber ich kann davor stehen, daß sie spielen und Ihnen diesen Beweis ihres Eifers und ihres Patriotismus geben wird; was die Rolle des Kardinals betrifft, so wird sie vorgelesen werden." Dieß hatte das Publikum verlangt."

Karl IX. wurde wirklich gespielt. Dieser Vorfall, der sich mit einem Zweykampf zwischen Naudet und Talma endigte, ist von Wichtigkeit in dem Leben des berühmten Schauspielers, weil er ihn und einige seiner Kameraden zu dem Entschlusse veranlaßte, ein neues Theater in der Straße Richelieu zu gründen; und hier schimmerte sein Talent, unterstützt von Monvel, Dugazon und Mademoiselle Vestris in neuem Glanze.

Im Laufe der Revolution blieb Talma der Liebe zur Freyheit immer getreu; er theilte das Entzücken, mit dem Frankreichs unerhörte Triumphe die guten Bürger erfüllte. Allen Parteyen fremd, trug er Niemandens Abzeichen, doch hätte ihm seine ehrenvolle Verbindung mit Vergniaud, Guadet und Condorcet beynahe das Leben gekostet; er entging nur wie durch ein Wunder den Folgen des 21sten Mai.

Erste Manier, Fortschritte und Vollendung von Talma's Talent.

Gleich bey seinem ersten Auftreten erschien Talma frey von der falschen Größe der tragischen Helden; seine Aktion war edel und einfach, seine Sprache natürlich und betont; aber den Schauspieler, der auf einem neuen Wege sich zur höchsten Stufe erheben sollte, konnte man in ihm noch nicht ahnen. Zwey Rollen, Karl IX. und Othello, verkündeten diese seine Laufbahn. In letzterer Rolle war er weit weniger vollendet als in Karl IX.; er beging darin sogar bedeutende Fehler, aber er war auf eine Weise erhaben, die von den bisherigen Bemühungen um die Gunst des Publikums völlig verschieden war.

Indem er aber seine bisherige Manier änderte, während er dabey Schönheiten schuf, die man seinem Talent, so wie es damals bekannt war, nicht zugetraut hatte, verfiel er in Fehler; seine Sprache wurde, wie sie fließend und harmonisch gewesen war, hart und ungleich. Aber Heinrich VIII. von Chénier und Nero von Epicharis enthüllten uns seine Tiefe und wiesen auf den Mann hin, der einst Rollen, in denen sich berühmte Männer in der öffentlichen Meynung ein Andenken gegründet hatten, eine neue Gestalt würde geben können. Im fünften Akt von Epicharis Stück war das Spiel Talma's in Sklaventracht wie er, den Furien des Verbrechens und der Verzweiflung preisgegeben, nicht wagt den Dolch an seine Brust zu setzen, von ergreifender Wahrheit. Allgemein war vorzüglich die Begeisterung in einer Vorstellung, der Robespierre und zwey andere Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses vor den Augen des ganzen Publikums im zweyten Logenrange beywohnten.

Talma wurde von Tag zu Tag größer; man sah ihn nacheinander als Makbeth und als Hamlet. Alle glänzenden Unwahrheiten, alle Vorurtheile hatten in letzterer Rolle der Natur und der Wahrheit Platz gemacht; es war ein tief gefühlter Schmerz, der gleich einem Genius überall gegenwärtig ist, eine Melancholie, düster und zart zugleich, welche die Liebe zuweilen erhellen, aber nicht verscheuchen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Endlich kam er mit seinem Diener an ein Kloster, wo er die Nacht zu verweilen gedachte. Er ward freundlich aufgenommen, und wie die Mönche erfuhren, daß er der Neffe des Generalinspektors Se sey, mit Ehrerbietung behandelt. Auf seine Nachfrage hörte er, das Kloster sey einst von Herrn Pe, Ceremonienmeister erster Klasse, der hier ein Landgut besitze, erbaut worden, um den Himmel seinen Wunsch nach Kindern günstig zu machen; auch habe ihm seine Gattin darauf eine Tochter geschenkt, welche der Inbegriff aller leiblichen und geistigen Vollkommenheit sey. Pe-uye! sagte eine andere Stimme, diese Tochter müßte die ihm bestimmte Gattin seyn; der Gedanke an diese Bestimmung beschäftigte ihn so sehr, daß ihn der Schlaf floh, von der herrlichen Mondnacht angelockt, verließ er sein gastfreundliches Lager und schlich in das nahe Gebüsch. Schwatzende Stimmen leiteten ihn an einen Pavillon, in dem er, durch die Fenster blickend, zwey Jünglinge sitzen sah, die beym Wein Verse machten, sie sich einander vorlasen und lebhaft bewunderten. Se, dem diese Bewunderung, so wie die holprigen Reime sehr belustigten, brach in ein Lachen aus, das seine Gegenwart den Dichtern verrieth. Anfangs waren sie empfindlich, allein Se beredete sie leicht, daß sein Lachen ein Ausdruck der Bewunderung beym Anhören ihrer schönen Verse gewesen sey, und nun nöthigten sie ihn, als einen Mann von Geschmack, ihnen

Gesellschaft zu leisten. Bald erfuhr er, daß diese beyden Jünglinge Tschangsangu und Wenbiang heißen. Sie erzählten ihm, ein sehr schönes, wundergeistvolles Fräulein, die Tochter eines vornehmen Herren, der in der Nachbarschaft wohne, habe ein göttliches Gedicht auf die neubelaubten Weiden gemacht, und Budha in einem Gebet ersucht, er möge ihr den Dichter zum Gatten geben, der ein noch schöneres Gedicht in eben der Versart machen könne; ihr Vater habe deßhalb auf ihre Bitte einen Konkurs eröffnet, dessen genügender Ausgang seiner Tochter einen Gatten geben solle. Diesen Preis zu erlangen, hatten sich Wang und Tschang in diesem Pavillon abgearbeitet, und nun forderten sie Ye-upen auf, seine Verskunst an dem gleichen Gegenstand zu üben. Der junge Lizentiat war das wohl zufrieden, machte jedoch die geziemenden Ceremonien, und bat dann, das Mustergedicht der Fräulein lesen zu dürfen. Man holte es aus einem Kästchen herbey. Ye-upe las und ward bezaubert, entzückt, begeistert von der unbedingten Vollkommenheit der Verse. In dieser Extase schrieb er Verse nieder, deren Vortrefflichkeit die Herren Tschang und Wang in Erstaunen setzten und der genossene Wein machte die beyden Mitwerber großmürdig genug, um, Ye-upe's Bitten nachgebend, ihm zu versprechen, daß sie ihm am nächsten Morgen die Bekanntschaft der göttlichen Dichterin verschaffen wollten. Die Jünglinge wurden nun vertrauter und auf seiner neuen Bekannten Frage, ob Ye-upe Herrn Gu kenne, erzählt dieser ihnen jezt ohne Umschweife, daß er gar nicht gut mit demselben stehe, weil er seine Tochter, die er ihm zum Weibe angeboten, ausgeschlagen habe. Die Jünglinge finden das seltsam und schön; Sse macht noch ein wunderschönes Gedicht, das seinen Gesellen Ehrfurcht einflößt, sagt ihnen dann gute Nacht, und geht in sein gastfreyes Kloster zurück.

Dieser Auszug berechtigt und nöthigt uns nicht, die zahlreich eingestreuten Verse dieses Romans zu verdeutschen — auch würden uns die wenigsten unserer Leser dafür Dank wissen. Mit Herrn Sse's Wettgedicht an die Frühlingsweide wollen wir doch eine Ausnahme machen, hoffend, daß so treu wir dem Sinn blieben, doch Herrn Sse's Verse weit bessere waren, wie die unsern.

Ist die schöne Zeit gekommen,
Wo der goldne Stamm der Weide
Grünen Mantel angelegt.

O erröthe Mandelblüthe! trockne, sink' am Boden nieder!
Du mußt neiden diese Zweige, die sich zierlich neigend wiegen.
Dieser Zweige weiche Biegung, ohne Prunk und unverschlungen,
Dieses Laubes zarte Färbung, dieses Gipfels sinnig's Neigen,
Wird nicht jene junge Schöne
Aus dem Fenster sie betrachten?
Hätte, bis die Seidenraupe ihm ein Frühlingskleid gesponnen,
Dieser Baum wohl warten sollen,
Da doch jedes seiner Blättchen
Ihm zum Festgewand sich fügt?

Wie beym Erwachen am folgenden Tage die Weinlaune verflogen war, sahen die beyden windigen Gesellen sehr gut ein, daß sie sich sehr im Lichte stehen würden, wenn sie seine Verse Herr Pe übergeben ließen. Sie schmieden daher einen Betrug, vermöge dessen Tschang für den Verfasser von Sse Ye-upe's vortrefflichen Versen angesehen wird, dieser aber, dem man Tschangs elendes Gereime untergeschoben, ohne von Herrn Pe vorgelassen zu werden, eine spöttische Verabschiedung erhält. Herr Pe ist von den gestohlenen Versen so bezaubert, daß er die persönliche Bekanntschaft Tschangs sucht, und nun gar nicht begreifen kann, wie eine so erhabene Dichterseele in einem so gemeinen, unangenehmen Menschen wohnen möge. Er verhehlt seiner Tochter Han-gin diesen Umstand nicht; das Mädchen, welches die Verse mit gleicher Bewunderung ergriffen hatten, war schon von den rohen, unzierlichen Schriftzügen des Gedichts, das Tschang abgeschrieben hatte, widrig angeregt worden; jezt bittet sie den Vater dringend, den Freywerber erst genauer zu prüfen, und um ihr darin zu willfahren, lud Herr Pe den betrügerischen Tschang ein, als Hofmeister seines Brudersohnes, Yinglang in sein Haus zu ziehen. Yinglang war aber ein kränklicher, halb blödsinniger Knabe, den Herr Pe seit kurzer Zeit adoptirt hatte. Tschang begriff alle Vortheile, welche ihm diese Lage versprach, sah aber voraus, daß ihn Herr Pe auf die Probe setzen werde, ob die schönen Verse wirklich aus seiner Feder geflossen, und daß dann sein Betrug an den Tag kommen müsse. Wang ersann einen Ausweg; er rieth ihm Herrn Sse, unter dem Vorwand ihm Freundschaft zu erzeigen, seinen Pavillon zum Aufenthalt anzubieten, wodurch er in Stand gesezt werden würde, dessen Talent im Fall der Noth benützen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien.

(Beschluß.)

Die literarische Thätigkeit bringt erfreuliche Früchte hervor. Die Anzahl der Journale und Zeitschriften hat sich zwar nicht vermehrt, aber die bestehenden haben durch Sorglichkeit in der Wahl unstreitbar am Gehalte gewonnen. Die Jahrbücher der Literatur behaupten darunter noch immer den ersten Platz. Die Geschichte Wiens, durch den Historiographen des Reichs, Baron Hormaier, eilt nun rasch ihrem Ende zu. Ein in seiner Art einziges Werk vereint es gründliche, aus dem genauen Quellenstudium abgeleitete Belehrung mit einem, durch die Anschaulichkeit des Vortrags erfolgenden Interesse der Darstellung. Der Druck des ersten Theils der Hammerschen

Geschichte des osmanischen Reichs ist nun gleichfalls beendet, und nur die dazu kommende Karte des Stammgebietes der Osmanen dürfte die Erscheinung noch um ein paar Wochen verspäten. Dieser erste Theil umfaßt den Zeitraum von dem Ursprunge der osmanischen Dynastie, bis zur Eroberung Konstantinopels. Es scheint, daß der Verfasser dieselbe Eintheilung beybehält, welche er in der im Hormairischen Archiv gelieferten Uebersicht aller in Europa über osmanische Geschichte erschienenen Werke gegeben, nämlich 1) von der Gründung des Reichs bis zur Eroberung von Konstantinopel. 2) Von der Eroberung Konstantinopels bis auf Soliman den Großen. 3) Die Regierung Solimans des Großen und Selims II. der Zeitpunkt des höchsten Flors osmanischer Macht. 4) Von der Schlacht von Lepanto bis auf die Eroberung Bagdads unter Murad IV. 5) Von der Eroberung Bagdads bis auf den Carlowitzer Frieden 1699. 6) Von diesem bis auf den von Hainardschi. 7) Von dem Frieden von Hainardschi bis zum Ausbruche des griechischen Aufstands im Jahr 1821. Nach dieser Eintheilung scheint, da der erste Band den ersten Zeitraum umfaßt, das ganze Werk auf sieben Bände berechnet zu seyn, die aber in weniger als eben so vielen Jahren erscheinen werden, da bereits am zweyten gedruckt wird. Der große Vortheil, welchen der Verfasser vor allen andern bisherigen europäischen Geschichtschreibern osmanischer Geschichte voraus hat, ist nicht nur die genaue Kenntniß der orientalischen Sprachen, wodurch ihm die Benutzung der Quellen möglich wird, sondern auch der Besitz derselben, indem ihm Studien, Forschungen, Reisen und Ankäufe, seit dreyßig Jahren zum selben Zwecke unternommen, den Besitz einer Sammlung von mehr als zweyhundert orientalischer Werke über osmanische Geschichte verschafft haben, so daß seine Sammlung darin reicher ist als die aller europäischen Bibliotheken zusammen. Dazu hat er die Schätze des kais. Hausarchivs, welches an Urkunden für osmanische Geschichte ohne allen Zweifel das reichhaltigste in Europa, benutzen dürfen. Seine vorige Geschäftslaufbahn in der Levante als Leg. Sekretär und General-Konsul und seine jetzige, als Hofdollmetsch und Hofrath an der Staats-Kanzley lassen voraussetzen, daß diese Geschichte pragmatischen Werth haben werde, an welchem es fast allen bisherigen europäischen des osmanischen Reichs gebricht; auch sind alle bisherigen (den Gebrauch einiger wenigen Quellen abgerechnet) nur einseitig geschrieben, und nicht einmal die Byzantiner, viel weniger die osmanischen selbst in ihrem ganzen Reichthum gehörig benutzt worden. Das erste Verdienst um osmanische Geschichtsschreibung aus Quellen in Europa hat Gauttier Spiegel, der Hofdollmetsch Ferdinand I., sich durch die Uebersetzung einer türkischen Chronik erworben, welche hernach mit ein paar anderen Leunklau seinem Werke zum Grunde gelegt. In dem langen Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten zwischen Spiegel und Centemir ist gar nichts, und erst in der jüngsten Zeit einiges aus den Geschichtsschreibern (Resmi und Wassif) fragmentarisch übersezt worden, so daß das eigentliche Binnenland der osmanischen Geschichte bisher terra incognita geblieben, und Zelönug in seinem Essai sur les Fanaristes vollkommen Recht gehabt zu sagen: daß die osmanische Geschichte noch zu schreiben ist. Wie armselig und unkritisch Centemirs Geschichte sey, ist in dem Journal asiatique zur Genüge gezeigt worden, alle übrigen älteren und neuesten Werke über osmanische Geschichte, besonders die französischen: Petit de la Croix, Mignot, Alix, sind Kompilationen eine der andern nachgebetet, nur der Engländer Rycaut und der Venetianer Sagredo haben die Begebenheiten, wovon sie selbst Zeugen gewesen, mit achtungswerther Treue beschrieben; aber keiner der genannten, bisher geschätzten europäischen Geschichtschreiber über osmanische Geschichte hat von den eigenthümlichen Quellen derselben Notiz genommen, oder auch nur Notiz gehabt. Ich glaube nicht, daß seit Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reichs, die Byzantiner zu irgend einer Geschichte des Mittelalters fleißiger benutzt worden als zu diesem, und wie die byzantinischen hat der Verfasser auch die osmanischen benutzt. Es lebt heut in Europa Niemand, dem gleiche Hülfsmittel und gleiche Kenntnisse über türkische Literatur zu Gebote standen und bey des genialen Verfassers bekanntem freymüthigen Sinne für Wahrheit und Recht läßt sich von ihm, dem bekannten großen Orientalisten, auch als Historiker Vorzügliches erwarten. Bisher haben blos Europäer die Feldzüge wider die Türken, und die Türken haben ihre eigene Geschichte beschrieben, ohne daß die einen von den andern Kunde genommen. Herr v. Hammer mit beyden vertraut, und im Besitze aller Quellen tritt als der erste Schreiber osmanischer Geschichte auf, welcher die Zeugen beyder Seiten historisch verhört, und das Resultat derselben pragmatisch darstellt. Die Vorrede gibt über die auf seinen Reisen in der Levante sowohl als in England, Frankreich, Deutschland und Italien zum Zwecke dieser Geschichtschreibung angestellten Forschungen und über die benützten Quellen umständlichen Bericht.

Von des Patriarchen von Pyrker Rudolphiade ist gegenwärtig wieder eine neue Auflage unter der Presse, ein Beweis, welche Anerkennung des Verfassers Verdienst um das, besonders in lezterer Zeit ganz vernachläßigte Epos gefunden. Schreivogel (West) hat sich endlich zur Herausgabe einer Sammlung seiner Werke bestimmen lassen, und damit dem so oft geäußerten Wunsche der zahlreichen Verehrer seiner Muse entsprochen. Sie wird aus mehreren Bänden (ungefähr sechs) bestehen, und außer den Originalaufsätzen auch einige der vorzüglichsten Bearbeitungen der Werke großer Schriftsteller enthalten, welche durch ihn von den Schlacken des Zufälligen und Unreinen geläutert, gleichsam zu neuen Werken geworden sind. Auch jene (größeren) Aufsäze, welche uns aus dem Sonntagsblatte besonders lieb geworden, werden darin einen Plaz finden. In einer Zeit der wäßrigsten Flachheit und der verrücktesten Uebertreibung wie die unsrige, sind Werke wie die seinigen, welche Gründlichkeit und Tiefe der Erkenntniß, gereifte Erfahrung, und ein treues Studium der Natur und der Kunst mit der Lust eines ächt künstlerischen Ergötzens und einer seltenen Musterhaftigkeit des Styls verbinden, ein wahres Bedürfniß. Von Deinhardstein, welchen der Kaiser zum Professor der Aesthetik und der klassischen Literatur an der Akademie ernannt hat, ist der erste Band seines Theaters in einer besonders geschmackvollen Ausgabe bey Armbruster erschienen. Er enthält nur solche Stücke, welche in der Darstellung sowohl als in der Beurtheilung durchgehends gefallen haben, und sich noch auf den Repertoiren der bedeutendsten deutschen Bühnen befinden. Vor Kurzem hat er ein größeres dramatisches Gedicht, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit der Hofbühne übergeben. Auch die jüngern Dichter thun sich wacker hervor. Von jenen, welche besondere Anlage mit einem schönen Bestreben nach Korrektheit verbinden, sind besonders Gottfried v. Leitner, Eberl und Gabr. Seidl zu nennen. Die Dichtungen des Leztern erschienen in zwey Bänden bey Sollinger, wovon der erste Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder, der lezte, Lieder der Nacht, Elegien aus Alfons von Lamartine und ein lyrisches Spiel enthält. Auch hat der Jahreswechsel mehrere Almanache in's Leben gerufen, deren wir in unserm künftigen Berichte gedenken wollen.

— ft —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

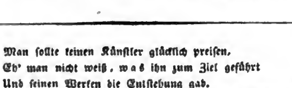
Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Januar 1827.



Man sollte keinen Künstler glücklich preisen,
Eh' man nicht weiß, was ihn zum Ziel geführt
Und seinen Werken die Entstehung gab.

Houwald.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Der arme Se wird überlistet; Herr Pe, der bey Tschangs gemeiner Persönlichkeit immer mißtrauisch bleibt, macht eine Probe über die andere; allein Tschang ließ sich von Se die schönsten Verse machen, lernte sie auswendig und schrieb sie in Pe's Gegenwart als improvisirt auf. Hongiu war zwischen Bewunderung und Betrübniß getheilt, und schwankte sehr, ob sie um des großen Talentes willen nicht die Unannehmlichkeit der Person und Sitten übersehen solle. Se Ye-upe konnte sich der Betrübniß nicht erwehren. Anfangs hielt er eine Schöne, die Tschangs Gedicht dem seinen vorzuziehen vermöge — denn so mußte er, da er den Betrug nicht ahnete, glauben, — nicht mehr für das Ideal seiner Phantasie; allein sein Herz und ihre Verse zogen ihn zu ihr, und endlich trat ein junges Kammerzöfchen ins Mittel. Yansu, so hieß sie, errieth den Betrug des H. Tschang. Da das weibliche Gesinde jeden Theil des Hauses betreten darf, machte sie Ye-upes persönliche Bekanntschaft, wie ihn Tschang eines Tages zu sich eingeladen, um sein Dichter-Talent zu seinem Vortheil zu benutzen. Yansu kommt dem Betrug des Tschang auf die Spur, sie macht ihrer Herrin die günstigste Beschreibung von Se's liebenswürdiger Persönlichkeit, diese ist höchst erfreut, doch um sich seines Verdienstes zu versichern, gibt sie ihm ein Gedicht zu componiren auf, dessen Bedingungen wirklich ein Muster scharfsinniger Spielerey sind; Titel, Anfangsworte und Endreime haben einen symbolischen Sinn, der ihres Herzens Gesinnungen und gegenwärtige Lage auf das zarteste schildert. Yansu hat diese Räthsel kaum gegen Se Ye-upe ausgesprochen, so weiß er sie aufs richtigste zu erklären, wirft in der Zofe Gegenwart das köstlichste Gedicht (ein Jaspis-Gedicht) auf das Papier und Hung-giu, nachdem sie es gelesen hat, ist von seinem Werthe überzeugt. Da die Sitten, welche die tugendhaften Liebenden um keine Linie übertreten wollen, durchaus keine Zusammenkunft erlauben, bleibt Yansu die Vermittlerin, welche endlich dem Liebhaber im Namen ihrer Herrin aufträgt, sich sogleich zu ihrem Oheim Gu zu begeben, und ihn zum Vertrauten ihrer Verhältnisse und zu seinem Freywerber zu machen, und es ihm zu überlassen, ihrem Vater Herrn Tschangs Betrug zu entdecken. Herr Se übersieht mit einem Blick die Schwierigkeit dieses Auftrages, da er sich durch seine Weigerung Herrn Gu's Tochter zu heirathen, dessen Unwillen zugezogen hat — denn seine Wiedereinsetzung in seine Lizentiaten-Würde war ihm, da sie erst nach seiner Abreise von Nanking stattgefunden hatte, unbekannt, er hielt ihn also noch immer für seinen Feind. Er wollte der Zofe Erläuterung geben, allein ihr Dienst rief sie ab; denn eben langte jener bösartige Herr Yang, der Herrn Pe's Tochter für seinen einfältigen Sohn verlangt hatte, zu einem Besuch bey Herrn Pe an; er war zum Gouverneur einer benachbarten Provinz ernannt,

und sein Besuch, so wenig ihn Herr Pe achtete, forderte einen freudigen und ehrerbietigen Empfang. Da dieser Besuch angemeldet war, hatte der Hausherr bey seinen Vorbereitungen auch an eine anständige Gesellschaft für seinen vornehmen Gast gedacht; die benachbarten Männer von Stand waren sehr mittelmäßige Köpfe, Herr Tschang, durch seinen Grad als Baccalaureus aber im erforderlichen Standesverhältniß, um dem Gouverneur Gesellschaft leisten zu können, weßhalb er vom Augenblick seiner Ankunft bey Herrn Pe dessen unaufhörlicher Begleiter war. Dieser Umstand war Ursache, warum Sse, der über den, wie er nun einsieht, von Tschang ihm gespielten Betrug weder Abscheu noch Rache zu empfinden scheint, ohne von ihm Abschied zu nehmen, sich um seiner Geliebten Befehle zu gehorchen, auf den Rückweg nach Nanking begab. Nachdem er einen Theil der Reise zurückgelegt, empfindet er, sein Diener und sein Roß das Bedürfniß der Ruhe und Nahrung; da nun die Gasthöfe dort zu Lande den türkischen ähnlich, keine andere Versorgung als ein Obdach zu gewähren scheinen, war Sse Ye-upe um eine Mahlzeit verlegen, als einer seiner Universitätsfreunde des Wegs kommt und ihn auf sein nahes Landgut einladt. Sein jetziger Gastfreund, Sse Ye-ute, der, obgleich dessen Name so viel Aehnlichkeit mit dem seinen (Ye-upe) hatte, doch keinesweges zu seiner Familie gehörte, war ein unnützer Wohlleber, dem angeerbter Reichthum das Studium ersparte, und Wein und Essen für entbehrte Ehre entschädigten. Als ein reicher Mann wußte er sich — freylich nicht den ersten Platz, aber doch eine der niederen Stellen bey den Examen zu verschaffen, und so schwelgte er, wenige Zeit dem Studium widmend, auf seinem Landhaus. Sehr erfreut, einen Gast einführen zu können, behandelte er Ye-upe mit der, solchen Gesellen gewöhnlichen Gutmüthigkeit, und dieser, den die Gelehrsamkeit — so wie wir es auch bey uns erleben — keine Menschenkenntniß gelehrt hatte, ließ sich von ihm alle seine Verhältnisse ablocken. Nun hatte aber Sse Ye-ute selbst Absichten auf Fräulein Hongiu, es war ihm daher höchst ärgerlich, sich von Ye-upe zuvorgekommen zu sehen; er sann also auf Mittel, ihn aus seiner günstigen Stellung bey der Schönen zu verdrängen. Zu dem Ende machte er ihm glauben, daß Gu, dessen Fürsprache bey Herr Pe zu suchen, sein Gast auf dem Wege war, sich schon in Peking befinde, weßhalb er so schnell als möglich dahin eilen solle. Um alle Schwierigkeiten zu heben, bot er Ye-upe Reisegeld, Mundvorrath und Kleider an und dieser machte sich des folgenden Morgens dahin auf den Weg; Ye-ute aber ritt nach Nanking, wo er sicher war, Herrn Gu zu finden, denn eine Krankheit hatte ihn, wie er wußte, an seiner Abreise nach der Hauptstadt verhindert. Es gelang ihm, sich bey Herrn Gu, als Sse Ye-upe's Beauftragter und Freund einzuschleichen und ihn mit einem Lügengewebe zu umstricken, dem zu Folge der alte Herr glauben mußte, Ye-upe bereue seine Weigerung, seine Tochter zum Weibe zu nehmen und bitte nun um ihre Hand. Gu entdeckte dem hinterlistigen Ye-ute, was ihm längst bekannt war, daß die dem Ye-upe angetragene Schöne seines Schwagers Tochter gewesen, und durch ein Gewebe von Lügen erhielt Ye-ute einen Brief an Herrn Pe, nebst der Darlegung des ganzen Vorganges den Ueberbringer zu einem würdigen Schwiegersohn empfahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Fortsetzung.)

An Talma's Hamlet waren drey Manieren bemerklich. Die erste bezeichnete die Rückkehr zur Wahrheit, aber man bemerkte noch Unvollkommenheiten; der Vortrag war nicht rasch, nicht mannigfaltig genug. In der zweyten erschien der große Schauspieler vollendeter in gewissen Theilen der Kunst, einzelne Stellen waren bewunderungswürdig, aber zugleich trat sein Talent in eine unglückliche Periode; sein Spiel glich den englischen Kupferstichen, in denen immer der Schatten zu dunkel gehalten ist; seine Sprache wurde schleppend, seine Aktion schwerfällig; der Schmerz wurde zur unausstehlichen Eintönigkeit; seine Thränen ermüdeten nicht selten und drangen nicht zum Herzen; freylich machte er, wenn er sich durch einen plötzlichen Aufschwung diesem Schlafe entriß, alle seine Fehler vergessen. Als er aber die Rolle zum dritten Male aufnahm, hatte er seine Vollendung erreicht; dieser ewige Schmerz wurde wahr, er weinte nicht mehr von einem Ende des Stücks zum anderen, er war nach einander Sohn, Liebhaber und König; als letzterer war er fürchterlich, wie er sich Polonius ganz enthüllt. Ebenso ging es mit dem Nero im Britannicus, seine anfängliche und seine spätere Manier unterscheiden sich wie der Entwurf vom Gemälde. Talma war nun ganz Meister jener Lethargie geworden, die einige Jahre gedauert hatte; die vorher hohle Stimme hatte nun ihren Klang wieder, mit einer großen Mannigfaltigkeit von Biegungen, nun war diese in der Mitte so schöne Stimme, in den Momenten der heftigsten Leidenschaft bewunderungswürdig. St. Prix, ein Schauspieler von glänzendem Ruf, begabt mit den schönsten äußern Vorzügen, erhob sich noch vor Talma's Auftreten als Mahomed II. von Lanoue und als Manlius von Lafosse; er entzückte Paris und verdiente sein Glück. Aber welcher Unterschied, als Talma, mit gereifter Erfahrung, gebildet durch die Ideen einer großen Revolution, einer Zeit,

wo die Freyheit beständig mit denen, die sie in der Wiege ersticken wollten, im Kampfe lag, uns Manlius vorführete, den Verschwörer, den ein tiefer Haß gegen das Patriziat beseelt; den Konsul, der durch Stolz und Rache populär geworden ist, den großmüthigen Mann, der stirbt, weil er zu fest auf Freundschaft gebaut, der seinem Verräther verzeiht, und sich durch Reue entwaffnen läßt, wie Cäsar durch Beredsamkeit. Nie vielleicht war ein Schauspieler so vollendet auf der Bühne als Talma in der Toga des Manlius. Diese Rolle erinnert noch an sein vollendetes Spiel als Brutus in Cäsars Tod, und als Titus.

Nach so gehäuften Triumphen schien Talma seinen Kulminationspunkt erreicht zu haben; er blieb eine Zeitlang stehen, aber seit einigen Jahren hatte er tiefe Entdeckungen in seiner Kunst gemacht, und war gleichsam ein neuer Mensch geworden.

Denn je mehr Talma über seine Kunst nachdachte, desto deutlicher wurde ihm die Wahrheit, daß unsere tragischen Rollen durchaus nicht wahr genug sind, und daß die Unwissenheit und der Ehrgeiz der Schauspieler diesen Fehler beständig vergrößert; er fühlte, daß man den Griechen und Römern eine spanische Emphase gab, die völlig mit ihrem Charakter in Widerspruch stand; daß die Bemühung, die Schönheit der Verse hervorzuheben, zum Nachtheile des Dichters und zum Mißvergnügen der Zuschauer alle Täuschung zerstöre, und daß Langeweile und gänzlicher Mangel an Wahrheit Folge dieser Methode sey. Diese Ueberzeugung führte unsern Roscius zu dem Entschluß, in seinem Spiele keine einzige Unwahrheit mehr zu dulden, und uns in dem Fürsten und Helden den Menschen blicken zu lassen. Schon sein Spiel des Cinna bewies, daß er diese Grundsätze seit langer Zeit geübt, aber als August zeigte er, welche Fortschritte er gemacht hatte; und noch auffallender war seine Verwandlung, als er Joad gab, seine Deklamation und sein Spiel in dieser Rolle verdienten für immer als Muster zu dienen.

Wie könnte man hohe Bewunderung einem Manne versagen, der eine Reihe von Rollen, wie folgende, verherrlicht hat: Séide, Arsaces, Orestes, Ninias, Vendôme, Hamlet, Manlius, Augustus, Joad, Nicomedes, Agamemnon, Marius, Capello, Regulus, der junge Marigny, der Großmeister der Templer!

Es scheint, als ob nach dieser Aufzählung Talma's Ruhm nichts mehr zuzusetzen wäre, und doch sah die neueste Zeit noch neue Wunder. In der Rolle des Orestes in der Klytemnestra von Soumet bewirkte seine antike Gestalt, sein getreues Kostüm, seine Stellung, seine gen Himmel gerichteten Blicke, der ruhige Heroismus, der über sein ganzes Wesen ausgegossen war, eine Illusion, wie sie noch kein französischer Schauspieler in keiner Rolle hervorgebracht hatte. Dasselbe Wunder wirkte er als Sylla, oder vielmehr Napoleon von Jouy, den ganz Paris in achtzig Vorstellungen beklatscht hat, wobey das Theater unaufhörlich von einer Menge belagert war, welche nicht satt wurde, eine so erstaunliche Metamorphose, eine so vollendete Nachahmung in zwey so verschiedenen Gattungen anzusehen. Vom Diktator Sylla, umgeben von einem Haufen von Königen, seinen Klienten, bald hätte ich gesagt, seinen Unterthanen, wie er mitten im von Schrecken stummen Rom hochmüthig die unumschränkte Gewalt niederlegt, auf die Rolle Karls VI. überzugehen, der alt, krank, oft des Nothwendigsten entbehrend, seine Vernunft in Zwischenräumen nur darum wiederfindet, um blutige Thränen über Frankreichs Unglück zu weinen, war für Talma's Talent nur ein Spiel.

Nicht allein war es unmöglich ihn unter seiner Maske und seinem Kostüm zu erkennen, er ließ einem kranken Herzen Laute des Schmerzens und der Vaterliebe entströmen, wie er sie bisher noch nie hatte hören lassen; er entriß Thränen Aller Augen, während er Alles durch die vollendete Wahrheit seines Spiels entzückte. Jeder sagte: ich habe Karl VI. gesehen, so mußte er seyn, als er gebeugt unter der Last des Unglücks, ein Gegenstand des Mitleids für das arme Volk ward, das die Krankheit seines Königs für die einzige Quelle seiner Leiden hielt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wetterfahne.

Wetterfahne! du drehst dich nach jedem veränderten Winde.
Zeigst du, im Reiche der Luft, uns dein Minister-talent?

Schaller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Dec.

Vor wenigen Tagen, am ersten December beging unsere Residenz, und mit ihr gewiß das ganze Kaiserreich das traurige Rückerinnerungsfest um ihren hohen Todten, um Alexander den ersten, der ja vor einem Jahr an diesem Tage zu Taganrog verschied. Dieser Tag wird gewiß noch lange von Rußlands Völkern mit tiefem Kummer begangen werden. Schon am Donnerstage wurden die drey hier bestehenden Theater und alle übrigen öffentlichen Lustbarkeiten, die seit dem 7ten September neuen Styls *) ununterbrochen stattgefunden haben, auf eine höhern Ortes ergangene Weisung geschlossen. Sie blieben es bis zum 3ten, an dem die Festesfeyer der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus des ersten einfiel. Am Freitage fand ein feyerliches Todtenamt in der Schloßkapelle des kaiserlichen Winterpallastes statt, dem die erlauchten Glieder der kaiserlichen Familie, die ersten Hof- und Civilchargen beyder Geschlechter, die distinguirtere Generalität, die Minister,

*) Am Abende zuvor war die frohe Botschaft von der in Moskau am 3ten glücklich vollzogenen Krönungsfeyer Ihrer jetzt regierenden kaiserlichen Majestäten hier eingegangen.

die fremden Gesandten und ihre Gemahlinnen, alle wieder in demselben tiefen Trauerkostüme, wie dasselbe in den ersten Monaten nach erfolgtem Todesfall des Kaisers angeordnet war, beywohnten. Ein gleiches Trauerfest ward in der Kasanschen Kathedrale, in allen übrigen Pfarr-, selbst in allen Regimentskirchen der hier kantonnirenden Militär-Korps begangen. Alle waren mit Schaaren Betender gefüllt, die für Alexanders des Gebenedeibten in höhere Weltensphären entflohnen Geist, ewigen Frieden vom Allwaltenden erflehten. — Nicht so leicht hätte sich ein Russe von der Vollziehung dieser lezten heiligen Pflicht für seinen verblichenen Monarchen unter dessen milder, sanfter und menschenliebender Regierung die Russen sich in fünf-und-zwanzig Jahren so glücklich gefühlt, der sie in der europäischen Civilisation so hoch empor gehoben hatte, ausgeschlossen gesehen. Unsere ganze Residenz athmete an diesem Tage den Geist des tiefsten Kummers, den die Natur einigermaßen mitzufühlen schien, denn ein dichter Wolkenflor umzog am Tage den Horizont, der sich am Spätabend in lange Regenschauer mit heftig brausendem Nordwestwinde begleitet, auflösete. Mit diesem Tage hörte die äußere Landestrauer völlig auf, wiewohl die Trauerklänge um Alexanders und Elisabeths Verlust in den Herzen aller dankbar-getreuen Russen noch lange nachhallen werden. Auch unsere deutsch-akademische Zeitung widmete an jenem Tage dem allgemeinen Trauergegenstande eine ernste erhabene Betrachtung, die rühren sollte, dennoch den Leser kalt und ohne Theilnahme ließ, weil das ganze Gemälde nur mit zu künstlich gesuchten Farben aufgetragen, überhaupt nur ein Wortschwall war. Diese Zeitung hat nach dem Tode unsers verewigten Astronomen Schubert, der sie bekanntlich früher dirigirte, viel von ihrem innern scientifischen Werthe verloren.

Erst jezt machen uns die russischen Literaten Hoffnung auf ein Werk, das einigermaßen als eine Regierungsgeschichte dieses Kaisers anzusehen, es dennoch aber im strengen Sinne genommen, nicht ist, da es nur Fragmente aus derselben anzudeuten scheint. Es führt den Titel: Leben, ausgezeichnete Thaten und merkwürdige Redensarten Alexanders des ersten, die seinen festen hohen Geist, seine Milde und Sanftmuth, seinen gütevollen, großmüthigen Charakter, seinen außerordentlich frommen und religiösen Sinn bezeichnen. Es wird auf Subscription in drey Theilen erscheinen. Bekanntlich kam uns Deutschland im lezten Februar mit diesem Bedürfnisse unsrer neuesten Zeitgeschichte schon zuvor. — Wie sehr sich Alexanders milder, menschenfreundlicher Sinn, vorzüglich auf seinen vielen Reisen in die Fremde und in das Innere seines Reichs, oft gegen die Niedrigsten im Volke, die sich ihm stets zutraulich mit ihrem Anliegen nahen durften, aussprach, ist durch so viele Züge, die mündliche zuverläßige Gerüchte verbreitet haben, bekannt geworden. Seine beyden vorlezten Reisen in das Innere, während der Jahre 1823 und 24 waren reich an denselben, doch die inländische Presse bemühte sich nie sie zur allgemeinen Mittheilung zu bringen; nachstehender wird uns erst jezt auf diesem Wege offiziell mitgetheilt. „Kaiser Alexander verweilte auf seiner 1823 bis an die Grenze Sibiriens unternommenen Reise am 20sten September in Bränsk, einer zum Gouvernement Orell gehörigen Kantonsstadt. Von dem Balkon des von ihm bewohnten Hauses die Lage der Stadt und das unten versammelte Volk beschauend, bemerkte er im Gewühl des leztern einen Greis, der durch eine besonders kostbare Kleidung von der übrigen Menge sehr abstach: Guten Tag, Onkelchen,*) rief ihm der Monarch von oben herab. Der Greis höchst bestürzt über diesen unerwarteten Anruf von oben, erwiedert den huldvollen Gruß mit einem tiefen und demuthsvollen Bücklinge. Bald darauf erhält der Obrist Solomka, einer von den gewöhnlichen Reisebegleitern des Verewigten, den Auftrag den Greis zu ihm heraufzubringen. Er erschien, und man las aus seiner Miene, mit der er den Monarchen gleich ehrfurchtsvoll denn froh begrüßte, daß ihm nun sein höchster Wunsch auf Erden gewährt worden sey. Wer und von wo sind Sie, fragte ihn der Kaiser? Einer von Eurer Majestät getreuesten Unterthanen, Wilhelm Breschkow, Bürger aus dem Kanton Meglinsk, im Gouvernement Tschernigow.*) Weßwegen sind Sie hier? — Nur um einmal im Leben das Glück zu haben, die geheiligte Person meines Kaisers zu schauen, nun mir Gott dieses gewährte, will ich Ihn um ein baldiges und seliges Abscheiden von dieser Welt bitten. Gut, erwiederte Alexander, haben Sie aber sonst kein Anliegen an mich? Breschkow hatte ein solches, eröffnete es dem Kaiser treuherzig; es betraf die Wiederanerkennung seiner Familie in die Adelswürde, welche seine Vorfahren früher besaßen, durch widerwärtige Schicksalsfügungen aber verloren, und bey der Erneuerung ihrer Ansprüche darauf vielfältige Bedrückungen hatten erleiden müssen. Zur Betreibung dieser Angelegenheit hielt sich Breschkows Neveu hier in Petersburg auf. Der Kaiser hörte den ganzen Antrag des Alten theilnehmend und gelassen an, sagte ihm darauf: Ich werde Sie gewiß nicht vergessen; schreiben Sie ihrem Neveu, daß er gleich bey meiner Rückkehr in Petersburg sich bey mir melde. — Dem Gespräch nun eine andere Wendung gebend, fragte ihn der Kaiser, wie alt der Rock sey, den er trage? 113 Jahre, Eure Majestät, erwiederte Breschkow. Ihr Uhrahne, Kaiser Peter der Große schenkte ihn noch meinem Großvater bey Gelegenheit einer ausgezeichneten Kriegsthat, die derselbe unter der Veste Jungfernhof bey Riga vollzog. Er, mein Vater und ich trugen ihn nun an unsern festlichsten Lebenstagen, und heben ihn als unser köstlichstes Kleinod auf, damit er unsern künftigen Geschlechtern noch zum Andenken diene. Das ist brav, sagte der gerührte Monarch. Er nahm nun den Stoff des Kleides in die Hand, und wunderte sich eben so sehr über dessen außerordentliche Festigkeit als sein so hohes Alter. Den betagten Greis (er zählte schon damals 85 Jahre) entlassend, sagte ihm Alexander im Moment des Abschieds mit dem mildevollen Blick eines Schutzengels der Menschheit: Seyn Sie ganz ruhig — und leiden Sie je an etwas wieder Noth, schreiben Sie mir nur gerade zu unter der Adresse: In die eignen Hände des Kaisers Alexander des Ersten, dann kömmt mir ihr Brief unfehlbar zu. — Ich werde Sie nicht vergessen. Kaiser Alexander hielt getreu sein kaiserliches Wort, das er dem einfachen biedern Breschkow gegeben hatte. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr in Petersburg ließ er sich durch den Justizminister einen Extrakt aus Breschkows Prozeß vorlegen, las ihn aufmerksam durch, fand seine Ansprüche gerecht, und entschied auf der Stelle den Prozeß zu Breschkows Vortheil. Der gute Greis konnte dieses Ereigniß später nie andern ohne die innigste Rührung mittheilen. Es fesselte ihn mit Leib und Seele so sehr an seinen angebeteten Monarchen, daß er ihn nur wenige Monate überlebte. Alexanders Tod vernehmend, übermannte ihn die Trauer so sehr, daß er in eine Gemüthskrankheit verfiel, von der er nicht mehr erstand.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eine im Russischen sehr übliche Begrüßungsart der Jüngern an das Alter.

*) Er war ein naher Verwandter jenes Hausbesitzers, bey dem der Kaiser für diesen Moment abgestiegen war.

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 5. Januar 1827.

Ich bin bereit zur Ewigkeit zu gehn;
Noch eh' sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn,
Doch wiederhol' ich's, meine Beichte ist vollendet.

Schiller.

Erinnerungen aus Talma's Leben.

(Beschluß.)

Alle jungen Schriftsteller im Gebiete der Tragödie verdankten Talma sehr vieles. Nicht nur bekämpfte er ihre Schüchternheit, seine lebendige Unterhaltung über dramatische Kunst, seine scharfsinnigen Urtheile wurden oft Veranlassung zu wesentlichen Verbesserungen der Stücke; oft hatte der Autor nichts zu thun als Talma's improvisirten Dialog in Verse zu bringen. Arnault, Ducis, Chénier, Legouvé, Lemercier, Reynouard erkennen Talma's Verdienste um sich an; und erst kürzlich hat der Verfasser von Richard III. anerkannt, wie viel sein Stück ihm verdanke. Vielleicht nur Talma konnte Zuschauern, die immer geneigt sind, das Lächerliche aufzufassen, einen bucklichten König vor Augen bringen, der nur in der linken Hand das eiserne Szepter der Tyranney trägt.

Auch als Schriftsteller verdient Talma Erwähnung. Was Frau von Staël, seine aufrichtige Verehrerin, die den Schmerz ihres Exils doppelt fühlte, weil es sie von Talma entfernte, vorausgesagt und wozu sie ihn aufgefordert hatte, geschah im Jahr 1825. Die Herausgeber der Mémoires dramatiques hatten den glücklichen Gedanken, Talma mit der Herausgabe der Memoiren von Lekain zu beauftragen, und die am schwersten zu befriedigenden Kritiker mußten das ausgezeichnete Verdienst seiner Réflexions sur l'art théatral anerkennen.

* * *

Talma's Krankheit und lezter Willen.

Zu Anfang des Sommers 1826 wurde Talma von einer Krankheit befallen, an der er schon verschiedene Male in seinem Leben gelitten hatte. Es war dieß eine Entzündung der Eingeweide, die in wenigen Monaten eine vollständige Verschließung des nothwendigsten dieser Organe zur Folge haben und eine Katastrophe herbeyführen mußte, welche die ärztliche Kunst nicht lange hinausschieben konnte. Er schien sich indessen nach sechswöchentlichem Leiden wieder zu erholen, er ging wieder aus und seine Freunde feyerten seine Wiedergenesung; er erfuhr, daß Bülletins über sein Befinden in den Zeitungen eingerückt gewesen waren, und daß im Theater, dessen Ruhm er war, sich die Zuschauer jedesmal bey Aufgeben des Vorhangs erkundigt hatten, was sie zu hoffen oder zu fürchten hätten. Bald aber wurde sein Zustand noch beunruhigender als zuvor; er versuchte umsonst die Wirkungen des Landes und der Bäder von Enghien, er mußte nach Paris zurückkehren, um in seinem neugebauten Hôtel rue Tour des-dames zu sterben.

Der Herr Erzbischof von Paris verlangte am 16ten Oktober Talma zu sprechen; er bat dringend um eine Unterhaltung mit dem berühmten Schauspieler und äußerte, er würde, wenn er im Stande wäre, ihn zu Annahme seines Beystandes zu vermögen, diesen Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachten. Die Familie besorgte, dieser unerwartete Besuch möchte auf Talma einen nachtheiligen Eindruck machen. Der Erzbischof versicherte bey seinem Abschiede, er werde Tag und Nacht für die Wünsche

des Kranken bereit seyn. Am 17ten erneuerte der Prälat sein Gesuch in der Hoffnung, zum Bette des Sterbenden zu gelangen, dessen bekannter Wille sich mit diesem Wunsche nicht vertrug. Endlich gab der Hochwürdigste seinen Entschluß zu erkennen, die Nacht in Talma's Hause zuzubringen, um bereit zu seyn, den Sterbenden anzuhören, wenn er den Wunsch äußern sollte, ihn vor sich zu lassen. Nach einigen Berichten hätte Herr von Quélen, beleidigt durch die wiederholten abschlägigen Antworten, Worte hören lassen, welche die Anwesenden in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Rufe von Toleranz, den sich Herr v. Quélen während seiner Amtsführung erworben hat, muß sich dieses im Publikum umlaufende Gerücht nothwendig auf falsche Berichte gründen. Wie sollte ein Bischof durch Drohungen haben erreichen wollen, was ihm mit den Waffen der Sanftmuth nicht gelungen war!

Am 19ten Oktober um 11 Uhr 35 Minuten Morgens starb der große Schauspieler ohne Todeskampf. Um acht Uhr hatte er noch von Jouy und Arnault einen Besuch erhalten, aber er wußte, was ihm bevorstand, und man hatte ihn sagen hören: „Keine Priester! ich verlange blos nicht zu bald beerdigt zu werden. Was kann man von mir wollen? mich die Kunst abschwören lassen, der ich meinen Ruhm verdanke, eine Kunst, die ich vergöttere! mich die vierzig schönen Jahre meines Lebens verläugnen lassen! meine Sache von der meiner Kameraden zu trennen, sie ehrlos erklären . . . niemals!“ Er murmelte mit leiser Stimme: „Voltaire, Voltaire, wie Voltaire *)!“

Keine Konvulsion ging seinem lezten Seufzer voran; als er fühlte, daß der Augenblick da sey, raffte er alle seine Kräfte zusammen, suchte in der Nacht, in welche er schon versunken war, die Wesen, die ihn bey seinem Abschiede von der Welt umgaben und streckte die Arme nach ihnen aus als wollte er seine Freunde segnen und ihnen für ihre rührende Sorgfalt danken. Als der Erzbischof von Paris erfuhr, daß Talma den ausdrücklichen Willen geäußert habe, nicht in die Kirche gebracht zu werden, gab er die Bemühungen auf, die ihn sein Eifer mehrere Male hatte wiederholen lassen.

* * *

Ein holländischer Student, mit Namen Talma, schickte im Jahr 1822 dem berühmten Tragiker ein Exemplar der Dissertation zu, die er vertheidigt hatte. Talma antwortete seinem holländischen Namensvetter in folgendem Briefe:

Herrn Aretius Sibrandus Talma in Engevirum in Friesland.

Paris, 15. Juni 1822.

Mein Herr!

Erst vor acht Tagen habe ich die Ehre gehabt, Ihren Brief vom verflossenen Februar, nebst zwey Exemplaren Ihrer Dissertation zu erhalten. Ich bin Ihnen für Ihre gütige Aufmerksamkeit sehr verbunden, und bitte Sie, meines aufrichtigen Dankes versichert zu seyn.

Ob wir Eines Stammes sind, weiß ich nicht und es würde mir schwer fallen, es auszumitteln. Als ich vor bereits mehr als fünfzehn Jahren in Holland war, erfuhr ich, daß es in diesem Lande Familien gebe, die denselben Namen führen wie ich. Der Hauptsitz der meinigen ist an einem Orte, sechs Lieues von Cambrai, im französischen Flandern. Es ist dieß übrigens nicht das erste Mal, daß mein Name zu Erkundigungen über meine Herkunft von Seiten Fremder Anlaß gibt. Vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren war der Sohn des Kaisers von Marocco in Paris, und da er den Namen meines Oheims nennen hörte, erkundigte er sich bey diesem, ob er nicht arabischer Herkunft sey. Seitdem that ein Kaufmann aus einer afrikanischen Seestadt, den ich in meiner Jugend in Paris sprach, dieselbe Frage an mich, und ich konnte dem Kaufmann nicht mehr sagen als mein Oheim dem Sohne Sr. maroccanischen Majestät. Herr Langlès, ein in den orientalischen Sprachen sehr ausgezeichneter Gelehrter und mein Jugendfreund, sagte mir damals, Talma bedeute wirklich im Arabischen unerschrocken, und es sey eine der Benennungen, mit denen diese Völker die verschiedenen Zweige Einer Familie bezeichnen. Sie können leicht denken, mein Herr, daß eine solche Erklärung mich sehr stolz machen mußte, und ich mich fortwährend bemüht habe, dieselbe nicht Lügen zu strafen. Da ich mich aber von jeher den Künsten gewidmet habe, fand ich leider keine Gelegenheit zu beweisen, daß ich gerechten Anspruch auf diesen Namen habe. Kurz, nach allen diesen Angaben vermuthe ich, eine maurische, in Spanien zurückgebliebene Familie könnte das Christenthum angenommen haben, von dort in die Niederlande gekommen seyn, die damals im Besitz der Spanier waren, und von da aus irgend einer Veranlassung sich im französischen Flandern niedergelassen haben.

Andrer Seits aber sagte man mir, unser Name habe im Holländischen eine holländische Endung, und er sey in diesem Lande sehr verbreitet. Diese neue Angabe warf das schöne Gebäude meiner Einbildungskraft völlig über den Haufen und versezte mich mit einem Male aus dem Sande Afrika's wieder auf Hollands Weiden. Da Sie Holländisch sprechen, so können Sie besser als ich entscheiden, ob wir am Ende aus dem Norden oder aus dem Süden stammen, ob unsere Ahnen den Turban oder die Kappe getragen, Mahomet oder den Gott der Christen angerufen haben.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Graf Mouradja, der sich lange im Orient aufgehalten und ein Werk über das Religionssystem der Orientalen geschrieben hat, eine Stelle eines ihrer Schriftsteller anführt, aus der wir er-

*) Es ist bekannt, daß Voltaire kurz vor seinem Tode die Worte aufgeschrieben haben soll: je meurs en adorant Dieu, en aimant mes amis, en ne haïssant mes ennemis, et en détestant la superstition.

sehen, daß der vierte König, oder vielmehr Pharao von Egypten, der, der die Israeliten verjagte, Talma hieß. Dieser König war ein großer Spitzbube, man darf es aber nicht so genau nehmen, wenn man sich eines so glänzenden Stammes rühmen kann. Sie sehen, mein Herr, es gibt keinen deutschen Baron von sechszehn Ahnen, sogar keinen König in den vier Welttheilen, die sich einer so alten und so legitimen Herkunft rühmen könnten. Uebrigens, mein Herr, ziehe ich die Ehre, Verwandter eines ausgezeichneten Gelehrten wie Sie zu heißen, weit der Ehre vor, der Abkömmling eines gekrönten Hauptes zu seyn. Ich hoffe, Sie werden die Güte haben es mir mitzutheilen, wenn Sie wirklich der Meynung sind, unser Name sey eher holländisch als arabisch. In jedem Falle wünsche ich mir von Herzen Glück einen Namen zu führen, dem Sie so große Ehre machen und schmeichle mir, daß einmal ein glückliches Ungefähr mir das Vergnügen verschaffen wird, Sie zu sehen und Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, sey es nun, daß ich nach Holland gehe oder daß Sie nach Paris kommen.

Genehmigen Sie u. s. w.

Talma.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Sobald Ye-nte in sein Landhaus zurückgekehrt war, öffnete er Herrn Gu's Brief an Herrn Pe und sah zu seiner großen Freude, daß in demselben sein Nebenbuhler nur als Herr Se ohne Zusatz seines zweyten Namens genannt ward, es ihm also ein Leichtes war, sich als Se Ye-upe unterzuschieben, und bey seiner dem armen Ye-upe abgefragten Kenntniß der Verhältnisse, die schöne Hongin zu erbeuten. Er legte kostbare Kleider an, bestieg ein schönes Pferd, ließ sich von vielen Dienern begleiten und machte sich nach Pe's Landhaus auf den Weg. Bey seiner Ankunft schickte er ihm nebst dem Brief seines Schwagers eine Visitenkarte und ein Verzeichniß der Geschenke, die er ihm anzubieten gedachte. Sie bestanden in Fächern, Elfenbeinarbeiten, Seidenstoffen und Kästchen (ein Werth von mehr als 700 Franken) *).

Herr Pe hatte den Namen des Herrn Se als den des schlechten Dichters, der mit seiner Tochter im Versemachen gewetteifert hatte, vergessen und erinnerte sich nur alles Lobes, das jener Student, der Hongin als Gu's vermeynte Tochter ausgeschlagen hatte, als vorzüglicher Schüler genoß. Da er glaubte die Botschaft komme von diesem, lud er den Uebersender der Geschenke zum Besuch ein, sucht sich einige seiner Geschenke aus, ist aber weder mit seinem Aeußern noch seiner Gestalt sehr zufrieden. Herr Se Ye-nte trug das Gepräge seiner Lebensweise: Korpulenz, blasse Wangen und rothe Nase zur Schau; da Herr Gu's Brief ihn aber als jenen gelehrten Schüler legitimirte, hatte Pe keinen Zweifel über ihn und bedauerte gegen seine Tochter, daß dieses Bewerbers Aeußeres so wenig wie das des Herrn Tschang ihren vorzüglichen Talenten entspräche. Hongin, durch ihrer Zofe Dazwischenkunft auf ihrer Hut, beschwört ihren Vater sich nicht neuem Betrug auszusetzen, und dieser nimmt abermals zu seiner Feuerprobe des Versemachens seine Zuflucht. Doch dieses Mal mit besserem Erfolge. — Er vereinigt den vermeynten Se Ye-upe mit dem Hofmeister seines Sohnes, Herrn Tschang, und nach der Tafel, wo diese beyden Herren sich gegenseitig nicht trauend, mit spitzen Reden gegen einander zu Felde ziehen, nöthigte er beyde zum Dichten. Dieser Falle hatte sich Herr Ye-nte nicht versehen, und Herr Tschang glaubte, nachdem er oft siegreich auf der Probe bestanden, nicht mehr ihr ausgesezt werden zu sollen. Da er den wahrhaften Se Ye-upe nicht mehr zum Nothhelfer hatte, gerieth er, so wie sein neuer Mitbuhler, in die peinlichste Noth, ihre Unfähigkeit und somit ihr Betrug, ward unbezweifelt, und nachdem Herr Pe ihre Qual hinlänglich hatte dauern lassen, gab er ihnen beyden, doch ohne sie einer demüthigenden Oeffentlichkeit auszusetzen, ihren Abschied.

Nachdem der wahrhafte Se Ye-upe seinen betrügerischen Freund Ye-nte verlassen, eilte er von ihm mit allen nöthigen Reisebedürfnissen ausgestattet, die Hauptstadt zu erreichen. Nach einigen Tagreisen brachte er die Nacht in dem Gasthofe eines Städtchens zu; wie sein Knecht am folgenden Morgen bey der Abreise sein Gepäck zusammensucht, findet er zu Haupten des Bettes einen weiß leinenen Sack, mit einigen ansehnlichen Geldpaketen. Nach einiger Berathung mit seinem treuen Knecht findet Ye-upe es durchaus nothwendig, wenigstens einen halben Tag in diesem Gasthof zu verweilen, um abzuwarten, daß der Reisende, welcher ohne Zweifel dieses Geld vergessen, solches aufzusuchen zurückkehre. So peinlich jeder Aufschub für Herrn Se war, legte ihm die Redlichkeit dieses Opfer auf. Gegen Mittag jagte auch eiligst ein Reiter herbey, welcher sich dem Gastwirth als einen Kurier des Tribunals, und den zu erkennen gab, der das Geld in dem Bett des Gasthofes vergessen hatte, das er nun unter den gefährlichsten Drohungen als Regierungseigenthum zurückforderte. Sobald sich Ye-upe überzeugt hatte, daß die Aussage des Mannes wahrhaft, händigte er ihm seinen Geldsack ein. Die Männer bewunderten seine seltene Redlichkeit, und wollten ihn durchaus bewirthen und vermögen bis zum nächsten Morgen zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bey dem ersten Besuch muß der Subalterne dem Vornehmern Geschenke darbieten, von denen dieser auf dem dargereichten Verzeichnisse einige Gegenstände zur Annahme aussucht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 12. Dec.

(Beschluß.)

Am 11ten November beging die hier seit 1765 bestehende freye ökonomische Gesellschaft, unter dem Vorsiz ihres mehrjährigen Präsidenten, des in vielfacher Hinsicht auch als Staatsmann so hochberühmten Admirals Mordwinow, ihr 61stes Stiftungsfest. Wenige Wochen vor dem Eintritt dieser Feyer, am 3ten Oktober erfreute sie der Monarch mit einem neuen Beweise seiner huldvollen Gnade, die eine Bestätigung des ihm von ihrem Präsidenten unterlegten Memorials enthielt, wodurch nun mit dem Beginn des nächstfolgenden 1827sten Jahrs binnen eines zehnjährigen Termins jedes Gouvernement des grossen russischen Kaiserstaats aus den für die Natural-Abgaben der Regierung zu entrichtenden Steuern dieser Gesellschaft jährlich tausend Rubel zuzustellen verpflichtet wird. Diese bedeutende Unterstüzung gedenkt die Gesellschaft für ihre Operationen auf die schon so glücklich von ihr begonnene und bereits bedeutend im Reich verbreitete Schuzpockenimpfung zu verwenden. Aus der bey dieser solennen Versammlung von ihrem permanenten Sekretär dem Geheimenrath Dschunkowsky verlesenen Rede heben wir nachstehende Stellen von allgemeinem Interesse hier aus: „In den vielen, von der Gesellschaft schon erschienenen Bänden ihrer Memoiren zeichnet sich jeder Jahrgang durch Vervollkommnungen oder neue Beschreibungen einzelner Zweige des Ackerbaus und andrer landwirthschaftlicher Kenntnisse aus, welche den Wohlstand der öffentlichen und häuslichen Oekonomie befestigt haben. — Die im Jahre 1824 neu organisirten und Allerhöchst sanktionirten Statuten der Gesellschaft separirten sie in besondere Sektionen, bestimmten jeder einen besondern Verein von Mitgliedern, von denen jeder jezt die ihm angewiesenen Geschäftszweige zu verfolgen hat. Durch diese zweckmäßigere Reform kann nun die Gesellschaft bey den mannichfaltigen ihrer Wirksamkeit obliegenden Geschäften, dieselben getrennt, wirksamer verfolgen, und zur schnellern vervollkommnetern Ausführung für's praktische Leben bringen. Im Verlauf dieser kurzen Frist hat sich eine ihrer Hauptsektionen, die für die Gesundheitspflege der Landleute für's allgemeine Wohl auf eine überaus thätige Weise benommen. Vorzüglich verdient hat sie sich um die Verbreitung der Schuzpockenimpfung, die sie nicht nur bereits unter allen Bauern des hiesigen St. Petersburgischen Gouvernements, sondern nach Möglichkeit auch in den meisten innern Provinzen einzuführen suchte, gemacht. Größtentheils hat sie bisher diesen für die Menschenmasse aller Stände Rußlands so wohlthätigen, für die niedern Volksklassen aber unendlich heilsamen Dienst der Menschenliebe, ohne den früher die Pocken Epidemie jährlich gräßliche, über alle Vorstellung gehende Verheerungen anrichtete, aus eigner Kraftanstrengung zu realisiren gesucht, dessen überaus günstige Erfolge jezt ihre frühern Erwartungen weit übertrifft. Die oben erwähnte, durch die Großmuth des Kaisers ihr nun neugewährte Unterstüzungssumme sezt sie in den Stand, neue kräftigere Mittel zu ergreifen, um dieses wohlthätige Schuzmittel, das einer dem Leben der Menschen gefährlichsten Seuchen Schranken sezt, bis an die äußersten Grenzen des Reichs zu verbreiten.

Nächstdem wurde der Versammlung über mehrere, im Laufe des lezten Jahrs von der Gesellschaft in Ausführung gebrachte allgemein nüzliche Operationen Bericht erstattet, unter denen nachstehende zu den bemerkenswerthern gehören: 1) Zur größern Verbreitung der ächten spanischen Merinos in Rußland und zur Heilung ihrer Krankheiten hat sie auf ihre Kosten aus Mähren drey geschickte Hirten verschrieben, und etablirt dieselben in den Südgouvernements bey Gutsbesizern, die solche noch nicht in ihren Diensten, mit der Bedingung, daß sie russische Hirten in ihrer Kunst unterweisen. 2) Um den Wasaschen Roggen, dessen fruchtreicher Ertrag und günstiges Gedeihen in Rußland sich durch vieljährige Erfahrungen bestens bewährt haben, möglichst im Innern des Reichs zu verbreiten, hat sie 200 Säcke desselben zur Verbreitung unter russische Gutsbesitzer in Finnland angekauft. 3) Mit allerhöchstem Consens wird sie künftig denjenigen ihrer Feldscheeren, die sich mit der Pockenimpfung im Innern am thätigsten und geschicktesten auszeichnen, eigene Medaillen zur Tragung im Knopfloche verleihen. Auf dieser Medaille sieht man eine weibliche Figur dargestellt, die einen Haufen Kinder mit dem Mantel der mütterlichen Liebe schüzt. 4) Sie hatte eine zum Druck bestimmte Uebersetzung eines Werks über die Pferderennen veranstaltet, das den Präsidenten der königlich Bayerischen ökonomischen Gesellschaft, Staatsrath von Hazzi, zum Verfasser hat. 5) Sie hat sich aus Frankreich das Modell einer neuerfundnen Maschine zum Schlagen des Hanfs und Flachses kommen lassen. Da beyde Naturerzeugnisse ein so wichtiger Industrie- und Handelsartikel in Rußland sind, so werden nun auf besondern Betrieb der Gesellschaft mehrere Exemplare nach jenem Modell der Maschine in natürlicher Größe hier angefertigt, und zur Prüfung in diejenigen innern Provinzen versandt, die reich in Erzeugung dieser beyden Produkte sind, und mit ihnen einen bedeutenden Handel treiben. Die Ausführung gleicher Resultate beabsichtigt die Gesellschaft auch nächstens mit einer Maschine zur Vervollkommnung des Weinbaus für unsre Südprovinzen. Die Beschreibung und Zeichnung derselben ward der Versammlung am 11ten November vorgezeigt. 6) Der Vorsizer der fünften Sektion, der wirkliche Staatsrath Howinsky, gab der Versammlung in seinem, an diesem Tage verlesenen Bericht, Nachricht von allen Thatumständen, die zum Behuf der Schuzpockenimpfung im vergangenen Jahr nur allein im hiesigen Gouvernement geschehen waren. Aus ihnen ging hervor, daß durch vier, auf Kosten der Gesellschaft ausgelernte Feldscheerer an 10648 Kindern die Schuzpocken waren eingeimpft worden, und 317 Personen verschiedenen Standes in dieser Kunst Unterweisung erhalten hatten. Jezt ist also durch jene Inoculatoren die Pockenimpfung unter allen Landleuten des hiesigen Gouvernements für immer gesichert. Wenige Wochen vor dem Eintritt gedachten Stiftungsfestes hatte Hr. von Howinsky alle Kantone des Gouvernements bereist, um sich selbst von der Wahrheit des hier Dargethanen zu überzeugen. Um die Schuzpockenimpfung auch in andern Gouvernements des Innern möglichst zu verbreiten, hatte die Gesellschaft an ihre verschiedenen Impfungs-Komités eine baare Geldsumme von 13500 Rubeln, nächstdem zur unentgeldlichen Vertheilung: 9274 Gläser mit Lymphe, 56100 ohne Lymphe, 20113 Etuis mit Lanzetten und Nadeln, und 94418 Exemplare der ausführlichen sowohl als der kurzen Instruktion versandt. — Am Schlusse dieser Jahrsversammlung beschloß die Gesellschaft einmüthig ihrem Mitgliede, dem Leibmedikus des kaiserlichen Hofs, Staatsrath von Kühlewein, der derselben bey Verbreitung der Schuzpockenimpfung mit menschenliebendem Eifer die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte, eine goldne Medaille von 30 Dukaten an Werth darzubringen.

B**g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Januar 1827.

> Oft hat aus Bränden, welche längst verglühet,
> Ein Flämmchen unversehens sich geschwungen,
> Oft ist noch eine Blüthe vorgedrungen
> Aus Aesten, die sonst völlig abgeblühet.
>
> Uhland.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

5.

Im kupfernen Kessel von Bodmann zu singen. *)

Im Kessel zu Bodmann, da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,
Herr Karol ihn pflanzt' auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freyer Schwabe jezt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an die Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt:

Sie saßen zu Bodmann beym fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste, beglänzet vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beym Königswein,
So wie ich heut trink' und heut singe mein Lied;
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen See's verstohlenem Kind,
Die Wolken sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste sie tanzen Thür' aus und Thür' ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reihn,
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze die spähen mit bleichem Strahl.

Und in der Schalmey und der Flöte Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Witz,
Da schlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölben den nächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl,
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, sie liegen schon;
Ach, bringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da bringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind.

*) Dieser Kessel wird noch zu Bodmann gezeigt; der Fremde muß hineinstehen und einen Becher edeln Weins leeren, den der Gutsherr aus einem, von Kaiser Karl dem Dicken zuerst angepflanzten, Weinberge gewinnt, und daher Königswein nennt.

Sie stößt einen Kessel durch Glut und Flamm',
Im Schloß ist verlodert der edle Stamm,
Da schließt sie besonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das lezte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab,
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt ihm mit Mutterblick,
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück.

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war,
Da baute stolz über Schutt und Graus
Der lezte Bodmann sein steinernes Haus.

Der lezte Bodmann der erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beym fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Kessel, daraus ist erblühet das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll der versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bey jedem Zug.

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Glut,
Es drehet der Kessel, der eherne, sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch beißet im Kopf mich der Königswein,
Getrost bey dem Wunder, dem seltsamen, seyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar.

Es schauet die Burg und den See und das Land:
Gott hüte Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seyen es Ströme von Königswein!

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Ye-upe sezte aber, ungeachtet der Warnungen des Wirthes über die Unsicherheit des Weges, seine Reise fort. Kaum hatte er einige Stunden zurückgelegt, als ihn ein heftiges Ungewitter befiel; vergebens suchten seine Blicke ein Unterkommen, keine Menschenwohnung war in der Nähe, und ehe er sich's versah, stürzte ein Räuber aus dem Gebüsch, schlug ihn mit seinem Prügel über den Kopf, ließ ihn gänzlich ausgeplündert auf dem Wege liegen und eilte, sich auf sein Pferd schwingend, davon. So fand ihn sein Knecht, wie er nach einer Weile zu ihm stieß. Zum Glück war Ye-upe von dem erhaltenen Schlage nur eine kleine Weile betäubt, aber beraubt und unberitten blieb ihm kein Mittel, seine Reise fortzusetzen, übrig; er eilte daher, in jenes Städtchen, wo er die Nacht zugebracht hatte, zurückzukehren, um dort auf Mittel zu seinem weitern Fortkommen zu sinnen.

Der Wirth bezeugte ihm sein Beyleid und ein gegenwärtiger Einwohner des Ortes eröffnete ihm unerwartet die Aussicht eines Geldverdienstes. Er sagte ihm: daß ein Herr Li die Geschenke bereite, welche er der neuen Gouverneurin der Provinz darzubringen gedenke. Unter ihnen befinde sich ein Schirm, auf den er, nebst andern Verzierungen auch vier Gedichte zu schreiben wünsche, aber bisher Niemand gefunden habe, der sie ihm hätte fertigen können. Ye-upe war zu diesem Geschäft erbötig, Herr Li empfing ihn recht gut; nach den nöthigen Eingangsceremonien sezte sich Herr Sse vor ein Gartenhaus an einen Stein nieder und fertigte in Blitzesschnelle die verlangten Gedichte. Während dieser, für ihn spielend leichten Arbeit glaubte er, an ein benachbartes Fenster hinaufblickend, hinter den Schallern ein hübsches Mädchenantlitz zu erblicken; nicht weiter darauf achtend, bemühte er sich, Herrn Li's Beyfall über seine höchst gelungenen Verse mit der dringenden Bitte, ihn weiter reisen zu lassen, abzukürzen; allein das war nicht seines astfreundes Absicht. Herr Li war ein gemeiner Mensch, dem Gönner zu einem so ansehnlichen Amte verholfen, der nun bey dem Bewußtseyn seines Unvermögens sehr froh war, einen so vorzüglichen Gelehrten als Gast zu besitzen. Ye-upe war nicht in der Lage, seine dringenden Einladungen, diesen Tag bey ihm zu verweilen, ablehnen zu können; sehr unwillig sah er sich bis zum folgenden Morgen aufgehalten, wo er bey einem Spaziergange, den er in Abwesenheit seines Gastfreundes im Garten machte, durch eine offene Thür in einen benachbarten Garten trat; hier begegnete er einem höchst anmuthigen Knaben von sechszehn bis siebzehn Jahren, der ihm mit den schmeichelhaftesten Aeußerungen über sein poetisches Talent entgegen kam. Es fand sich, daß er Mengli heiße, der Sohn eines Herrn Lo sey, und von dem Fenster seiner Schwester aus Zeuge von der an Wunder gränzenden Fertigkeit gewesen war, mit welcher Ye-upe Verse gemacht hatte. Der Anblick des reizenden Knaben hatte des Dichters Herz gewonnen, es entstand bald ein Verhältniß schwärmerischer Freundschaft zwischen ihnen, der zufolge der Jüngling in einer zweyten Unterredung Ye-upe seine Schwester zur Gattin antrug. Ye-upe, durch des Bruders Beschreibung ihrer Vollkommenheiten und der Zuversicht, daß sie diesem ähnlich sehe, entbrannt, fand sich bey seinem Verhältniß zu Fräulein Pe jezt in der größten Verlegenheit. Er entdeckte seinem jungen Freund aufrichtig die Seltsamkeit seiner Lage; dieser sah darin gar kein Hinderniß, seiner Schwester Glück zu begründen

und sich selbst ein stetes Beysammenleben mit einem so geliebten Freunde zuzusichern. Mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß ein gebildetes Mädchen, wie seine Schwester, doch wohl unmöglich eifersüchtig seyn könne, traf er mit Ye-upe die bestimmte Verabredung, daß dieser sogleich nach der Hauptstadt abreisen solle, um Herrn Gu's Vorsprache bey Herrn Pe zu gewinnen, dann seine Studien fortsetzen, um neue gelehrte Würden zu erlangen und wenn er endlich Fräulein Pe als Gattin heimgeführt habe, solle er hieher zurückkehren und Fräulein Lo zur zweyten Gattin begehren. Die Geisteslebendigkeit, gesunde Urtheilskraft und Entschlossenheit, mit welcher dieser zarte Jüngling seinen Freund zu diesen Entschlüssen vermochte, ist höchst anziehend, und die Art, wie er Ye-upe, um ihn ohne Herrn Li's Beyhülfe zur schnellen Fortsetzung seiner Reise in Stand zu setzen, eine ansehnliche Summe Geldes und zwey goldene Armbänder seiner Schwester ausdringt, trägt den Charakter einer höchst anziehenden Erscheinung. Diese Armbänder sollen ihm, sagt der anmuthige Knabe, als Nothpfennig dienen, und brauche er sie nicht, so solle er sie einst seiner Schwester zurückgeben. Ye-upe läßt sich ganz von seinem bezaubernden jungen Freund leiten, er nimmt das Darleben und eilt mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft seine Reise in die Hauptstadt fortzusetzen.

Nach einigen weitern Tagreisen, die nicht sehr groß seyn konnten, da der Knecht den reitenden Herrn immer zu Fuß begleitete, traf er unversehends auf eine Abtheilung kaiserlicher Truppen, und erfuhr auf seine Erkundigung, daß sie zum Empfang des neuen Gouverneurs der Provinz hier aufgestellt sey. Wirklich erfolgte in diesem Augenblick seine Ankunft; ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn, und unter den Unterbedienten seines Hauses trat einer aus seiner Reihe, um Ye-upe auf das freudigste zu begrüßen. Es war kein anderer als der Kourier, der durch Ye-upe's Redlichkeit das ihm anvertraute Geld zurückerhalten hatte. Ye-upe erfuhr von ihm, daß der vorübergeeilte Gouverneur niemand anders als sein Oheim, der ehemalige Generalintendant sey, der, jezt zum Gouverneur ernannt, sich auf seinen Posten begebe. Ganz unverhofft hatte Ye-upe nun seinen Oheim gefunden, ward sehr gütig von ihm aufgenommen und sogleich in alle Rechte seines Adoptivsohnes eingesezt.

Wie sich der Gouverneur nach den Verhältnissen seines neuen Sohnes erkundigte, theilte ihm Ese unverholen alle seine Begebenheiten, Sorgen und Hoffnungen mit. Der Oheim freute sich sehr über die Aussicht, seinen Sohn mit der Tochter seines alten Freundes Pe verheirathet zu sehen, bemerkte ihm aber, daß Herr Pe gewiß nur einem mit drey obern Würden bekleideten Mann dieses Kleinod würde zugestehen wollen, daß er deßhalb seine Studien auf's eifrigste fortsetzen müsse. Dieser Rath stimmte mit der Ansicht seines liebenswürdigen Freundes Mengli so gut überein, daß er sich unter seinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn zu dem Konkurs der Hauptstadt statt der von Nanking meldete, und von den Wohlthaten und dem Ansehen seines Oheims begünstigt, dahin abreiste. In dem ersten Examen erlangte Ye-upe die zweyte Stelle und in dem zweyten des darauf folgenden Frühlings ward sein Verdienst durch die Doktorwürde gelohnt und das Amt eines Tribunalrichters einer Provinz ihm ertheilt. Nun sah er sich in der Lage, bey Herrn Pe mit der Wahrscheinlichkeit des besten Erfolgs um seine Tochter zu werben.

Mit dem Beyfall seines Oheims und Herrn Gu's, dem er in der Hauptstadt aufgewartet hatte, versehen, reiste er an den Ort seiner Bestimmung; er nahm seinen Weg durch die Provinz, wo sein Geburtsort und Herrn Pe's Landgut lag, doch lag ihm daran seinen Freund Mengli noch zu sehen, deßhalb ging er über Tsin, wo er ihn im verflossenen Sommer gefunden hatte. Leider wurde seine Hoffnung betrogen, er fand das Haus, welches der Jüngling damals bewohnte, verschlossen und versiegelt, und hörte von seinem damaligen Gastfreund Li, daß die sämmtliche Familie Lo auf einer Pilgrimschaft nach einem weit entlegenen Heiligthum begriffen sey. Tief gebeugt von dieser Fehlschlagung, sezte Ye-upe seine Reise nach Kinhi, dem Wohnort des Herrn Pe fort; allein auch hier war der Augenblick seinen Wünschen gänzlich ungünstig. Herr Pe war an dem See des Occidents, eine Gegend, wo man sich, wie an unsern Badeorten, zum Vergnügen versammelte, gereist, und die Sitte machte es Ye-upe unmöglich, in Abwesenheit des Familienhauptes dessen Haus zu betreten.

Diese Reise hatte Herr Pe zu seiner Erheiterung unternommen. Er war in diesem lezten Jahr von einer schweren Krankheit heimgesucht gewesen, und die Schwierigkeiten die er in der Wahl eines Schwiegersohnes fand, gingen ihm sehr zu Herzen. Nur die Nothwendigkeit, seine geliebte Hongiu allein zu lassen, stand seiner Reise im Wege, als er eines Tages von dem Besuch seiner Schwester Lo überrascht ward. Sehr erfreut, nach langer Trennung diese Schwester wieder zu sehen, erfuhr er auf seine Nachfrage, daß sie Wittwe geworden sey, und unter dem Vorwande einer Pilgerschaft mit ihrer siebzehnjährigen Tochter Mengli und einem noch im Kindesalter stehenden Sohn ihren Wohnort Tsinn verlassen habe, um der Verfolgung eines alten Feindes ihres verstorbenen Mannes, aus dem Wege zu gehen, der auf ein Jahr Unterpräfekt der Provinz geworden sey, und sie sey gekommen, um während dieser Zeit bey ihrem Bruder eine Zuflucht zu suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Nov.

An Engländern ist in Paris ein beständiger Zufluß; sie haben ihre eigenen Hotels, Restaurants, Zeitungen, Lesekabinette, Buchhändler, Pferdehändler, Apotheker, Waarenlager, und sogar ist die Rede davon, auch ein kleines englisches Theater anzulegen. Schon seit mehreren Jahren wird für sie englischer Gottesdienst gehalten, und vor nicht gar langer Zeit war ein Bischof aus England gekommen, um englischen Kindern die Konfirmation zu ertheilen. Nach und nach sieht man die meisten merkwürdigen Männer Englands in Paris erscheinen. So sahen wir in der lezten Zeit den Major Denham, der mit Clapperton die gefahrvolle und wichtige Reise in's Innere Afrika's unternommen hat, der sich wie ein Petit maitre in den Pariser Salons darstellte wider die allgemeine Erwartung, die an einem solchen Reisenden vielmehr einen rauhen Seemann zu finden geglaubt hatte; dann den jezt das ganze englische Ministerium leitenden Canning, mit der schlauen Miene eines pfiffigen Staatsmannes und dem einfachen Betragen eines gewöhnlichen Bürgers. Das Corps diplomatique hatte ihn fast durch lauter Gastmahle zu Grunde gerichtet, und wäre ihm mit Hülfe der französischen Köche überlegen gewesen; allein er wußte durch diese Gefahren glücklich hindurchzusteuern, und brachte seine Zeit noch mit etwas besserem zu als mit Essen und Trinken. Vergebens betheuerten die englischen Ministerialblätter, er sey nur so zum Zeitvertreibe nach Paris gegangen; dieß ließ sich Niemand in Paris weiß machen, und man bemerkte nur zu wohl, daß er wichtige Sachen im Schilde führte, obschon er alle Vergnügen mitnahm, die ihm in Menge dargeboten wurden. Indessen mag er am Ende doch wohl nicht weiter gekommen seyn, als ob bloße Zerstreuung der Zweck seiner Reise gewesen wäre; denn seine Ansichten und Wünsche der Jesuitenparthey begreiflich und annehmlich zu machen, war eben so unmöglich, als ob er Mohren hätte waschen wollen. Was kümmert die Jesuiten oder vielmehr die Obskuranten Staatswohl, Humanität, Industrie und Handel? Ihr einziges Streben geht nur auf Wiederherstellung der Finsterniß und Geistessklaverey; zur Erreichung dieses Zweckes soll alles aufgeopfert werden. Was Canning also auch während seines Hierseyns Gutes und Nützliches mag vorbereitet haben, ist seitdem wenig Früchte getragen, es sey denn seine Vermittlung zu Gunsten der Griechen, die, wie es scheint, hier angenommen ist, und von welcher sich hoffentlich bald gute Wirkungen zeigen werden, denn das muß man den verschiedenen Partheyen in Frankreich nachsagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen, alle zu Gunsten der Griechen gestimmt sind; dieß beweisen ja hinlänglich die vielen milden Beyträge, die zum Besten der morgenländischen Christen veranstalteten Konzerte, Kunstausstellungen u. s. w., die vielen Schriften, die zur allgemeinen Theilnahme aufforderten, der Zutritt von Männern verschiedener politischer Sekten zum Komité, das so thätig und so rühmlich für die griechische Nation wirkt. Nur hier und da läßt sich zuweilen in einer Ultrazeitung eine feindselige Tückenstimme hören; allein diese Dissonanz vermag nicht die allgemeine Stimme, die sich zu Gunsten des bedrängten und bedauernswürdigen Volkes erhoben hat, zu übertönen. Man mag in Frankreich allerdings wünschen mit Egypten in gutem Einverständnisse zu leben, und Handelsverbindungen mit dem Gebieter dieses Landes anzuknüpfen; deßhalb verabscheut man aber nicht minder die Verheerungen und das viele Elend, das ein egyptisches Heer über das von Allem entblößte Griechenland verbreitet. Man sieht es nicht ungern, und die Humanität muß sich sogar darüber freuen, daß eine Menge egyptischer Jünglinge jezt in Paris erzogen werden; aber man verwendet sich deßhalb nicht minder wohlthätig zum Besten der Griechenkinder, welche dem Pariser Komité anvertraut worden sind. Eine Marseiller Zeitschrift, l'Ami du Bien, von Thotozan redigirt, gibt Nachricht von der Thätigkeit eines andern Komité, das zu Marseille selbst seinen Siz hat, und mit weit geringern Mitteln als das Pariser, doch sein möglichstes thut, um der Griechen Elend zu lindern, und die allgemeine Wohlthätigkeit anzufachen oder zu unterhalten. Marseille kann nicht vergessen, heißt es in dieser Zeitschrift, daß seine Stifter Griechen waren; ihm steht es mehr zu als irgend einer andern Stadt Frankreichs, ihnen zu Hülfe zu eilen. Die Zeitschrift beschreibt den edeln Eifer, der die Ankömmlinge beseelt, die den Vorsaz gefaßt haben für die Griechen zu kämpfen; anfangs kamen, wie es scheint, viele Jünglinge nach Marseille, die blos deßhalb nach Griechenland gingen, weil sie hofften dort ihr Glück zu machen. Jezt aber, da man weiß, daß das arme Griechenland weit entfernt davon ist seine Freunde und Anhänger belohnen zu können, und sich selbst in dem hülflosesten Zustande befindet, begeben sich nur solche Jünglinge nach Griechenland, die von einer großmüthigen Menschenliebe beseelt sind, und Gemächlichkeit, Ruhe, ja sogar vortheilhafte Aussichten aufopfern, blos um sich der Griechensache ganz und gar zu ergeben. Einige sind freylich nicht in den besten Glücksumständen, und sprechen das Marseiller Komité um Hülfe an; dieses kann nicht allen beystehen; dennoch hält ihre mißliche Lage sie nicht ab, wie l'Ami du Bien versichert, sich einzuschiffen; einige haben sich sogar durch die dringendsten Bitten ihrer Landsleute, ihrer Aerzte u. a. nicht abhalten lassen zum Kampfe abzusegeln. So viel vermag die geläuterte Menschenliebe! Jedoch es ist Zeit wieder auf die Engländer in Paris zurückzukommen. Walter Scott war dann auch unter den berühmten Männern Englands, die in der lezten Zeit Paris besuchten; die englischen Zeitungen haben versichert, er sey nach Paris gereist, blos um Materialien zu seiner Geschichte Napoleons zu sammeln. Dazu wäre es freylich ziemlich spät gewesen, denn dieselben Zeitungen haben zu gleicher Zeit gemeldet, die ersten Bände des historischen Werkes des berühmten Schottländers würden Anfangs Decembers schon erscheinen. Vielleicht war es Walter Scott nur darum zu thun, die ehemalige Residenz des Helden seiner Geschichte etwas näher kennen zu lernen, oder um mit Pariser Buchhändlern einen Vergleich wegen der Herausgabe seines Werkes zu treffen, wie denn auch wirklich sogleich nach seiner Anwesenheit von Pariser Buchhandlungen angekündigt worden ist, eine französische Ausgabe werde an eben demselben Tage erscheinen, als die Originalausgabe in London und Edinburg.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 312.

Das Alter.

Charade.

Drey Sylben.

Die erste, sonnenhaft von der Natur gestellt,
Sie zeigt die Sonne dir, sie spiegelt dir die Welt.
Zwey Andre zieren schön den Baum als eine Krone;
Und ward Verderben auch und langer Fluch zum Lohne,
Dort einem Volk, hier gar dem menschlichen Geschlecht
Durch dieses Sylbenpaar; das Ganze schlicht und recht
Behalten in der ersten Sylbe Hut
Bleibt doch ein theures Gottesgut.

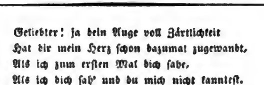
— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Januar 1827.


Geliebter! ja dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum ersten Mal dich sahe,
Als ich dich sah' und du mich nicht kanntest.
Klopstock.

Die beyden Kousinen.

(Fortsetzung.)

Herr Ye war in jeder Rücksicht über den Besuch erfreut, zuvörderst, weil er nun seine Reise unbesorgt antreten konnte, da er seine Tochter in einer so angenehmen Gesellschaft zurückließ. Hongin und Mengli, die in Schönheit und Anmuth miteinander wetteifern konnten, gefielen sich gegenseitig; wie aber Frau Lo unter andern Vollkommenheiten ihrer Tochter auch ihr Talent zur Dichtkunst rühmte, forderte Herr Ye die beyden Kousinen zu einem Wettstreit auf. Obgleich Herr Ye Mengli's Anmuth Gerechtigkeit wiederfahren ließ, hielt er sie doch nicht für fähig, mit Hongin wetteifern zu können; er suchte ihr demzufolge die Aufgabe, die er ihr gab, auf's gefälligste zu erleichtern. — Doch wie erstaunte er, als sie mit spielender Leichtigkeit ein Gedicht aufschrieb, das alle Bedingungen der Kunst erfüllend zugleich die blühendste Phantasie verrieth. Seine Freude, in seiner Familie zwey solche Wunder der Gelehrsamkeit zu besitzen, war ungemein groß. Völlig über die Lage seiner Tochter beruhigt, machte er sich zum westlichen See auf den Weg.

Hongin und Mengli wurden bald durch die innigste Freundschaft verknüpft, und da diese nur auf völligem Vertrauen beruht, waren sie in kurzer Zeit über ihre gegenseitige Verhältnisse verständigt. Mengli war niemand anders als jener reizende Jüngling, der in Tsin bey Herr Sse Ye-upe für seine Schwester geworben hatte. Als eine vaterlose Waise und ohne sich der Vorsorge eines männlichen Verwandten zu erfreuen, sah sie keinen Weg vor sich, einen Gatten zu finden. Bey dem Anblick von Herrn Ye-upe, dessen bewundernswürdiges Talent zu dichten sie aus ihrem Fenster in Herrn Li's Garten beobachtet hatte, legte sie männliche Kleider an, und sich für einen Knaben ausgebend, machte sie seine Bekanntschaft. Um ihr gegenseitiges Glück zu befördern und sicherzustellen, hatte sie, da ihres Geliebten günstige Schicksalsveränderung durch die Adoption des Herrn Sse, so wie das, seitdem erfolgte ehrenvolle Gelingen in dem Examen der Hauptstadt durch Herrn Li bekannt gemacht worden, ihre Mutter unter dem Vorwande der Feindschaft des Unterpräfekts bewogen, sich zu ihrem Bruder, Herrn Ye, zu begeben, um mit ihrer Kousine Hongin ihre Zukunft zu verabreden. Hongin war von allen diesen Nachrichten entzückt. Die Ehrengrade, welche Ye-upe erhalten hatte, waren ihr unbekannt geblieben, weil er in den öffentlich bekannt gemachten Listen unter seinem neuen Namen als des Gouverneurs Sohn eingezeichnet war. Auch diese Adoption hatte sie nie erfahren und deßwegen Ye-upe's Treue fast bezweifelt. Nun erfuhr sie von ihrer reizenden Kousine, wie sehr er ihr ergeben sey, so daß er ihr, bey Mengli's verführerischen Anerbietungen, dennoch den Platz seiner ersten Gemahlin vorbehalten hatte. Täglich sahen sie nun der Ankunft des bewunderten und gefeyerten Mannes und mit ihm einem langen glücklichen Leben in der innigsten Vereinigung entgegen.

Herr Ye, welcher den Ceremonien und Besuchen ausweichen wollte, zu denen ihn sein Rang auf seiner Reise zum See aussetzen würde, legte ein einfaches Kleid an, gab sich für den Bürger Hoangfu aus und brachte seine Zeit an den Ufern des See's des Occidents und in der Grotte Gu's in angenehmer Einsamkeit zu. Ye-upe war indessen an seinen Geburtsort gereist, hatte dort auf den Gräbern seiner Vorfahren geopfert und alsdann sein Amt als Tribunalrichter angetreten. Er versah es mit eben so viel Thätigkeit als Ruhm; leider fand es sich aber, daß dieses Tribunal in eben der Provinz lag, von welcher Yang Gouverneur war. Er mußte ihm die Aufwartung machen, und dieser Yang ersah ihn sich sogleich zum Manne seiner einzigen Tochter. Da sich Herr Tschang, der Baccalaur, welcher früher den armen Se Ye-upe um sein schönes Gedicht an die Frühlingsweide und eine Menge anderer betrogen, seines Examens wegen an dem gleichen Ort befand und ihm oftmals aufgewartet hatte, ersah er ihn zum Unterhändler. Tschang übersah sogleich den Vortheil, den er aus diesem Auftrag ziehen könnte: wenn Ye-upe Yang's Tochter heirathete, konnte die schöne Hongiu noch immer die Seinige werden; er eilte deßhalb, sich seines Auftrags bey Se zu entledigen, und als dieser ihn aus der Ursache ablehnte, daß sein Adoptivvater Se und der Freund Herrn Ye's, Gu, schon um Hongiu für ihn geworben habe, machte er ihn glauben, dieses Fräulein Hongiu sey im Laufe des vorigen Winters gestorben, und es stehe einer neuen Verbindung nichts mehr im Wege. Se ist über seiner Geliebten Tod sehr betrübt, beharrt aber um so mehr auf seiner Weigerung, da er nun gar nicht mehr zu heirathen gedenkt. Yang ist über diese abschlägige Antwort so beleidigt, daß er aus Rache Se sein Amt so viel möglich erschwert. Diese Verfolgung und seine große Betrübniß verleiden ihm alle Ehren und Würden solchergestalt, daß er die Entlassung von seinem Richteramt eingibt und sich in die Einsamkeit begraben will. Sobald er seine Geschäfte geordnet hat, reist er unter dem angenommenen Namen Le-iu von Nanking ab. Unterwegs trifft er den Wahrsager, der bey seiner Reise des vorigen Jahres den Mann, der ihm seine Peitsche abforderte, kraft seiner Prophezeihung zum Wiederfinden seiner Frau geholfen hatte. Plötzlich fällt es ihm ein, sich von ihm wahrsagen zu lassen. Der Prophet bedient sich der einfachsten Mittel: der verschiedenen Zusammenfügung von ganzen und gebrochenen Linien — um ihm eine Zukunft zu weissagen, die zu Se's unendlichem Erstaunen sich zu seinen Verhältnissen und Wünschen vollkommen paßt. Zuvörderst weist er ihn an, sich an den See des Occidents zu begeben, wo sein gutes Glück seinen Anfang nehmen soll. Ye-upe kann zwar nicht begreifen, wie er der Prophezeihung zufolge mit Hongiu, welche gestorben ist, und der Schwester Mengli's, von der er jede Spur verloren hat, verheirathet werden soll; denn zwey zärtlich verschwisterte Schönen versprach ihm das Orakel zu Frauen, und so viel er wußte, war Hongiu und die Schwester seines Freundes Mengli gar nicht miteinander bekannt — allein er macht sich, nachdem er den Propheten mit einer halben Unze Silber (drey Franks) belohnt hat, nach der Grotte des Kaisers Gu am See des Occidents auf den Weg.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Worte über Talma.

Von G. L. P. Sievers.

Die Pariser französische Zeitung, die Etoile, hat vor einigen Wochen eine biographische Skizze von Talma geliefert, welche, wie sie versichert, im doppelten Sinne, aus dessen eigner Feder geflossen seyn soll. Andere Pariser Blätter haben dieses Vorgeben bezweifelt. Ich bin im Stande, über die Entstehung einer ähnlichen Notiz, welche wirklich von Talma herrührt und schon vor eilf Jahren von ihm abgefaßt worden ist, Aufschluß zu geben, ob es mir gleich nicht möglich ist, buchstäblich nachzuweisen, in wiefern das von der Etoile benuzte Manuscript mit jener übereinstimmen dürfte oder nicht. Wenn ich bey dieser Gelegenheit dem deutschen Publikum einige Nachrichten über die Person und die Kunst des berühmten Schauspielers, von dem hier die Rede ist, mittheile, so glaube ich damit um so weniger eine uninteressante Arbeit zu übernehmen, als Talma nicht allein eine europäische, ja kosmopolitische Berühmtheit genossen und als Pariser Schauspieler von den ausgezeichnetsten Individuen aller Nationen, welche sich dort Jahr aus Jahr ein zu versammeln pflegen, gesehen zu werden, Gelegenheit gehabt, sondern auch durch seine zweymalige Anwesenheit in Deutschland, in Erfurt und Dresden, einen Theil des dortigen Publikums in den Stand gesezt hat, ihn kennen und beurtheilen zu lernen.

Es mochte etwa im August oder September des Jahres 1815 seyn, als ich von dem bekannten dramatischen und Romanschriftsteller, Picard, der damals noch Direktor der großen Oper war, bey Talma eingeführt ward. Er benahm sich anfangs mit einiger Förmlichkeit; diese aber schwand schon nach der ersten Viertelstunde und machte einer solchen offnen Hingebung Platz, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Es geziemt mir nicht, zu entscheiden, ob die Theilnahme, welche er mir bewies, eine Folge meiner mehr oder mindern Kenntniß der französischen dramatischen und Schauspielkunst war, oder ob ihn der Umstand anzog, daß er mit mir über Obersachsen und über die dortigen Schriftsteller, deren vornehmste ihm persönlich bekannt geworden waren, sprechen konnte. Unser

freundschaftliches Verhältniß dauerte ein halbes Jahr, während welcher Zeit ich ihn wöchentlich ein-, oft sogar zweymal, theils bey mir, theils in seiner Wohnung sah, bis eine Störung dazwischen trat, von welcher ich weiter unten umständlicher reden werde.

Ende des Jahres 1815 ward ich vom nun verstorbenen Herausgeber der Zeitgenossen eingeladen, zum Behuf dieser eine Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler zu schreiben. Um dem Kunsturtheile über die Mitglieder des Théâtre françois auch eine oder die andere authentische biographische Notiz beyzufügen, wandte ich mich an einige derselben, welche bey Talma aus- und eingingen, und an Talma persönlich, und bat sie, Behufs des besagten Zweckes, den ich ihnen auseinander sezte, mir die nöthigen Mittheilungen zu machen. Von den männlichen Schauspielern war Talma der einzige, welcher meinem Begehren willfahrte und mir nach einigen Wochen eine von seiner eigenen Hand geschriebene biographische Skizze übergab, in welcher, außer einigen seiner frühern Lebensumstände, auch Züge zu einer psychologisch-philosophischen Geschichte seines Künstlerwerdens enthalten waren. Ich übersezte leztere wörtlich und fügte sie dem Artikel über Talma, welcher, gleich der übrigen besagten Gallerie der vornehmsten Pariser Schauspieler im sechsten Hefte der Zeitgenossen abgedruckt ist, bey. Diese Notiz ist es wahrscheinlich, welche nach einer bey Talma vorgefundenen Kopie von der Etoile abgedruckt worden ist. Daß beyde, wenigstens im Allgemeinen und der Hauptsache nach, übereinstimmen, kann ich versichern, nicht aber, wie schon oben gesagt, da sich das Talma'sche Manuscript nebst vielen andern meiner Papiere jezt nicht in meinen Händen befindet, in wiefern sich die Identität auch auf jede darin enthaltene Einzelnheit erstreckt. Wer neugierig ist, diese von Talma eigenhändig geschriebene, also auch (wenigstens habe ich keinen Grund, das Gegentheil zu vermuthen) von ihm abgefaßte Notiz kennen zu lernen, möge sie im erwähnten Hefte der Zeitgenossen nachlesen. Mögen hier jezt einige Andeutungen über die Persönlichkeit und das Künstlerthum dieses berühmten Schauspielers, so wie mir beydes im Verfolge meiner Bekanntschaft mit ihm und von der Bühne aus bekannt geworden sind, Plaz finden.

Talma war mehr klein als groß, sehr regelmäßig, aber keineswegs hervorstechend gebaut, mehr mager als fett; besonders zeichnete sich sein Kopf aus, obgleich auch dieser nicht eigentlich schön genannt werden konnte. Das Gesicht, dem Körper ähnlich, war gleichfalls sehr regelmäßig geformt, aber nicht ausgezeichnet, die Augen ausgenommen, aus deren dunkelbrauner Farbe ein bedeutender, fast tiefsinniger Ernst hervorleuchtete. In seinen Zügen, welche mehr gedehnt schlaff als compakt rundlich waren, zeigte sich eine Reizbarkeit, welche dem Gesichte einen höchst leidenden, aber sehr interessanten Ausdruck gab, zugleich aber auch auf ein bedeutendes Uebermaß der Irritabilität seiner Nerven schließen ließ. Er selbst gedenkt derselben in seiner Notiz, und schreibt sie einer schweren Krankheit zu, meynt jedoch sie habe ihn in den Stand gesezt, die von ihm darzustellenden Charaktere mit mehr Tiefe und Innigkeit aufzufassen als zuvor. Ueber die Unstatthaftigkeit dieser Meynung, wenn sie im Allgemeinen auf die Kunst, aber vielleicht nur zu wahr, wenn sie auf die neueren Leistungen Talma's angewandt wird, weiter unten ein Mehreres. Mir schien jene Reizbarkeit die unmittelbare Folge einer schon längst in ihm vorherrschenden Körperdisposition, und nicht erst Erzeugniß der von ihm überstandenen Krankheit zu seyn, wenigstens hatte er schon früher öffentliche Beweise gegeben, bis zu welchem Grade von Vergessenheit seiner selbst und aller Konvenienzen sie ihn zu verleiten vermochte. So war er einst (um nur eine einzige der öffentlich bekannten Thatsachen zu erwähnen), während der Vorstellung im Théâtre français, zu Geoffroy in die Loge gestürzt, und hatte sich nicht gescheut, Angesichts des ganzen Publikums, an diesen ohnmächtigen Greis, wegen einiger von demselben über ihn geschriebener Kritiken, Hand zu legen. Neben jener Köperdisposition möchten noch zwey andere, sich völlig einander entgegengesezte Ursachen zu dem, in seinen Zügen vorhandenen Ausdrucke von leidenschaftlicher Passivität, oder, um es mit einem Wort zu sagen, von Leiden Veranlassung gegeben haben, sein häusliches und sein künstlerisches Leben; ersteres, von dem ich sogleich umständlicher reden werde, so viel es die Diskretion erlaubt, hatte materiell eben so störend auf ihn eingewirkt, als er durch lezteres fortwährend in tragisch-gereizter Stimmung erhalten ward. Seine äußere Erscheinung war höchst natürlich und ungezwungen, ohne im geringsten den Schauspieler, der jeden Abend einen König oder Helden der römischen und griechischen Vorzeit vorzustellen hatte, errathen zu lassen. Eben so zeichnete er sich in seiner Kleidung durch nichts als durch Reinlichkeit aus, hierin weit entfernt von vielen andern desselben Standes, welche durch Karikatur im Schnitte, oder durch Renommisterey in den Farben auch außer dem Theater die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollen. Talma trug sich, wie jeder gebildete Mann in Paris, er gehöre zum Bürger- oder zum Adel-Stande! man hätte ihn eben so wohl für einen wohlhabenden Handwerker als für einen Mann aus den höheren Ständen nehmen können. Um diese Bemerkung nicht sonderbar zu finden, muß man Gelegenheit gehabt haben die Haltung mancher Pariser Boutikenbesitzer, welche oft mehr imponirt als der geübteste Hofmann vermag, kennen zu lernen. Talma'n, im gesellschaftlichen Leben, war bey weitem keine solche Repräsentation eigen, sey es, daß ihm die Natur die Anlagen

dazu versagt, oder daß er es verschmäht hatte, sie sich im Wege des Studiums zu eigen zu machen. Daher ist das Gerücht, Buonaparte habe bey ihm Unterricht in der Repräsentation genommen (ein Gerücht, dem er gegen mich mehr als einmal auf das Allerbestimmteste, und nicht blos zum Scheine widersprochen hat) um so lächerlicher, als jener ungleich mehr persönliche Würde als Talma, und überdem zu viel Geist besaß, um nicht einzusehen, daß ihn eine künstliche Theaterhaltung, wie sie ihm lezterer allerdings hätte einlernen können, nur lächerlich gemacht haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indisches Vorurtheil.

Die Kuhpocken-Impfung findet in Indien, besonders in den entlegneren Theilen des Landes, schwer Eingang; man glaubt nämlich dort, die Engländer hätten blos vor, die Kinder der Eingebornen mit einem Zeichen zu versehen, um später gleich zu wissen, wer eine Kopfsteuer zu entrichten und als Sepoy in's Heer zu treten habe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. November.

(Beschluß.)

Walter Scott ist mit seiner Tochter nur vierzehn Tage hier gewesen; sein Aeußeres hat wenig oder nichts Auffallendes, und ist schon durch mehrere Reisende beschrieben worden, die seine Bekanntschaft in Edinburg aufgesucht haben. Sein Aufenthalt in Paris hat wenig Merkwürdiges dargeboten, und scheint sich meistens auf das Betrachten der wichtigsten Anstalten und Gebäude, und auf das Besuchen einiger wenigen englischen und französischen Häuser beschränkt zu haben. Ein Pariser Blatt hat ihm den Rath gegeben, mit seinem Romanschreiben aufzuhören, da seine lezten romantischen Dichtungen eine solche Erschöpfung des Geistes und der Einbildungskraft ankündigten, daß er selbst, seines Ruhmes halber, sich entschließen müßte keine Romane mehr zu schreiben, und keinem Dringen der Verleger nachzugeben. Wie würde der Herausgeber dieses Blattes erstaunen, wenn Walter Scott nun wieder mit ganzer Kraft seines Genies aufträte! allein es gibt Leute, welche diese Erscheinung nicht erwarten, vielleicht wird er sie durch seine Geschichte Napoleons in Erstaunen sezen, obwohl er gerade hier von den Franzosen, die noch so manche Lokalerinnerungen an die Napoleon'sche Regierung besizen, strenger als von jeder andern Nation wird gerichtet werden, besonders da sich mehrere ausgezeichnete französische Schriftsteller, denen die besten Materialien zu Gebote standen, sich an eben diesem Gegenstand mit Glück versucht haben oder noch versuchen. Andere meynen es wäre noch etwas zu früh, eine vollständige Geschichte der Napoleon'schen Regierung zu bearbeiten, da noch mit jedem Jahre neue Materialien erschienen, und manche bedeutende Personen, welche während jener berühmten Regierung gehandelt haben, besonders von Staatsmännern, denen es vergönnt gewesen ist hinter den Vorhang zu blicken, und die geheimen Triebfedern der Staatsmaschinen in der Nähe zu sehen, ihre Memoiren zwar geschrieben haben, aber nicht gesonnen seyen sie vor ihrem Abtreten von der Weltbühne erscheinen zu lassen. Freylich wenn die Jesuiten oder Obskurantenparthey an's Staatsruder käme, und Gewalt über die Presse erhielte, so würde es künftighin mit der Bekanntmachung der Wahrheit mancher Geschichtmaterialien schlimm bestellt seyn; zum Glück sind aber die Brüsseler Drucker und Verleger, die wenig einheimisches zu drucken und zu verlegen haben, in die größte Thätigkeit gerathen. Diese Herren bereichern sich auf Unkosten des französischen Buchhandels; alles was in Frankreichs Literatur einiges Aufsehen erregt, wird in den Niederlanden, besonders in Brüssel schnell nachgedruckt oder wieder aufgelegt; sie haben keinen Heller für Manuscripte und Verlagsrecht zu bezahlen; sie können die Bücher wohlfeiler ablassen als die Verleger der Originalausgaben, und wenn sie einen eben so ausgebreiteten Handel mit dem Auslande treiben als die Hauptstadt Frankreichs, so würden sie dem Pariser Buchhandel einen überaus großen Schaden zufügen, zumal da sie auch angefangen haben gut zu drucken, welches ihnen jedoch nicht immer gelingt. Schwerlich ist seit sechs Jahren irgend ein merkwürdiges Buch in Frankreich erschienen, welches nicht in Brabant nachgedruckt worden sey. Dieß geschieht mit einer solchen Gleichgültigkeit, daß es sich nicht selten ereignet, daß sich ein Brüßler Verleger, wenn er nach Paris kommt, dadurch bey einem Pariser Verleger oder Schriftsteller bekannt macht, daß er geradezu anhebt: Herr, ich bin derjenige Buchhändler oder Drucker, der in Brüssel ihr Werk wieder aufgelegt hat, womit dann der Pariser Verleger oder Schriftsteller aus Höflichkeit nichts anders erwiedern kann, als: Herr! Sie haben meinem Werke viele Ehre erwiesen; fiele nun die Preßfreyheit in Frankreich ein Opfer der harten Angriffe ihrer Feinde, so würden natürlich alle diejenigen Schriftsteller, die sich nicht unters Censurjoch beugen wollten, es vorziehen ihre Schriften unverfälscht in den Niederlanden drucken zu lassen, das dann auch einzig im Stande seyn würde, unverstümmelte Ausgaben von den philosophischen französischen Schriften des sechszehnten Jahrhunderts zu liefern; ein Vortheil, der den belgischen Buchhandel weit über den französischen erheben würde. Diese Rücksicht hat bisher auch große Kraft selbst bey denjenigen Staatsmännern gehabt, die eben nicht der Sklaverey der Presse abgeneigt waren; allein es wäre möglich, daß sie fernerhin all ihr Gewicht verlöre; denn ob der Buchhandel oder jeder andre Handel blühe oder nicht, ist den Obskuranten völlig gleich. Wofern nur der Absaz der ascetischen Bücher und der abgeschmackten Erbauungsschriften der Kongregation vorangeht, so steht Alles gut. Ihrer Meynung oder ihrer Lehrer zufolge brauchen die Völker keine andern Bücher, denn ihr Loos soll doch nur seyn, zu zahlen, zu glauben, zu schweigen und zu gehorchen; die meisten Bücher die erscheinen, hindern an dieser vierfachen Vollkommenheit; also besser keine Bücher! so denkt die sogenannte Kongregation; und sollte nun unglücklicher Weise die Preßfreyheit, welche Frankreich seit einigen Jahren so stark macht, und ihrer Literatur, besonders der geschichtlichen, einen so hohen Reiz gibt, in ihre Hände fallen, so würde sie auch nicht säumen, dieser Denkart gemäß zu handeln. Dafür behüte der Himmel Frankreich und die Menschheit!

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Januar 1827.

„Nimm ihn ganz, laß mir ihn ganz; Jede soll ihn haben ohne der Andern etwas zu rauben; wir sind dein!“ — Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig eine Wohnung und ein Grab.

Goethe, Stella.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

So anspruchlos die äußere Erscheinung Talma's war, mit derselben Mäßigung, ich möchte sagen Bescheidenheit, benahm er sich in der Unterhaltung. Dem eigentlichen wissenschaftlichen Gespräche oder einer philosophischen Diskussion wich er aus, ja er gestand, seine frühere Bildung, welche nicht weiter gegangen war, als ihn zu einem tüchtigen Zahnarzt zu bilden, vorschützend, mit Offenheit sein Unvermögen dazu. Dagegen war ihm die griechische und römische Geschichte, wenigstens insofern die französische dramatische Literatur aus ihr geschöpft ist, bis in die kleinsten Details bekannt. Ein besonderes Studium hatte er sich aus dem Kostüme der beyden Völker gemacht; hier zeigte er eine Ausdauer und Beharrlichkeit, welche um so mehr in Verwunderung setzten, wenn man sah, daß ein Künstler, dem das poetische Studium seiner Rollen nichts weniger als gleichgültig war, bey bloß materiellen Nachforschungen über die Kleidung der Alten, welche, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nichtsdestoweniger ungenügend ausfallen mußten, weil die antike Mode nicht seltener gewechselt haben mag, als die moderne, und bey accessorischen Nebensachen, welche mit der Kunst gar nichts zu schaffen hatten, eine Zeit verschwenden konnte, welche er hätte nützlicher anwenden können. Gleich den wissenschaftlichen oder philosophischen Diskussionen vermied er auch jede eigentliche theoretische Erörterung seiner Kunst. Es ist mir nicht möglich gewesen, so oft ich auch das Gespräch darauf leitete, von ihm eine Erklärung gewisser Eigenthümlichkeiten seiner Deklamation und eine Darlegung der Ansicht, nach welcher er diese so, wie es geschah und nicht anders, handhabte, zu erhalten. Hatte er sich darüber keine eigentlichen Grundsätze zu eigen gemacht, oder schien es ihm eine Mittheilung derselben gegen einen Fremden, der einem ganz andern schauspielkünstlerischen Systeme huldigte, seye ein unnöthiges Unternehmen, das will ich dahingestellt seyn lassen. Dagegen machte es ihm ein großes Vergnügen, alle die älteren historischen Charaktere, welche er vorstellte, in einer Ausführlichkeit und mit so haarscharfen ethischen Nuancen auseinanderzusetzen und zu schildern, daß man hätte glauben sollen, es wären seine persönlichen Freunde gewesen und er hätte mit ihnen auf Du und Du gelebt. Oft wandelte mich ein Lächeln an, wenn ich ihn z. B. den Charakter des Oedip mit haarscharfer Genauigkeit abwägen und daran bald ein Atom abzwacken, bald wieder eins zulegen sah. Wie es Personen gibt, welchen im gemeinen Leben keine Kleinigkeit zu klein scheint, wenn es darauf ankömmt, ihren Nächsten zu verläumden, so klatschte (man verzeihe mir den Ausdruck) Talma den Charakter seiner Heroen zusammen, als wollte er einen poetischen Steckbrief von ihnen entwerfen. Es gemahnte mich dabey mehr als einmal der närrischen deutschen Kritiker, welche sich im Ernste mit der Untersuchung

beschäftigt haben, ob Emilia (in Emilia Galotti) in den Prinzen heimlich verliebt ist oder nicht?

Talma, als tragischer Schauspieler betrachtet, war vielleicht schwerer zu begreifen und noch schwerer zu definiren, als alle übrigen großen Theaterkünstler seiner und der übrigen Nationen. Der Grund davon lag in der Doppelnatur, welche sein Spiel charakterisirte, ein Amalgama der französischen konventionellen Formalität und der englischen aufgedunsenen Leidenschaftlichkeit. Um dieß begreiflich zu finden, muß man erwägen, daß Talma, obgleich in Paris und von französischen Eltern geboren, mit Ausnahme von drey Jahren, welche er in einer Pariser Unterrichtsanstalt zugebracht hatte, in London erzogen, aufgewachsen war und bis zu seinem fünf-und-zwanzigsten Jahre (vorausgesezt, daß sein Geburtsjahr nicht in 1766, sondern 1760 fällt, und daß er folglich sechs Jahre älter war als er selbst anzugeben pflegte) zugebracht hatte. Wenn selbst im reifern Mannesalter ein langjähriger Aufenthalt in einem fremden Lande auf Gemüth, Sitte, ja selbst auf Intelligenz, wenigstens auf die Modifikation derselben, einwirkt, wie sehr muß der Geistesbildung des Kindes, wenn es zunächst in den väterlichen angestammten Sitten erzogen, mittelbar aber unter völlig widerstrebenden physischen und moralischen, ja selbst politischen Angewöhnungen lebend, ein Doppelcharakter aufgedrückt werden! Lezterer war Talma'n zunächst als Mensch so vollkommen eigen, daß, wenn er in derselben Konversation die beyden Sprachen mit gleicher Vollkommenheit redete, man nicht wußte, wofür man ihn halten sollte, ob für einen Franzosen oder für einen Engländer? Der Franzose ward in ihm von einem gewissen pedantischen Ernste, der Engländer von der äußern Formalität seiner angestammten Nation unterdrückt. Dieser Doppelcharakter leuchtete zugleich auf eine so auffallende Weise aus seinem Spiele hervor, daß besonders, wie ich aus vielfältiger Erfahrung abzunehmen Gelegenheit gehabt habe, die Ausländer davon ergriffen wurden, und wahrlich nicht immer auf eine erfreuliche Art. Niemand wußte, wie er mit sich daran war, wenn man ihn plötzlich aus der formellsten französisch-tragischen Etikette, aus der höchsten Begeisterung des enthusiastischen Salon-Pathos in die trivialste Natürlichkeit der englischen Parliamentsdemonstration verfallen, wenn man ihn z. B. als Leicester, im Rücken der sitzenden Elisabeth, dieser mit so schlagender Dialektik in's Gewissen reden sah, wie etwa ein gutmüthiger Vater zu seinem ungerathenen Sohne zu thun pflegt, wenn es ihm darum zu thun ist, nicht allein sein väterliches Ansehen, sondern auch die Kraft seines Räsonnements in's Licht zu setzen. Von der andern Seite machte dieses Haschen nach der Natürlichkeit der englischen Tragik einem so sichtbaren Streben, durch den Kontrast zu imponiren und, wie es die Franzosen nennen, die Wirkung zu berechnen (calculer les effets), Platz, daß eins seiner allergewöhnlichsten Hülfsmittel zu diesem Zwecke darin bestand, eine mit allem Schmucke tragischer Farbenauftragung ausgestattete Tirade in völlig gleichen, sehr tiefen Baßtönen und so einförmig und ruhig als möglich zu enden. (Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Kousinen.

(Beschluß.)

Am See des Occidents angelangt, begegnete Pe-nye bey seinem ersten Spaziergang in dieser schönen Gegend einem alten Mann von edelm Ansehen, obgleich sehr bescheidner Kleidung. Sie machen Bekanntschaft und gefallen sich einander so sehr, daß sie bald unzertrennliche Gefährten werden. Der Alte, welcher niemand anders als Herr Pe war, segnet seinen Aufenthalt am See des Niedergangs, weil er überzeugt ist, in diesem liebenswürdigen jungen Mann den so lange vergeblich gesuchten Schwiegersohn gefunden zu haben. Ohne Bedenken bietet er in seiner Verkappung als Bürger Hoangfu dem vermeynten Lizentiaten Beyde zu Gattinnen an. Sse Pe-nye sieht mit Erstaunen des Propheten erste Weissagung in der Bekanntschaft des edeln Alten, seine zweyte, welche ihm zwey verschwisterte Gattinnen versprach, in der Tochter und Nichte desselben, in Erfüllung gehen. Er vertraut, doch ohne einen Namen zu nennen, seinem neuen Freund sein ehedem eingegangenes doppeltes Verlöbniß, und wie seine erste Geliebte ihm durch den Tod entrissen, die zweyte unfindbar verschwunden sey, und wie er bisher entschlossen gewesen, keine neue Wahl wieder zu treffen. Hoangfu gibt seiner Denkart den vollkommensten Beyfall, sagt ihm darauf, da seine erste Geliebte todt sey, seine Tochter als erste Gattin zu und kommt mit ihm überein, seine Verbindung mit seiner Nichte als zweyte Gattin noch zu verschieben. Mit großer gegenseitiger Zufriedenheit trennen sie sich, um ihre häuslichen Anstalten zu treffen, und Sse verspricht — noch immer unter dem Namen Le-iu — sich nach vierzehn Tagen im Dorfe Kinchin, wo auch Herrn Pe's Landgut gelegen war, einzustellen.

Herr Pe reiste, immer unter seinem angenommenen Namen, einige Tage früher wie Sse zu seiner Familie zurück; Sse machte sich auch dahin auf den Weg, begegnete aber dem Präfekten der Provinz, welcher ihn mit den größten Ehrenbezeigungen empfing und ihn unterrichtete, daß ihn die Regierung zu einer großen Staatswürde befördert habe, indem seine Ernennung zum Tribunalrichter die Folge einer feindlichen Intrigue und der Nachlässigkeit des Staatsraths gewesen. Dieser Umstand nöthigte Sse, in die Gouvernementsstadt zurückzugehen, woselbst ihn Yang nothgezwungen mit vieler Achtung behandeln mußte. Tschang, der seine neue Erhebung erfuhr, hielt es nun für sein Bestes, sich einem so schnell emporsteigenden Manne lieber anzuschließen als ihn feindselig zu necken. Er machte

dem Sse Ye-upe daher seinen bevoten Besuch und gestand ihm ohne Umschweife, daß seine Nachricht von Hongiu's Tod eine Lüge gewesen sey. Ye-upe ist entzückt über diese Entdeckung, macht aber Herrn Tschang gar keine Vorwürfe über seinen wiederholten Betrug, sondern sinnt nur auf Mittel, sich seiner gegen den Bürger Hoangfu eingegangenen Verbindlichkeit zu entledigen. Er findet es am angemessensten, ihm auf das Achtungsvollste die Wahrheit in einem Briefe zu schreiben, welchen er Herrn Tschang beauftragt, dem wackern Bürger Hoangfu in Kinschi zu übergeben, zugleich hat er aber auch sein Freywerber bey Herrn Ye um die Hand der schönen Hongiu zu seyn.

Herr Ye war indessen zu seiner Familie zurückgekehrt und hatte ihr mit der größten Freude die Nachricht ertheilt, daß er endlich einen Mann für seine Tochter und seine Nichte gefunden. Madam Lo war sehr froh über diese Aussicht; die beyden Mädchen sahen sich sehr bestürzt einander an, allein die Sitte erlaubte ihnen keine Einrede, sie mußten den Ausgang erwarten. Nach wenigen Tagen stellte sich Herr Tschang als Freywerber für Sse Ye-upe ein. Herr Ye war nicht wenig betroffen, wie er hörte, daß jener Jüngling, der ein so schönes Gedicht auf die Frühlingsweide gemacht hatte, ein so großer Mann, ein Doktor der ersten Klasse geworden sey, nur that es ihm bitterlich weh, seine Tochter dem Herrn Le-iu, so liebenswürdig er ihn auch fand, versprochen zu haben, und obschon er keinen Rath wußte, sein Wort zurückzunehmen, war er im Begriff, Herrn Tschang ohne eine bestimmte abschlägige Antwort zu entlassen, als dieser sich die Freyheit nahm, Herrn Ye nach dem Aufenthalt des Bürgers Hoangfu, dem er einen Brief zustellen solle, zu fragen. Herr Ye errieth, von wem dieser Brief komme und ließ ihn sich, auf das Versprechen, ihn diesem Mann, der sein Verwandter sey, zuzustellen, einhändigen. Kaum hatte sich Herr Tschang entfernt, so erfuhr er durch des vermeynten Le-iu Brief, daß dieser sich nicht im Stande finde, des Bürgers Hoangfu Schwiegersohn zu werden, aber in wenigen Tagen erscheinen werde, um sich seinem verehrten Freund völlig zu erklären. Zu dieser Zeit war auch Herrn Ye's Schwager, Gu, angelangt und die beyden alten Herren erwarteten mit Ungeduld die Ankunft der beyden Freyer Le-iu und Sse Ye-upe, um auf eine oder die andere Weise die beyden jungen Fräuleins endlich zu verheirathen.

Herr Ye hatte seine Maßregeln genommen, damit Sse Ye-upe, wenn er bey seiner Ankunft in Kinschi nach dem Bürger Hoangfu frage, nicht irre geleitet werde; man brachte ihn daher, wie er daselbst ankam, unverzüglich in einen Pavillon von Herrn Ye's Landhaus. Dieser empfing ihn sehr freundschaftlich, obgleich mit allen unerläßlichen Ceremonien, und hier erfolgte endlich durch des jungen Mannes offenherziges Geständniß aller seiner Abenteuer die Entdeckung, daß Sse Ye-upe und Le-iu, der Bürger Hoangfu und Herr Ye, des Bürgers Tochter und die schöne Hongiu ein und dieselbe Person seyen. Die Freude der drey Herren ist sehr groß, sie banquetiren zusammen den ganzen Tag, ohne daß der Leser erfährt, ob die beyden Fräulein von den wichtigen und frohen Entdeckungen Kunde erhielten. Eine persönliche Zusammenkunft fand zwischen dem Ehelleeblatt, der Sitte gemäß, nicht statt, sondern nachdem der als doppelt und dreyfacher Betrüger erkannte Herr Tschang nebst seinen ebenfalls in der Nähe sich aufhaltenden, bey dem Betrug um das Gedicht an die Frühlingsweide so thätigen Gesellen Wang, von Seite Herrn Ye-upe beauftragt waren, dem Brautvater die Hochzeitgeschenke zu überbringen, fand die Hochzeitfeyer statt; bey dieser saß Sse Ye-upe zwischen seinen beyden Bräuten am Mahle, durfte zum ersten ihr Antlitz erblicken, und endlich wahrnehmen, wie die Gegenstände seiner Liebe und Gedichte eigentlich beschaffen wären. Am Schlusse des Festes begaben sich die beyden Bräute, eine jede in einen für sie bereiteten Pavillon des väterlichen Gartens. Sse Ye-upe bringt die erste Nacht in dem der schönen Hongiu zu, weil sie das Vorzugsrecht der ersten Gattin besitzt. Den folgenden Morgen besucht er die reizende Mengli, und eilt sie nach ihrem Bruder zu fragen. Sie offenbart ihm, daß sie selbst es war, die in männlicher Kleidung das unaufschiebbare Geschäft, sich einen Gatten zu suchen, selbst übernommen hatte. Dieser Beweis von Klugheit und Liebe verstärkt noch die Zuneigung des jungen Mannes, der die zweyte Nacht seiner Ehe ihr widmet. Der alte Ye genießt viele Jahre das Glück seiner Kinder und Kindeskinder, und hat noch die Freude den zweyten Sohn seiner Tochter Hongiu, nachdem sein früherhin adoptirter kränklicher Neffe gestorben war, zu seinem Erben zu erklären.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 26. Dec.

Zwey Gegenstände haben in diesen Tagen unsere Aufmerksamkeit sehr beschäftigt. Das erste war der Verlust unseres Mahlmann, den eine Krankheit von mehreren Wochen immer unerwartet von uns abrief. Er lebte seit mehreren Jahren im Sommer auf seinem Landgute in der Nähe von Wurzen; im Winter bezog er eine seiner Besitzungen ganz nahe bey Leipzig. Die literarische Muße, welche ihm durch seine glückliche Lage zu Theil ward, widmete er theils der Naturkunde und Oekonomie, die er mit großem Eifer betrieb, und als Direktor der hiesigen ökonomischen Gesellschaft beförderte, theils der sorgfältigen Leitung der ältesten hier befindlichen Loge, die ihm seit vielen Jahren übertragen war. Um beyde Gesellschaften hat er sich ein großes Verdienst erworben; aber in lezterer entfaltete sich besonders sein seltenes Talent als kräftiger Redner im freyen Vortrage, welches ihm aller Herzen gewann. Wie in seinen besten Gedichten, die er dem deutschen Volke übergab, so vereinte sich auch in seinen Reden populäre Kraft mit dem Feuer der Erhebung. Hierzu kam sein Enthusiasmus für alles Große und Gute, der ihn bey der Rüstigkeit seines Körpers noch in seinem sechs-und-fünfzigsten Jahre zum Jüngling machte, und so ist der segensreiche Einfluß erklärbar, den er vornehmlich in jenem Kreise auf nah und fern ausübte, und die Trauer derer, die ihn vermissen, gerecht. Sein feyerliches Begräbniß am 20sten Dec. bezeugte die allgemeine Theilnahme, mit welcher man den ausgezeichneten Mann ehrte.

Das andere Ereigniß, freudiger Art, welches ich hier zu berichten habe, war das 76ste Geburtsfest unsres verehrten Herrn und Königs, Friedrich August, der in ungestörter Gesundheit jezt noch die Freude erlebt, der Fortpflanzung seines

erhabenen Fürstenstamms durch seinen Neffen, Herzog Johann, hoffend entgegenzusehen. Immer ist dieses königliche Geburtsfest bey uns ein Tag der hohen Freude. Dießmal wurde dasselbe aber auf unserer Bühne auf eine höchst ausgezeichnete Weise begangen. Am Abend nach dem feyerlichen Tage (denn die großen Vorbereitungen nöthigten zum Aufschub) wurde

C. M. v. Webers Oberon

zum ersten Male, und zugleich zum ersten Male in Deutschland aufgeführt. Ein Prolog von dem Hofrath M. Müller gedichtet, und von Hrn. Stein des Gegenstandes würdig gesprochen, sezte die Aufführung dieses Werks mit der erfreulichen Gelegenheit auf eine sinnige Weise in Verbindung.

Ueber Webers köstliches Werk ausführlich zu sprechen, behalte ich mir für einen andern Ort vor. Ich schildere daher nur flüchtig den Eindruck, den es im Ganzen auf mich gemacht. Das Interesse an diesem Schwanengesange des unsterblichen Meisters bewog mich den zwey lezten, sehr sorgfältigen Proben mit vollem Orchester beyzuwohnen; so daß ich die Musik bey der Aufführung zum dritten Male hören konnte. Wenn ich, ohne die Größe der Intention zu verkennen, es offen gestanden habe, daß der Genuß der Oper Euryanthe mir durch den Eindruck des Gekünstelten häufig verkümmert wird, so empfing ich dagegen gleich bey der ersten Anhörung der Musik des Oberon den Eindruck des sich von äußern Fesseln frey bewegenden Talents. Scheinen ihm dort selbst die Formen der sogenannten großen Oper etwas beschränkt zu haben, so geht er hier, wie im Freyschützen, wiederum seinen eigenthümlichen Weg. Er eröffnet hier wieder eine ganz neue Welt in Tönen, mit Schwung, Glanz, Charakterkraft und Innigkeit, wie kaum ein anderes seiner Werke ausgestattet. Wenn an die Fersen des Freyschützen sich die verführenden Erdgeister hängen, die den unbefangenen Sinn mit betäubender Gewalt herabzuziehen streben, so trägt uns im Oberon der schützende Geist des Guten in das lichte Reich der Luftgeister. Beyde verhalten sich wie Erde und Himmel. Dort sucht sich der schwache Sterbliche der bethörenden Macht des Bösen zu entreißen; hier kämpft der Held, dem das Gute zur Seite steht, mit äußern Hindernissen und Gefahren, aus denen ihn seine Tugend unter schützender Macht der guten Geister rettet. Den Schmerz, der ihn und seine Liebe trifft, sehen wir, vertrauend auf seine Heldentugend und den höhern Beystand, schon im Voraus gelöst. Die Freude ist Herrscherin; der klare Freudenhimmel verdunkelt sich nur einen Augenblick, damit wir den zurückkehrenden Einklang der Natur um so tiefer empfinden, und die rohe Heidenwelt muß vor dem Glanz des christlichen Heldenthums und seiner Liebe und Treue, mit Spott verschwinden. Dieß ist der Geist und Sinn der Weber'schen Musik, wenn ich dieselbe in ihrer Verbindung mit der Oberonssage auffasse, wobey ich von der Einrichtung des Textes, der dem Tonsetzer dargeboten ward, noch ganz absehe. Es geht ein heiterer, frischer Ton durch das Ganze, und verknüpft das Mannichfaltige. Wenn man aber dieß und den Reichthum der Schilderungen, welche das Werk in sich schließt, das Zarte und Aetherischleichte in den Elfenchören, und überhaupt das Feyerliche der Zauberwelt, das Starke und Kräftige des Heldenthums (vorzüglich in den Scenen des Hüon), den freudigen Schwung des ahnenden Herzens im Kontrast mit der dumpfen, trägen Barbarey (Schlußsatz des ersten Aktes), die Macht der reinen weiblichen Liebe im Kampfe mit der empörten Natur wie im lieblichen Einklange mit derselben (große Scene der Rezia), und dann wieder die lichteren Töne der treuen, nach Freyheit sich sehnenden Sklavin – wenn man, sage ich, dieß Alles erwägt, dann ist man fast geneigt, Oberon für das reichste und genialste dramatische Werk des verewigten Meisters zu halten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zürich, December.

Die vor siebzehn Jahren durch den verewigten Doktor Hirzel gestiftete Blindenanstalt in Zürich ist, wie durch ihre schönen Leistungen so hinwieder dadurch auch außer der Schweiz vortheilhaft bekannt, daß sie lediglich aus freywilligen Beyträgen des Zürchischen Publikums ist gegründet und erhalten worden. Aus gleicher Quelle ist ihr Reservefond, jezt nahe an 20,000 Gulden betragend, gebildet worden, und dieser würde ohne Anderes eine größere Ausdehnung der Anstalt gestatten, als die wirklich vorhandene nicht ist. Da kömmt nun aber das merkwürdige Verhältniß zum Vorschein, daß mit den zunehmenden Mitteln für die Bildung der Blinden das Bedürfniß derselben gleichzeitig sich vermindert hat. Die Zahl der bildungsfähigen Blinden, oder was gleichviel ist, der blinden Kinder, ist nämlich im Kanton Zürich, wie überall, wo die Schutzpockenimpfung eine geregelte Anwendung erhalten hat, lange nicht mehr die nämliche wie vor zwanzig Jahren, sondern sie ist eine viel kleinere geworden, durch Entfernung des bedeutsamsten pathogenischen Verhältnisses der Erblindung von Kindern. Eine neuerliche Zählung der Blinden im Kanton Zürich hat diese zuvor nur vermuthete Thatsache vollends konstatirt. Anders verhält sich's mit der Zahl der Taubstummen, und die Direktion der erstern Anstalt findet sich dadurch veranlaßt mit längst genährten Wünschen für Errichtung einer Taubstummenanstalt in Zürich zusammentreffend, durch Aufnahme einer solchen in die schon bestehende, beyde zu vereinbaren. Das geräumige Lokale und andere Umstände mehr scheinen die Ausführung zu begünstigen, und ein kleiner Versuch ist seit einem halben Jahre bereits auch gemacht worden, da der neue Oberlehrer der Blindenschule (Hr. Scherr) früher bey einer Anstalt in schwäbisch Gmünd als Lehrer angestellt war, wo Blinde mit Taubstummen unterrichtet wurden. Er selbst hat über das gegenseitige Verhältniß der Zürcher-Direktion eine Denkschrift eingereicht, welcher die nachfolgenden Ansichten enthoben sind: Als vor einigen Jahren, sagt Hr. Scherr, das früher in Würtemberg bestandene Taubstummen-Institut, die gedoppelte Bestimmung zur Taubstummen- und Blinden-Bildungsanstalt erhielt, hörte man über diese Anordnung verschiedene Stimmen laut werden. Einige gaben die Ansicht, diese Vereinigung könne so enge geschlossen werden, daß Taubstumme und Blinde miteinander und zugleich unterrichtet würden. Diese Ansicht war eine jener pädagogischen Hypothesen, die manchmal das Gute, was durch Einschlagung der Mittelstraße erreicht würde, zugleich mit dem Unstatthaften verloren gehen machen. Wer einigermaßen über die große Verschiedenheit dieser beyden Menschenklassen nachdenkt, wird einsehen, daß die Wege zu ihrer Herzens- und Verstandesbildung eben so von einander abweichen müssen als ihre körperlichen Gebrechen verschieden sind. Niemand wird in Abrede bringen, daß bey Taubstummen der Weg zum Verstande und Herzen durch das Gesicht, bey Blinden durch das Gehör genommen werden müsse. Die Erfahrung bestätigte, daß nie Taubstumme und Blinde zweckmäßig zugleich und miteinander Unterricht zur intellektuellen Bildung empfangen können. Dieß rechtfertigt aber die Ansicht derjenigen noch bey weitem nicht, welche behaupten, die Vereinigung einer Taubstummen- und Blinden-Bildung sey ganz und gar unzweckmäßig. Scheidet man den wissenschaftlichen Unterricht aus, und faßt die weitere Erziehung, den Unterricht in Handarbeiten und die ökonomische Versorgung in's Auge: so erscheint eine solche Vereinigung nicht nur zuläßlich, sondern sogar nützlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

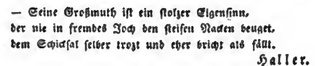
Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Januar 1827.



— Seine Grossmuth ist ein stolzer Eigensinn,
der nie in fremdes Joch den steifen Nacken beuget,
dem Schicksal selber trozt und eher bricht als fällt.

Haller.

Romanzen vom Bodensee.

Von Gustav Schwab.

6.

Der Fleischer von Konstanz.*)

Wohl wehrt sich die alte, die freye Stadt,
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth,
Und deutsches Blut,
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und dringen zur hallenden Brücke hervor,
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil,
Sonst schlägt er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Aermel gestülpet, mit nervigtem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern,
Zur Schlachtbank läßt er sie spöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn.
Sie rufen ihn mit:
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,
Sie packen in Eil
Des Fleischers Beil —
Er ist verloren;
Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren.

Zween Arme ja hat er, die fassen die zwey:
Und wollt ihr Ein Leben, so opf'r ich euch drey!
Er hält sie umspannt,
Er drängt sie zum Rand,
Er sendet die Blicke
Hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh' Andere nahn,
Drückt er sie, die ringenden, kräftiglich an;
Mit ihnen hinein
Kopfüber zum Rhein
Mit frohem Schwunge
Sieht man ihn stürzen im tödtlichen Sprunge.

---

*) Die Stadt Konstanz hatte im Jahr 1528 die Reformation angenommen; nach Auflösung des Smalkaldischen Bundes wurde sie von Kaisers Karl V. spanischen Truppen überfallen, nach tapfrer Gegenwehr durch Betrug zur Uebergabe gebracht, und verlor ihren Glauben und die Rechtsfreyheit (1548).

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut;
Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
Jezt zeigt sie den Fuß,
Den Arm, wie zum Gruß,
Die Schultern, die blanken,
Das lockigte Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoß, doch der Rhein
Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein,
Er zieht ihn hinab,
In's festliche Grab,
Dort ruht er geborgen
Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf.
Man trügt, man raubt,
Ob seinem Haupt
Freyheit und Glauben;
Die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben!

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Nicht minder häufig sah man ihn den Kunstgriff anwenden, zwey, drey ja mehrere Perioden, so widersprechend auch ihre logischen Beziehungen unter einander seyn mochten, wenn sich nur eine Homogenität des materiellen Sinnes darin verspüren ließ, ohne allen Absatz, selbst ohne alle Veränderung der Skala und des Takts zu sprechen. Sonderbar, daß alle diese Eigenthümlichkeiten seines Spiels nur einem einzigen unter den französischen Kritikern, nämlich dem berühmten Geoffroy, vollkommen bekannt und bewußt geworden sind, ob es gleich auch diesem an logisch-philosophischen und psychologischen Scharfsinn gemangelt zu haben scheint, die Ursache derselben da zu suchen, wo sie eigentlich lag, nämlich nicht im Mangel an Talent oder Studium, sondern vielmehr in seiner doppelartigen Nationalität, und ihm völlig unbewußt. Dunkel mochte dieser disparate Kontrast dem großen Haufen nicht minder bemerkbar werden als einigen Kunstrichtern; wenigstens ging der äußere Beyfall, den Talma dabey erhielt, nie vom eigentlichen uninteressirten Publikum, sondern von seinen Freunden und nebenbey von den gedungenen Klatschern aus, von welchen beyden er mehr besaß als alle übrigen Pariser Schauspieler. Wo man das große Publikum aus eignem unmittelbaren Antriebe und von ganzem Herzen applaudiren sah, war in allen denjenigen Scenen, wo es darauf ankam, eine passive Leidenschaft auszudrücken und sie verständlich zu machen, oder im Räsonnement. Dieß geschah jedesmal mit großer Bestimmtheit und Klarheit und in so einheitsvollen Formen, daß selbst der beschränkteste Sinn davon ergriffen und freundschaftlich angesprochen ward. Freylich haben einige Kritiker in den lezten Jahren besonders seine Art, das eigentlich Tragisch-Gräßliche und (als wäre es damit noch nicht genug) selbst das Gegentheil desselben, das Zärtlich-Sentimentale, darzustellen, bis in den Himmel erhoben; ich kann und darf hier nur sagen, was mich davon gedünkt hat, und dieß ist, daß sich gerade in den beyden genannten Gattungen jener Kontrast am meisten und am grellsten zeigte. Zwey Naturgaben, auf das große Publikum zu wirken, kamen ihm insofern vorzüglich zu statten, als sie in die Sinne fielen und, um verstanden zu werden, weder der Reflexion, noch des Studiums bedurften, sein vortreffliches, höchst klangbares Organ und die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge. Durch sie ward er in den Stand gesezt, in den meisten seiner Darstellungen jene sinnige Gestalten, welche die Reflexion schon im Voraus in ihm geschaffen hatte, auch äußerlich vollkommen zu verwirklichen und ihnen mit dem günstigsten Erfolge eine allgemeine Verständlichkeit zu geben. Vielleicht machte dieses Talent die glänzendste Seite seiner Kunsterscheinung aus, da es in der Schauspielkunst gar sehr auf die Bedeutung, welche die Künstler in ihre Darstellungen zu legen wissen und auf den Grad der Konsequenz ankömmt, welche sie zu entwickeln wissen! Möge dabey immer von einem falschen Grundsatze ausgegangen werden, das Publikum wird stets, erscheint er nur folgerecht, die Verstandesoperation anerkennen, wenn auch die eigentliche menschliche Theilnahme daran geschmälert wird. Diese Eigenthümlichkeit des Talma'schen Spiels, von welcher ich jedoch die erwähnten un- und widernatürlichen Uebergänge aus der höchsten Stimmlage in die tiefste und aus dem tragischen Pathos in die trivialste Prosa ausnehme, mögen ihm vielleicht jene Berühmtheit verschafft haben, welche er während seiner ganzen langen theatralischen Laufbahn (von 1787 bis 1826, also von beynahe vierzig Jahren) genossen hat. Dieß führt mich von selbst auf die Frage: War Talma ein Genie, d. h. ein Künstler, der voll Begeistrung schuf, oder ein Talent, welches von der Reflexion geleitet, blos nachahmte? Sein ängstliches Bestreben, sich im Wege sinnlicher Erfahrungen, als z. B. durch das Studium der Geschichte, oder das Beschauen eines Gemäldes, oder anderer dergleichen Hülfsmittel, zuvor ein Modell des Charakters zu entwerfen und über dieses hernach das eigentliche schauspielkünstlerische Gebilde oder die Statue seines Helden gleichsam abzuklatschen, möchte die Antwort nicht zweifelhaft lassen. So lange es überall der Charakter der französischen Kunst bleibt, nicht nach materiell-freyen und nur von der höchsten Verstandespotenz beschränkten Grundsätzen zu schaffen, sondern blos bürgerlich-konventionell nachzuahmen, kann es in ihr von dem, was man in der höchsten Bedeutung Genie nennt, keine Rede seyn. Es gibt jezt vielleicht nur einen einzigen Schauspieler in Frankreich, den man ein Genie nennen könnte, dieß ist Potier. Daß dieser ein Komiker, oder vielmehr gar nur ein Farceur ist, thut nichts zur Sache. Talma studirte und

memorirte ausnehmend langsam, ja unter so viel geistiger Mühe und Anstrengung, daß ihm mehr als einmal das Geständniß gegen mich entschlüpft ist, jede neu einzulernende Rolle verursache ihm eine Art von krampfhaftem Nervenleiden, welches oft mehrere Wochen und gewöhnlich so lange anhalte, bis er den Charakter aus dem Groben gearbeitet (débrouiller, wie er sich ausdrückte) habe und an die eigentliche künstlerische Ausarbeitung desselben gehen könne. So ward nicht allein die entschiedene Vorliebe, welche er für das ältere tragische Repertoire in ihm von Kindheit auf und späterhin in der königlichen Deklamationsschule, wo er sich von 1785 bis 1787 befunden hatte, gleichsam zu Saft und Blut geworden, besaß, sondern auch der Umstand begreiflich, daß er überall nur von diesem, mit Einfluß aller bis zum Anfang der Revolution geschriebenen Stücke ein Dutzend Rollen spielte. Jene Vorliebe beruhte aber nicht auf dem unmittelbaren Interesse, welches er an den ältern klassischen Produkten seiner Nation nahm, sondern war eben Folge der Anstrengungen, welche ihm, wie eben gesagt, das Einlernen neuerer Rollen in späteren Jahren verursachte. Seiner innersten Neigung nach war er, wie ich ihn vielfältig unter vier Augen und nicht selten auch in großen Gesellschaften äußern gehört habe, dem dramatischen Prinzipe, wie es die ältern Meister der französischen Bühne nicht willkürlich, sondern als in der gesellschaftlichen und politischen Bildung der Nation nothwendig begründet, aufgestellt haben, nichts weniger als zugethan, indem er dabey von den Begriffen ausging, welche er in England eingesogen hatte, und von welchen er sich zu der englischen Dramatik, besonders zu Shakespeare, hingezogen fühlte. So kam es, daß die Uebertragungen dieses Dichters in die französische Sprache an ihm eine Stütze gefunden hatten, welche von Ducis, dem Verfasser derselben bis zu Anfang der Revolution und noch lange nachher vergeblich gesucht worden. Talma, selbst ein Bastardprodukt von französischer und englischer Kunstbildung, schien an diesen Zwittergebilden, an welchen weder das eine noch das andere Abstammungsgeschlecht nachgewiesen werden kann, ein großes Behagen zu finden und wußte ihnen durch die, oben angedeuteten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten seines Spiels einen fast gewaltsam erzwungenen Beyfall zu verschaffen. In Masse und von innen aus hat die Nation an diesen Mißgeburten nie Antheil genommen; überdem werden sie mit Talma's Tode auf der französischen Bühne für immer abgestorben seyn. Eine andere Gattung tragischer Produkte, welche sich insofern mehr mit dem ästhetischen Prinzipe derselben vertrugen, als auf ihre schulgerechte ältere Form Anklänge der neueren Sittenumkehr gepfropft waren, zogen Talma'n, der während Buonapartes-Herrschaft seine republikanischen oder wenigstens liberalen Grundsätze unter dem Gehorsam der auferlegten Rücksichten, gefangen gehalten hatte, also-bald an, als er nach dessen Abtritte jenen freyen Lauf lassen zu können glaubte. So entstanden, von ihm veranlaßt, und mit besonderer Theilnahme auf die Bühne gebracht, der „Germanikus," von Arnault, „Belisar," und in den lezten Jahren, „Sylla," beyde von Jouy, und wurden von ihm mit einem solchen Aufwande aller, ihm zu Gebot stehender Hülfsmittel dargestellt, daß der Effekt, besonders des leztern, welches man wirklich als ein Gelegenheitsstück betrachten konnte, dem ganz ähnlich ausfiel, welcher einem andern famösen Gelegenheitsstücke zu Anfang der Revolution, „Karl IX.," womit Talma, sonderbar genug, seine erste Weihe in der tragischen Kunst empfangen hatte, zu Theil geworden war.

Es steht nicht wohl abzusehen, wie weit sich der Einfluß, welchen Talma auf die tragische französische Schauspielkunst ausgeübt hat, erstrecken wird. Daß leztere, wie überhaupt alle französische Kunst, schon seit Jahren einer Umkehr entgegen geht, wird Niemand bezweifeln. Ob ihr aber im Wege einer Verschmelzung mit der englischen Darstellung, wie sie Talma versucht hat, das gewünschte Heil widerfahren kann, ist eine andre Frage. Einstweilen suchen die neuen angehenden Tragiker ihren Meister in allen äußern Mechanismen, um so sklavischer zu kopiren, als es ihnen unmöglich fällt sich auch den Geist, welchen er den von ihnen dargestellten Charakteren mitzutheilen verstand, anzueignen. Selbst auf die älteren Schauspielerinnen des Théâtre français hat Talma eingewirkt: wenn die Duchesnoy der plastisch-formellen und konventionellen Darstellungsweise der älteren klassischen Schule, welche in der Raucourt ihre lezte Ausüberin gehabt hat, ungetreu geworden ist, oder sie vielmehr gar nie gekannt hat: so kann die Schuld niemanden als eben Talma'n zugemessen werden, dessen Autorität jene Schauspielerin blindlings huldigte. Weniger ist die Georges von seinem Beyspiele fortgerissen worden, weil ihr theils die lange Abwesenheit vom genannten Theater, theils die besondere Art ihres Talents, welches sich mehr auf Gefühl und Phantasie, als auf Reflexion und Form stützt, weder Zeit noch Empfänglichkeit gewährten, Talma's Spiel zum Muster zu wählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Dec.

(Beschluß.)

Der Blinde lebt gern geräuschlos, behaglich in Stille und Ungestörtheit. Aber eben daher rührt auch häufig Trägheit und körperliche Unbehülflichkeit. Der Taubstumme ist in der Regel ein beweglicher, ein gewandter, oft stürmischer, meistens unruhiger Mensch. Daher sein polterndes Wesen, rasches Aufbrausen, seine nicht seltene Unzufriedenheit und Scheue vor anhaltender Arbeit. Man sieht, daß hier zwey, beynahe

feindselige Temperamente in Berührung kommen. Betrachtet man aber das Zuviel und Zuwenig von beyden Seiten, so dürfte vielleicht eine Klasse durch die andere dem wahren Punkte näher gebracht werden. Der sanfte Blinde sey des stürmischen Taubstummen und dieser in seiner Lebhaftigkeit des phlegmatischen Blinden belehrendes Vorbild! Es versteht sich, daß der Lehrer wissen muß, wie die abweichenden Eigenthümlichkeiten zur gegenseitigen Zuneigung zu leiten seyen. Die Blinden zeigen überdieß eine Furcht, ich möchte fast sagen eine Scheu gegen Taubstumme. Wer wollte ihnen solches verargen? Nothwendig müssen sie diejenigen, welchen das Gehör und die Sprache mangelt, für Wesen halten, die der menschlichen Würde nicht vollständig theilhaft seyen. Der ungebildete Taubstumme betrachtet den Blinden als ein hülfloses Geschöpf, und nicht selten macht er sich über ihn lustig, oder neckt ihn wohl gar. Die Vorurtheile haben beyderseits ihren Ursprung in irrigen Ansichten. Sie verschwinden, sobald näherer Umgang diese berichtigt hat. Ja, durch Umgang und gegenseitige genaue Bekanntschaft verwandelt sich Furcht und Geringschätzung in Mitleid, Bewunderung und Liebe. Oefters äußerten sich Taubstumme mit gerührter Achtung über die Geschicklichkeit der Blinden, und diese vertrauten sich jenen, als Führern, gerne an. Es mag paradox klingen, wenn man von einem gesellschaftlichen Verkehr zwischen Taubstummen und Blinden redet, da man glauben dürfte, es seyen zwischen beyden Klassen Mittheilungen unmöglich. Dieß ist jedoch nicht der Fall. Der Taubstumme kann die Tonsprache (freylich immer ohne Wohlklang) erlernen. Er kann langsam gesprochene Worte an der Bewegung der Sprachorgane durch Absehen verstehen. Der Blinde kennt die Formen der Schriftzüge. Der erstere schreibt diesem mit den Fingern auf den Rücken und derselbe versteht, durch das Gefühl, was jener schreibt. Auch durch natürliche Geberdensprache (Winken, Hindeuten, Nachahmen der beym Handeln vorkommenden Bewegungen) kann sich der Blinde dem Taubstummen verständlich machen. In Handarbeiten können Taubstumme und Blinde vortheilhaft zugleich unterrichtet werden. Erfreulich ist hiebey zu sehen, wie der Taubstumme dem Blinden mit aller Aufmerksamkeit beysteht, dieß und jenes herbeyträgt, und gerne schwierige Verrichtungen für diesen besorgt.

Der eben ausgegebene Jahresbericht für 1826 von der Blindenanstalt in Zürich enthält nicht blos von dem ökonomischen Fortschreiten derselben erfreuliche Kunde, er liefert vielmehr auch von ihren moralischen Vorzügen durch manche einzelne Nachweisung den unzweydeutigen Beweis. Ihre Einrichtungen beabsichten weder prunkende Kunststücke, noch Aufsehen erregende, nutzlose Tändeleyen; sondern es zielen dieselben darauf hin, dem Blinden eine sattsame Fertigkeit in nützlichen Arbeiten zu verschaffen, und bey Erweiterung seiner Kenntnisse durch den Unterricht in wissenschaftlichen Fächern zugleich auf Veredlung seines Gemüths und Herzens zu wirken. Ohne diese könnte billig in Frage gestellt werden: ob ein Blinder durch Vermehrung seiner Kenntnisse und durch die Fähigkeit sich in Handarbeiten die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, auch wirklich glücklicher und zufriedner werde? Einer entehrenden Unwissenheit und Unthätigkeit wäre er damit allerdings entrissen, aber je mehr er durch selbstthätiges Eingreifen mit der Menschen Wirken und Treiben bekannt wird, desto mehr Bedürfnisse lernt er auch kennen, und indem er sich in nützlicher Kraftanwendung anderen Menschen gleich zu stellen bemüht, kann ihm die traurige Erfahrung nicht entgehen, wie diesen zahllosen Freuden winken, die er doch immer entbehren muß. Um so nöthiger ist ihm also, daß er Ruhe und Zufriedenheit mit seinem Zustande in sich selbst und in einer veredelten Gesinnung finde, daß er mit stillem Duldersinn die Entbehrungen trage, welche ihm auferlegt sind, und vertrauensvoll heiter in seinen lebensdunkeln Tagen das Herz zu Gott erhebe. — Diese höhern Freuden sind es, an welchen der Blinde mit dem Sehenden gleichen Theil haben kann, und ihn für diese empfänglich zu machen, soll wohl auch lezter und Hauptzweck der Blindenanstalt seyn.

Leipzig, 26. Dec.

(Fortsetzung.)

Das was diesem Werke dagegen bey den Deutschen im Wege steht, das trifft theils die ganze Gattung, die man Schauspiel mit Gesang nennen kann; eine Gattung, bey welcher es freylich im Einzelnen zufällig scheint, welche Theile und Situationen gerade musikalisch ausgeführt werden; theils die besondere Bearbeitung der Fabel und die Berücksichtigung der Verhältnisse der englischen Bühne, für welche das Werk zunächst bestimmt war. Hieher gehört folgendes: Obgleich man, im Ganzen genommen, die dramatische Behandlung der Fabel durch Planché nicht gerade ungeschickt nennen kann, so schadet es doch dem Eindrucke der herrlichen Musik, nach der man hier begierig ist, daß die Musikstücke durch langen prosaischen Dialog getrennt sind, so daß man den deutschen Theaterdirektionen rathen muß, denselben, wie hier geschehen, so viel als möglich zu kürzen, noch fehlerhafter ist, daß die Hauptpersonen nicht in Ensemblestücken handelnd zusammengebracht werden, sondern sich mehr lyrisch in Arien aussprechen, wodurch die höchste Wirkung dramatischer Charakteristik auf ähnliche Weise, wie im Freyschütz, entbehrt wird. Endlich ist es, in musikalischer Hinsicht, ein großer Uebelstand, daß unter den Hauptpartien kein eigentlicher Baß ist, was durch das Bühnenpersonal in London bestimmt wurde, und daß selbst die Partie des Oberon durch einen Tenor oder hohen Baß vorgetragen werden muß. Daß dadurch der Elfenkönig im leichten ätherischen Wesen verliert, ist keinem Zweifel unterworfen, und besser war es allerdings, wenn er in der alten Wranitzky'schen Oper zu einem Sopran gemacht und von einer Dame dargestellt wurde. In dem lezten Akt ist die Handlung gar zu sehr zusammengedrängt, alle Augenblicke wechselt die Scene; zwey neue Personen, die nicht entrathen werden konnten, werden eingeführt, und machen sich sehr breit als Episoden, der Emir von Tunis und Roschona; beyde singen nicht. Freylich nach vollbrachtem Zauber marschirt noch Carl der Große mit seinem Hofe während eines feyerlichen Marsches auf, sezt sich auf seinen Thron, und gibt das geprüfte Paar zusammen. Dieß Aufmarschiren macht sich nach dem verschwundenen Glanz der Feenwelt höchst prosaisch. Ich würde folgendes statt dessen vorschlagen. Nach den lezten Worten des Oberon, und während dieser langsam in die Luft verschwebt, müßte sich der Hintergrund verwandeln, und Carl der Große mit seinem Hofe sogleich sitzend erscheinen. So kann der prächtige Marsch, der für das Eintreten des Hofes bestimmt war, wenigstens ein Mal durchgespielt werden. Die Feenwelt kann aber im Vordergrund, das Bild im Hintergrunde noch einschließen; will man Karl den Großen dagegen ganz weglassen, so verliert man den genannten Marsch, und hat keinen musikalischen Schluß. Auf jeden Fall aber muß die Gestalt des an die Sage geknüpften Kaisers Karl auf eine imposante Weise dargestellt werden. — Der Text ist hie und da seltsam, und der Gesang könnte sehr gewinnen, wenn man die deutsche Unterlegung geschmeidiger machen wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 10.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Januar 1827.

Mein gegenwärtiger Aufsatz ist weder ein gründliches scientifisches Gebäude der Kunst, noch eine tiefere Analytik einzelner Gegenstände derselben; sondern blos was die Aufschrift sagt, eine kurze Apostrophe, eine flüchtige Rhapsodie, ein theilnehmender Aufruf an Kenner und Liebhaber.

Seume.
Ein Wort an Schauspieler.

Halt!!
Visitation der Tagesblätter.

Der Theaterrezensent der Berliner Spenerschen Zeitung, schon allein deßhalb ein achtbarer Kritiker, weil er von Goethen belobt wurde, stellt diesen unsern Dichterfürsten in eine Reihe und nebeneinander mit Raupach, sie beyderseits mit dem gemeinsamen Titel: Klassische Autoren, beehrend. Raupach selbst, der verdienstvolle Dramatiker, wird diese hyperbolische Schmeicheley nicht billigen, Goethe nicht dankbar dafür seyn; sie ist also eine unpolitische Schmeicheley. Gleich darauf aber lesen wir in der besagten Zeitung eine höchst politische Schmeicheley im buchstäblichen Sinne des Wortes. Madam Stich nämlich wird die legitime Donna Diana genannt. Dieses Kompliment klingt, als ob es ein Kanzleydiener beym Ministerium des Auswärtigen erfunden hätte, und hat eben so viel Sinn als ein tugendhaftes Rechenexempel oder eine mühsam-erstudirte Genialität.

Im Gesellschafter steht gedruckt zu lesen, daß Herr Gehe durch seine bezauberte Rose sich den Namen eines Dichters hätte erwerben können, wenn dieses überhaupt durch ein Operngedicht möglich wäre; die Musikstücke einer Oper seyen Perlen, das Drama der Faden, auf welche diese gezogen, so wäre es denn auch gleichgültig, ob dieser ein seidner oder ein Zwirnsfaden sey. — So unglücklich der Gegensatz von Zwirn und Seide ist, indem ja auch Seide gezwirnt seyn kann, so hinkend und falsch ist die ganze Metapher; denn wahrlich! das muß eine höchst undramatische Komposition seyn, in welcher die einzelnen Musikstücke keinen inneren, nothwendigen, keinen andern Zusammenhang haben als den zufälligen, daß sie wie Perlen auf einen Faden gezogen sind, d. h. daß sie am nämlichen Abend hintereinander von der Bühne herabgesungen werden. Wer in einer Oper nichts weiter als einzelne aneinandergereihte Musikstücke vernimmt, sollte nur in Konzerte und schon deßhalb nicht in die Oper gehen, um das Unverstandene nicht für Unverstand auszugeben. Man ersucht diesen Kritiker, bevor er sich wieder über dramatische Musik vernehmen läßt, die Operngedichte Don Juan, die Vestalin, der Wasserträger, Tarar, Quinaults Meisterwerke, ja selbst die schlecht-versifizirte Zauberflöte zu studiren, d. h. sich daraus die Regeln zu abstrahiren, nach welcher ein Operngedicht zu erfinden und zu vollführen, und daß dieses so schwierig ist und eine so eigene Ueberlegung, ein so eigenes musikalisches Empfindungsvermögen, so hundertfache Berücksichtigung und Erfahrung erfordert, daß man ein trefflicher dramatischer Dichter seyn kann, ohne doch im Stande zu seyn, auch nur eine einzige tüchtige Opernscene zu schreiben; dagegen der Operndichter stets ein tüchtiger Dramatiker seyn muß. So lange Publikum und Kritiker dieses nicht mit Klarheit einsehen und würdigen, so lange werden sich auch unsere talentvolleren Dichter von der Oper zurückziehen, und wir werden uns nicht allein mit Uebersetzungen aus dem

Französischen begnügen müssen, sondern unsere vorzüglichsten Musiker, wie bisher schon Weber, Meyerbeer, Hummel thaten, werden künftighin ausschließlich für das einsichtsvollere Ausland komponiren, welches sie um so zuversichtlicher thun dürfen, da Uebersetzungen ja heute mehr Glück auf unsern Bühnen machen, als deutsche Originalwerke. Verachtet nur Eure Operndichter und Ihr werdet bald so verachtete Lohnknechte haben, wie die italienischen Koulissenpoeten, und ein zweyter deutscher Gluck wird wieder nach Frankreich auswandern müssen, um einen Quinault zu finden.

In demselben Blatte, in derselben Kritik sagt derselbe Urtheiler: „Wann in der Oper nach dem Gesange die Rede beginne, so werde ihm, als ob er in einem lauen Bade säße und man ihn mit einem Kübel eiskalten Wassers begösse." Wenn dieses nur die individuelle Empfindung des Kritikers wäre, so könnte sie auf sich beruhen bleiben. Aber man hört öfters ähnliche Klagen in Deutschland, und so fragt es sich wohl, warum man dergleichen in Frankreich nie hört? Erstlich deßhalb, weil dort die Gattungen streng getrennt werden, sowohl auf den verschiedenen Bühnen als schon früher von den dramatischen Künstlern selbst. Man weiß genau, was man in der erhabenen Oper mit Recitativen, was in der Oper mit Gespräch, was in der Operette und was im Liederspiel zu geben und zu empfangen hat, und es werden daher an keine dieser Gattungen ungerechte und verwirrte Ansprüche gemacht. Dann aber sind wir Deutsche dasjenige Volk, welches sich, wenigstens in dem freyen Gebiete der Kunst, am allerwenigsten die Konvention gefallen läßt. Und doch bedarf es ja zwischen Dichter und Zuschauer, noch ehe der Vorhang aufrollt, der Konvention, daß der Held des Trauerspiels in Versen sprechen, daß der Held der Oper singen wird. Das erstere hat man zugestanden, die Verwilligung des letztern bestreitet hie und da noch bald der trockene Verstand eines Kritikers, bald selbst ein dramatischer Versifikator. — Aber nun gar in derselben Oper singen und sprechen, das heißt doch die Konvention zu weit getrieben! und wenn es auch noch erträglich ist, wann nach der Rede der Gesang eintritt, so wird Einem doch bey der Rede nach dem Gesang als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde." Nicht zu läugnen ist es, daß dieses in unsern Opern gar oft und allgemein gefühlt wird, doch bevor man bequemerweise deßhalb gleich die Gattung anklagt, soll man erst untersuchen, ob auch nicht die Unfähigkeit der Künstler Schuld an unserer Mißempfindung ist. Vielleicht hat der Operndichter (und wahrlich das ist ein sehr schwieriger Theil seiner Arbeit) Rede und Musik nicht an ihrer nothwendig gehörigen Stelle eintreten lassen; vielleicht den Uebergang von dem Musikstück zur Rede dem Tonsetzer nicht musikalisch vorbereitet; vielleicht hat dieser Letztere nur einseitig sein Musikstück bedacht und dieses zu schroff, zu hart, zu lärmend und rücksichtslos auf das folgende Gespräch geschlossen; vielleicht ist auch der Operist eine ultradeutsche oder ultra-italienische, d. h. eine Person, welche selten den Text der Gesangstücke memorirt, noch seltener ihn verständlich auszusprechen weiß, den zu sprechenden Theil ihrer Rolle aber als so überflüssig, so tief unter ihrer trillernden und wirbelnden Würde hält, daß sich die prima donna oder der primo huomo sogleich bey eintretender Rede in lächerliche und ungeschickte Komparsen verwandeln, ihre Linkheit mit dem durchlöcherten Bettelgewande des Hochmuths bedeckend. Da muß einem denn freylich zu Muthe werden, als ob man „mit einem Kübel eiskalten Wassers begossen würde;" aber nicht die Gattung, nicht die Oper mit Gespräch ist Schuld daran, sondern die Unwissenheit, die Linkheit und der Bettelstolz der Künstler — oder auch die verwirrten Ansprüche des Publikums, wenn es, nach der abgeschlossenen Kunstkonvention, dieselbe bricht und mit angemaßter Afterweisheit eine unstatthafte Natürlichkeit fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Interessant würde es seyn, Talma in seiner von ihm selbst unternommenen Künstlerbildung Schritt vor Schritt zu folgen. Man würde alsdann sehen, wie viel weniger seine eigene innere Anlage, als vielmehr die äußern Umstände, unter welchen er sich zum Schauspieler berufen gefühlt, auf die Art und Weise seines Künstlerthums eingewirkt und sie gemodelt haben. Will man einer Sage Glauben beymessen, welche sich noch bis in die letzten Jahre unter den Theaterfreunden zu Paris erhalten hat, so soll Talma bereits vor seinem Eintritte in die Deklamationsschule, auf das Spiel Larive's hindeutend, jene berühmten Worte Massillons, welche dieser meistens in Bezug auf Bourdalout sprach: „Si je prêche jamais, je ne ferai peut-être pas aussi bien, mais je prêcherai autrement (sollte ich je predigen, so wird es vielleicht nicht so gut geschehen, aber ich werde auf eine andere Weise predigen)" wiederholt haben. Ist diese Anekdote gegründet, so beweist sie zur Genüge, daß Talma über den Weg, welchen er einschlagen wollte, schon längst mit sich im Reinen war. Sonderbar dabey bleibt, daß er sowohl in der oben erwähnten, von ihm selbst redigirten, Notiz als in einer kurzen Einleitung, welche er im Jahr 1819 auf Ersuchen des Verlegers den Memoiren Lekain's vorgesetzt hat, das schon oben erwähnte Geständniß ablegt, daß sich erst mit einer schweren ihm überstandenen Nervenkrankheit die ganze Summe seiner theatralischen Anlagen in ihm entwickelt habe. Nun aber fällt diese Krankheit in

das Jahr 1815; Talma hat also im Jahr 1819 gestanden, daß er vier Jahre vorher, d. h. seitdem er bereits sechs- und zwanzig Jahre (nämlich von 1789, oder von seiner Darstellung Karl IX. an) im Rufe des ersten tragischen Schauspielers von Frankreich gestanden und bereits ein Alter von fünf-und-fünfzig Jahren erreicht hatte, noch weit von der ihm erreichbaren Vollendung entfernt gewesen ist! Mehr ist von seinem geistvollsten und gerechtesten Kritiker, Geoffroy, nicht gegen ihn ausgesagt worden. Entweder hat Talma, wie es häufig selbst im bürgerlichen Leben, wo weder von Kunst noch von Gelehrsamkeit, noch sonst von Geistestalenten die Rede ist, zu geschehen pflegt, sich selbst und dem Publikum einen eigenliebigen, übrigens höchst unschuldigen Betrug gespielt, oder er, für seinen Theil, ist wirklich von dem Einflusse, welchen die besagte Krankheit auf ihn ausgeübt hat, überzeugt gewesen; in beyden Fällen zeigt der unwürdige, höchst strafbare Ausbruch der Erbitterung, dessen er sich, wie bereits gesagt, gegen den Greis Geoffroy zu Schulden kommen gelassen hat und der selbst von Buonaparte, unter dessen vermeintlichem Schutze er sich dergleichen allein erlauben durfte, mißbilligt wurde, bis wie weit nicht allein unter dem ärmlichen Trosse der Dutzendhistrionen, sondern sogar bey den ausgezeichnetsten theatralischen Talenten der sogenannte Künstlerstolz, den ich aber Künstlerunverschämtheit heißen möchte, gehen kann. Leider sehen wir nicht allein unter den Schauspielern, sondern selbst unter andern Künstlern, die freche Anmaßung, kein anderes als ein lobendes Urtheil (noch dazu muß es unbedingt lobend seyn) über sich ergehen zu lassen. Daß es heut zu Tage eine so große Menge von Kunstschreiberey gibt, über welche sich die Künstlerunverschämtheit beklagt, ist eine natürliche Folge von der Menge von Künstlerey, welche sich zu keiner Zeit überschwemmender gezeigt hat als eben in unsern Tagen, denn hier bewährt sich der ästhetische Grundsatz: der Gegenstand gebietet über die Darstellung. Aus demselben Grunde, warum es kein vollendetes Kunstprodukt gibt, muß auch die Kunstkritik unvollkommen bleiben. Von dieser Wahrheit sind alle die großen Meister der Vorzeit, wenn sie zugleich Denker waren, überzeugt gewesen: sie haben die mangelhaften Kritiken ertragen, wie das Publikum ihre mangelhaften Produkte erträgt, wobey ihnen zugleich die Wahrheit vorgeschwebt hat, daß keine schlechte Kritik ein gutes Werk schlecht machen kann. Nur Haldschlägern in der Kunst wie in der Wissenschaft, denen kein inneres Bewußtseyn für den Abgang des äußern Beyfalls Ersatz leistet, kann es einfallen, sich öffentlich gegen schlechte Kritiken (d. h. gegen tadelnde, denn in ihren Augen ist jede Kritik schlecht, welche nicht lobt) aufzulehnen und dabey auf eine so bettelstolze Manier zu benehmen, daß man wohl sieht, es sind keine wahrhaft edelgeborne Genies, sondern Emporkömmlinge, Leute, welche man logisch und künstlerisch **Pinsel** nennen könnte. Kehre ich zu Talma zurück.

Als Mensch lebte dieser berühmte Schauspieler häuslich und gegen seine Kameraden, ja, seit der Wiederherstellung der Monarchie auch öffentlich in sehr gezwängten, um nicht zu sagen drückenden Verhältnissen. Der Hof schätzte sein Talent, liebte aber seine Person nicht, eine natürliche Folge der politischen Rolle, welche er unter dem Konsulate und dem Kaiserthum gespielt hatte. Ueber den Antheil den er an den ersten Anfängen der Revolution genommen haben soll, ist im Wege der Publicität nie etwas historisch Erwiesenes ausgemittelt worden; die Gerüchte, mit welchen man sich mündlich herumtrug, verdienen keinen Glauben. Unbestritten aber ist, daß sich Talma früher als einen Heros der Freyheit bewiesen, späterhin diese Rolle mit der des Günstlings des damaligen Machthabers vertauscht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Apotheose.

Ein Engländer, der auf Java Missionär ist, fand im Dorfe Buitenzorg in der Nachbarschaft von Batavia, wo eine Niederlassung von 2000 Chinesen ist, in einem chinesischen Hause ein europäisches Gemälde Napoleons in vergoldetem Rahmen, welchem Gemälde die Leute Weihrauch opfern, und ihr Morgen- und Abendgebet bringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

Unsre unermüdet thätige Theaterintendanz hat uns in den lezten Monaten vieles Neue vorgeführt. Seit meinem jüngsten Berichte sahen wir: Die Flitterwochen. Lustspiel in zwey Akten. nach dem Französischen von Hell. Es sollte heißen aus dem Englischen. denn offenbar liegt die Intrigue des alten the taming of a shrew zum Grunde. nur ist sie schwerfällig behandelt. der Dialog breit und gedehnt. und die Entwicklung nichts weniger als überraschend; da nun auch die Darstellung nicht sehr gelungen war, so war der Erfolg des Stückes nur sehr gering. — Eine interessante Neuigkeit war dagegen: Henriette von England, Trauerspiel in fünf Aufzügen. von Eduard von Schenk; da das Werk nicht gedruckt ist. und bald auch anderweitig besprochen werden wird. so ist es billig die Leser mit dem Inhalte bekannt zu machen: Ein Ritter. Julius von Lothringen, verliebt sich in Henriette. Gemahlin des Herzogs von Orleans. des Bruders Ludwigs XIV. Er erlaubt sich. um zu seinem Zwecke zu gelangen. den Herzog unter der heuchlerischen Maske der innigsten Freundschaft. mit Verdacht und Argwohn gegen seine Gemahlin zu erfüllen. und beyder Glück durch schändliche Einflüsterungen zu zerstören; dann geht er hin, wirft sich zu Henriettens Füßen. und hofft glücklichen Erfolg für das Geständniß seiner strafbaren Liebe. Die Herzogin aber. unerschüttert in ihrer Treue. weist ihn mit Stolz und Verachtung zurück und bringt es, ohne die eigentliche That seines Vergehens, seine

ihr eröffnete Liebe näher zu bezeichnen, bey dem Könige dahin, daß man ihn aus Frankreich verbannt. Aber auch jenseits der Alpen gibt Julius weder seine Liebe noch die Mittel auf, seinen Zweck zu erreichen. Er entfernt sich, nachdem kaum ein Jahr seiner Verbannung verflossen, aus Rom, kehrt heimlich nach Frankreich zurück, und trifft den Herzog in unkenntlicher Verkleidung zu St. Cloud gerade zur Zeit, wo er die Ankunft des Königs erwartet. Philipp von Orleans ist damit beschäftigt, Schloß und Garten zu einem festlichen Empfang seines königlichen Bruders zu schmücken. Er erwartet mit ihm zugleich seine Gemahlin, die den Monarchen nach der Küste Englands begleitete, und dort zu einer Unterredung mit ihrem Bruder Karl II. nach ihrer Geburtsinsel hinüberging. Julius, um unerkannt zu bleiben, nimmt die Kleider eines Gärtners und den Namen Antonio an. Philipp, dessen Herz sich sonst längst von seiner Gemahlin gewendet, sieht in dieser Reise nur Proben eines vertraulichen Verhältnisses zwischen ihr und seinem Bruder. Der Hof kömmt an, die gewöhnlichen Begrüßungen haben statt, und es dauert nicht lange, so bemerkt selbst die Königin die Spannung und Kälte des Herzogs zu seiner Gemahlin. Julius liebte, ehe ihn Henriette bezauberte, ein Hoffräulein der Königin, Klotilde von Montalais; er wurde von ihr wieder geliebt, und sie liebt ihn noch. Er gibt sich ihr in seiner Verkleidung zu erkennen, und sie, die in seiner Abwesenheit der Gegenstand der feurigsten Bewerbung des Marschalls Turenne geworden, entdeckt ihm ein großes Staatsgeheimniß, das der Feldherr, weil außer ihm, dem Könige und Henrietten keine menschliche Seele darum wußte, und weil es eine höchst wichtige Angelegenheit betraf, der Geliebten als das stärkste Pfand seiner Liebe und seines unbegränzten Vertrauens mitzutheilen wagte. Denn da sie Julius auffordert zu fliehen, und man bald dieses bald jenes Land anräth und vorschlägt, um vor Verfolgung sicher zu seyn, war kaum der Gedanke auf die Niederlande gefallen, als Klotilde entdeckt, daß die Reise des Königs in Begleitung der Herzogin von Orleans nach Englands Küsten einen großen politischen Plan in sich verbarg, daß sich der Monarch Henriettens bediente, um ihren Bruder, den König von England, zu einer Verbindung mit ihm gegen die Niederlande zu bereden; daß die Herzogin diesen Wunsch des Königs mit dem besten Erfolge bey Karl II. erreichte, und daß nun dieses mit aller Vorsicht eingeleitete und vorbereitete Werk der geheimen Staatskunst durch einen plötzlichen Einfall der Franzosen in die Niederlande in Kurzem vollführt werden würde. Julius sieht sich kaum im Besitz dieses Geheimnisses, als er es auch schon dem Herzog von Orleans mittheilt. Dieser, der nie aufhörte Henriette zu lieben, war schon auf dem Punkte sich mit seiner Gemahlin zu versöhnen, als der alte Feind ihres ehlichen und häuslichen Glückes wieder dazwischen tritt und, um ihm zu beweisen, wie wenig er das Vertrauen seines Bruders und die Liebe seiner Gemahlin besitze, und wie eng vielmehr beyde verbunden seyn müssen, die wichtige Rolle aufdeckt, welche Henrietten, mit Ausschließung ihres Gemahles, im Kabinet des Königs zu spielen erlaubt ist. Hat Julius auf diese Weise Philipps Herz von der Herzogin auf's Neue entfernt, so hofft er nun, sich selbst um so freyer derselben nähern zu können, und kaum hat er Gelegenheit dazu wahrgenommen, als er sich ihr zu Füßen stürzt, und mit allem Feuer der Leidenschaft sein Elend und die unbesiegbare Gewalt seiner Liebe beschreibt.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, 26. Dec.

(Beschluß.)

Was die glänzende Aufführung anlangt, zu welcher sich Fremde und Einheimische mit seltener Begierde hinzudrängten, so würde ich fast ungerecht seyn, wenn ich das Verdienst eines Einzelnen besonders nennen wollte. Doch gebührt dem Eifer der Direktion das größte Lob, welche die großen und fast unerhörten Anforderungen, die diese Oper namentlich in Hinsicht auf Pracht und Abwechslung der Scenerey macht, sich nicht hindern ließ, und unterstüzt von dem talentvollen Dekorateur Gropius, der unter andern in dem Saale des Kalifen eine vortreffliche Perspektive gemalt hat, und dem gewandten Maschinisten Heck das Unglaubliche geleistet hat. In den Sängern und im Orchester waltete sichtbar und hörbar ein großer Enthusiasmus für die Musik des unsterblichen Meisters, der auch auf das Publikum überging. Doch wurde, wie immer, das Zarte und Tiefe von den leztern weniger anerkannt als das Glänzende der Musik, sonst müßten die Elfenchöre, und vorzüglich der erste, im leisesten piano gesungene Chor: „leicht wie Feentritt ꝛc.“ und die unvergleichliche Cavatine Rezias im lezten Akte: „traure mein Herz ꝛc.“ in welcher der Ton der tiefsten Schwermuth angeschlagen ist, noch mehr ausgezeichnet worden seyn. Sehr viel — fast zu viel ist von den Hauptpartien der Rezia und Huons gefordert. Die Scenen des Huon erfordern eine bedeutende Kraft, Stärke und Umfang der Stimme, vorzüglich die glänzende Heldenscene im ersten Akte. Ebenso erfordert die Partie der Rezia, und vornehmlich die Scene: o Ocean du Ungeheuer, um so größere Mittel, da in derselben die größte leidenschaftliche Bewegung sich noch mit äußerer Bewegung verbindet. Herr Vetter und Fräulein Canzi leisteten Alles, was man in dieser Hinsicht von ihnen fordern kann; beyde sangen mit Schwung der Empfindung. In der Partie Fatimens wurde die Absicht des Tonsetzers und des Dichters nicht ganz klar. Es scheint als habe Weber durch den sentimentalen Ton, welchen er der Arie derselben gegeben hat, „Arabiens einsames Kind,“ die Sklavin und Gespielin Rezias, etwas zu hoch gestellt. Auch die zweyte Romanze Fatimens (im dritten Akte) trägt ein sehr eigenthümliches Gepräge, welches sich mit dem gewöhnlichen Zofenspiel nicht vertragen will. Hr. Fischer, welcher zu dem Scherasmin recht wohl paßt, hat auch noch ein anderes Verdienst durch das Einstudiren der Chöre, welches eine große Sorgfalt erfordert. Der Rolle und Figur des Oberon steht das oben Angeführte entgegen; was seine erstre und einzige Arie anlangt — so kann ich mich mit dem Gedanken des Dichters, dem der Tonsetzer hier ganz treu gefolgt ist, nicht versöhnen; Oberon tritt nicht als leichter Geist, sondern mit einer — ich möchte sagen massiven — Leidenschaft auf. Man höre: Schreckensschwur! dein wildes Quälen selbst im Schlummer niemals ruht! Leiden weißt du nicht zu zählen, fachst nur an die innere Wuth. Immer Angst und immer Schmerzen!“ ꝛc. Man kann fragen tantaene animis coelestibus irae? Und was der Grund zu solchem Lärm? Puck sagt: geringeren Grund hat Mann und Weib gewiß noch nicht entzweyt, als hier vorhanden ist. Wer unbeständiger sey, ob Weib ob Mann: — der Streit ward heftiger — im Zorne stoben sie, wie vordem nach Ost und West und schwuren — in Liebe nimmer sich wiederum zu finden, als bis irgend ein zärtlich Pärchen felsenfest gelobte Treue bewähre.“ Es scheint sich daraus zu ergeben, daß die Stimmung des Oberon, ohne Nachtheil der daran geknüpften mährchenhaften Handlung leichter konnte gehalten werden. — Auch die geringsten Partien griffen in das Ganze gut ein. —

In der zweyten Vorstellung am 28sten Dec. wurde Webers Musik mit noch größerem Beyfall gehört und aufgenommen. Aus dieser Musik hört jedes musikalische Ohr und Gemüth immer mehr heraus.

Wendt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 11.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 12. Januar 1827.

> Noch einmal lauscht er auf die Hörner-Klänge,
> Die mit der Jagd sich nähern durch die Klüfte;
> Dann als er sieht den ersten im Gedränge
> Springt er vom Busch empor mit schlanker Hüfte,
> Und vorwärts eilend, in die Fern' und Weite,
> Sucht er des Hochlands ungebahnte Haide.
>
> Walter Scott.

Lord Howth.

Eine Irische Sage.

> Mehr Dinge gibt's auf Erden und im Himmel, Horatio,
> Als ihr mit eurer Philosophie euch träumen laßt.
>
> Shakspeare.

Jedermann, der die schöne Bay von Dublin gesehen hat, kennt den Hügel Howth. Dieser Hügel gab einst seinen Namen einer alten und ansehnlichen irischen Familie, deren Stamm jezt erloschen ist, indem er in der Person des Helden meiner gegenwärtigen Geschichte zu Ende ging.

Der wunderbare Umstand, der das Leben des Lord Howth für uns merkwürdig gemacht und das ganze Lebensglück desselben entschieden hat, hätte in einer viel frühern Periode vorfallen und erzählt werden müssen, um allgemeinen Glauben zu finden; denn wie Wenige wollen im neunzehnten Jahrhundert ihrer Leichtgläubigkeit wohl noch einige Nachsicht vergönnen? Nur den Eindrücken der Kinderstube verdanken wir es, wenn es noch eine gewisse Klasse von Personen gibt, welche die süßen Täuschungen der Kindheit sich zu bewahren wünschen, die gern den Scepter der Vernunft den Händen der Phantasie übergeben und am besten unterhalten sind, wenn sie am meisten betrogen werden.

Solchen flüstere ich die folgende Geschichte in's Ohr, wie sie aus dem Munde der gegenwärtigen Bewohner der Ländereyen, die einst mit der Baronie verbunden waren, aufgenommen worden ist; ehrliche Landleute, welche behaupten, sie von ihren Großvätern gehört zu haben, die noch Zeitgenossen des Helden der Sage waren.

Der lezte Lord Howth war, wie man erzählt, einer der schönsten und vollkommensten Männer seiner Zeit; er war jung, lebhaft, großmüthig und verständig, auf eine edle Weise gastfrey, ohne jene Ausschweifungen der Tafel zu befördern, die damals in Irland gewöhnlich waren, und ausgezeichnet durch die zuvorkommendste Aufmerksamkeit in allen geselligen Verhältnissen. Aber der junge Lord hatte große Fehler; er fühlte eine fliegende Hitze, wenn er lächerlich gemacht wurde, die ihn zuweilen der Gefahr aussezte, seinen sittlichen Grundsätzen untreu zu werden, und oft war er das Spiel des stärksten Aberglaubens. Lord Howth las Gedichte, schrieb Gedichte und, was noch mehr ist, er fühlte poetisch; wen kann es daher Wunder nehmen, wenn er für alle Sagen empfänglich war, die in der Phantasie ihre Wurzel haben?

Sein lästigster Fehler war ein so hitziges und reizbares Temperament, daß er seine Freunde beständig mehrere Male an einem Tage verlor und gewann. Immer folgten zwar die bittersten Kämpfe von Scham und Reue den Ausbrüchen der Heftigkeit; aber zuweilen kamen diese besseren Bewegungen zu spät, um eine Beleidigung wieder gut zu machen oder sich mit dem Beleidigten zu versöhnen; und nicht selten hatte er daher den Bruch von Freundschaften zu beklagen, die nie wieder Wurzel faßten und Früchte

trugen. Lord Howth war in seinem sechs-und-zwanzigsten Jahr und auf der Mittagshöhe des Ruhmes im öffentlichen und Privatleben (denn er war ein ausgezeichnetes Mitglied des Senats), als er mit einer Anzahl auserwählter Freunde nach Roskerry kam, seinem Lieblingssitz an der Seeküste.

Er war ermüdet durch einen langen Aufenthalt in Dublin; in den beyden Häusern des Parlaments daselbst waren einige wichtige Sachen verhandelt worden, an denen er lebhaften und thätigen Antheil genommen hatte, aber das Fehlschlagen von einer derselben hatte ihn in solche Leidenschaft versezt, daß er es nicht länger auszuhalten vermochte. Noch mehr war er ermüdet — durch etwas, was allerdings vielleicht unter allen Dingen das Beschwerlichste ist: durch die fortwährende Jagd, die von der Hälfte der manoeuvrirenden Mütter und herzlosen Töchter in der beau monde von Irland auf ihn gemacht wurde.

Ich glaube, daß es unnöthig wäre, hier zu beschreiben, worin die Qual und Tortur einer solchen Jagd besteht. Das reiche oder edle Opfer, das aus der ganzen Heerde zu diesem Zweck ausgespürt worden ist, sieht sich von zwanzig verschiedenen Seiten auf einmal von seinen Verfolgern bedroht; jezt wird es mit Pfeifen, jezt mit Halloh empfangen, von einer Gesellschaft zur andern gejagt, mit einem ausdauernden Eifer, der ihm nicht einen Augenblick Ruhe läßt — durch alle Arten von Schlingen und Fallen, ausdrücklich dazu gemacht, um ihn zu fangen, und zulezt ist es genöthigt, sich seinen Jägern und seinem Schicksal Preis zu geben, blos weil es keinen Athem, oder kein Feld mehr vor sich hat; — selten behält ein unglückliches Wesen, das so gejagt wird, noch Kraft genug, sich gegen seine Verfolger zu wenden und sie zu zerreißen, oder auch nur ihnen zu stehen, bis es ihm gelingt, über ihre Köpfe hinwegzuspringen und sich in einen rettenden Fluß zu stürzen.

Wenn einer meiner gegenwärtigen Leser je eine dieser zu ihrem Unglück ausgezeichneten Kreaturen gewesen ist, so wird ihm ohne Zweifel bey der bloßen Erinnerung an seine vergangenen Leiden das Blut in den Adern gerinnen. Möge er dann Theil nehmen an dem Gefühl meines Helden, das denselben belebte, als er die frische Luft seiner heimathlichen Berge athmete und für sich hin murmelte: Dank dem Himmel, ich bin frey von meiner gnädigen Loch-Erin, von ihrer tanzenden Tochter und dem ganzen Rest!

Die erste, oder die beyden ersten Wochen von Lord Howth's Aufenthalt zu Roskerry waren entzückend; so lebhaft genoß er das Vergnügen seiner Freyheit und seiner eigenen guten Laune. Da er unverheirathet und seine Schwester in einem andern Königreiche vermählt war, so hatte er keine weibliche Gesellschaft, die ihm angehörte und es war daher für die benachbarten Familien unmöglich, sich selbst und eine hübsche Tochter bey ihm einzuquartiren, um die Stürme von Dublin hier in eine enge Einschließung zu verwandeln — er gab weder Bälle im Grünen, noch Thee- und Schlippermilchparthien, bey denen eine freundliche Matrone präsidirt hätte. Junger Damen ganz überdrüssig, ließ er seinem Widerwillen weislich Zeit sich zu setzen, ehe er sich wieder in die Gesellschaft mischte, indem er insgeheim hoffte (denn Lord Howth hatte ein Herz, das für tiefe und zärtliche Neigung nicht unempfindlich war), daß sein gutes Glück ihm eines Tages ein Wesen darbieten würde, wie seine Phantasie es sich ausmahlte und sein Herz es sich ersehnte.

Lord Howth's Gesellschafter zu Roskerry waren junge, lebendige Männer, einige von ihnen Männer von Talent, und mit jenen glücklichen Eigenschaften begabt, welche uns fähig machen, an allem Vergnügen zu finden, woraus sich irgend eine unschuldige Unterhaltung ziehen läßt. Lord Howth selbst war im Stande, der Stumpfheit selbst einen belebenden Anstoß zu geben, wenn er gerade in der Laune war, dieß zu thun. Die Jagd- und Wasserparthien zu Roskerry waren daher äußerst angenehm und da die leztern auf offner See gemacht wurden, Wind und Wetter zum Troz und mit dem Vergnügen bey denselben Gefahr verbunden war, so wurden besonders Seezüge unter den Hausgenossen bald allgemein beliebt.

Ein paarmal wären diese kühnen und unwissenden Seefahrer beynahe verunglückt und Lord Howth's Leben wurde nur durch seine Gegenwart des Geistes gerettet; seit dieser Zeit trieb er das Schwimmen als eine Art von Dienstpflicht, bis er eine vollkommene Fertigkeit in dieser nützlichen Kunst erlangt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

H a l t ! !
Visitation der Tagesblätter.

(Fortsetzung.)

Im Leipziger literarischen Unterhaltungsblatte unterzeichnen, wie bekannt, die Kritiker mit einer Zahl. Ein Beurtheiler des Raupach'schen Trauerspiels: Isidor und Olga, glaubt aber ohne Zahl zählen zu können, betrachtet sich als eine selbstständige literarische Größe und unterzeichnet seine Kritik flottweg: Loebell. So anmaßend jedoch dieses erscheinen dürfte, so hat Herr Loebell doch offenbar mit dieser Unterschrift zu wenig gethan; denn unter fünfzig Lesern des Literarischen Unterhaltungsblattes werden sicherlich neun-und-vierzig eben so wenig wissen, wer Herr Loebell, als wer Herr 136 ist. Er hätte hinzusetzen sollen, welches Amt er bey einem adeligen Institute bekleidet; und so würde man seine Einwendungen gegen eine edle Intention des trefflichen zeitgemäßen Trauerspiels gar nicht zu lesen brauchen. Denn man würde sich es haben an den Fingern abzählen können, daß in der Beurtheilung dieses erhabenen

und freysinnigen Stückes ein aristokratisches Gespenst im Lügengewande der Milde sein Unwesen treibt und gern die Leibeigenschaft vertheidigen möchte, wenn es nur die miserable, aufgeklärte, plattliberale Zeit erduldete. Darum muß in diesem dialektisch-kritischen Schulmeisterwerke das Höchste, was die Tragödie darstellt, die Beleidigung der Menschheit im Menschen und das dadurch erweckte Gerechtigkeitsgefühl, welches sich bis zum leidenschaftlichen Voll- und Uebermaß steigert, von obigem Lehrer denunzirt werden, als eine niedrige Selbstrache eines gebornen Sklaven gegen seinen angestammten Herrn, unwürdig der Vorwurf einer Tragödie zu seyn. Unwürdig ist das nicht, Herr Loebell, aber unangenehm ist es, das will ich wohl glauben, wenn auf öffentlicher Bühne die Tragödie des Tages und der Umgebung dargestellt wird. Es sollen dazu nur Stoffe aus fernen Zeiten, aus fernen Welttheilen genommen werden, damit ja keine eigentliche, wirkliche, oder, wie sie es nennen, prosaische Wirkung entstehe. Die Tragödie des Tages nennen sie politischerweise die bürgerliche, um, sich hinter die Poesie versteckend, ein Anathema dagegen aussprechen zu können, das aus einer andern Quelle als aus der angeblichen Liebe zur Kunst herrührt. So will Herr Loebell auch hier ein- für allemal zeigen, wo die Gränze der erlaubten bürgerlichen Tragödie zu finden sey. Vergebens! Ob er der Geschichtschreiber einer bestimmten Parthey werden kann, muß sich erst noch zeigen; aber so wenig er uns glauben machen wird, daß Shakespeare ein heutiger Anbeter des Mittelalters ist, so wenig werden seine dramatischen Kunstgesetze in Ausübung kommen. Raupach weiß und braucht es nicht erst von Herrn Loebell zu lernen, welche Stoffe sich zur Tragödie eignen; aber dem Herrn Loebell sey es hier gesagt, weil er es nicht zu wissen scheint, daß es zwey Gesinnungen gibt, die darzustellen der Tragiker durchaus vermeiden muß — die eine, die des vollendeten Christen, der jedes ihm angethane Unrecht als eine Prüfung, als ein Läuterungsprozeß betrachtet und in frommer Demuth erduldet — die andere, die des absoluten Juden, der jeden Schimpf und jede Schmach sich kriechend gefallen läßt, weil die Würde der Menschheit durch seine und seiner Peiniger Schuld in ihm ertödtet ist. Der vollendete Christ ist zu himmlisch erhaben für das Trauer-Spiel, der absolute Jude dazu zu erniedrigt.

In dem nämlichen Unterhaltungsblatte findet sich, ganz gegen die Tendenz dieser Zeitschrift, eine lange, lange Apologie der Jesuiten, angeblich von einem Franzosen und mit der diplomatischen Ueberschrift: Note. Wie kommt Saul unter die Propheten? kann man hier fragen. Sollte dieser Aufsatz wirklich aus Frankreich eingelaufen seyn, so ist er offenbar eine von einem heimlichen Jesuiten in dieses Blatt eingeschwärzte Konterbande. —

Das Weimarsche Modejournal fährt mit gewaltiger Extase über eine Kritik her, die sich im Literaturblatte des Morgenblattes befindet, und die neueste Novelle Tieks: den Krieg in den Cevennen betrifft. Daß das Modejournal das Allerneueste der literarischen Tagesordnung verficht, ist schuldige Amtspflicht. Auch daran thut es wohl, daß es Tiek nicht mit Walter Scott will verglichen wissen, und den vielseitigen deutschen humoristischen Dichter, hoch über den stets breiten und oft flachen englischen Erzähler stellt, dessen antiquarische Mühseligkeit uns die Zahl der Knöpfe auf dem Wams seines Helden, und den Namen des Waldes, und den Stand des Baumes angibt, aus welchem die Brücke gezimmert wurde, über die er in die Burg reitet, wo die Geliebte wohnt. Aber darin irrt das Modejournal, daß es den liebenswürdig-versatilen Tiek für einen unverführbaren Helden ausgeben möchte, auf den die Mode gar keinen Einfluß ausübte. Haben doch selbst Hoffmann'sche Zerrbilder auf seine Produktionen eingewirkt, wie dieses der italienische Kapellmeister in seinen musikalischen Leiden und Freuden und seine Zaubergeschichte: Pietro d'Abano, nur leider allzu evident darthun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Ende Dec.

(Beschluß.)

Henriette, erst entrüstet, dann allmählig dem Unglücklichen ihr Mitleid gewährend, will ihm nicht blos vergeben, sie will beym König die Aufhebung seiner Strafe bewirken, wenn er, statt sie mit seiner Liebe zu quälen, ihr vielmehr die ihres Gemahles wieder verschaffen und, statt sich zwischen ihm und ihr als Geist der Zwietracht zu beweisen, vielmehr seinen Einfluß auf Philipps Herz dazu gebrauchen wolle, um das schöne Glück ihrer ersten Liebe wieder herzustellen und zu befestigen. Julius scheint von der Unschuld und Güte der schönen Henriette ergriffen, er verspricht, sich in ihrer Meynung wieder herzustellen, ihre Vergebung — ihre Freundschaft zu verdienen, und Henriette ist entzückt, indem sie von dieser Willens- und Gemüthsänderung des Ritters die Herstellung ihrer Ruhe und ihres Glücks erwartet. Während dieses vorgeht, erhält der König die Anzeige aus Rom, daß Julius von Lothringen daselbst heimlich verschwunden; ein bey dem Monarchen selbst in großem Ansehen stehender Astrolog warnt vor den Gefahren, womit Henriettens Leben bedroht sey; es entdeckt sich, daß Philipp mit dem Gärtner geheime Unterredung habe, welche auf die Spur des verbannten Ritters leitet. Der König verhehlt seinen Verdacht dem Bruder in einem Zweygespräch nicht, und der Herzog beeilt sich den Freund von den neuen Gefahren in Kenntniß zu setzen. Julius zweifelt keinen Augenblick, daß es Henriette gewesen, die sein Hierseyn dem Könige aufgedeckt, er hält ihre ihm zugesicherte Vergebung für Verstellung, sieht sich von ihr getäuscht, und beschließt nun das äußerste Mittel, sich für einen solchen Verrath an ihr zu rächen: — der Rasende schwört ihr den Tod. Er will erst Klotilden bereden, ihm zur Ausführung dieser That behülflich zu seyn, aber diese reine

Seele schaudert vor Abscheu zurück. Nun trifft er einen welschen Giftmischer, der eben mit Kräutersuchen beschäftigt ist; an ihm, dem er sich schon in Rom wohlthätig bewiesen, findet er das willkommene Werkzeug des Mordes. Henriette, von Warnungsstimmen geängstigt, und von innerer Ahnung des Todes gefoltert, verlangt im lezten Akte den gewohnten Kräutertrank — man reicht ihn ihr — von Camillos, des Banditen Händen gewürzt. Der König läßt inzwischen Julius verhaften, man hört Volksgetümmel von außen; es fällt ein Schuß; bald darauf tritt der Herzog zu seiner Gemahlin herein, ihr unter den bittersten Vorwürfen meldend, daß Julius, um ihrer und des Königs unaufhörlicher Verfolgung für immer zu entgehen, sich durch eine Kugel das Leben geraubt. Und nun fällt erst die Binde von den Augen des Herzogs, und zwar auf die schrecklichste Weise. Schon will er Anfangs an Allem, was ihm Henriette über den eigentlichen Grund, weßhalb der König ihn verbannte, mittheilt, zweifeln, da tritt der Tod ihr an's Herz, und Orleans erblickt nun an der sterbenden Gemahlin selbst die Wirkung des empörendsten Verraths an der Freundschaft. Die Worte, welche der König bey dieser Todesscene spricht:

„Daß unser Leben nichts als Schatten ist
Und Ruhm und Größe nur ein eitles Spiel.“

faßt zugleich die ganze Idee in sich, welche diesem Drama zu Grunde liegt. — — So viel vom Inhalt. Was die Sprache dieser Dichtung betrifft, so ist sie überaus reich an Wohlklang der Verse, und an überraschend schönen und treffenden Bildern und Gedanken. Der Dichter hat sich außer der Einheit der Handlung auch an die Einheit der Zeit strenger gehalten, ja selbst die Einheit des Orts erleidet nur eine geringe Unterbrechung. Die Darstellung gehörte in Bezug auf die Hauptrollen zu den gelungensten, die wir seit lange sahen; die Kostüme waren eben so reich und geschmackvoll als historisch richtig, und der Dichter des Belisar hat in diesem seinem zweyten Werke einen neuen Triumph gefeyert.

Im musikalischen Elemente sahen wir als Neuigkeit: Die weiße Frau von Avenel, Musik von Bojeldieu. Diese Oper hat nicht nur in Frankreich einen glänzenden Erfolg gehabt, sondern sich auch auf allen deutschen Bühnen, wo sie bis jezt gegeben wurde, einen Ehrenplaz gegründet. Das Buch ist interessant, und gab dem berühmten Komponisten Gelegenheit, Empfindung und Gefühl aufzuregen. Heiterkeit und Komik behalten zwar die Herrschaft, doch ist jeder für die Musik zu gewinnende Moment benüzt, und eine seltene Originalität in das Werk gebracht, wobey der Charakter immer der Situation angemessen und von dramatischer Haltung und Wirksamkeit ist. Welch ein Reichthum von feiner musikalischer Ironie und romantischen Zauber athmenden Melodien spricht an unser Ohr! — Wenn nun ein so schönes, überall beyfällig aufgenommenes Werk in München, einer der nahmhaftesten Musikstädte Deutschlands, keinen Beyfall erhalten hat, so ist der Grund natürlich nur in der Darstellung zu suchen. Mit dem Singen allein ist in französischen Opern nichts gethan, hier bedarf es auch Schauspieler. Außer Dem. Sigl, die in der Rolle der weissen Frau allen Anforderungen der Kunst entsprach, hat keiner der Darstellenden Vorzügliches geleistet. Am meisten Anstoß gab die Rolle der Jenny, die zum Gelingen des Ganzen so wichtig ist, und das Talent einer ersten Sängerin und Schauspielerin in Anspruch nimmt. Die Vortrefflichkeit der Chöre und des Orchesters muß gerühmt werden. —

In der Rolle der Ninetta in der diebischen Elster sahen wir als Gast Dem. Stern aus Ihrem Stuttgart. Sie hat eine schöne, metallreiche Stimme von bedeutendem Umfang, und verräth Geschmack im Gesang, wenn wir auch ihre Methode, zumal den Vortrag ihres Rezitativs und ihre Gesichtverzerrung tadeln müssen. Eine schöne Stimme ist doch immer die Hauptsache, das andere kann man sich bey gutem Muster aneignen. In sofern freuen wir uns, daß die Sängerin für zweyte Partien bey unsrer Hofbühne angestellt worden ist; wie sie in Ensemblestücken durchzugreifen versteht, zeigte sie uns in dem Quintett des zweyten Akts in der Stretta, wo uns durch die Kraft und Fülle ihres hohen Soprans die Schönheit dieses Musikstücks recht bemerkbar wurde. Die Wahl ihrer zweyten Rolle, Elvira in Don Juan, können wir nicht gut heißen, in sofern sie nämlich zu wählen hatte. Diese Rolle ist eben so schwer als undankbar, und wir kennen größere Sängerinnen, die an dieser Klippe gescheitert sind. Nach unserer unvergeßlichen Schechner war es Dem. Stern vollends unmöglich, darin zu genügen.

— 8.

London.

Man sieht und hört täglich so viele Jeremiaden über das Sklavensystem, die Freunde der Afrikaner sind so geschäftig, theils aus mißverstandenem Eifer, theils aus unedleren Gründen die Welt mit wahren und falschen Bildern von dem Elende der in Sklaverey lebenden Neger und dem Glücke und der Bildsamkeit der in Freyheit lebenden Afrikaner zu überschwemmen, daß es mir die Billigkeit zu erfordern scheint, auch von Zeit zu Zeit die Ansicht solcher Augenzeugen mitzutheilen, die ihre Erfahrung zu einem jenem entgegengesezten Schlusse geführt. So schreibt z. B. ein Offizier (der Verfasser eines kürzlich erschienenen Werkes: the Subaltern, in der zweyten Ausgabe eines älteren Werkes: A Narrative of the Campaigns of the British Army at Washington and New Orleans, in 1814, 1815) folgendes: „Ich sah die Zubereitung des Zuckers, und besuchte mehrere Krankenhäuser, deren jedes Gut zum Behufe der Neger eines hat. Ich zog auch viele Erkundigungen über den Zustand der Sklaven ein, besah ihre Hütten, und untersuchte sogar ihre Nahrungsmittel; und ich muß gestehen, daß ich durch diese Forschungen vieles von den Vorurtheilen verlor, welche mir sonst der Name Sklaverey einzuflößen pflegte. Es liegt etwas in dem Gedanken der Leibeigenschaft, welches für Personen, die die Freyheit als Erbe erhalten haben, etwas sehr Empörendes hat; und es gibt kein Uebel, welches solche Menschen nicht lieber ertragen würden als daß sie diesem Erbtheile entsagen sollten. Aber am Ende ist das Elend des einen Zustandes, und das Glück des anderen blos in der Einbildung. So weit das wirkliche Wohlbefinden damit zu thun hat, so sollte ich denken der Negersklave in Jamaika sey ein glücklicherer Mann als der Bauer in England. Wie der Soldat wird er wohl genährt, gekleidet so viel er's bedarf, hat ein gutes Bett, worauf er schläft, hat keine Familiensorgen, und braucht für Alles dieses nur eine gewisse Anzahl von Stunden im Tage zu arbeiten. Freylich wird er geschlagen, und darf nicht widerstehen; aber er wird nie geschlagen, wenn er es nicht verdient(!?): und ein Mensch, der nicht durch ein zartes Ehrgefühl geplagt, oder wenn man will, veredelt ist, leidet von einer Tracht Prügel keine andere Schmerzen als die, welche ihm die Prügel selbst verursachen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Januar 1827.

Er sey mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebt! Engelgefühle sind
ihm nicht bekannt.

Fr. L. Gr. v. Stollberg.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Als die Jahrszeit vorrückte und nach und nach ernsthaftere Stürme mit sich brachte, mußten alle Wasserbelustigungen unvermeidlich aufgegeben werden. Lord Howth bedauerte dieß um so mehr, als er einen natürlichen Abscheu vor allen Uebungen hatte, die einem andern lebendigen Wesen Schmerz verursachen; und obgleich er zu sehr fürchtete, sich lächerlich zu machen, als daß er diese Weichheit bekannt hätte, auch nie bey dem Tode eines Wilds zugegen war oder den flatternden Fall eines Vogels sah, ohne einen innerlichen Schauder zu empfinden.

Zuweilen wagte er es zu sagen, daß, wer auch immer dieß thun möchte, es doch ihm nicht zukäme, der so oft durch sein heftiges Temperament verletze, auch auf andere Weise Schmerz zu machen, und eine solche Erklärung war noch nie mit Spott aufgenommen worden.

Nachdem der Aufenthalt zu Roskerry einen Monat gedauert hatte, wurde es eine Frage, wie man die leere Zeit ausfüllen und Abwechslung in die Vergnügungen bringen sollte: — es wurde vorgeschlagen, sich einmal in Holzfäller zu verwandeln und bey dem Fortschaffen einiger häßlichen Bäume behülflich zu seyn, die eine alte Wassermühle auf dem Gut überdeckten. Dieß malerisch-schöne Gebäude (das Studium manches wandernden Landschafters) war ein Lieblingsort des Lord Howth, der in seinen melancholischen und poetischen Stunden sich gern dahin an das steile und bewaldete Ufer zurückzog und, hingeworfen auf das glänzend grüne Moos, den Fall des Baches über das einer Höhle ähnliche Bett, das er sich durchgebrochen hatte, beobachtete. Hier konnte er Stunden lang liegen, zuweilen durch den eintönigen Schall des Rades in eine süße Betäubung eingeschläfert, dann wieder zu lebhaften Phantasien erweckt durch das Funkeln des im Kreise herumgewirbelten Wassers.

Um die romantische Schönheit dieser Stelle vollkommen zu machen, schlug Lord Howth vor, einige entstellende Gegenstände fortzuschaffen, welche außer seinem geübten Auge schwerlich ein anderes bemerkt haben würde, und nachdem er zu diesem Zweck sich selbst und seine Gefährten mit Sägen und Beilen versehen hatte, machte er sich an einem schönen Oktobermorgen auf den Weg nach der Mühle.

Eine frische Herbstluft vertrat die Stelle witzerweckenden Champagners; und vielleicht war diese kleine Gruppe von muntern jungen Männern nie in höherem Grade das gewesen, was man „gute Gesellschaft" nennt, als während sie hier an den Ufern eines namenlosen Baches umherschwärmten, ohne ein schönes Auge, das sie bewundert, oder ein schönes Ohr, das sie gehört hätte. Jeder verrichtete das ihm auferlegte Geschäft mit sorgloser Heiterkeit, indem sie einander über das Wasser von den Ufern, wo sie knietief in üppigem Grase standen, manches unterhaltende oder lächerliche Witzwort zuwarfen.

Einer der unthätigsten war bey Lord Howth zurückgeblieben, der eben die Frage aufwarf, wie viel von einem

schattigen Maßholder übrig bleiben sollte, als eine Ratte aus dem Wasser heraufguckte und darauf sich unter den Schutz einiger am jenseitigen Ufer blühenden Schwertlilien begab, wo sie in Sicherheit saß und ruhig die Holzfäller anblickte.

Wasserratten sind sprüchwörtlich häßlich, aber diese Ratte war ungewöhnlich schmal und zierlich; ihr Leib war von einem silbernen Grau, mit wenigen Linien von glänzendem Schwarz gestreift, und ihre kleinen Augen funkelten von Diamantenfeuer.

Als dieß Geschöpf so zutraulich umschauend da saß, bemerkte Lord Howth laut seine Artigkeit und Furchtlosigkeit; sogleich hezte sein Begleiter einen Dachshund, um sie zu fangen und herauszuholen. Mit kaltem Blute ein Leben zerstören zu sehen, war Lord Howth unerträglich; er sprang im Augenblick über den schmalen Bach und ergriff den Hund, der die schreyende Ratte fahren ließ und sich kühn gegen den neuen Feind wandte, der ihn zurückhielt. Lord Howth's grobe Jacke schüzte seinen Arm. Wie zornig er den Dachshund züchtigte, will ich hier, da uns sein Temperament bereits bekannt ist, nicht beschreiben; die Ratte war gerettet und rannte schnell hinweg, doch waren einige Blutspuren auf ihrem Silberkleide sichtbar, als sie unter den Schutz des Schilfes floh, welche Lord Howth veranlaßten, sich heftig gegen den Muthwillen zu erklären, der sich blos zu selbstischer Unterhaltung am Schrecken und Zerstören ergötzen könnte.

Zum Glück nahm der junge Mann, auf den sich dieß bezog, zum Scherz den Schein an, als reue ihn seine That, er bekannte seinen barbarischen Leichtsinn und ging an seine Beschäftigung zurück, und da er auch nicht einmal ein Wort für seinen Hund einmischte, so zertheilte sich die Wetterwolke auf Lord Howth's Brauen. Ein so unbedeutender Vorfall war daher lange vergessen, ehe der Tag sich neigte; ein geselliges Abendmahl verscheuchte alle unangenehmen Erinnerungen, und als unser Held sich in sein Schlafgemach zurückzog, war er in der harmonischsten Stimmung des Gemüths. Seine Herrlichkeit war gewohnt, wenn er mit Gästen auf dem Lande war, mit denen er den Tag über viel Zeit zubringen mußte, diesen Verlust dadurch wieder zu ersetzen, daß er jede Nacht noch zwey oder drey Stunden las. Er hielt jezt seinen Diener nur einen Augenblick zurück, wechselte sein Kleid gegen einen Schlafrock und saß nieder, mit einem ungeheuern Folianten vor sich, um, wie man sagt, steif zu lesen.

Indem er zufällig die Augen gegen den vordern Theil des Gemachs wandte, fielen dieselben auf etwas Glänzendes in einem Winkel; zuerst nahm er es für einen Diamanten, der vielleicht aus dem Griff seines Staatsdegens herausgefallen war, und er stand eben auf, um sich davon zu überzeugen, als der funkelnde Gegenstand sich bewegte und er nun wahrnahm, daß jenes kleine glänzende Licht von den Augen eines lebenden Geschöpfes ausginge. Den nächsten Augenblick darauf sprang dasselbe durch die Oeffnung in dem eichenen Getäfel, von wo aus es ihn beobachtet hatte, und rannte schnell über den Boden gegen seine Füße hin.

Lord Howth zog sich zurück; denn bey all seiner zarten Rücksicht für die demüthige Kreatur hatte er doch einen natürlichen Abscheu für Ratten, der wahrscheinlich seinen Ursprung in einer Sage hatte, die ihm oft erzählt wurde, als er noch in der Kinderstube war, nämlich, daß der lezte des Hauses Howth seinen Tod durch ein Thier dieser Gattung finden sollte. So wie der Lord sich zurückzog, stand die Ratte still und blickte ihn, wie seine poetische Phantasie ihn glauben ließ, mit einem Ausdruck von Dankbarkeit an; dem sey, wie ihm wolle, seine Phantasie war aufgeregt und er blieb ruhig.

Wieder wagte das Geschöpf sich zu nähern; und indem es eine Bewegung machte, welche die Aufmerksamkeit des Lord auf den Rücken desselben zog, bemerkte er drey kleine Blutflecke auf demselben, die so genau denen glichen, welche er an der geretteten Ratte des Morgens gesehen hatte, daß er nicht anstehen konnte zu glauben, daß dieß dasselbe Thier sey, und sein Erstaunen über das Gefühl und Gemüth einer Ratte war daher außerordentlich.

Das kleine Geschöpf schlich noch näher, der Lord zog sich zurück; die Ratte zog sich darauf schüchtern auch ihrer Seits zurück, aber nicht wie aus Furcht, denn ihre kleinen glänzenden Augen blieben auf ihren Retter geheftet, und alle ihre Bewegungen schienen den Wunsch auszudrücken, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Allmählig wurde Lord Howth ergözt durch ihre schnellen Annäherungen und ihr plötzliches Zurückweichen und interessirt durch den ungewöhnlichen Umstand, zuerst, daß sie den Weg zu dem Hause gefunden hatte, und dann in sein besonderes Gemach, und dieß von einer solchen Entfernung wie von der Mühle.

Ein Mann von gewöhnlichem gemeinem Menschenverstand würde ein solches Wunder viel schwerer zu begreifen gefunden haben als die natürliche Annahme, daß dieß eine andere Ratte sey, die zufällig auf eine ähnliche Weise verwundet worden wäre, wie der Gegenstand seiner neulich gezeigten Humanität. Aber Lord Howth hatte mehr romantischen als gemeinverständigen Sinn, wo sein Gefühl mit in Anspruch genommen wurde, und er triumphirte nun über diese Bestätigung des Glaubens, zu dem er sich schon lange bekannt hatte, daß alle lebenden Geschöpfe mehr oder weniger mit einem vernünftigen Princip begabt wären — Seele wagte er es nicht zu nennen.

Nachdem so in einer Art von abwechselndem Annähern und Zurückbeben vor der Beobachtung des Lords einige Zeit vergangen war, zog sich die Ratte langsam zu der Wand, aus der sie hervorgekommen war, zurück, und dar-

auf, nach einem zweyten langen Blick auf ihren Retter, verschwand sie augenblicklich.

(Die Fortsetzung folgt.)

H a l t ! !
Visitation der Tagesblätter.
(Fortsetzung.)

Das Literaturblatt des Morgenblatts gibt uns die Uebersetzung einer Kritik des Goetz von Berlichingen, die der aus der Nachfolge Fr. Schlegel's und Haller's hervorgegangene Baron Eckstein zu Paris in seiner Zeitschrift: le catholique, geschrieben hat. Daran thut das Literaturblatt wohl, weil dieser Baron bey weitem geistreicher als Herr von Haller, offenherziger als Fr. Schlegel, und seine Beurtheilung Goethe's beachtungswerther, als so manche deutsche ist. Darin aber irrt das Literaturblatt, daß es diese Kritik für eine französische Ansicht hält und ausgibt. Wer die kritischen Bemühungen des Herrn von Eckstein in dem drapeau blanc und in dem catholique nur oberflächlich kennt, oder auch diese Uebersetzung nur näher ansieht, muß sich leicht überzeugen, daß hier von einem französischen Urtheil gar nicht die Rede ist, sondern daß im Gegentheil die französischen Urtheile über Goethe und die deutsche Dichtkunst von einem Deutschen berichtigt werden sollen; eine Intention, die um so verdienstlicher und nöthiger ist, als selbst die vorurtheilsfreyeren der französischen Kunstrichter sehr weit, sogar im sprachlichen Verständnisse deutscher Dichterwerke, zurück sind. Des Baron Ecksteins Kritik Goethe's ist die individuelle Ansicht eines Deutschen, der in einem bestimmten Verhältnisse seit längerer Zeit in Paris lebt, und was in derselben französisch klingt, sind nur Eigenheiten der fremden Sprachformen, die vielleicht in dem ursprünglichen Manuskripte nicht einmal stattfanden. — Das Literaturblatt gibt in der Fortsetzung dieses Artikels auch des Herrn von Eckstein's Kritik der andern dramatischen Werke Goethe's. Daß hier lauter Neues und Gutes sollte gesagt seyn, wäre zu viel verlangt. — Stella und Klavigo blieben dem Kritiker unverstanden; für Iphigenie fehlt ihm der Standpunkt, die moderne Grundidee im antiken Gewande zu erfassen; die tieferen Schönheiten Tasso's, wie dessen ebenfalls nicht auf der Oberfläche blinkende Tragik dürfte nur ein Künstlergemüth ganz erfassen können, und zwar ein ächtes, das heißt ein ewig-jugendliches und freyes! — Merkwürdiger als derley schon mannigfaltig-dagewesenes Mißverstehen des der Natur ähnlichsten, das heißt des am meisten plastischen und objektiven Dichters des Jahrhunderts ist das Lob, das demselben hier ob seinem Faust ertheilt wird. Da verräth sich der Jünger einer esoterischen und allein- und heimlich-herrschen-wollenden Priesterlehre auf eine so naive Weise, daß man nur lächeln kann, ohne ihm böse zu werden. Es war — das ist der kurze Sinn des langen Lobes — es war, so heißt es, eine würdige Aufgabe für den großen Dichter, der den Don Juan des Wissens schildern wollte, den Erfinder der Buchdruckerkunst vom Teufel holen zu lassen, den Erfinder dieser heillosen, fluchwerthen Höllenkunst, die das Volk verführt und das Heer der Halb-Wisser erzeugt. Da fällt uns ein Wort aus einer Posse ein, die uns kürzlich in die Hand kam: Staberl in höheren Sphären, von L. Robert. Gerade wie der Herr von Eckstein sich über die Halb-Wisser beklagt, sagt dort der Wiener Schirmmacher, als ein paar Mohren halbes Vieh genannt werden: „Nur halbes? Schad', daß es nicht ganzes ist, selbiges wär' leichter zu regieren." — Weder Halb-Wisser und noch weniger Ganz-Wisser kann jene Kaste gebrauchen, sie bedarf der Gar-nichts-Wisser, und daher ist ihr die Presse die Wurzel alles Uebels, und eine Erfindung der Hölle. An allem Unheil muß die Presse Schuld seyn; und auch selbst da, wo es gar keinen Anlaß gibt ihrer zu erwähnen — wie bey Gelegenheit des Goetheschen Faust, wo nicht eine Sylbe von der Erfindung der Buchdruckerkunst vorkommt — muß der Bannfluch gegen sie ausgerufen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.
(Fortsetzung.)

„Was die Behandlung der Sklaven betrifft, so ist das Geschrey, welches man in England gegen die Aufseher erhebt, ganz abgeschmackt. Niemand, wie unmenschlich er auch seyn mag, wird muthwillig sein Eigenthum zu Grunde richten. Derselbe Grundsatz, welcher einen englischen Pächter verhindert, sein Pferd zu überarbeiten oder zu mißhandeln, verhindert den westindischen Kaufmann seinen Sklaven zu überarbeiten und zu mißhandeln. Auch ist es den Sklaven nicht verboten, etwas für sich selbst zu thun; und sie haben mehrere Stunden des Tages zu eigen, während welcher sie sich nach Belieben Geld verdienen oder unterhalten können. Ihre Nahrung ist freylich von grober Art, aber sie ist gesund, und so wie sie sie allzeit gewohnt gewesen; ihre Wohnungen sind nicht schlechter als die, welche man im Allgemeinen den Armen in einer Gemeinde zuweist; und wenn sie krank sind, so bringt man sie in Hospitäler, wo sie wie Leute von Stande verpflegt werden. Aber sie sind vor Allem von Familiensorgen frey. Sie wissen, daß ihre Kinder dieselbe Behandlung erhalten werden wie sie selbst, daß es ihnen nie an Nahrung, Kleidung und Wohnung fehlen wird, und sie sterben daher ohne jene Angst, welche so oft den armen Arbeiter in England auf dem Todtenbette quälet... Daß sie Sklaven sind ist wahr, aber die meisten dieser Sklaven haben nie gewußt, was Freyheit ist, und können daher nicht nach dem schmachten, was sie nie gekannt. Freylich haben sie in den lezten Zeiten, Dank sey es den menschenfreundlichen Leuten, die ohne die Lage derselben

aus Erfahrung zu kennen, sie so laut bedauert haben, daß ihr Bedauern zu ihnen über's Meer gedrungen ist, angefangen sich über die Beraubung ihrer Freyheit zu beklagen; und Neger, welche früher lustig und vergnügt waren, sind jezt trübsinnig und mißvergnügt, und zu den verzweifeltsten Unternehmungen reif. Ein Beweis aber, wie thöricht sie sind, ihre Freyheit zu verlangen, wenn man ihnen nicht zugleich auch die Inseln einräumte die sie bewohnen, ist es, daß bey weitem die meisten Neger, welche von ihren Herrn die Freyheit erlangt haben, nachdem sie eine Zeitlang im größten Elend umher gewandert, es als eine Gunst erflehen, wieder in ihre vorige Sklaverey zurückkehren zu dürfen. Die Maroons sind freye Neger, welche ganz abgesondert in den blauen Bergen leben, und als Freunde und Bundesgenossen der englischen Regierung angesehen werden. Sie wohnen in mehreren Dörfern oder Städten, wie man sie nennt, in den wildesten Gegenden des Innern, meistentheils am Ufer eines Flusses. Sie haben ihre eigenen Beamten und Geseze; aber an der Spize eines jeden dieser kleinen Gemeinwesen ist ein Europäer, welcher zu gleicher Zeit als Abgesandter von den Weißen und Oberhaupt des Ortes gilt. Sie sind sehr nüzlich im Zurückbringen der entlaufenen Sklaven, wofür sie eine gewisse jährliche Bezahlung und Waffen und Munition empfangen. Sie sind ganz schwarz, und gleichen beynahe in allen Stücken den Negern Afrika's, nur daß ihre Gesichtszüge nicht im Allgemeinen so flach, und ihre Haare nicht immer wollig sind. Einige ihrer Weiber sind vorzüglich schön. Sie sind jedoch sehr ausgeartet, indem während des Kriegs mit ihnen eine Menge anderer Neger sich zu ihnen flüchtete, und sich mit ihnen vermischte, ein Umstand, welcher die Schönheit der Race sehr vermindert hat, und ihre ursprünglichen Züge gänzlich zu zerstören droht. Wo sie zuerst hergekommen, weiß man nicht. Aber es ist gewiß, daß sie ehemals Sklaven auf der Insel gewesen, aber den Muth gehabt sich durch die Flucht zu befreyen, und diejenigen, welche sie in einem langen und hartnäckigen Kriege zu ihren Ketten zurückzubringen suchten, zu zwingen, sie im ruhigen Besiz ihrer, von der Natur gebildeten, Festen zu lassen. Jezt treiben sie mit den Europäern einigen Handel mit Federn, Vögeln und Fellen, und leben in der Nähe eines Wassers von Fischen, und anderwärts vorzüglich von der Frucht des Plantanenbaumes. Ihre Städte bestehen aus zwey sich einander durchkreuzenden Straßen, und jede Hütte ist von einem kleinen Garten umgeben, worin süße Pataten, Jams und andere gemeine Küchengewächse gezogen werden. Die Hütten selbst gleichen in Allem den Wohnungen der Sklaven; nur daß sie weniger Niedliches und Bequemes an sich haben, so wie überhaupt in Nahrungs- und Lebensweise die Maroons den Sklaven nachstehen. Auch sieht man es offenbar an der Art, wie sie sich gegenseitig beschäftigen, daß diese freyen Neger nicht so glücklich sind als die Sklaven. Wenn man durch ein Dorf der lezteren kömmt, nachdem das Tagewerk vollendet ist, so sieht man sie tanzen, oder sich in männlichen Körperbewegungen üben. Zu welcher Stunde aber man durch eine Stadt der Maroons komme, so sieht man die Bewohner in träger Unthätigkeit vor ihren Hüttenthüren sizen, und so sehr von Langeweile darnieder gebeugt, daß sie sich kaum die Mühe geben, den Reisenden anzusehen. Wenn sie nicht der Hunger zu einem Plantanenbaum treibt, oder sie nicht einen entflohenen Sklaven zurückzubringen und die Belohnung dafür zu holen haben, bewegen sie sich selten von der Stelle; und sogar ihr kleiner Handel wird nur mit denjenigen getrieben, die zu ihnen kommen." Alles dieses sind freylich keine Gründe für die ewige Fortdauer der Sklaverey der Neger; aber es ist doch genug, um zu zeigen, daß der Eifer derer, welche so sehr auf die Befreyung derselben drängen, zum wenigsten unzeitig ist. Es ist jezt anerkannt, selbst von den Redlichen unter der afrikanischen Gesellschaft, daß die kostspielige Anstalt von Sierra Leone weder zur Erziehung und Beglückung der von Sklavenschiffen befreyten Neger, und noch viel weniger zur Bildung der umwohnenden Völker vom geringsten Nuzen ist. Die dahin verpflanzten Neger, jezt 10 bis 12,000 an der Zahl, bekennen sich zum Theil zur christlichen Religion, aber nur in ihren eigenen Formen, und Personen, welche dort gewesen, versichern, daß der Leichtsinn, womit sie des Sonntags dem Gottesdienste beywohnen, und nach demselben sich einander auf der Straße ihre Bemerkungen über Gott zurufen, ganz empörend ist. Dabey haben sie noch alle ihre ursprüngliche Wildheit, Trägheit und Wollüstigkeit an sich, und nichts als eine sklavenmäßige Behandlung unter dem glänzenden Namen der Freyheit vermag sie in Schranken zu halten. Die Schuld daran mag nun freylich großen Theils in dem Charakter der Neger liegen, aber man muß auch gestehen, daß die Anstalten, die man bisher zu ihrer Besserung getroffen, nicht berechnet waren, diesen Zweck herbeyzuführen; und waren auch die Anstalten gut, so waren es doch selten die Personen, denen sie zur Ausführung anvertraut gewesen. Das schreckliche Klima, welches so vielen Tausenden das Leben geraubt, scheint nur Fanatiker, oder Leute, die sonst in der Welt nichts mehr zu gewinnen haben, einzuladen, sich dem Bekehrungs- und Regierungsgeschäft der dortigen Neger zu unterziehen, wenn anders ihre militärische Pflicht sie nicht dahin zu gehen zwingt. Frauen über dem Rang des gemeinen Soldatenweibes finden sich nie dort, und folglich kein Mittel, die rohen Sitten verzweifelter Menschen in Schranken zu halten. Und so ergeben sich fast alle dort anwesenden Europäer jeder Ausschweifung der Wollust und des Geizes, und stellen den Negern nur die schändlichsten Beyspiele vor Augen. Auf diese Weise ließ sich freylich wenig Gutes von der Anstalt erwarten. Es heißt daher auch die brittische Regierung sey entschlossen, jene Niederlassung, der es noch obendrein zu einem leichten Handelsverkehr mit dem Innern an Flüssen fehlt, zu räumen, und eine andere in der weit besser gelegenen Bucht von Benin zu begründen; ein Entschluß, dessen Ausführung besonders durch die Mittheilung von Kapitän Clapperton, daß der Niger, nachdem er den besten Theil Afrika's durchströmt, sich wirklich in diese Bucht ergieße, beschleunigt worden seyn soll.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 6.

Augapfel.

Charade.*

Drey Sylben.

Die ersten Sylben zieren
So manches Haushofs Rund durch buntes Farbenspiel,
Auch nuzen sie zu Tisch und in der Wirthschaft viel.
Der lezten Sylbe Werth scheint fast sie zu verlieren.
Inhaber zählet sich zu den vierfüß'gen Thieren;
Doch daß auch Menschen oft den Namen müssen führen
Zum Schimpf von Menschen, bringt ihm viel Verdacht;
Doch bringt es ganz ihn nicht in Aberacht;
Denn ruhig ist er, treu, ein Bischen Sans façon,
Und bläfft er manchmal auch im Recensententon,
Mag man ihn meist doch mehr als diese Herrchen leiden —
Das Ganze ist die Species davon
Und nimmer wird sich gern ein Waidmann von ihm scheiden.

— 9 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Januar 1827.

Der Triumphbogen der Sittlichkeit ist ein Regenbogen, durch welchen noch kein Sterblicher gezogen, und den Keiner über seinem Haupte gehabt hat, Einer ausgenommen, der aber selber als Sonne unter den Wolken stand.

Jean Paul.

Einige Worte über Talma.

(Fortsetzung.)

Es lag in Bonaparte's Politik, alle bedeutenden Männer in sein Interesse zu ziehen; Talma hatte sich aber da so wohl befunden, daß ihm, bey Rückkehr der Bourbonen, die Einbuße einer jährlichen außerordentlichen Pension von achtzehntausend Franken, die bedeutenden Nebengeschenke nicht einmal gerechnet, welche ihm bey besondern Veranlassungen zugeflossen waren, sehr schmerzhaft fallen mußte. Daher seine unverhaltene Opposition gegen die Umgestaltung der Dinge, daher, besonders in den ersten Jahren, seine Erbitterung gegen alle diejenigen, welche sie herbeygeführt hatten. Daß er dabey, besonders in kleinen Zirkeln, alles Maß und Ziel vergaß und auf die Individualität der anwesenden Personen gar keine Rücksicht nahm, ward die Ursache, daß ich, wie schon oben gesagt, nach sechs Monaten auf das Vergnügen seines Umgangs Verzicht leisten mußte. Jener Verlust hatte seine ökonomischen Verhältnisse um so fühlbarer derangirt, als er früher auf einem sehr glänzenden Fuß gelebt und besonders auf den Bau und die Ausschmückung seines Landhauses zu Brünoy, in der Nähe von Paris, sehr große Summen verwandt hatte. Die Baulust verließ ihn selbst späterhin nicht und er opferte ihr nicht allein die Equipage, sondern sogar einen großen Theil seines frühern häuslichen Aufwandes. Seine damalige Oekonomie ging so weit, daß er sich auf seinen Gastrollenreisen häufig des öffentlichen Postwagens oder der Briefpost bediente.

In seinen unmittelbaren häuslichen Verhältnissen herrschte eine Spannung, welche Erstaunen und Mitleid zugleich erregte. Mehrere Pariser Blätter haben sich über diesen Gegenstand Mittheilungen erlaubt, welche an Indiskretion gränzen. Ich begnüge mich, wie billig, nur solche Einzelnheiten anzuführen, welche zur Charakteristik Talma's gehören. Schon seit längern Jahren von seiner Gattin getrennt (nicht geschieden), lebte er in einer Verbindung, welche ihn, obgleich daraus bereits mehrere Kinder entsprossen waren, eben so wenig glücklich machte als seine frühere Ehe. Der Hauptgrund lag in dem Hofe, welchen ihm nicht allein sämmtliche tragische Schauspielerinnen des Théâtre françois, sondern auch alle fremden, welche auf demselben angestellt zu werden, ja sogar die Zöglinginnen der königlichen Deklamationsschule, welche auf denselben zu debütiren wünschten, mit einem Eifer machten, welcher ebensowohl eine Folge seiner Künstlereinsicht als seines Einflusses in die innern Angelegenheiten des Theaters war. Talma nahm sich in diesem dramatischen Harem von Künstlerinnen wie ein ästhetischer Sultan aus, gerieth aber, da man sich oft mit nicht geringer Erbitterung um das Schnupftuch seines Beyfalls stritt, nicht selten sowohl von seinen häuslichen Mitteln aus, als unter den artistischen Odalisken, hart in's Gedränge. Am auffallendsten war dieß der Fall, als er im Jahr 1816 zwischen der Duchesnoy und der Georges mitten drin stand und, von

Beyden gezerrt, nicht wußte, zu welcher er sich wenden sollte. Ueberdem war es seine Sitte, sich auf seinen Reisen von einer oder der andern disponibeln Schauspielerin, welche gewöhnlich selbst von ihm gebildet worden war, begleiten, oder an Ort und Stelle erwarten zu lassen, um durch den Mangel eines tüchtigen weiblichen Subjekts in den Provinzen nicht in seinen Darstellungen gestört zu werden. Alle diese Umstände waren natürlich eben so wenig geeignet, ihm in seinen vier Pfählen als hinter den Koulissen Ruhe zu verschaffen. Da war es sonderbar anzusehen, wie den Mann, welcher jeden Abend Krone und Scepter handhabte, mit Gift und Dolch kramte und seine Hände in Menschenblut tauchte, ein oder das andere armselige Weib in eine Abhängigkeit versetzen konnte, welche sich nicht selten höchst schülerhaft ausnahm.

Als wäre es ihm vom Schicksale bestimmt gewesen, nirgends eigentlich glücklich als auf den Brettern zu seyn, lebte Talma selbst mit seinen Kameraden, Lafond ausgenommen, stets in Hader und Feindschaft. Mir schien dabey das Unrecht durchaus auf Talma's Seite zu seyn. Verstimmt, ja nicht selten wahrhaft niedergebeugt von den mancherley Einwirkungen, welche ich eben geschildert habe, trat er unter die übrigen Mitglieder des Theaters, deren Talente ihm nichts weniger als Bewunderung abnöthigten, mit dem ganzen erdrückenden Gefühle seiner Ueberlegenheit und verlezte dadurch die Eigenliebe derselben um so empfindlicher, als es ihnen nur zu sehr bekannt war, daß sie ohne ihn nichts vermochten. Es kränkte, ja es ergrimmte ihn, daß er, obgleich sein Name auf dem Anschlagzettel allein vermochte, jeden Abend das Haus zu füllen (was selbst der Mars bey weitem nicht so oft gelang), keinen größern Antheil an der Einnahme hatte als alle übrigen Societaires, selbst den untauglichsten nicht ausgenommen. So kam es, daß er bey der jedesmaligen neuen Wahl des Theater-Komité von demselben entweder ausgeschlossen, oder daß er selbst, darin aufgenommen, auf die Stelle verzichtete und die übrigen schalten und walten ließ, wie es ihnen gut schien. Selbst die größern Versammlungen der Mitglieder, deren jede Woche eine stattfindet, worin die administrativen Angelegenheiten des Theaters, die Aufnahme der Schauspieler, die Annahme der Stücke nach vorhergegangener Vorlesung derselben von den respektiven Verfassern u. s. w. verhandelt werden, besuchte er höchst selten; sein ganzes Thun und Lassen beschränkte sich darauf, in die Proben zu gehen, Abends zu spielen und (seine eigenen Worte) „de faire recette.“ Da er schon längst pensionsfähig geworden war, so entstand bey jedesmaligem Ablaufe der neu-kontrahirten Zeit dieselbe Scene, von seiner Seite gedrohter Abgang oder Gewährung größerer Vortheile, d. h. Vermehrung der sogenannten Feux (außerordentliche Bezahlung für jede Vorstellung, in welcher der Schauspieler die Bühne betritt), Urlaub oder Verlängerung desselben, Gratifikationen u. s. w. und von Seiten der Societaires anfangs Sträuben, endlich aber Zugeständniß aller oder doch der meisten seiner Forderungen. Wahrscheinlich hat er in den lezten Jahren seines Lebens theils durch diese immerwährenden Steigerungen der Feux, durch die Gratifikationen und den verlängerten Urlaub, andern Theils durch die jährliche Pension, welche, wenn ich mich nicht irre, die Regierung ihm unter der Hand bewilligt hatte, eine Einnahme gehabt, welche der unter Buonaparte wo nicht gleich, doch sehr nahe gekommen seyn mag.

(Der Beschluß folgt.)

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Morgen wurde die Begebenheit von Lord Howth erzählt, mit vielem Rühmen seiner richtigen Beurtheilung der Fähigkeiten der niedern Geschöpfe. Alles brach natürlich in ein lautes Gelächter aus; aber da der Lord selbst darin einstimmte, so wurde die Heiterkeit nicht unterbrochen, und er bestand daher großmüthig auf seiner Behauptung, daß es die gerettete Ratte gewesen sey, die seiner Spur in das Haus gefolgt und in sein Gemach geschlichen sey zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. „Sie hatte, sagte er, dieselben Streifen von Agatschwarz über das Grau ihres Fells herab, ihre Barthaare waren eben so ausgezeichnet durch ihre Länge, ihre Augen durch ihren Glanz“ — kurz er war entschieden zu glauben, daß es seine Ratte war, und keine andere.

Des Lords hohe Meynung von dem Gefühl der Thiere ging indessen nicht so weit, ihn zu der Einbildung zu verleiten, daß er seine Ratte je wieder sehen würde. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er bey seinem Eintritt in sein Gemach auch die zweyte, dritte, vierte und so alle folgenden Nächte sich wieder von diesem seltsamen Thier besucht sah!

Da er wohl wußte, daß eine Wiederholung dieser Materie ihn unvermeidlich dem Verdruß aussetzen würde, der Gegenstand gehässiger Bemerkungen und Sarkasmen zu werden, so hütete Lord Howth sich jezt seiner nächtlichen Besuche zu erwähnen, obgleich er und die Ratte nach und nach so gesellig geworden waren, daß die leztere die ganze Zeit über, so lange ihr Retter las, still saß, ihn anblickte und beobachtete, so daß er selbst oft sein Buch bey Seite legte, um lachend einen Ausruf über seine Thorheit auszustoßen, daß er sich so von einer Ratte bewundern lassen könne.

Jede Nacht waren die Besuche der Ratte von längerer Dauer, bis sie sich zulezt durch die ganze Nacht ausdehnten, bis zu der Stunde, wo Lord Howth aufstand und in



sein Ankleidezimmer ging, wohin die zartfühlende Ratte ihm niemals folgte.

Eines Morgens erschien sie zu Seiner Herrlichkeit Erstaunen plötzlich im Speisesaal, gerade als die Gesellschaft im Begriff war, sich zum Frühstück niederzulassen. „Ey, da ist Ihre Ratte, theuerster Lord!" — „Ist das nicht Ihre Ratte, Howth?" — „Schau den alten Schnauzbart!"— „Bey Jupiter, es ist klein moustache!" Diese und ähnliche Ausrufungen wurden in demselben Moment von des Lords Gesellschaft ausgestoßen, als sie unter den Ausdrücken des unmäßigsten Gelächters das Thier vorüberschleichen und sich bey den Füßen seines Retters niederlassen sahen.

Widersprechende Urtheile wurden nun darüber gefällt, ob dieß dieselbe oder nicht dieselbe Ratte sey, die am Morgen ihrer Holzfällerlustbarkeit in den Zähnen des Dachshundes gewesen war. Da die Mehrheit der Stimmen sich für die erste Meynung erklärte, so wurde beschlossen, nemine contradicente, daß fortan ihr edler Wirth privilegirt seyn sollte, seine wunderbare Geschichte nicht allein zu erzählen, sondern darauf zu schwören und sie alle, bey Strafe im Fall des Nichterscheinens, als Zeugen aufrufen zu dürfen.

Von diesem Tage an schien das sonderbare kleine Thier sich selbst in die Liste der Hausgenossen von Roßkerry eingetragen zu haben; denn sie war bald in jedem Gemach gesehen, das der Lord besuchte, seine Gegenwart war ihr Schutz, bis nach und nach auch die Hunde, die dieß Privilegium mit ihr theilten, ihr erlaubten, ihren Platz auf dem Teppich vor dem Feuer *) und den ersten Bissen aus der Hand ihres Herrn zu nehmen.

So lange seine Gäste bey ihm verweilten, wurde der Lord weniger gerührt durch die treue Anhänglichkeit seiner Ratte; als diese aber abreisten und er einige Winterwochen für sich allein gelassen war, legte sein einsames Herz einen wesentlichen Werth auf die zärtliche Aufmerksamkeit dieser kleinen glänzenden Augen, welche blos von seinen Blicken zu leben schienen, und so oft er nach einem langen Ritt oder einer kleinen Exkursion in die Umgegend wieder in sein Haus trat, fühlte er eine Art angenehmer Bewegung, wenn er von seiner Ratte bewillkommt wurde. Sie war dann stets in Bereitschaft, ihn zu empfangen, indem sie sogleich aus ihrer kleinen Behausung in dem Getäfel des Saals, wo sie sich weislich während seiner Abwesenheit einschloß, hervorsprang und vergnügt, ihre Freude zeigen zu können, zu seinen Füßen spielte.

Die, welche mit warmem, sehnsuchtsvollem Herzen durch ihre Verhältnisse zu einem einsamen Leben verurtheilt sind, werden diese Art von Neigung wohl begreifen. Jedes Auge, das demüthig, zärtlich die unseren beobachtet und bewacht; jedes lebende Wesen, für welches wir wirklich der einzige Gegenstand seiner Liebe zu seyn scheinen, erhält mit der Zeit Einfluß auf unser Glück. Ist es nicht süß die Macht zu haben, eine fremde Existenz zu beglücken und zu beseligen, wenn diese Existenz auch immer nur die kurze und trübe eines untergeordneten Thieres ist?

Mit diesem Gefühl legte der elegante und bewunderte Lord Howth oft sein Buch nieder, wenn er in seiner Bibliothek war, um mit seinem sonderbaren Liebling zu spielen, dessen leichte und gewandte Bewegungen in der That eben so anmuthig als unterhaltend waren. Zuweilen hätte er sich selbst darüber ertappen können, daß er zu ihr von den Winterstürmen oder dem angenehmen Sonnenscheine sprach, als ob sie seine Bemerkungen verstehen könnte. —

Endlich riefen andere Pflichten unseren Helden in die Hauptstadt; und da er wußte, daß sein Aufenthalt dort mehrere Monate dauern würde, so wollte er seinen kleinen Spielkameraden nicht verlassen, ohne sich eines Mittels zu versichern, ihn wieder zu erkennen; denn die Blutspuren waren schon lange verschwunden, und seine Identität wurde ihm nur noch durch sein tägliches Erscheinen gewiß gemacht.

Die natürliche Antipathie des Lords gegen diese Thiergattung war noch nicht so ganz überwunden, daß er sich einer Uebelkeit und eines Schauders hätte enthalten können, als er die kleine Kreatur sich auf das Knie setzte, und dann einen goldenen Faden um einen ihrer Füße befestigte.

Die Ratte duldete dieß mit sichtlicher Zufriedenheit, indem sie ihren kleinen Kopf sanft gegen die Hände rieb, welche mit der Befestigung des Fadens beschäftigt waren, und ihre glänzenden Augen zu den seinigen erhob, getrübt durch eine Feuchtigkeit, welche des Lords Phantasie zu Thränen machte. Er konnte das Klopfen ihres Herzens fühlen, als er sie mit einem sanften Druck fest hielt; ja er hörte einen leisen schmerzlichen Seufzer, der sich in ihre schnellen Athemzüge mischte. Es ist überflüssig zu gestehen, daß er, während er dieß that, aufrichtig den Schmerz seines armen Lieblings theilte — den nächsten Augenblick darauf lachte er darüber, oder glaubte wenigstens darüber zu lachen.

Indeß wie unzählige Männer bey viel ernsteren Gelegenheiten vor ihm gethan haben, bald beschloß er, nicht mehr an seine Ratte oder ihren Kummer zu denken, sondern es ihr zu überlassen, sich einzurichten wie sie konnte, während er sich anderwärts glücklich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich sind in Irland wie in Großbritannien, den Niederlanden 2c. noch jezt statt unserer Oefen allgemein Kamine im Gebrauch.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Vor ein paar Tagen wurde eine Mulattin vor einen Friedensrichter gebracht, welche ohne irgend eine Ursache in einen Laden gekommen war, den sie durchaus nicht verlassen wollte, und endlich aus Muthwillen drey Fensterscheiben zerbrach. Als sie der Beamte fragte, wie sie heiße, erwiederte sie: „Fragen Sie den Grafen Pewis;“ wo sie lebe? Antwort: „Hier.“ Wo sie schlafe? Antwort: „Wo ich kann.“ Dieß war Alles, was aus ihr zu bringen war, und sie wurde für einen Monat in's Zuchthaus geschickt.

Zwey Frauenspersonen aus der Grafschaft Galway in Irland, welche einiges Vermögen besaßen, erhielten Heirathsvorschläge von zwey Männern, welche ihre Verwandten als unter ihrem Stande betrachteten. Die Liebhaber wußten daher die armen Mädchen zu bereden, mit all ihrer Baarschaft zu entfliehen, in der Absicht, sich heimlich mit ihnen trauen zu lassen. Eine gewisse Stunde in der Nacht ward anberaumt, wo beyde Paare an einem einsamen Orte zusammentreffen sollten. Es fügte sich indessen, daß eines der Mädchen früher an Ort und Stelle kam als das andere und die beyden Männer; und da sie sich allein sah, und entdeckt zu werden fürchtete, so versteckte sie sich. Nicht lange darauf kamen die Männer und ihre Freundin, welche leztere sogleich von den ersten ihres Geldes beraubt und vor ihren Augen von den Ungeheuern in einen brennenden Kalkofen geworfen ward. Sie nahm sogleich die Flucht, und erreichte, ohne von den Mördern bemerkt worden zu seyn, einen Karren auf dem Wege, dessen Eigenthümer sie unter das Stroh versteckte, und sie bis zum nächsten Polizeyposten brachte. Auf ihre Anzeige begab sich eine Abtheilung desselben an Ort und Stelle, und traf die beyden Schurken, die sie mit dem Gelde in ihrem Besitze ergriff. Die Unglückliche, welche in's Feuer geworfen worden war, war zur Kohle verbrannt, bis auf die Hände, womit sie sich oberhalb der Flamme angehalten hatte.

In einer eben erschienenen Schrift, mit dem Titel: Rights of the Poor (Rechte der Arme) werden die Einkünfte der verschiedenen milden Anstalten, zum Besten der Armen, folgendermaßen berechnet: In England 972.396 Pfund, in Wales 3.519, und in Schottland 53.077 Pfund, und also zusammen auf beynahe 1.029.000 Pfund Sterling.

Der unselige Partheygeist, welcher Irland so sehr bewegt, hat zu Dublin zwischen Hrn. Bric, einem vortheilhaft bekannten Advokaten, und einem protestantischen Sachwalter von York zu einem Zweykampf geführt, in welchem ersterer das Leben verlor.

Während ein englisches Schiff vor einigen Monaten an der Küste von Ceylon vor Anker lag, kam eine Boa-Schlange plötzlich an Bord, und schoß in die Kajüte hinab. Die Matrosen warfen ihr eine Schlinge über, worauf sich das Ungeheuer um ein Wasserfaß wand. Es ward endlich mit vieler Mühe mittelst einer Rolle in die Höhe gezogen, aber in dem Widerstand, den es leistete, drückte es das Faß so sehr, daß die mittleren Reifen desselben zu Boden fielen.

Die Regierung thut in der Stille Manches zur Unterstützung der noch immer leidenden Fabrikarbeiter, besonders durch die Vertheilung von Kleidungsstücken. Auch hat der König so eben ein Schreiben an den Erzbischof von York erlassen, worin er ihm aufträgt, in den Kirchen Sammlungen zum Besten derselben veranstalten zu lassen. Und da inzwischen der Handel sich hebt, und hier und da bereits neue Beschäftigung für die Fabriken herbeygeführt hat, so hofft man, daß der Winter friedlich vorübergehen, und im Frühjahr die Regierung durch Beförderung der Auswanderungen dem Fabrikstand noch mehr aufhelfen werde.

Die Weihnachtsfeyertage haben nichts Neues von Bedeutung hervorgerufen; in der italienischen Oper wird man in Kurzem Pacini's Sklaven in Bagdad geben.

Aus der Schweiz, Dec.

Auf mehreren Punkten der Schweiz ist in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit auf Alterthümer, die der Boden mannichfach birgt, neuerdings gerichtet, und sonderlich durch die Eröffnung von Kunstmuseen in etlichen Hauptstädten angeregt worden. Neben einigen nicht fruchtlos gebliebenen diesjährigen Nachgrabungen im Kanton Waadt hat nun auch eine zufällige Entdeckung im Kanton Aargau stattgefunden. Der Eigenthümer eines, nahe bey Zofingen, an der Straße nach Luzern liegenden Landgutes ließ zu Anfang des Herbstes eine Feuerstelle zum Hanfrösten einrichten. Beym Ausgraben der Erde fanden sich in geringer Tiefe Stücke hart gebrannter Backsteine und Ziegel von einer jezt nicht mehr gebräuchlichen Form, und bey mehrerem Suchen zeigten sich regelmäßig aus Backsteinen und hartem Mörtel gefügte Mauern, und ein Boden von hartem Cemente aus Kalk, mit groben Stücken gebrannten Thones vermischt, darunter ein zweyter von Kalk und Kies, und zu unterst ein dritter, aus großen Kieselsteinen mit Pflaster verbunden. Auf diesem dreyfachen Boden standen niedrige, nach oben dünnere Postamente von viereckigen Backsteinen, regelmäßig in Reihen, je zwey und zwey Fuß auseinander gestellt, auf jedem oben ein plattes rundes Stück. Bey weiterem Nachgraben zeigten sich die zerstörten Ueberreste ziemlich weitläufig gewesener Badeinrichtungen, die Auslaufkanäle des Badwassers, ein viereckiges Badgemach, wo noch viele einzelne Stücke weißen geschliffenen Marmors, mit dem es bekleidet war, herum lagen, viele Stücke von Kalkauftrag mit Freskomalerey, die an Wänden und Decke angebracht seyn mochte. Unter dem Schutte fanden sich auch Bruchstücke von runden Vasen, aus hellgrauer und dunkelgrauer, nur wenig gebrannter Erde. Noch wurden mehrere in allen Richtungen durch den Boden laufende Grundmauern, worunter eine aus sehr festem Cement, von Kalk und fein geriebenem Ziegelmehl bestehend, aufgedeckt, auch das Bruchstück des Fußgestells einer runden Säule gefunden. Als etwas seitwärts ein neues Versuchloch geöffnet wurde, zeigte sich hier, nur etwa anderthalb Fuß tief, der Anfang eines sehr schönen Mosaikbodens, welcher, sorgfältig abgedeckt, in einer Größe erschien, die, in der Schweiz wenigstens, noch selten vorgekommen ist. Er bildet ein etwas längliches Viereck, 18'2'' breit, 22'3'' lang. Die Hauptfigur, die sich immer wiederholt, ist ein sechseckiger Stern, an welchem sich kleinere Sechsecke schließen, in welchen abwechselnd ein Blatt, eine Tulpe oder eine Sternblume gezeichnet ist. In dem Sechsecke in der Mitte ist eine Rose. Die Grundfarbe der Zeichnung ist weiß (Alabaster aus dem Jura), die Bänder der Figuren dunkelbraungrau; die Blumen und Blätter roth, gelb, strohgelb und weiß, in schöner Abstufung. Der größere Theil ist sehr gut erhalten. Unter dem unmittelbar auf diesem Boden liegenden, viele Kohlen enthaltenden Schutte fand man eine bronzene Münze. Auf der einen Seite zeigt dieselbe ein schönes weibliches Brustbild, mit der Umschrift: Diva Augusta Faustina, auf der Kehrseite eine weibliche Figur, mit dem Zepter in der Hand, das Haupt mit einem Sternkranze umgeben, auf einem empor fliegenden Adler sitzend, mit der Umschrift: Conservatio, unten die Buchstaben S. C. Auch ein Stück sehr dickes hellgrünes Glas und ein kupferner Löffel fand sich vor, aber kein Hausgeräthe von Werth. — Der Magistrat von Zofingen will im künftigen Frühjahr weitere Nachgrabungen veranstalten lassen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

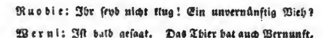
Nro. 14.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Januar 1827.



Ruobie: Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünftig Vieh?

Werni: Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft,
das wissen wir.

Schiller.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Lord Howth ging nach Dublin: dort wurde er wieder in einen Strudel von Politik und Vergnügen hineingezogen, und wieder gejagt von Lady Loch-Erin und ihrer Tochter und zwanzig andern Haifischen ähnlicher Art. Seit zwey Wochen war das schwindlichte Treiben von Geschäften und Lustbarkeiten, — das uns, wenn wir in eine Hauptstadt kommen, stets anfangs uns selbst entzieht, — alltäglich für ihn geworden, und er hatte jetzt Muße an seine früheren Begebenheiten zu denken. Indem er dieß that, fand er sich eines Tages über dem Gedanken, was wohl aus seiner Ratte geworden sey, und ob man sie auch genährt und beschüzt habe, wie er es hinterlassen hatte? den nächsten Tag darauf wünschte er, er könnte das arme kleine Ding sehen.

Gleichsam wie in Verbindung mit diesem Wunsch lief noch dieselbe Nacht, nachdem er seinen Diener entlassen hatte, unter dem Fuß eines Schirms mit einem kleinen freudigen Schrey eine Ratte hervor. Auch ohne den goldenen Faden um ihren Fuß würde Lord Howth die seinige wieder erkannt haben. Das Gefühl von Vergnügen, womit er das treue kleine Geschöpf wieder sah und seine zärtlichen Liebkosungen erwiederte, wurde indeß mehr als aufgewogen durch sein Erstaunen über ihre Erscheinung an diesem Ort. Es war unbegreiflich. Sie mußte wenigstens vierzig Meilen zurückgelegt und überdieß die belebtesten Straßen von Dublin durchschnitten haben. Sie mußte also eben so fähig, eben so scharfsinnig, eben so geschickt seyn, Wege zu finden und der Spur ihres Herren zu folgen als irgend ein Hund, dessen in der Geschichte gedacht wird; und da der goldne Faden ihre Identität außer Zweifel sezte, so verlor er sich in Verwunderung über diesen unerwarteten Verstand in einer so untergeordneten Thiergattung.

Lord Howth in Dublin war indessen ein ganz verschiedener Mensch von Lord Howth in Roskerry; und da er ohnedieß bereits unangenehm berührt wurde durch die Stichelreden seiner Bekannten über die entschlossenen Nachstellungen der Lady Olivia Loch-Erin, so beschloß er, sich nicht einem neuen Ridikule auszusetzen, indem er diese zweyte Probe von dem Scharfsinn und der Zuneigung einer Ratte erzählte.

Da die Ratte vorsichtig zu Haus blieb, und, wenn Besuche angemeldet wurden, sich in den Hintergrund zurückzog, so war der Lord eine Zeit lang im Stande, sein Geheimniß zu verbergen; aber als einst zufällig einige von seiner Gesellschaft zu Roskerry bey ihm einsprachen, wurden sie einen Augenblick seinen seltsamen Freund ansichtig, wie er eben hinter ein Büchergestell schlüpfte; sogleich forderten sie nähere Auskunft, richteten Fragen an ihn, erzwangen Antworten und machten sich, als sie die Verlegenheit bemerkten, in die der Lord dadurch versezt wurde, ein Vergnügen daraus, dieß Verfahren fortzusetzen.

Die natürliche Reizbarkeit des Lords machte es ihm

waren, d. h. weil sie verglichen, zusammenstellten und dann einen Schluß zogen, ohne sich durch eine bloße seichte materielle Lobhudeley zu entehren, sondern sie waren ihm auch aus andern leicht zu errathenden Gründen ein Gräuel. Um so inniger zeigten sich ihm die liberalen Blätter und er wieder ihnen befreundet; viele ihrer Redaktoren gehörten zu seinen intimsten Freunden, wie z. B. Jouy, Tissot u. s. w. Doch gab es auch unter diesen einige, welche seiner Darstellungsweise, besonders seiner unbedingten Huldigung des englischen Trauerspiels und seinem Bemühen, dasselbe, wenn auch nicht rein, wenigstens mit dem Französischen verschmolzen, auf die französische Bühne zu verpflanzen, nicht durchaus zugethan waren. Unter lezten stand Etienne oben an, dessen politische Grundsätze jedoch, in Folge einer Homogenität ihrer Schicksale, nichts weniger als verschieden von den seinigen waren.

Die religiösen Umstände, welche Talma's Tod begleitet haben, sind Veranlassung zu Aufsehen und Diskussionen geworden, durch welche dem Scheine nach die öffentliche Schicklichkeit nicht gewonnen hat. Leider war dieß ein Uebel, welches nicht zu vermeiden stand: weit entfernt, daß (wie es einigen, mit dem wahren Geiste des Katholicismus nicht vertrauten, Personen geschienen haben mag) der, von der kirchlichen Behörde gethane und drey bis vier Mal wiederholte Schritt im Geiste der Religion überflüssig gewesen seyn sollte, hat der würdige Prälat, welcher hier betheiligt ist, nichts als eine ihm obliegende Pflicht erfüllt, welche hier darin bestand, eine Formalität des Katholicismus zu beobachten, deren Nichtbefolgung zur Regel und somit auch dem Geiste desselben hätte gefährlich werden können. Wer überhaupt den öffentlichen Eindruck, welchen dieser Vorfall sowohl auf das Pariser als auswärtige Publikum gemacht, nicht blos mit den Augen der Neugierde betrachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen seyn, daß das gegebene Beyspiel eben seiner Natur nach nicht zur Nachahmung einladen, sondern vielmehr davon abschrecken muß. Ueberhaupt wird der Religion nie etwas vergeben, wenn sie im Sinne ihrer selbst und konsequent mit sich handelt. Die Schritte, welche in Paris geschehen sind, werden in Rom, obgleich in einem andern Sinne, bey jedem irgend bedeutenden sterbenden Protestanten gethan, ohne daß der Geistliche, welcher aus eigenem oder fremden Antriebe damit beauftragt worden ist, im Fall eines Nichtgelingens, seine Würde oder die Religion für kompromittirt halten sollte; im Gegentheile würde ihn die Kirchendisciplin für strafbar erkennen, wenn er sich durch eine solche außerwesentliche Rücksicht von der Ausübung seiner Pflicht hätte abschrecken lassen wollen. Nicht blos Priester, sondern sogar Layen, glauben die Pflicht eines solchen geistlichen Zuspruchs auf sich zu haben, und üben sie in vorkommenden Gelegenheiten aus.

Am Schlusse dieses Artikels werde ich gewahr, daß vielleicht einer oder der andere Leser fragen dürfte, warum ich nur von Talma dem Tragiker gesprochen, und diejenigen Rollen, welche er auch in Lustspielen übernommen hatte, unerwähnt gelassen habe? Bis zu meiner Abreise aus Paris (vor fünf Jahren) beschränkten sich leztere auf eine einzige, dem Vater Michaut in dem bekannten, zum Lobe Heinrichs IV. geschriebenen Lustspiele: Les Héritiers de Michaut. Diese Darstellung war ein Kunststück, welches er alljährlich ein paar Male zu machen pflegte, um indirekt seine politischen Meynungen und seine Gefühle über die Umgestaltung der Dinge aussprechen zu können. Von innen aus ohne eigentliches geniales Leben zeichnete sie sich, wie zu erwarten, äußerlich durch Konsequenz und Methode aus, bey welcher sich die poetische Wahrheit durch materielle cadencirte Rhythmik in Pantomime und Deklamation ersetzen lassen mußte. Von der größeren bedeutenderen Rolle, welche er später im Duvalschen Lustspiele: L'Ecole des Vieillards, übernommen hat, kann ich nicht urtheilen, da dieß Stück erst nach meiner Abreise aus Paris auf die Bühne gebracht worden ist.

Anglomanie.

Es gab wenige Jahre vor der französischen Revolution eine Periode, wo es unter den jungen Leuten zum guten Ton gehörte, die Engländer nachzuahmen. Die Vernünftigeren nannten dieß Anglomanie, und dieß Wort war zum Sprüchwort geworden. Ein merkwürdiges Beyspiel ist aber folgendes: Ein von der Tages Sitte durch und durch angesteckter Hofkavalier ritt in vollem Trabe neben dem Wagen des Königs her, ohne zu bemerken, daß die Hufen seines Pferdes Koth in die königliche Karosse warfen: „Vous me crottez, Monsieur!“ sagte der König. Der Reiter glaubte die Worte lauten: „Vous trottez“ und der Fürst mache ihm wegen seiner Geschicklichkeit im Reiten ein Kompliment; er antwortete daher: „Oui, Sire, à l'Anglaise.“ Der gutmüthige Monarch zog das Glasfenster vor, und sagte blos zu dem Edelmann, der neben ihm im Wagen saß: „Voilà une Anglomanie bien forte.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

Scribe ist nun fast der einzige Herr der Pariser Bühne; kein andrer dramatischer Schriftsteller kann sich solch eines Beyfalls rühmen, keiner arbeitet leichter, geistreicher und glücklicher als er. Sein Vaudeville, die Vernunftheirath,

das erst seit sechs Wochen gegeben wird, hat dem Théâtre de Madame schon hunderttausend Franken eingebracht, und wird ihm wahrscheinlich noch eben so viel, wo nicht noch mehr eindringen, da es fast alle Tage gegeben wird, und ganz Paris es sehen will. Die deutschen Bühnen werden wahrscheinlich auch Nutzen davon ziehen, wie sie mit andern Scribeschen Stücken thun; denn man sieht hier wenigstens die Vernunftheirath als ein's der besten, oder was für den Erfolg dasselbe ist, als ein's der geistreichsten, anzüglichsten Stücke an, die er geliefert hat, obschon man ihm darin einige Unwahrscheinlichkeit zu gute halten muß, wie in manchen andern seiner Dichtungen. Einige Personen haben vermuthet, Scribe habe in diesem Vaudeville der herrschenden Parthey schmeicheln, und durch die Vernunftheirath eines Mädchens, das auf den Sohn eines Generals und Herrn von ** Verzicht leistet, und sich mit einem Invaliden begnügt, und glücklich wird, die von den Kanzeln und von den ministeriellen Blättern gepredigte Ungleichheit der Stände in einer dramatischen Lektion einschärfen wollen; allein da der Sohn des Generals, Herrn von **, in dem Scribeschen Stücke ein liederlicher Kerl ist, der die Mädchen verführt, und sich über sie lustig macht, wogegen der Invalide ein redlicher Mensch ist, so läßt sich eher eine andere Lektion aus dem Stücke herausziehen, die nämlich, daß ein armes Mädchen den Schmeicheleyen und Bitten eines reichern mißtrauen soll, und eher in einer Verbindung mit ihres Gleichen ihr Glück finden kann. Diese Moral ist freylich nicht neu, allein sie ist zu allen Zeiten anwendbar, und vermuthlich, weil sie allgemeinen Gebrauches ist, hat sie viel zur guten Aufnahme des besagten Vaudevilles beygetragen. Die komische Oper möchte auch gern mit Scribe arbeiten, und durch ihn bereichert werden, allein hier ist die Aufgabe schwieriger. Ein witziger Text ist hier nicht genug, es gehört noch eine reizende Musik dazu. Boyeldieu arbeitet, aber langsam, oder braucht Erholung zwischen seinen Kompositionen. Auber ist zwar immer flink, und schreibt Operetten fast mit eben der Leichtigkeit, womit man sie in Italien sezt; aber man sieht es auch seinen Operetten wohl an, daß sie flüchtig gearbeitet sind; der leichte gefällige Styl ist ihm nun einmal eigen, und schwerlich wird er je etwas Ernstes, Tiefgedachtes liefern. So hat er eben wieder mit Scribe ein neues Stück aufführen lassen, Fiorella, oder die Buhlerin, dessen erste Darstellung kalt aufgenommen wurde. Man war weder mit dem Texte noch mit der Musik zufrieden; indessen ereignet es sich zuweilen, daß bey den folgenden Darstellungen, vermittelst einiger Abkürzungen und Verbesserungen, das Publikum wieder auf eine andere Meynung gebracht wird, und sich allmählig herbeyziehen läßt, um ein Stück zu sehen und zu beklatschen, das es mit Murren empfangen hatte. Jedoch wird Fiorella schwerlich zu den bessern Dichtungen Aubers und Scribes gezählt werden, noch sich eines Beyfalls erfreuen, wie Scribes und Boyeldieus Dame blanche genossen hat, und noch fortwährend genießt. Seit sechs Monaten gibt die komische Oper diese beliebte Operette zwey oder drey Mal jede Woche, und immer ist der Saal, wo nicht ganz, doch wenigstens ziemlich voll. Eine Menge Tonkünstler haben sich über die Themata der Dame blanche durch Variationen, Phantasien, Potpourris u. s. w. geübt; außer dem Calife de Bagdad und dem Chaperon rouge ist keine neue Operette Boyeldieus so populär geworden als jene, und erst nach der Dame blanche hat der Munizipalrath seiner Geburtsstadt Rouen ihm ein Gastmahl gegeben, und ihm feyerlich eine zu seinen Ehren geschlagene Denkmünze überreicht. Jean de Paris mag bey Kunstkennern mehr gelten; das große Publikum findet mehr Behagen an den erwähnten Operetten, und besonders an der Dame blanche. Vielleicht hat Scribe oder ein andrer Dichter wieder das Glück, Boyeldieu einen Text zu liefern, der sein musikalisches Genie wieder in Glut versezt, und ihm einen zweyten Kalifen oder einen andern Jean de Paris eingibt. Boyeldieu und nach ihm Auber sind jezt die einzigen Stützen der komischen Oper, und von allen den jüngern Künstlern, die in den lezten Jahren nach Italien und Deutschland geschickt worden sind, um sich im musikalischen Fache auszubilden, hat sich bisher keiner durch Operetten hervorgethan, und Herold allein hat etwas in diesem Fache geleistet. Panseron, ein anderer Zögling der hiesigen Musikschule, sezt meistens nur kleine Gesangstücke, und singt sie selbst recht gut; ein Talent, das in Pariser Gesellschaften sehr gesucht wird, und womit ein Tonsetzer oft weiter kömmt, als mit einer Oper. Des Mangels an Opernsetzern ungeachtet, klagt man doch darüber, daß die Direktion der komischen Oper zu viel neue Stücke bey Seite läßt oder zurückweist; natürlich kommen diese Klagen von den Tonsetzern selbst her; vielleicht will die Direktion es nicht wagen, Stücke von jüngern Tonkünstlern aufzuführen, deren Ruf noch nicht begründet ist, und von denen es ungewiß ist, ob sie wie ein Boyeldieu oder ein Auber das Publikum herbeyziehen, und den Aufwand einer neuen Oper ersetzen werden. Es kann jedoch unter den jüngern Tonkünstlern einige geben, die nur Aufmunterung und Gelegenheit bedürfen, um sich auszuzeichnen, und für diese wäre es allerdings zu wünschen, daß das Odeontheater auch das Recht bekäme, neue Operetten aufzuführen, wie man schon seit einigen Jahren darauf dringt. Bis jezt hat dieses Theater nur alte, oder aus fremden Sprachen übersezte, und aus bekannten fremden Stücken zusammengetragene Opern aufführen können, worüber es sich eben nicht zu beklagen gehabt hat; denn Webers Freyschütz oder Robin des Bois hat ihm mehr eingebracht, als ihm wahrscheinlich zehn neue Stücke lebender französischer Künstler eingebracht haben würden. Aus Dankbarkeit hat dann lezte Woche die Direktion des Odeons der Familie Webers — zwar keine Unterstützung, sondern — eine Benefizvorstellung bewilligt, wobey sich das Publikum an Weber'scher Musik satt hören konnte; denn außer dem Freyschütz wurde auch noch Preciosa gegeben. Diese Preciosa war bekanntlich schon einmal auf der Odeonbühne so zu sagen durchgefallen; allein da man dießmal den Text abgekürzt und verbessert, und auch die Musik an einigen Stellen abgeändert hatte, ungefähr nach dem Geschmacke des Pariser Publikums, so hoffte die Direktion dießmal auf ein sichereres Gelingen. Der Ertrag der Vorstellung hat sich auf 7000 Franken belaufen, allein in der Hoffnung, eine andre Weber'sche Oper als den Freyschützen in Aufnahme zu bringen, wurde die Direktion getäuscht: denn auch in der verbesserten oder abgeänderten Gestalt fand man an der Preciosa wenig Behagen; es scheint also so ziemlich ausgemacht zu seyn, daß die Pariser in keiner andern Weber'schen Oper als im Freyschützen, wahre Genialität entdecken, und daß kein andres Stück dieses Meisters je in Frankreich sich auf der Bühne wird erhalten können. Dieß ist schlimm für das Odeontheater; denn wenn auch die andern Weber'schen Stücke Beyfall gefunden hätten, so hätte es noch lange aus dieser Quelle schöpfen können; wo soll es aber nun schöpfen, da auch schon die Rossinischen Opern für diese Bühne großentheils benuzt worden sind? Die mit so vielen Kosten unterhaltene italienische Oper leidet jezt an einem andern Gebrechen: denn ihr fehlt es eben nicht an Meisterstücken, wohl aber an einigen Meistersängerinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Januar 182[illegible]

Schau hin, dort geht der Lord von Clankerthon
sein Stammbaum ist so lang als jene Elle,
womit sein Ahnherr in der City maaß,
nicht jünger als der Stamm der Merino's,
mit deren Wolle sein Papa gehandelt;
und so berühmt sind diese Clankerthony
als jenes edle Thier, aus dessen Fell
man ihr Diplom und Pergament gegerbt.

Spencer.

Der englische Adel.

Wenn man die Schriften über die englischen Pairs liest, muß einem nothwendig der Umstand auffallen, daß dieser stolze Adel, der mit aristokratischer Verachtung auf jedes nützliche Gewerbe, sogar auf den Handel herabsieht, auf dem das Gebäude der brittischen Wohlfahrt ruht, so gar wenig Anspruch auf hohes Alter machen kann. Es würde den Mitgliedern dieses Adels so schwer fallen, ihren Stammbaum bis Noah hinaufzuführen, als dem niedrigsten Bauer auf ihren Gütern.

Die erste Epoche der brittischen Geschichte beginnt mit Julius Cäsar. Die alten römischen Familien befanden sich damals in ihrem höchsten Glanze, sie zählten Venus und Anchises zu ihren Ahnen, opferten dem Herkules als ihrem Beschützer und Freunde und zählten unter ihren jüngern Söhnen Imperatoren, Diktatoren und Konsuln, und diese Pairs können ihre Genealogien nicht einmal bis zu den tatowirten Prinzen an Caractacus Hofe hinaufführen!

Die zweyte Epoche ist die von Vortigern; sie ist um vier Jahrhunderte jünger, aber der englische Adel hat eben so wenig Anspruch daran. Wieder vier Jahrhunderte weiter kommen wir auf den Sachsen Egbert; auch von seinen Pairs finden sich keine Repräsentanten in den heutigen aristokratischen Familien. Mehr als zwey Jahrhunderte später fand die Eroberung statt, und vielleicht nicht Ein Mitglied der Kammer der Lords kann seine Abkunft von Wilhelms Begleitern mit Sicherheit erweisen.

Ueberdieß hätte man nicht Ursache, auf eine solche Abkunft sehr stolz zu seyn; der normännische Adel begleitete Wilhelm bey seinem Einfall in England nicht; er hatte blos den Auswurf der Bevölkerung bey sich, und die englischen Familien, die durchaus so weit hinaufreichen wollen, gestehen damit unbewußt, daß sie von Wilhelm dem Kärrner, Hugo dem Schneider, Wilhelm dem Trommler u. s. w. abstammen, oder sogar von Individuen, die gar keinen Namen hatten und die man blos mit dem Namen der Städte oder Provinzen bezeichnete, aus denen sie weggejagt worden waren, St. Quentin, St. Denis, Verdun, Champagne u. s. w., auf welche Art man heut zu Tage noch in Frankreich die Bedienten bezeichnet.

Nur eine sehr kleine Anzahl von Pairs schreibt sich von den Plantagenets her; und die Familien, die bis zu den Kriegen der beyden Rosen hinaufreichen, die nur zweyhundert Jahre älter sind als die Thronbesteigung des Hauses Hannover, betrachten ihren Adel als sehr alt.

Vergleicht man den englischen Adel mit dem Adel im übrigen Europa, so wird dieß noch auffallender. Dante, der unter der Regierung Eduards II. starb, spricht in der Divina Comoedia von mehreren italienischen Häusern, deren Ursprung sich damals schon in der Nacht der Zeiten verlor und die noch jezt bestehen. In der Kammer der

Lords sucht man vergeblich seine Zeitgenossen, nicht Einer verdankt seinen Titel der Freygebigkeit Eduard Langbeins. Mehrere der venetianischen Patrizierfamilien, die tausend oder zwölfhundert Jahre lang die Souveränität über anderthalb Viertheile des römischen Reichs ausübten, erweisen authentisch ihre Abkunft von den Gründern der Republik im fünften Jahrhundert; wo aber sind in England die Söhne von Hangists und Horsas Höflingen?

Die Großen der pyrenäischen Halbinsel stammen größtentheils von den gothischen Edelleuten, die sie eroberten. In den Balladen, welche die Siege der Mendozas, der Palafox über die Mauren besingen, findet man dieselben Namen wie in der Madrider Zeitung, wenn sie von den Handküssen und den Feyerlichkeiten an Ferdinand des Vielgeliebten-Hofe Bericht erstattet; und vor mehr als zweyhundert Jahren führt der Verfasser des Don Quixote als sehr alt Familien an, die jezt noch in voller Blüthe stehen.

Die Nachkommenschaft jener ersten christlichen Barone, der Gefährten Pipins und Karls des Großen, welche der Sturm der Revolution verweht hatte, ist von Neuem an Frankreichs Horizonte erschienen. Uebrigens stammt bey weitem nicht der ganze französische Adel aus jener Zeit; ja er ist nach dem englischen der neueste von allen. Aus Gelegenheit eines Streits, der sich unter der Regentschaft zwischen dem Parlament von Paris und den Pairs über einen Punkt der Etiquette erhoben hatte, überreichte das Parlament dem Herzog von Orleans eine Denkschrift, in welcher man zu beweisen sucht, daß viele Parlamentsfamilien, die man ungerechter Weise für bürgerlich halte, sogar älter seyen als die meisten Pairsfamilien, von denen mehrere aus den niedrigsten Klassen abstammen.

Nach dieser Schrift war der Herzog von Luynes der Sohn eines Prokurators in Morai, Namens Albert; er und seine beyden Brüder waren Anfangs so arm, daß sie miteinander nur Ein Kleid hatten, mit dem sie abwechselnd in's Louvre gingen. Nach ihrer Erhebung behaupteten sie von den Alberti, einer berühmten florentinischen Familie abzustammen. Réné Viperrot, der wahre Name des Herzogs von Richelieu und des Herzogs von Aiguillon, war Flötenspieler beym Kardinal Richelieu gewesen. Der Kardinal gab ihm seine Schwester zur Frau, weil sie sich in ihn verliebt hatte. Der Stammvater der Villerois ist ein Fischhändler, der später in Franz I. Küche diente. Der Marschall de la Meillerac, der Vater des lezten Herzogs von Mazarin, war der Sohn eines Advokaten vom Pariser Parlament, dessen Vater Apotheker in Pankenay war. Der älteste Sohn einer alten Familie in Languedoc wollte seinen Stammbaum machen lassen und vertraute seine Papiere einem berühmten Feudalisten an; nach sorgfältiger Untersuchung entdeckte dieser, daß einer seiner Vorfahren im dreyzehnten Jahrhundert Henker in Carcassone gewesen war.

Dank seinen Kapiteln und einigen andern Instituten, ist der deutsche Adel nächst dem venetianischen und italienischen derjenige, dessen Alterthum am sichersten erwiesen ist. Georg IV. z. B. kann auf unwiderlegliche Weise darthun, daß er von einem Zeitgenossen und Gefährten Attilas abstammt. Aber umsonst würde er sich bey seinen großen Levers nach den Repräsentanten von Familien umsehen, die nicht mehr als tausend Jahre jünger wären; er fände nicht sechs Individuen, die in das ehemalige Straßburger Kapitel hätten aufgenommen werden können.

Der celtische Adel Irlands, die O'Neils, die O'Briens, O'Donnel, O'Conor dürfen auf den englischen Adel weit herabsehen; ohne allen Zweifel sind seine Ahnen Könige, die zur Zeit der sächsischen Dynastien in England lebten.

Troz des geringen Alters des englischen Adels hat man abergläubische Achtung vor ihm. Man dürfte übrigens wünschen, er möchte etwas älter seyn, wenn, wie eines seiner Mitglieder, Lord John Russel, behauptet, die Tugend fast immer unzertrennlich von der Geburt ist. Se. Herrlichkeit mag ihre guten Gründe haben, diejenigen, die in den untern Klassen der Gesellschaft geboren sind, zu verachten und zu behaupten, daß gemeines Blut mit den Azurfluten, die in erlauchten Adern rollen, nichts gemein habe. Er hätte aber nicht vergessen sollen, daß die Geschichte des englischen Adels die Geschichte weniger Generationen ist, und daß seine Ansprüche auf alte Herkunft so lächerlich als abgeschmackt sind. Sonderbar ist, daß diese Titel je höher desto neuer sind; die Herzoge sind größtentheils von gestern, die Marquis von vorgestern. Gleichfalls verdient Erwähnung, daß der größte Theil des englischen Adels von dem jüngsten der drey Zweige der englischen Familie stammt, nämlich von den Abenteurern und Glücksrittern, die Wilhelm den Bastard begleiteten; während man in der untern Klasse, wie man sie nennt, unter zwanzig Namen kaum Einen von normännischem Ursprung findet; fast alle sind sächsisch oder celtisch. Die plebejischen Familien sind demnach wirklich älter als die andern.

Lord Howth.

(Fortsezung.)

Viel Vergnügen machte es seinen Begleitern, als einer von der Gesellschaft Lord Howth ernstlich in Furcht zu setzen suchte, indem er ihn an die Familienprophezeihungen erinnerte; aber der Lord hörte zu mit stoischem Gleichmuth, und seine Fassung wurde nicht gestört, bis er an das Gestade kam, und indem er auf das Boot wartete, plözlich seine Ratte erscheinen sah, keuchend und staubbeschmuzt und kaum noch im Stande, ihre entstellte kleine

Gestalt gegen ihn hinzuschleppen. Sie war also seiner Spur von dem Phönixpark her gefolgt!

Bey diesem rührenden Anblick konnte Lord Howth sich nicht enthalten, in einem natürlichen Ausdruck seines Gefühls auszurufen: „Ach! mein armes kleines Geschöpf, was soll ich thun mit dir?" Das Gelächter seiner Begleiter war nun unauslöschlich; sie bestürmten Se. Herrlichkeit mit so oft wiederholten Ausbrüchen desselben, daß er endlich in einer zornigen Aufwallung in das Boot sprang und den Bootsleuten gebieterisch befahl, vom Ufer abzustoßen.

Sich scheuend im nächsten Augenblick das Boot zurück zu befehlen, fühlte er sich doch eines Verbrechens schuldig, als der Sturm der Leidenschaft vorüber war und er auf das Gestade zurückblickte, wo er seinen Liebling so verlassen hatte; mit jedem Schlage der Ruder wurden seine Empfindungen schwermüthiger und unerträglicher.

Wir sind gewiß nie so feindselig gegen andere, als wenn wir in Feindschaft mit uns selbst sind; und Lord Howth, nun in seiner schwärzesten Laune, versprach daher, als Mitpassagier im höchsten Grade widerwärtig zu werden. Dieß schreckte indessen einen seiner aufgeweckten Bekannten, der zum Unglück in demselben Paketboot die Ueberfahrt machen wollte, nicht ab, ihm in einem andern Kahn zu folgen und neben ihm Platz zu nehmen.

In solcher Gesellschaft dauerte die finstere Laune des Lords die ganzen vier-und-zwanzig Stunden ihrer Reise; am Schluß dieser kurzen Periode fand unser Held sich mit andern Passagieren bey einem trefflichen Mahl im Gasthof zu Holyhead.

Nach Tisch sahen sie der Ankunft eines andern kleinen Schiffes entgegen, das beynahe zu derselben Zeit mit dem Paketboot abgesegelt und nun im Begriff war, in den Hafen einzulaufen, als plötzlich der Peiniger ausrief:

„Was wollen Sie wetten, Howth, daß entweder Lady Olivia oder Ihre Ratte in dieser Schmacke mit herüber gekommen ist? ich will jede Bedingung eingehen, die Ihnen gefällig ist."

„Mein Leben gegen das Ihrige, Sir, keine von beyden!" war die ärgerliche Antwort, die in dem Moment gegeben wurde, während der Lord eine große Austerschaale untersuchte, die er vom Boden aufgenommen hatte. In demselben Augenblicke steckte eine Ratte ihren Kopf aus einer Höhle in dem Getäfel des Zimmers; entrüstet durch dieß lächerliche Zusammentreffen warf Lord Howth die Schaale mit wüthender Gewalt von sich; sie traf das Thier, als es im Begriff war, fortzuspringen und streckte es sogleich todt darnieder.

Aber das arme kleine Geschöpf hatte ihn angeblickt und geschrien, eh' es fiel. Sein sterbender Schrey machte den Lord schaudern. Er sprang mit ahnungsvoller Unruhe hinzu, und als er sah, daß es in der That seine eigene Ratte war, die nun in ihrem Blute gebadet vor ihm lag, so wandte er sich mit der Wuth eines Rasenden gegen den jungen Mann, dessen Thorheit ihn hierzu herausgefordert hatte. Ohne Zweifel würde er ihn auf der Stelle seiner blinden Rachsucht geopfert haben, hätten nicht andere Personen sich in's Mittel gelegt, und Lord Howth von einer schwereren Schuld bewahrt, als die, welche er jezt beklagte.

Die Wuth seines Schmerzes war in der That der seines Zornes so gleich, daß in die Mißbilligung der Umstehenden sich Mitleid und Bedauern mischte. Der junge Mann selbst, der die Veranlassung gegeben hatte, war so gerührt durch das was er sah, daß er keinen Anstandnahm, dieß Gefühl zu gestehen, und Lord Howth um Verzeihung zu bitten. Diese wurde ihm mit Widerstreben gewährt, unter der Bedingung, daß sie, statt den Rest ihrer Reise gemeinschaftlich fortzusetzen, sich hier trennen sollten.

Ein Geschäft, das die Gegenwart des Lords erforderte, rief ihn nach London; er blieb dort nur so lange, bis es vollendet war, eilte dann nach Dover, ging hinüber nach Frankreich und durchschnitt zwey Jahre hindurch die schönsten Gegenden des Kontinents.

Aber Lord Howth war nicht mehr derselbe Mensch; der sterbende Blick und der sterbende Schrey seines treuen kleinen Thierchen's beunruhigte seine schlafenden und wachenden Stunden, und verbitterte jene geistigen Genüsse, die vielleicht er vor allen am meisten fähig gewesen wäre auf dem klassischen Boden von Italien und Griechenland zu finden. Er wandelte unter den riesigen Schatten des Coliseums, und stand auf der schweigsamen Ebene von Marathon mit Gefühlen, die getrübt und vergiftet waren durch Selbstvorwürfe.

Er klagte sich unaufhörlich selbst an, nicht wegen der unabsichtlichen That des Mordes (wie er streng die Vernichtung der Ratte nannte), sondern wegen der pflichtwidrigen Hingebung an eine Leidenschaftlichkeit, die, so begünstigt, eben so gut zu der Vernichtung eines menschlichen Wesens hätte führen können. Und gewiß, wenn auch der Streich, welcher den Tod gegeben hatte, nur die bewußtlose Handlung eines außer sich Seyenden war, so konnte sie doch nicht schuldlos seyn, da sie unmittelbar seine Strafe mit sich gebracht hatte, indem sie ihn auf die grausamste Weise des unschuldigen kleinen Geschöpfes beraubte, das ihn liebte und ihm mit so treuer Anhänglichkeit folgte. Dazu kam die Bitterkeit, die in der Idee lag, daß man die That einer Furcht zuschreiben könnte, die er in Folge der alten Wahrsagung hegte, welche seine Familie betraf.

Wechselsweise durch diese beyden Vorstellungen gequält, wurde Lord Howth nach und nach düster und übel-

launig; er reiste allein, sah alle merkwürdigen Gegenstände allein; mied alle Vergnügungen, und verlor bald völlig seine Gesundheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blüchers Standbild in Berlin.

Romanze.

Auf der Wahlstatt steht der Marschall,
In der Hand das Schwert entblößt,
Das den Freunden Muth und Hoffnung,
Schreck den Feinden eingeflößt.

Wenn er in der Schlacht es regte,
Das Geschütz in seinem Grimme,
Die Kanonen mußten schweigen
Vor dem Donner seiner Stimme.

„Vorwärts" rief der Fürst der Wahlstatt
Unter schweren Schwertesstreichen;
Die Kartätschen, die Haubitzen,
Und die Feindesschaaren weichen.

Auf der Wahlstatt schaut der Marschall
Seiner Thaten reifen Lohn;
Unter seinen Füßen seufzet
Ein zerschmettertes — Kanon.

K. Simrock.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 3. Dec.

(Beschluß.)

Die prime donne sind in Europa so selten, daß sich die Theater zu Paris, London, Neapel die wenigen vorhandenen einander gleichsam leihen müssen, damit keines derselben zu Grunde gehe; so reisen dann die Pasta und die Fodor von Frankreich nach England, von England nach Italien, und die Directoren verstehen sich brüderlich, um von Zeit zu Zeit ihr Publikum mit einer Prima Donna zu ergötzen. Zwar trägt noch manche andere Sängerin den Titel Prima Donna neben jenen wenigen; allein eine gewöhnliche stehende Prima Donna hat für die große Welt, die ihre Logen in der Pariser und Londoner opera ital. theuer bezahlt, keinen Reiz: sie verlangt mit Recht für ihr schweres Abonnement die ersten Singtalente Europas zu hören. Vor einem Jahre war die italienische Oper in Paris reich, denn sie besaß die Pasta und die Fodor zusammen, und sie war beynahe verlegen, wie sie sich mit den beyden Nebenbuhlerinnen, die schon an einander gerathen waren, abfinden sollte. Hätte der Directeur des beaux arts, Vicomte de la Rochefoucauld, die Sache nicht durch eine leckere Tafel, guten Wein, höfliche Worte und Geld aus der königlichen Kasse ausgeglichen, so wäre Paris vielleicht zum Wettplatze zwischen den beyden Nebenbuhlerinnen geworden. So aber ging Alles vor der Hand gut; die Pasta blieb und die Fodor ging nicht fort; da im Sommer darauf die Pasta einige Wochen lang die Londoner ergötzte, so kam unterdessen die Sonntag und ersetzte den einstweiligen Verlust, und weil man nicht zu vorsichtig seyn kann, so traf man mit der Letztern Verabredungen für's Jahr 1828, obschon sich unterdessen manches ändern kann, besonders an einem Theater. Jetzt aber sehen die Sachen anders aus. Die Pasta ist nach Neapel gegangen, die Fodor ist, ich weiß nicht wo, und die Sonntag erwartet in Berlin das Herannahen des Jahrs 1828. Unterdessen hat die italienische Oper in Paris gar keine Prima Donna ersten Ranges, es sey denn die Dem. Cinti; da diese aber in Paris wohnt, auch in der französischen großen Oper auftritt, und da man sicher ist, sie immer zu hören, so erregt sie natürlich keinen Zulauf. Bey so bewandten Umständen hat der Directeur des beaux arts, oder der unter ihm stehende Theaterdirektor einen Entschluß gefaßt, den die ministeriellen Blätter für weise ausgegeben haben, und der es wirklich auch ist, wofern die Weisheit darin besteht, daß man den einzigen Weg einschlägt, der einem in einer mißlichen Lage übrig bleibt. Man schließt nämlich an den meisten Tagen, an welchen die italienischen Vorstellungen statt zu haben pflegen, das Theater zu, und läßt die Sänger und Sängerinnen spazieren gehen, oder sich auf sonstige Art vergnügen, bis daß der Himmel oder der Zufall dem Direktor einmal wieder eine Prima Donna bescheert. Es gibt das ganze Jahr hindurch, und während des Winters besonders, Unterhaltung und Belustigung genug in Paris für die große Welt, um allenfalls die italienische Oper entbehren zu können; die königliche Kasse wird freylich darunter leiden, denn Sänger, Orchester und andre vom Theater abhängige Personen müssen doch immer fort bezahlt werden. Dieß ist großentheils des Hrn. Vicomtes Schuld; denn hätte der nicht die italienische Oper auf einen so hohen Fuß gestellt, daß sie nur noch von den Reichen besucht werden kann, so würde das Publikum auch keine so hohe Erwartungen hegen, und sich mit den noch vorhandenen guten Sängern und Sängerinnen begnügen. Die große französische Oper hat nach Rossinis Mahomet nichts Neues hervorgebracht, und zehrt hauptsächlich von ihren Balletten. Das Théâtre français errichtet Talma eine Bildsäule, hat aber noch niemand gefunden, um ihn zu ersetzen. Indessen hat es doch in der letzten Zeit einige neue Trauerspiele aufgeführt, als Rosamunde, (vermuthlich nach dem Englischen des Mason), und Marcel, ein Trauerspiel von Rougemont, der den Stoff dazu aus der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Paris, während der Gefangenschaft Johanns in England genommen hat, oder vielmehr aus einem prosaischen Stücke ähnlichen Inhalts von Sedaine. Bey allen den neuen Trauerspielen, die seit einem Jahre auf dem Théâtre français und auf der Odeonbühne gegeben worden sind, sieht man auch nicht das mindeste Streben der Verfasser, sich eine neue Bahn zu brechen; alle sind in der gewöhnlichen Form der französischen Trauerspiele gegossen: so daß das Aufreizen der Zeitschrift Le Globe zu Versuchen andrer Art bisher ohne Erfolg geblieben ist. Entweder haben die Dichter kein Genie, um solche Neuerungen zu versuchen, oder sie fürchten sich zu sehr vor dem Publikum, das an solche Neuerungen vielleicht allmählig gewöhnt werden muß. Indessen sollte der geringe Beyfall, der allen jenen nach der beliebten klassischen Form bearbeiteten Dichtungen zu Theil geworden ist, die Verfasser abhalten, ferner auf der alten Bahn fortzuschreiten. In andern Dichtungsarten lassen sie schon mehr Kühnheit blicken; am Theater haben sie aber das regelrechte Parterre vor sich, mit dem nicht zu spaßen ist; denn ein neues Stück ist bald ausgepfiffen und durchgefallen, welcher Dichter hätte wohl den Muth, sich dieser Gefahr auszusetzen! Somit bleibt es beym Alten. Auf den kleinern Theatern, wo weniger Zwang herrscht, und das Publikum nur zufrieden ist, wenn man es belustigt, sind auch die Dichter kühner; hievon zeugen le Bénéficiaire, le Chiffonier, und neuerdings die Abentheuer mit der Diligence, eine Posse, die auf vier oder fünf verschiedenen Poststationen vorgeht, und also die sonst so gepriesene französische Regel der Einheit des Orts auf eine sonderbare Art verletzt. Allein die Zuschauer der kleinern Theater nehmen es mit den Farsen nicht so genau, so wie sich das Publikum der Boulevards oder Volkstheater die abentheuerlichsten Kriminalgeschichten darstellen läßt, wenn nur recht viel Verrätherey und Schelmstücke darin vorkommen, und die Tugend im letzten Auftritte wieder zu Ehren gelangt.

Dg.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 16.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Januar 1827.

Die Sonne sinkt. Ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt sich in der Fluten Spiegel.
Matthisson.

Reise von Wallenstadt nach Genf.
Flüchtige Zeichnungen. 1825.

1.

Die Seefahrt von Wallenstadt bis Weesen war durch widrigen Wind anfangs langweilig. Dieser legte sich bald, und nun wurde sie durch die prachtvolle Abendbeleuchtung der phantastischen Glarner Bergformen eine der angenehmsten, die gemacht werden können. Noch vergoldete die scheidende Sonne jene Riesenhäupter, als wir zu Weesen vor dem Gasthof zum Schwert an einem stattlichen, von großen Quadern zusammengesezten Kay landeten, wo man einst Sumpf und Moder durchwaten mußte. Ueberhaupt haben die Umgegenden von Wallenstadt und Weesen auf eine Weise sich umgestaltet, daß sie keinem Reisenden, der vor Eröffnung der Linthkanäle so schnell als möglich ihnen zu entkommen strebte, in ihrer gegenwärtigen Verwandlung noch erkennbar sind. An die Stelle der alten pesthauchenden Sümpfe und unübersehbaren Schilfbreiten sind üppige Wiesen, Viehweiden, Gemüsegärten und Bauerngehöfte getreten.

Folgenden Tags unternahm ich den Gang nach beyden Kanälen. Der Glarnerkanal geht in den See, der andere ist der Abfluß des See's, der vormals die Maag hieß, von keinem Bette geregelt wurde, und meilenweit die scheußlichen Versumpfungen bildete, welche den Dunstkreis dieser unglücklichen Landstrecke vergifteten. Jezt strömt die Maag unter dem Namen Linth in einem herrlichen für Jahrhunderte berechneten Kanale, der die Schiffahrt beyder Seen verknüpft. Er hat drey Stunden Länge, die eine Barke in anderthalb Stunden zurücklegt.

Mit frohem Erstaunen sahe ich nun die Lintharbeiten in ihrer Vollendung. Alles, was ich prophetisch mir davon versprach, ist in Erfüllung gegangen. In mächtigem Laufe flutet die Linth zwischen zwey Mauerböschungen, die jedem Abweichen oder Ueberschwellen unübersteigbare Schranken setzen. Wie müssen wir den reichen und wohlverstandenen Anbau der vormaligen Schlammwüsten bewundern! Gewiß bleibt selbst die gespannteste Erwartung nicht unbefriedigt beym Anblick dieser lachenden, der Kultur und dem Lebensglück gleichsam eroberten Bezirke. Es konnte auch nur der Beharrlichkeit, dem Genie, der Menschenliebe und dem Heldenmuthe Eschers gelingen, die tausend Schwierigkeiten, welche bey dem großen Werke entgegentraten, glorreich zu überwinden.

In Weesen, wo früher die trostlose Lage der todtenblassen Einwohner, die durch diese mephitische Atmosphäre, gleich acherontischen Schatten, selten im Greisenalter, dem Grabe zuschlichen, in jeder gefühlvollen Brust das tiefste Mitleiden erregen mußte, weidet sich der Blick nun an lauter heitern und segenverkündenden Gegenständen. Die blühenden Wangen beyder Geschlechter deuten auf einen langen und fröhlichen Lebenswinter. In der ganzen, vom nahen Verderben geretteten Gegend hört man im Volke nur eine Stimme über Eschers, vieler Bür-

gerkronen würdige, Verdienste um die Austrocknung dieser pontinischen Sümpfe Helvetiens.

Das Monument, welches dem unsterblichen Patrioten das dankbare Vaterland zu weihen beschlossen hat, wird auf dem Biberlikopf, einem weit umschauenden Höhepunkt errichtet werden, wo man den ganzen Lauf beyder Kanäle beherrscht.

In einem Bauerngute, auf dem den Fröschen abgewonnenen Erdreiche, gehörig Herrn Schindler von Mollis im Kanton Glarus, liest man auf einer schwarzen Tafel folgende von ihm selbst verfertigte Denkschrift, die in ihrer anspruchlosen Einfachheit Eschers Ruhm vielleicht glänzender hervorhebt als Odenschwung und Rednerfeuer:

„Die ganze Gegend war Sumpf. Hier fuhren Schiffe die Straße entlang. Der Jammer war groß und jedes Jahr größer. Da sah der erbarmende Vater vom Himmel herab auf die tausend trauernden Kinder und sprach: Es werde trocken! Ich habe schon ein Werkzeug gewählt. Es ward trocken. Danket Menschen dem rettenden Gotte, danket dem rettenden Werkzeuge! Auch des Gütchens Name sey Dank; es heiße die Escheraau."

2.

Der Weg von Weesen bis Rapperswyl ist einer der anmuthigsten, die dem Reisenden sich darbieten können. Fast immer durchläuft man eine jener Gegenden, wo das Auge ringsum, außer der Landstraße, nichts Kahles erblickt.

Zu Rapperswyl fand ich Herrn Hensi in seinem neuerbauten Gasthofe, vor der Stadt auf hohem Seeufer, ganz im Freyen gelegen, schon völlig eingerichtet. Das Haus hat ein vornehmes Ansehen und würde selbst in der Umgegend von Genf zu den zierlichen Landsitzen gezählt werden. In den geschmackvoll möblirten Zimmern ist für jede Bequemlichkeit gesorgt. Gegen Küche und Keller (vorausgesezt, daß alles im gegenwärtigen Gleise fortläuft) werden sogar verwöhnte Gastronomen kaum etwas einzuwenden haben. Eine englische Gartenanlage, wohlgeordnet und reich bepflanzt, ist in fröhlichem Gedeihen. Die Seelandschaft, wo der Blick am längsten auf Huttens ernster Grabinsel verweilt, ist eine der bezauberndsten an Zürichs herrlichem Wasserspiegel. Vor allen Dingen muß aber jedem Fremden, der nicht mit dem Spleen oder anderm Unheil befangen, sondern an Körper und Seele frisch und gesund ist, die zuvorkommende Freundlichkeit des Wirths den Aufenthalt unter dessen Dache doppelt angenehm und erfreulich machen. Man darf daher dem Hotel zum Pfauen ohne Bedenken das Horoskop stellen, daß es in Kurzem zu den Gasthäusern vom ersten Range gehören werde, welches Emporkommen in der Schweiz mit nicht minderer Schwierigkeit verbunden ist als in England.

3.

Mit Ebel machte ich von Zürich aus, wo ich nur einen Tag verweilte, bey milder Sonnenwärme, die Spazierfahrt nach dem Riedelbade, einem der besuchtesten Vergnügungsörter am Seeufer. Im Wirthshause war Tanz und Volksjubel. Wir suchten ein Plätzchen im Freyen unter einer weitschattenden Linde.

In der Bergkette von Glaris war nur der Glärnisch ganz wolkenfrey. Die übrigen Gipfel hatten sich mehr oder weniger umflort. Ebel, als Ausleger der Alpenwelt, in seiner kraftvollen und edlen Sprache, verbunden mit dem reinen Wohlklange seiner Stimme reden zu hören, gewährt einen hohen, in seiner Art einzigen Genuß. Bey Nennung des Etzelberges gab er die allerdings merkwürdige Notiz zum Besten, daß am Fuße desselben, im Dorfe Wolibrau, sich ein Kirchengemälde befinde, welches eine Henkersscene darstelle, die keinem Sterblichen in Spanien oder im Kirchenstaate auffallen würde, die aber in jenem entlegenen Erdwinkel wie aus den Wolken gefallen, erscheinen müsse. Schergenhände haben Rousseau und Voltaire zum Scheiterhaufen geführt, um diese Verräther an Papst und Kirche dem Flammentode zu überantworten.

Ebel hat seit Jahr und Tag viel über Graubündten geforscht und gelesen. Die Resultate dieser Studien werden in einem Kupferwerke von Herrn Meyer, welches die neuen Fahrstraßen über den Splügen und Bernardin zu Gegenständen hat, niedergelegt werden.

Man zählt in dem so vielseitig merkwürdigen Bündnerlande hundert und neunzig, theils zerstörte, theils noch bewohnbare Burgen, und zweyhundert und vierzig Gletscher. Von diesen schicken hundert und fünfzig ihre Abflüsse dem Rheine zu, fünf-und-sechzig dem Inn, und die übrigen, mittelst des Tessin, der Adda, und der Etsch, dem adriatischen Meere.

Ich konnte der seit Kurzem eröffneten Zürcher Kunstausstellung, statt mehrerer Stunden, wie mein Wunsch gewesen wäre, nur wenige Minuten widmen. Ein Basrelief von Imhof, Danneckers hoffnungsvollem Schüler, nach Thorwaldsen, in karrarischem Marmor, die Nacht mit ihren Kindern vorstellend, kündigt sich auf den ersten Blick, als ein Werk von der höchsten Vollendung an. Besonders sind die beyden Flügel so meisterhaft ausgeführt, daß Thorwaldsen, der den jungen Künstler väterlich zurecht weist und begünstigt, einen Gypsabguß davon zu haben wünschte, indem er erklärte, das Original werde von der Kopie noch übertroffen. Das treffliche Bildwerk gehört dem Herrn

von Cotta, der aber die öffentliche Aufstellung desselben im Vaterlande des Künstlers, als Urkunde seiner zu Rom gemachten Fortschritte, mit Vergnügen bewilligte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schenken von Paris.

I. Die Schenke der Fiaker.

Ich trete in ein feuchtes, düsteres Gewölbe, das durch ein enges Fenster an der Decke Licht erhält; keck wie ein Page dränge ich mich stolz durch die edle Versammlung, zünde meine Pfeife an der schwarzen Lampe an, fordere von dem Mädchen Fricot für fünf Sous und einen Schoppen, ziehe mein Brod aus der Tasche und bemühe mich, meine Rolle natürlich zu spielen. Ausnehmend einladend ist es, daß in dieser eleganten Fiakerrestauration die eisernen Messer, Gabeln und Löffel an kupfernen Ketten befestigt sind, damit dieses kostbare Silberzeug nicht den Weg alles Fleisches gehe; die Magd wäscht es an Ort und Stelle und dieß ist nun außerordentlich appetitlich.

Es war Essenszeit und eine Menge von Kutschern kam in die feuchte Herberge herunter. Einer, der mir etwas manierlicher vorkam als die übrigen, legte seine Peitsche auf meinen Tisch, forderte Wein und zog ein Papier mit Speckschwarte heraus, wobey er immer vor sich hin lachte und innerlich vergnügt zu seyn schien. — „Ihr seyd zufrieden, wie es scheint,“ sagte ich. „Ja, antwortete er händereibend, es könnte schlechter gehen.“ — „Aber, meynte ich, es ist kaum Mittag und . . .“ — „O! wegen heute lache ich noch nicht; diesen Morgen ist es nicht viel gewesen, aber gestern, was war das für ein Tag! Teufel, wäre es das ganze Jahr so, hätte ich bald ein kleines Gut in der Normandie gekauft.“ — „Das ist erstaunlich, aber wenn man euch so stehen sieht, ganze Stunden vergehen, bis ihr zu fahren habt.“ — „Allerdings, mein Lieber (in der Fiakerschenke wird man schnell vertraut); aber Ein guter Tag ist für die ganze Woche; der gestrige z. B. ist einen ganzen Monat werth.“ — „Bah!“ — „Ganz gewiß!“ — „So erzählt mir doch, sagte ich, und schrie, eine Bouteille um fünfzehn Sous. Ihr scheint ein guter Bursche, scheint es.“ — „Warum nicht? O das Leben in dieser Welt ist ja nur ein Spaß, und wir Kutscher, wir sehen Dinge . . . kurz, gestern Morgen um sieben Uhr bey schönem Wetter . . . Eure Gesundheit.“ — „Die Eurige.“ — „Wollt Ihr ein wenig von meiner Schwarte?“ — „Nein, danke.“ — „Gestern Morgen komme ich aus dem Stalle Faubourg de Temple, und mache mich im Schritte an die Reihe in der Straße Monmartre; ich gebe meinem Handgaul, dem Schimmelchen, einen Hieb; da schlägt er aus und hebt den Schwanz auf; es wird einen guten Tag geben, denke ich, der Hafer macht sich gut, denn immer ist es für mich ein gutes Zeichen, wenn Schimmelchen ausschlägt. Wahrhaftig, kaum bin ich auf dem Platz, da kommt ein großer Schlingel, Bänder und Blumenstrauß auf der Brust und bestellt mich zu einer Hochzeit; man gibt mir Blumen, weiße Handschuhe und fort auf die Munizipalität, in die Kirche, zum berühmten Cadranblau, Boulevard du Temple, wo das Essen ist. Kurz, ich bekomme achtzehn Franken und der Brautführer gibt mir eine tüchtige Kapaunenkeule in Papier und ein hübsches Stück Brod. Gut! dachte ich, das geht schon nicht übel; ich stecke meine Hinterräder *) in meinen kleinen Lederbeutel, und immer dem Boulevard Poisonnière zu; ein junger Mensch, bleich, verstört, in seinem Garrik eingemummt, fragt mich: „Bist du gemiethet, Kutscher?“ — „Nein, Herr.“ — „Gut, nach dem Boulogner Gehölz und geschwind, da, zehn Franken.“ Meine Pferde hatten einen Vierling Hafer gefressen, also geschwind wie der Wind an das Gitter des Boulogner Gehölzes. Mein junger Mensch steigt aus und sagt nichts als nur: „Gut, du bist frey.“ Dann macht er sich rasch in den Wald, und ich verlor ihn bald aus dem Gesichte. O! dachte ich, eine Liebesgeschichte; doch, was geht das mich an; 18 und 10 macht 28, das ist nicht von Stroh zum Anfang. Aber kaum hatte ich meinen Beutel unter meine drey Westen gebracht, da höre ich einen Pistolenschuß, der im Walde wiederhallt. Mein Gott! rief ich, ich wette mein armer junger Mensch hat sich den Kopf abgeschossen! Ich irrte mich nicht, denn eine schöne Dame stieg aus einem Kabriolet und schrie mir zu: „Kutscher! Kutscher! hast du einen jungen Menschen, so und so und so und so hierher geführt?“ — „Ja, Madame, und ich fürchte, der junge Mensch so und so und so und so ist der, der . . .“ — „Der was? sprich!“ — Nun ja, der eben im Walde geschossen hat. Ich kann aber nicht sagen, ob er auf sich . . .“ — „Ach! mein Sohn! ach! mein Sohn! Alles konnte noch gut werden. . . .“ Da läuft die arme Frau in den Wald hinein; es war nur zu wahr mein Sohn (ich war sein Sohn geworden). Der junge Mensch hatte sich nicht gefehlt, man brachte ihn und legte ihn ganz blutig in meine Kutsche; die Dame stieg ganz in Thränen wieder in ihr Kabriolet, und ich wie ein Trauerzug im kleinen Trab nach der Straße Menard und hier wurde der Todte abgeladen. Der Arme hatte mir zehn Franken gegeben, seine Mutter gab mir noch zehn; wahrhaftig, es war als ob der brave Junge mir dieses Legat vermacht hätte. — 28 und 10 macht 38. Wahrhaftig, sagte ich, Schimmelchen führt mich nicht an, und ich gab ihm ein Paar Hiebe auf das Kreuz; da kommt eine junge elegante

*) Ausdruck der Kutscher für Fünffrankenstücke.

Dame, ihr Geld in das Schnupftuch geknüpft, thut sehr eilig, heißt mich den Schlag aufmachen, nach den Bädern von Tivoli und flink. Wir kommen an, ein schöner Herr empfängt sie, küßt ihr die Hand, gut! dachte ich. — „Hast du Münze, Kutscher, hier sind hundert Sous.“ — Ich, wie es bey uns so gebräuchlich ist, zähle bedächtig ein Paar Dutzend große Sous, um ihr die Zeit lang zu machen; denn Verliebte haben nicht viel Geduld. — Bah, wie machst du so lange mit deinen großen Sous! da nimmt sie den schönen Herrn unter den Arm und weg ist sie. — Ha, vortrefflich dachte ich, 38 und 5 macht 43. — Jezt ist es vielleicht aus, meynt ihr? Nichtsweniger, es nimmt kein Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hannover, 28. Dec.

Der Cyclus älterer und neuerer Trauer-, Schau-, Lust- und Gesangspiele brachte während des jüngst verflossenen Monats im bunten Gemische auf unsere Bühne eine tüchtige Vorstellung des „Otto von Wittelsbach,“ worin Alles gerundet und gelungen war. Unser Regisseur, Hr. Kazianer, ist der Mann, der es versteht, den „Otto“ ritterlich darzustellen. Müllners „Schuld“ wurde nach diesem gegeben. Eine eben so neue als erfreuliche Erscheinung war uns der liebliche Zögling unserer Mad. Gehlhaar, die kleine Julchen Echternach, welche die nicht unbedeutenden Reden des „Otto“ mit mehr Umsicht deklamirte, als ihrem zarten Alter eigenthümlich ist, und sich mit der ihrem Rednertalente homogenen Künstlichkeit bewegte. Laut wurde dieses frühkeimende Talent anerkannt, welches unter dem Einflusse seiner würdigen Pflegemutter einer vollkommnen Reife entgegen sieht. Endlich ist auch bey uns Spohr's romantische Oper „Faust“ gegeben worden. Hat auch mancher Theoretiker das Grandiose dieser Tondichtung schon hier und dort öffentlich anerkannt, so können wir dem ungeachtet nicht umhin, aus dieser reichen Schatzkammer einige Goldkörner hier in unser Gedächtniß zurückzurufen. Einer solchen Komposition ergeht es wie einem Goethe'schen Epos oder philosophischen Raisonnement Jean Pauls; sie will zwey, drey Mal angehört, studirt seyn, um völlig verstanden zu werden. Wenn wir diese Oper beym rechten Ende, also beym Anfange näher beleuchten wollen: so müssen wir hier zuvor die Anordnung tadeln, daß der eigentliche Maskeradensaal unsern Augen entzogen, und uns nur ein Ost-Meilenzeiger, ein an der Pforte angeheftetes Schild, den Eingang in das Innere desselben andeutete. Denn so viel uns bekannt, muß der Maskenball auf der Bühne selbst dargestellt werden, zumal da, wie wir bestimmt wissen, nach Vorschrift des Dichters, die Menuet Nr. 1. auf der Bühne gespielt werden soll. Wahrhaft bacchanalisch ist das liebliche Weinliedchen Nr. 2, und die obligate Begleitung der Bässe vom gefälligsten Effekt. In dem Duette Nr. 3, „Folg' dem Freunde mit Vertrauen ꝛc.“, zwischen Faust und Röschen, wie wohlberechnet ist das Alterniren dieses Wechselgesanges, und welche treffende Nachbildung der Angst und Besorgniß liegt in dem Chor, während welchem die Bauern Röschen aufsuchen. Kunigundens Arie: „die stille Nacht entweicht,“ greift in die Seele, ist aber leider! zu krafterheischend für die Stimme unserer Dem. Böhm. Eine der werthvollsten Piecen dieser Oper ist unstreitig die Arie mit Chor Nr. 6, in der gewichtigen Tonart C-dur; namentlich die brillante Stelle darin: „Die Rettung naht, die Rache wacht!“ welche vom Chor repetirt wird, ist von der größten Wirkung. Das Finale des ersten Akts, das Originelle des Hexen-Chors, und das Flehen derselben um einen Trunk beschließen würdig die erste Abtheilung. Von gleicher Gediegenheit ist im zweyten Akte die Arie Röschens: „Dürft ich mich nennen! ꝛc.“ Wie viel Wehmuth und Schmerz sprechen hier die Töne aus! Die Arie mit Recitativ Nr. 13, schwebt in fortwährenden Reminiscenzen der meisterhaften Ouvertüre dahin, und ist im recitirenden Style energisch durchgeführt. Ferner die Polonaise in C-dur und das Melodiense des Trio's: „zu hoher Schönheit Fülle.“ Dann das Meisterwerk, die Baßarie: „Stille noch dieß Wuthverlangen;“ wobey sich die kolossalen Ideen des Tondichters dermaßen über einander thürmen, daß der Zuhörer alle Dämonen des Tartarus losgelassen glaubt, und ihm die Brust erbebt. An diese Arie reihet sich nochmal der schöne Hexenchor, und nun beginnt die klagende Einleitung des Finales, wo Kunigunde den Dolch gegen Faust zuckt, und das Ganze schließt — zu früh für unser nimmersattes Ohr, wenn ihm solche Götterkost dargeboten wird. Das darstellende Personal leistete viel Vorzügliches. Hr. Ley machte sich um die Partie des Faust's sehr verdient, ebenso um die des Mephistopheles, Hr. Sedlmayr. Das Fremdartige seines Organs, welches dieser der Dämonengestalt verlieh, war dem Charakter völlig analog. Mit seinem Kostüm, und noch weniger mit dem Zeichen des Degens im zweyten Akte sind wir übrigens nicht einverstanden. Hr. Rauscher, „Graf Hugo,“ war ganz vorzüglich. Dem. Böhm gab die Kunigunde allerdings mit lobenswerthem Fleiße; jedoch reicht, wie bereits oben erwähnt, ihre zarte Stimme in solchen krafterheischenden Partien nicht überall aus. Die Lösung einer der wichtigsten Aufgaben, die des „Röschens,“ ward wegen Krankheit der Dem. Kodelka, unserer Dem. Hauff übertragen, die sich den gerechtesten Anspruch auf unsern Dank für diese schwierige, aber dennoch sehr gelungene Leistung ersungen hat. Die Scenerey hätte hie und da wohl besser seyn können. Die Anordnungen dazu scheinen uns mit vieler Besonnenheit getroffen gewesen zu seyn; um so unverzeihlicher und im strengsten Sinne strafbar war, namentlich bey wiederholter Darstellung dieser Oper, die so mangelhafte Ausführung, welche doch nur dem Maschinisten zur Last fallen kann. Dekorationen blieben hängen, der kolossale Kronleuchter klemmte sich in den Koulissen, und kam nur um zwey Drittheil zum Vorschein, statt in der Mitte zu schweben. Der elegante Fackeltanz, von Hrn. Bolange so geschmackvoll arrangirt, ward am Schlusse auf das Unangenehmste dadurch gestört, daß die Kuppel, woran en feston verflochtene Bandstreifen befestigt, flatterten, kaum bis in die Soffiten hinaufgewunden war, als sie auch schon mit einem Geprassel wieder auf die Bühne herabstürzte, und die zierlichen Tänzerinnen zu erschlagen bedrohete, uns aber, nachdem die Gefahr vorübergezogen war, ein mitleidiges Lächeln ablockte. So wurden uns auch am Schlusse die Qualen der Hölle eben nicht sehr anschaulich dargestellt. Uebrigens hätte der Dichter des Dialogs, da wir so treffliche Bearbeitung dieses Süjets besitzen, noch Manches benutzen können, was dem romantischen Zwecke sehr förderlich gewesen wäre.“

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 17.



Morgenblatt für gebildete Stände.

Freytag, 19. Januar 1827.

Hier ist er heimisch in seinem Element, bereitwillig, jeden guten, schlechten oder gleichgültigen Auftrag rasch zu vollziehen, und seines gleichen suchend in Schelmerey und Spitzbüberey.

Walter Scott.
Nigels Schicksale.

Die Schenken von Paris.

I. Die Schenke der Fiaker. (Beschluß.)

„Vier Herren, sehr erhitzt, schimpfend und drohend, steigen in meine Kutsche; der eine hatte ein Kistchen unter dem Arm. „Maul gehalten, sagte lezterer zu mir, und steckte mir zwey Hinterräder in die Hand, zu den Steinbrüchen am Montmartre. Wir kommen an; meine Leute machen sich in eine dunkle Allee, ich höre zwey Pistolenschüsse; sie kommen wieder, einer trägt den Arm in der Schlinge, ich führe sie zurück zum Restaurateur le Riche, Boulevard Italien; ich bekomme noch ein Fünffrankstück; und da die Wunde des jungen Herrn unbedeutend war, höre ich sie einen guten Versöhnungsschmauß bestellen." — „Teufel noch einmal, unterbrach ich den Abenteurer, damit konnte Euer Tag zu Ende seyn." — „Lieber Kamerad, versezte er, so meynte ich es auch, da kam ein ganz schwarz gekleideter Herr und holte mich zu einer Leiche; heute sollte meine Kutsche einmal bey Allem seyn; fort mit der Leiche nach Père Lachaise. Da der, der mich genommen hatte, erbte, so zahlte er mich gut und zwey neue Stücke von hundert Sous wanderten zu ihren Brüdern. Während man den Verstorbenen begrub, fraßen meine Pferde ihren Hafer; ich hätte ein Barbar seyn müssen, hätte ich ihn heute sparen wollen. Wir kehren nach Paris zurück; die Erben springen lustig heraus und schwatzen vom Testament. Dieß ging mich nichts an, aber da wollen mich schöne Fräulein in Ballkleidern haben, denn es war schon Nacht. Gut! dachte ich, da kommt noch etwas, einen Kavalier haben sie nicht, die müssen anbeißen. — Ich fahre nicht, sagte ich, meine Pferde sind müde, und da ich nicht auf dem Platze bin, so bin ich nicht verpflichtet zu fahren; zum allergrößten Glücke fielen einige Regentropfen und der zierliche Putz ward von einem Gusse bedroht. „Wie, lieber Freund, sagten alle zusammen, seyd so gut, Ihr sollt mit uns zufrieden seyn, hier ist ein Sechsfrankenthaler (vier Sous weniger, versteht sich) und fahrt gut." — Nun das ist ein Wort, also hinauf auf den Bock und in die Straße Michaudière im scharfen Trab. — Könnt Ihr glauben, mein Lieber, daß das bisherige nur Kleinigkeit war. Kommt ein Bankhalter mit verschiedenen Geldsäcken; ich führe ihn an seinen Ort, Mitternacht war es und drüber, das Hundertsousstück fällt da wie ein reifer Apfel, und, jezt kommt das Beste, er vergißt einen Sack mit 1200 Franken. Als ehrlicher Mann hatte ich den andern Tag nichts eiligeres zu thun als den Sack auf die Präfektur zu tragen, und meine Ehrlichkeit trug mir fünfzig Thaler ein." — „Jezt ist aber doch der merkwürdige Tag zu Ende?" — „Ja, wahrhaftig, ich war es müde, so viele Hinterräder einzustecken, man bekommt alles satt, denn laßt uns ein wenig rechnen:

Hochzeit, thut	18 Fr.
Selbstmord des jungen Herrn . . .	10 —
Seine arme Mutter	10 —
Das Bad des schönen Fräuleins . .	5 —
Leiche	10 —
Ball	6 —
Belohnung für das gefundene Geld . .	150 —
	209 Fr.

Zweyhundert neun Franken, damit konnte man zu Bette gehen, meyne ich." — „Teufel! das glaube ich." — „Ach! leider bin ich nicht immer Fiaker gewesen. Wie Ihr mich hier seht, war ich Kutscher bey einem Minister, ich trug eine feine Frisur und ein gallonirtes Kleid; aber eines Tags hatte ich das Unglück, den gnädigen Herrn in den Tuilerien umzuwerfen, und man jagte mich fort. Ich kam von da zu einem Stutzer, der seine Gläubiger mit Peitschenhieben bezahlte; wir saßen völlig auf dem Trockenen, nur der Pastetenbäcker wollte uns noch borgen. Ich sagte dieß eines Morgens meinem Herrn. Jaques, sagte er, weil allein dieser gute, dieser großmüthige Pastetenbäcker Zutrauen zu uns hat, so gib meinen Pferden Kuchen; ich fütterte sie wahrhaftig ein Paar Tage mit Backwerk, bis es auch der gefühlvolle Pastetenbäcker satt bekam; die Pferde wanderten auf den Markt, mein Herr nach St. Pelagie und ich auf die Straße. Ich trat bey einem Spieler in Dienst; verfluchtes Handwerk! ich bivouakirte alle Nacht; dann kam eine Modedame, ganze Abende vor der Thüre bey Theatern und Bällen: kurz, ich ward des Wechselns müde und schlüpfte in den Mantel des Fiakers. Ich gestehe es, die ersten Tage wurden mir sauer, Regen, Schnee, Eis, Hitze und Kälte; aber bald gewöhnte ich mich an Alles. War ich traurig, mißvergnügt, die Wollust eines Polichinells auf dem Schenktische verscheucht alle Grillen. Ich fühlte bald, daß Freyheit mit leerem Magen besser ist als Sklaverey, die sich stopfen kann; ich betrachte alles philosophisch."

Ich dankte dem geistreichen Fiaker für seine Gefälligkeit und ließ zum Abschied eine Flasche Riquigni und zwey Gläser kommen.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

(Fortsetzung.)

4.

Ich stieg zum hohen Felsenschlosse von Lenzburg hinauf, dem vormaligen Wohnsitze der Berner Landvögte, wo der verdienstvolle Jugendfreund, Herr Lippe, seit zwey Jahren ein Erziehungshaus begründete, das gegenwärtig sechs-und-zwanzig Zöglinge zählt. Es gereicht der Regierung des Kantons Argau auf jede Weise zur Ehre, daß sie dem wackern Manne das ganze weitläuftige Lokal für seinen edlen Zweck unentgeldlich überließ. Herr Lippe, der zum Erzieher geboren ward, wie Klopstock zum Dichter, und Raphael zum Maler, fühlt sich am glücklichsten im Kreise seiner Knaben und Jünglinge, die aber auch mit wahrhafter Kindesliebe an ihm hängen; eben so, wie einst in Fellenbergs berühmtem Institute zu Hofwyl, als dessen Seele man ihn in vieler Hinsicht betrachten konnte.

Der Patriarch der Pädagogen, Pestalozzi, lebt seit einigen Monaten, in einsiedlerischer Zurückgezogenheit, auf seinem Gütchen Neuhof, wo ich im Jahre 1787 zuerst seine Bekanntschaft machte, als er eben durch sein treffliches Volksbuch, Lienhard und Gertrud, in Deutschland und der Schweiz Erwartungen erregte, denen er durch Beharrlichkeit und Aufopferungen mancher Art in der Folge zu entsprechen redlich bemüht war. Er nährt noch großartige Ideen über Menschenbildung und Menschenglück, die er, seines hohen Alters vergessend, in Frankreich oder England noch zu realisiren gedenkt.

5.

Auf der Plattform des Bernermünsters war es am Abend so lebhaft, daß man sich in die Villa Reale zu Neapel hätte versezt glauben können. Ueberhaupt hat Bern seit meinem lezten Aufenthalt an großstädtischem Ansehen noch bedeutend gewonnen. Die Magazine des Luxus und der Mode gleichen beynahe denen zu Paris.

Den Dichter des, mit gerechtem Beyfall aufgenommenen, Trauerspiels: „die Schlacht bey Sempach," fand ich zu meinem Bedauern nicht in der Heimath. Er hatte nach dem Tode seines Bruders, der mit ihm von Kindheit an ein Herz und eine Seele war, sich auf Reisen begeben, und auch mir einen Besuch in Stuttgart zugedacht. Sein Bruder, dahingerafft in der schönsten Blüthe des Lebens, hat ein Trauerspiel, „Waldmann," hinterlassen, dessen Erscheinung wir wahrscheinlich bald zu erwarten haben.

6.

Auf der Stätte des in den Flammen von Frankreichs Revolution mit aufgegangenen Murtener Beinhauses hat die Regierung von Freyburg einen Obelisken errichtet, der durch Form und Größe sich vor ähnlichen Monumenten vortheilhaft auszeichnet. Ein würdiges Ehrenmal des unsterblichen Freyheitskampfes, welcher vor allen Schlachten der neuern Völkergeschichte altrömisch zu heißen verdient! Auch hat Johann Müller es vortrefflich verstanden, diesen und andere Triumphe seines Vaterlandes altrömisch zu schildern.

Auf der einsam trauernden Tempelsäule in den Trümmern von Aventikum, hat seit meiner lezten Durchreise sich ein Storch angesiedelt, der mir eine Stelle aus Goethe's Wanderer ins Gedächtniß zurückrief:

> Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
> Unfühlend, welchen Zierrath
> Sie verklebt.

Vor Payern ist eine Promenade entstanden, wo Pappeln mit Platanen wechseln, auf beyden Seiten mit Hecken eingefaßt. Wer das Waadtland in frühern Zeiten kannte, der muß angenehm überrascht werden durch den Verbesserungs- und Verschönerungseifer, welchen dieser

Kanton seit seinem Selbstständigwerden zu entwickeln fortfährt.

7.

Im Städtchen Moudon wogte fröhliches Getümmel. Es war eben Revue gewesen und in allen Straßen drängten Offiziere und Soldaten sich dem Schützensaal entgegen, an dessen hohem Rüsterngange die Broye vorbeyfließt. Hier griff nun Alles zu einem muntern Volksfeste ineinander. Unter dem Schirm einer alten Linde begann der schwäbische Wirbeltanz. Jeder Soldat schwang sein Liebchen. Es versteht sich von selbst, daß die Mädchen, welche meistens recht hübsch waren, sich nach bestem Vermögen herausgeputzt hatten. Zwey Fiedler, von aufrechtstehenden Tonnen auf die Versammlung herabschauend, versahen den ganzen Orchesterdienst. Gegen solche Naturtänze müssen, wenn es auf durchaus reines und unvermischtes Vergnügen des Augenblicks ankommt, alle Hof- und Stadtbälle zurückstehen. Wie selten wird man dort mit Wahrheit sagen können, was diese Söhne der Freyheit Goethe's Faust jubelnd nachsprechen dürfen:

Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Von allen Seiten erschollen Volkslieder, auch der Jungfernkranz in französischer Mundart von einem blinden Minstrel vorgetragen, fand ein zahlreiches Publikum. Eine Reihe von Zelten vollendete den militärischen Charakter der Scene. Unter diesen versammelten sich zahlreiche Trinkvereine, in denen bald Gesänge laut wurden, die nicht weniger kräftig und resolut klangen, als Bürgers:

Ich will einst bey Ja! und Nein!
Vor dem Zapfen sterben.

Ewig Schade, daß kein Ostade oder Teniers sich zur Stelle befand, um wenigstens einige dieser niederländischen Gemälde vor dem Untergange zu bewahren.

8.

Nyon bot mehrere neue Gebäude und andere Verschönerungen, besonders am öffentlichen Spazierplatze, dar. Aber auf der alten Burg, wo in Bonstettens Familienkreise nur allzurasch mir zwey Jahre vorüberflogen, die ganz Harmonie waren, herrschte melancholische Stille. Alles verkündigte Verlassenheit und Verfall. In dem grünen Kabinette, meiner vormaligen Wohnung, das ich vor vier Jahren als Malerwerkstatt wieder sahe, webten die Spinnen in ungestörtem Frieden.

Hinter dem Gasthof zum weißen Kreuz nimmt jetzt ein baum- und blumenreicher Garten, an welchen die Wellen anschlagen, den Reisenden in seinen Schatten auf.

Der Abend war wunderschön und der See nur in leiser Wallung. Ich nahm Besitz von einer Laube mit der Aussicht gegen den Montblanc. Dieser König der Berge mit der ewigen Eiskrone zeigte sich in voller Klarheit. Tausend Bilder aus dem Frühlingsleben an diesen Ufern wurden in meiner Seele lebendig. Längst verklungene Melodien wehten aus dem Haine von Promenton zu mir herüber. Da weckte plötzlich aus meinen Träumen mich das Jauchzen vieler Stimmen: Der Winkelried! der Winkelried!

Es war das Dampfboot dieses Namens, welches von Lausanne nach Genf zurückkehrend, gehorsam einer übermächtigen Naturkraft, auf ruhiger Wasserfläche wie vom Sturme beflügelt, vorübereilte, und besonders mir, dem ein solches Wunderschiff noch niemals zu Gesichte kam, einen wahrhaft majestätischen Anblick gewährte. Unbegreiflich schnell trat der Moment ein, wo das königliche Gebäude, an Größe der ansehnlichsten Fregatte gleich, sich zu verkleinern anfing, und dem Auge kurz darauf gänzlich entschwand.

Der Montblanc war diesen Abend besonders prachtvoll durch das magische Schauspiel des allmähligen Ueberganges von der Flammenröthe zur Leichenblässe.

9.

Endlich am Ziele meiner Wallfahrt! Ich begrüßte das ehrwürdige Genf mit Wehmuth und Freude. Bonnet, Saussüre und Pictet waren nicht mehr; aber Bonstetten lebte. Diesen vortrefflichen Freund fand ich eben so geisteskräftig und lebensfroh, wie bey jedem Wiedersehen seit vierzig Jahren.

In der kleinen Gemeinde der Achtziger wird er immer eine der seltensten Erscheinungen bleiben. Noch sind seine Augen klar und feurig; die Gesichtsfarbe hat sich blühend erhalten, das Organ ist ungeschwächt und volltönend, der Gang rasch, und die Körperhaltung völlig aufrecht. Bonstettens neueste Schriften, vor Allem aber die an Vertraute gerichteten Briefe, athmen einen Jugendgeist, der Jeden, welcher um seinen Taufschein weiß, in gerechtes Erstaunen setzt. Daher prophezeyen ihm auch seine Freunde Fontenelles Jahrhundert. Möge dann auch sein Hinscheiden Fontenelles gleichen, der ohne Krankheit leblos in den Stuhl zurücksank, mit den Worten: Je sens une certaine difficulté d'être.

Seine Liebe hatte mir eine gar freundliche Wohnung bereitet, mit einer Gallerie, wo man über die höchsten Baumwipfel hinweg, der herrlichsten Aussicht gegen die Arve und den Jura genießt.

In meinem Zimmer schienen alte Bekannte aus dem Gesellschaftssaale zu Nyon mich freundlich willkommen zu heißen: Raphaels Madonna della Sedia, Guido Reni's Fortuna, und Domenichinos Cäcilia, in meisterhaften Kopien.

Wir beschlossen, wie durch einen Willen, nach wenigen Tagen

Jumum et opes strepitumque Genevae

zu verlassen, und der Wiege unserer Freundschaft, dem Landgute Valeyres unweit Orbe zuzueilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 18. Nov.

Ich habe schon einmal von den Annali d'Italia dal 1750 des Abbate A. Coppi gesprochen. Sie sind bestimmt, eine Fortsetzung des Werks von Muratori zu machen, welches bekanntlich mit jenem Jahre abbricht. Es liegt in der Natur einer solchen Unternehmung, daß sie, besonders wenn darin, wie bey Coppi, gleichsam die Begebenheiten des Tages beschrieben werden, weder neue Fakta noch neue Ansichten liefern kann: Annalen sind keine eigentliche Geschichte. Alles, was man von einem solchen Werke erwarten kann, ist eine klare Darstellung, natürliche Aneinanderreihung, und besonders Partheylosigkeit darin zu finden. Diese drey Eigenschaften besizt das Coppische Werk im hohen Grade. Wo der kundige Geschichtsforscher durch dasselbe angezogen werden dürfte, ist im zweyten Theile, bey Erzählung der Begebenheiten Roms, vom Jahr 1798. Hier hat der Verfasser aus den nächsten und sichersten Quellen geschöpft, ja die Dinge beschrieben, wie sie sich unter seinen eignen Augen zugetragen haben. Ich komme vielleicht nächstens auf diesen Theil der Annalen zurück, wo über die Bildung der Republik zu Rom die interessantesten und wichtigsten Aufschlüsse gegeben werden. Für heute begnüge ich mich, eine Eigenthümlichkeit dieser Annalen zu berühren, von welcher ich schon einmal gesprochen habe, ich meyne die höchst auffallende Liberalität, mit welcher sie nicht allein im Allgemeinen, sondern besonders an allen den Orten, wo die neuesten römischen Begebenheiten abgehandelt werden, censirt worden sind. Unter leztern habe ich neulich die Erklärung, mit welcher sich zu seiner Zeit, bey Gelegenheit der erneuerten Ansprüche des römischen Hofes auf Parma und Piacenza, die Bourbonischen Höfe gegen leztere zu verwahren für gut befanden, als einen Beweis der Wahrheit angeführt, daß, während die ganze römische Regierung den Charakter einer gewissen, aus dem Kreise der übrigen europäischen Proceduren tretenden Ungewöhnlichkeit auf der Stirne trägt, ihre Censur nicht minder nach Ansichten betrieben wird, von welcher man, außer Rom, keinen Begriff hat. Um diese Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen, führe ich hier ein Seitenstück zu jener Erklärung an. Es ist dieß die Akte, mit welcher sich am 15ten Febr. 1798 das römische Volk in Person von drey dazu beauftragten Notaren auf dem Campo Vaccino (dem alten Forum Romanum), unter dem Schutze eines, von Murat kommandirten, Detaschements französischer Truppen, für frey und Rom selbst zu einer Republik umgeschaffen, erklärte. Gleich der Anfang dieser Akte ist von der Art, daß er mich der Mühe, sie ganz hierher zu setzen, überhebt. Er lautet: „Il popolo Romano stanco fin da gran tempo del mostruoso despotismo da cui era oppresso, aver più volte tentato di scuoterne l'enorme peso (das römische Volk, seit langer Zeit des abscheulichen Despotismus müde, von welchem es unterdrückt werde, habe zu verschiedenen Malen die ungeheure Last desselben abzuschütteln gesucht)." Weiterhin heißt es: „Dichiara in primo luogo di non aver avuta alcuna parte negli attentati ed assassinj dal Governo papale commessi a grave offesa della invitta repubblica e nazione francese *) (vor allem erkläre es (das römische Volk), keinen Theil an den, von der päpstlichen Regierung, zu gröblicher Schmach der unbesiegten französischen Republik und Nation verübten Anfällen und Mordthaten gehabt zu haben)."

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß bezieht sich auf den Tod des Generals Düphot, welcher am 28sten Dec. 1797 von einer päpstlichen Patrouille vor dem Pallaste des französischen Botschafters, Joseph Bonapartes, im Augenblicke, wo lezterer den Anführer derselben zum Rückzuge zu bewegen und die römischen Meuterer, welche sich zu ihm geflüchtet hatten, zu schützen suchte, unter seinen Augen erschossen ward.

Hannover, 28. Dec.

(Beschluß.)

In Iffland's „Erinnerung," einem der Schauspiele, worin es freylich wenig zu schauen, desto mehr aber zu empfinden gibt, wo zwar nicht das ganze Theater, wohl aber Seele und Herz in Flammen gerathen, ist Hr. Keller als „Geheimerrath Seeger," und Hr. Hauff als „Hardamm," jeder in seiner Sphäre so ausgezeichnet, daß wir, so oft auch dieß Drama auf das Repertoir zurückkehren mag, diesen beyden andern Künstlern dankbar entgegen lächeln müssen; überhaupt war in dieser Darstellung das gesammte darin auftretende Personal von dem regsten Fleiße beseelt. Mad. Brunner, vom Breslauer Theater, gab uns den „Tancred." Hätte diese deklamatorische Sängerin, die mit einem Vortrage, der die beste Schule und einen veredeltern Geschmack beurkundet, eine jugendlich-blühende Gestalt mit auf die Bühne gebracht, es würden sich Tausende an ihren Triumphwagen festgeklammert haben; so aber wurde zwar fleißig geklatscht und Bravo gerufen, sie selbst aber nicht einmal hervorgerufen. Freylich sind ihre Töne über den fünf Linien nicht so klangreich als die Mittel- und tiefern Töne; in dieser Partie hingegen stand Mad. Brunner als Altistin mit Auszeichnung vor uns, und ihr Spiel war sehr lebendig, ja wir möchten wohl sagen, fast zu lebendig. Unsre Dem. Böhm hatte sich an jenem Abend als „Amenaide" wahrhaft ausgezeichnet, und es wollte uns bedünken, als hätte sie ihrem Spiele mehr Gewandtheit als früherhin verliehen. Auch die aus unserm Chor hervorgezogene Dem. Herold sang als „Euphanie" ihre niedliche Partie mit kraftvoller und wohltönender Stimme. Die HH. Rauscher, Ney und Weidner sind uns in dieser Oper bereits ehrenwerth bekannt. Als zweyte Gastrolle gab Mad. Brunner die „Donna Elvira." Aber diese Partie liegt wohl für den Bereich ihrer Stimme viel zu hoch; weßhalb sie sich denn auch keines Beyfalls zu erfreuen hatte. Glücklicher war an jenem Abend ein einheimischer Gast, „der steinerne Gast." Unser Hr. Spitzeder möchte wohl in dieser gediegenen Rolle Seinesgleichen nicht häufig finden, und laute Beyfallsbezeigungen bewiesen ihm, wie sehr wir dieß zu würdigen wissen. „Zriny," diese Tragödie des glühendsten Sängers in jenen schwülen Tagen gedichtet, ist von manchem kritischen Richterstuhle gekrönt entlassen worden; doch können auch wir dem mehrmals gefällten Urtelsspruche, daß das Idealische hier zu excentrisch gehalten sey, und daß der wärmste Patriotismus, selbst in seinem kühnsten Auffluge, doch wohl nicht so ganz ohne Noth Weib und Kinder aufopfern würde, durchaus nicht widersprechen. Hr. Kaziauer gab den „Grafen Zriny" mit großer Auszeichnung, und der „Soliman" ist eine Paraderolle unsers Hrn. Marr, in der er schon auf den ersten deutschen Bühnen wohlverdiente Lorbeeren gesammelt hat. Hr. Bottmar war als „Juranitsch" ganz vortrefflich, und Hr. Grühn brav als „Vilaki," nur am Schlusse mit dem Tone zu durchgreifend; die starke Seele mußte doch am Ende wohl dem matten Leibe unterliegen. Die Damen Gehlhaar, „Gemahlin," und Artour, „Tochter des Zriny," trugen zu der gelungenen Darstellung dieser Tragödie nicht wenig bey.

Georg Harrys.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Januar 1827.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen:
Stund für Stunde nimmt er ab.
Doch die Freundschaft unter Guten
Wächset wie des Abends Schatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Langbein.

Reise von Wallenstadt nach Genf.

(Beschluß.)

Diese wenigen Tage wurden den neuesten Merkwürdigkeiten des helvetischen Athens gewidmet. Dazu gehören hauptsächlich Herrn Eynards Feenpallast, der botanische Garten, die Naturschätze des Museums, die Eisendrahtbrücke und Herrn Saladins im ächt antiken Styl erbautes Landhaus auf dem Schweizerufer. Ein Prachtgebäude, worin die Kunst- und Naturaliensammlungen aufgestellt werden sollen, ist zur Hälfte schon ausgeführt. Das Werk wird mit rastloser Thätigkeit gefördert. Unter allen patriotischen Beyträgen zur Begünstigung dieses kostbaren Unternehmens verdienen die achtzigtausend Franken der Künstlerin Rath gewiß eine auszeichnende Erwähnung.

Ein Dampfboot, ganz von Eisen zusammengesezt, ist im Entstehen. Bald wird in der Gegend von Secheron eine Art fliegender Brücke, ebenfalls von Eisen, beyde Seeufer in Verbindung setzen. In der That ein dankenswerther Zuwachs von Bequemlichkeit für die Bewohner der auf der Savoyer- und Schweizerseite zahllos verstreuten Landhäuser.

Am stärksten zog der botanische Garten mich an, ganz die Schöpfung de Candolles, des größten Pflanzenkundigen unserer Tage, dessen unsterbliche Verdienste um die Republik Genf und um die Republik der Wissenschaften einander die Wage halten, und von Genf und Europa einmüthig anerkannt sind. Dieses Heiligthum der Flora ist in seiner Art, was die Iliade als Gedicht und die Verklärung als Malerey, Musterform.

Was Humboldt vor mehr als zwanzig Jahren als höchst wahrscheinlich annahm, daß wir nämlich noch nicht den dritten, ja vielleicht nicht den fünften Theil der auf dem Erdball existirenden Gewächse kennen, davon ist Herr de Candolle bis zur vollkommensten Evidenz überzeugt. Linné zählte im Jahr 1763 achthalbtausend, Herr de Candolle im Jahr 1818 sieben-und-fünfzig-tausend Pflanzenarten. Niemals gab es in so kurzem Zeitraume, mit Ausnahme von Mineralogie und Chemie, ein riesenhafteres Fortschreiten irgend einer Wissenschaft. Ueber die noch zu entdeckenden Gewächse findet gar kein Kalkul der Wahrscheinlichkeit statt. Inner-Südamerika, Inner-Afrika, Inner- und Ost-Asien, Inner-Neuholland, die Nordwestküste von Amerika, Mexiko, Spanien, Dalmatien und die Türkey wurden zum Theil nur wenig, zum Theil gar nicht botanisch durchforscht. Von den bereits entdeckten Pflanzen werden in den botanischen Gärten Europa's kaum sechs- bis sieben-tausend Species kultivirt.

In einer Abendgesellschaft, wo nach altem Herkommen in Genf, Individuen verschiedener Nationen zusammentrafen, brachte ein Amerikaner die Bemerkung vor, daß auf der Stelle, wo die Stadt Lexington erbaut wurde, und jezt Equipagen rollen, vor drey-und-zwanzig Jahren noch Bären in ungefährdeter Sicherheit hauseten. Ein

charakteristischer Zug zum wundervollen Kulturgemälde der nordamerikanischen Freystaaten.

10.

An einem hellen Juniusmorgen bestiegen Bonstetten und ich um acht Uhr den Winkelried, groß und haltbar genug, um eine Reise nach den fernsten Meeresküsten ohne Scheu darin zu wagen, und erreichten bald nach zwölf Uhr Ouchy, den Piräus von Lausanne. Der Tell war eine halbe Stunde früher von Genf abgefahren und doch überholte ihn jenseits Morges der Winkelried.

Diese Fahrt glich einem Feenzauber. Alles vereinte sich zum reinen Einklange. Das Wetter war köstlich; wie aus den Gärten der Armida, würde der alte Ariosto gesagt haben. Von Minute zu Minute wechselte die Landschaft, rechts im ernsten Savoyen und links in der freundlichen Waat. Das Schweben des magischen Fahrzeugs war so sanft und leise, wie ich mir das Schweben der Aërostaten denke. Der Menschenarm ruhte. Keine schweißbedeckte Stirn des erschöpften Ruderers mahnte den Schiffenden an Bürgers armen Sklaven,

der im Tyrrhenermeere
die Last der Ruder hebt.

denn unten walteten die geheimnißvollen Mächte unsichtbarer Feuergeister.

Was mir aber den Genuß der schönen Gegenwart bis zur Seligkeit erhöhte, war die Nähe des Freundes, der nie müde ward, mein Leben zu verschönern, seit wir an der Quelle des Wolfsbrunnens bey Heidelberg uns fanden und einander ewige Brüdertreue gelobten. Bis dahin war meine Zukunft bewölkt und unsicher und mein Weg winterlich und rauh; durch ihn wurde mir die Zukunft morgenhell und hoffnungsreich und jeder Weg blumenvoll und eben.

„Dort waren wir doch am glücklichsten, sagte Bonstetten, als wir uns Nyon gegenüber befanden.“ — „Zugegeben, war meine Antwort, aber dennoch war ich dort, selbst in unserm Dichterwalde, nicht glücklicher als ich mich heute fühle.“

Wir stiegen vom Verdeck in den mit geschmackvoller Eleganz möblirten Gesellschaftssaal hinab. Plafond und Wände sind mit Mahagoni getäfelt und letzteren mehrere Spiegel eingepaßt. Auf den Marmortischen lagen die neuesten Pariser und Londoner Zeitblätter verstreut. Hier liefert und bereitet ein Restaurateur an Getränken und Speisen auf das Beste, was jeder Tageszeit angemessen ist. Aber auch der Geist sollte nicht darben. Zwey kleine Bibliotheken in Glasschränken, eine englische und eine französische, enthalten erlesene Sammlungen von poetischen und prosaischen Klassikern, Romanen, Biographien und Reisebeschreibungen. Den Phalanx der Romane bildet Walter Scott und den der Gedichte Lord Byron. Um wo möglich keine Art von Geistesbedarf aus der Acht zu lassen, durften auch Andachtsbücher nicht vergessen werden. Ein rother Don Juan stand neben einer schwarzen Bibel, welches wunderlich genug aussahe. Das Heiligste neben dem Profansten! Oromazes neben Ariman! Wahrscheinlich der Muthwille eines lucianischen Reisenden.

11.

Im Falken zu Lausanne fanden wir ein Billet von Frau von K****, das uns zum Mittagessen einlud. Wir nahmen das gerne und willig an, weil wir die geistreiche und edelgesinnte Frau schon seit Jahren hochschätzten. Wir verdankten ihr einige recht angenehme Stunden. Die Chronik der nähern und entferntern Vergangenheit gab der Unterhaltung ein so lebendiges und vielseitiges Interesse, daß wir ungern schieden. Frau von K**** hat sich wegen fortwährender Kränklichkeit ganz aus dem Weltleben zurückgezogen und findet ihren reinsten Genuß in der Lektüre, der Musik und im Anblick der herrlichen Seelandschaft, welche sie aus ihrer hochgelegenen Wohnung überschaut.

12.

Herr von Bonstetten, der Sohn, war bey unserer Ankunft schon zu Orbe, um seinen Vater und dessen Freund in seinem Wagen nach Valeyres zu führen. Zum letzten Male sah ich ihn zu Genf im Jahre 1808 bey meiner Wiederkehr von Grenoble nach Vevey als vielversprechenden Jüngling. Jezt fand ich einen wissenschaftlich-gebildeten, gesellschaftlich-angenehmen und weltklugen Mann wieder. Er gehört zu den wenigen Auserwählten, denen in der bedenklichsten aller Lotterien das große Loos fiel. Die Gattin seiner Wahl brachte ihm einen dreyfachen Brautschatz: Jugend, Schönheit und Reichthum. Letzteren vermehrten in der Folge zwey hoffnungsvolle Kinder, Knade und Mädchen. Diesen Lieblingen gibt der in allen Beziehungen glückliche Vater selbst Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, welche Beschäftigung ihm so viel Vergnügen gewährt, daß er dieselbe jeder andern Unterhaltung vorzieht.

Das alte Valeyres, wo Johann Müller seine Schweizergeschichte zu schreiben anfing, und Bonstetten und ich die Frühlingstage unsers Freundschaftsbundes der Natur und den Musen weihten, war verschwunden. Alles hatte sich umgestaltet. Die Raupe war zum Schmetterlinge geworden. Der Landsitz von Valeyres gehört nun unstreitig zu den reizendsten Villen der Schweiz. Neue Gebäude im reinsten Style, eine Gallerie mit antiker Säulenstellung, gegenüber der Montblanc-Kette ein Springwasser, dessen gewaltige Fülle an die Fontäne vor St. Peter in Rom erinnert, Bäume, Sträuche und Blumen, zum Theil von der edelsten Art, zu einem der anmuthigsten englischen Gärten verständig benuzt: dieß Al-

les bildete ein Ganzes, das mit seltenem Anordnungs- und Verschönerungsgeiste gedacht und ausgeführt wurde.

Wir machten Ausflüge in die Umgegend, unter andern nach der Grotte von Montcherand, einer der merkwürdigsten Felsenpartien in der Schweiz. Die Wölbung mißt vierzig Schritte Tiefe. Man hat eine kleine Pflanzung am Rande des Abgrunds angelegt, in dessen finsterem Schooße die Orbe in wildem Aufruhre dumpfbrausend sich durcharbeitet, eine Via mala nach verjüngtem Maßstabe.

Der Tag der Trennung war gekommen. Bonstetten blieb noch bey seinen Kindern. Auf's Neue schieden sich unsere Wege. Daß sie gewiß wieder zusammentreffen werden, ist mein fester Glaube! In welchem Lande? auf welchem Sterne? das gilt gleich. Mit diesem Glauben drückt man auch dem Theuersten auf Erden die Hand zum Abschied, gefaßt, ungebeugt und muthvoll.

Matthisson.

Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Nach zwey Jahren war er in der That in einem so übeln Zustande, daß er den Rath erhielt, nach Irland zurückzukehren und zu sehen, was die heimathliche Luft für ihn thun würde.

In seine Heimath zurückgekehrt, schlug Lord Howth daher noch einmal seinen Sitz in Roskerry auf.

Aber die Heitern und Sorglosen waren jezt nicht mehr eingeladen nach Roskerry, dessen Herr eine unüberwindliche Abneigung gegen solche Gesellschaft fühlte; denn war es nicht in einem ähnlichen Kreise, wo er seine Herzwunde empfangen hatte?

Wie die physische Gesundheit des Lords wich, so verlor auch sein Geist seine natürliche Elasticität. Gefühl und Phantasie wurden immer mehr vorherrschend, so daß man mit Recht sagen konnte, daß er durch Kummer und Aberglauben hinstarb. Da er alle Kräfte seiner Vernunft unvermögend fand, die Vorstellung von Blutschuld zu bannen, die ihn verfolgte, so hatte er allmählig der Einbildung Raum gegeben, daß in seiner Person die alte Prophezeihung ihre Erfüllung finden sollte; und je mehr er seinen unverhältnißmäßigen Kummer mit dem Gegenstand desselben verglich, desto mehr wurde er überzeugt, daß darin etwas Wunderbares und Uebernatürliches sey.

Von dieser Zeit an hörte Lord Howth auf, gegen seine Krankheit und Melancholie zu kämpfen, obgleich er im Leben weit kräftiger auftrat, als er mit seiner Neigung zur Leidenschaftlichkeit je zuvor gethan. Seine Pflichten als Mensch und als großer Landeigenthümer erhielten eine höhere Wichtigkeit in seinen Augen, und seine Vollziehung derselben wurde ihm jezt weit mehr eine Sache des Gewissens, als jenes Ehrgeizes, der ihn früher vermocht hatte, sich im Parlamente und in öffentlichen Versammlungen auszuzeichnen. Jezt war er offenbar mehr mit dem ernsten Gefühl, daß er künftig Rechenschaft ablegen müsse, und mit jenen ehrfurchtfordernden Wahrheiten beschäftigt, die vielleicht in einer Erzählung, wie diese, nicht genannt werden sollten.

Dem sey wie ihm wolle, der Charakter des Lords war unstreitig durch seine Leiden besser geworden, denn er verstattete sich weniger einsame Vergnügungen, als er selbstsüchtig genug gethan hatte, da er glücklicher war, las wenig, schrieb wenig, und widmete die Zeit, die er seinen blos eleganten Studien entzog, den nützlicheren Beschäftigungen der Verbesserung seiner Güter und der Ausübung seiner Amtspflichten. Sein Vermögen versprach bald eine reiche Ernte für seine Erben; indeß das Land überhaupt sowohl als seine Pachtungen zu ihrem Beystand und Unterricht Schulen, Hospitäler und Armenhäuser erstehen sahen. Der Stifter dieser Anstalten fühlte sein Herz besänftigt, wenn nicht geheilt, durch den Anblick anderer, die Wohlthaten genossen, die von seiner Hand kamen.

Lord Howth's Rückkehr auf seine Güter, verbunden mit dem veränderten Zustand seiner Gesundheit und seiner Gemüthsart, war natürlich das Gespräch der Stadt und des Landes. Die sonderbare Geschichte von seiner Ratte wurde oft erzählt, aber bald ohne Leichtsinn; denn man stimmte fast allgemein in dem Glauben überein, daß die gegenwärtige Lage des jungen Lords ausschließlich diesem merkwürdigen Umstand zuzuschreiben sey. Verständige erklärten seinen Zustand aus den Wirkungen des peinlichen Bewußtseyns einer Schuld und einer leicht erregbaren Einbildungskraft. Abergläubische waren einfach überzeugt, daß in ihm die Wahrsagung nun in Erfüllung gehe.

Unter denen, welche sich zu der leztern Meynung neigten, war Mistreß Florence O'Grady, seine unverheirathete Tante; eine Dame, die nicht sobald von der Rückkehr und dem Geisteszustande ihres Neffen hörte, als sie sich nach Roskerry verfügte, und, selbsteingeladen, ihren Sitz innerhalb der Mauern des Schlosses aufschlug.

Mistreß Florence war eine ausgezeichnet gutherzige Art Weib, von wenigen Worten, und ohne Launen. Es war nichts in dem langen Besuch einer solchen Person, das auch den Schwermüthigsten und Verdrießlichsten hätte belästigen können, und ihr Neffe empfing sie daher mit dankbarer Liebe.

Durch den Takt des richtigen Gefühls entdeckte die würdige Frau bald, daß sie, um Lord Howth von seiner Melancholie zu befreyen, ihm weder vorpredigen, noch

ihn mit Fragen quälen, oder durch ängstliche Beobachtung martern müßte, sondern daß das einzige Mittel dazu sey, zu erforschen, welche Vergnügungen ihm am meisten zusagten, um so den Weg auszufinden, seine Genüsse und Freuden zu vermehren.

Sie entdeckte bald, daß gegenwärtig für ihn Vergnügen nur in Gegenständen von Nutzbarkeit gesucht werden könne, und sie entwickelte ein nicht verächtliches Talent, diesen lobenswürdigen Geschmack zu befriedigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Die in unserer Stadt um Mitte Oktober des verflossenen Jahres durch eine Gesellschaft ausgezeichneter Männer stattgefundene Stiftung einer Provinzial-Akademie (Académie provinciale) ist schon an und für sich eine so merkwürdige Begebenheit, daß sie die Aufmerksamkeit aller Gebildeten verdienen würde, selbst wenn sich nicht voraus bestimmen ließe, daß sie eine neue Epoche in der französischen Literatur bezeichnen kann und wird.

Bald nach der Ankunft des gewesenen General-Prokurators Karl Durand von Genf, wo dieser eben so sehr als würdige Magistratsperson, denn als vorzüglicher Schriftsteller bekannte Gelehrte zwey Winter zugebracht, und öffentliche Vorlesungen über Literatur und Beredtsamkeit gehalten, mit Anfang 1826 auch das Journal de Genève, und später den Courrier du Léman begründet; aber durch den Krämergeist einer politisch-literarischen Klicke, an deren Spitze ein gewisser Hr. Chaponnière steht, angefeindet worden, — wurde von ihm die Stiftung einer Provinzial-Akademie in Rede gestellt, und von den Eigenthümern der Zeitschrift l'Indépendent (der Unabhängige), den Herren de Loy, de Jussieu, Rastoul und Morin eifrig aufgenommen und unterstützt.

Eine Versammlung der für dieses neue literarische Institut sich interessirenden Personen fand statt; man entwarf ein vorläufiges Reglement, das einige Tage nachher durch ein bestimmtes ersezt wurde, und man nahm die Haupternenernungen vor. Nach der künftighin als festes Gesetz der Gesellschaft zu betrachtenden Verordnung besteht die Provinzial-Akademie aus drey Klassen. In der ersten befinden sich fünfzig Mitglieder, Akademiker genannt, und aus zehn Mitgliedern des Ausschusses der schönen Künste der Akademie. Die zweyte zählt hundert Mitglieder, die in den verschiedenen französischen Departementen, oder im Auslande sich aufhalten. Sie führen den Titel: korrespondirende Mitglieder der Akademie. Die dritte umfaßt die Mitgenossen (Associés) oder Theilnehmer, deren es bis auf tausend geben kann.

Die Tendenz der Akademie ist weder politisch noch kommerziell, sondern reinliterarisch. Ihre Mitglieder vereinigen sich weder an einem bestimmten Orte, noch an gewissen Tagen. Sie ist das Centrum aller religiösen, politischen und literarischen Meynungen, von denen keine vorherrschend, keine ausschließlich angenommen seyn kann. Sie gehorcht allein der gesunden Vernunft, als unumschränkter Gebieterin, und Recht und Billigkeit, als ihren festesten Stützen.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 18. Nov.

(Beschluß.)

Früher ließ man, in Bezug auf die Ermordung des Generals Düphot, folgende Aeußerung des französischen Direktoriums: „Essere appunto per uniformità di principj che i Papi averano stabilito il loro trono accanto a quello di Nerone; doversi vendicare l'onore francese (aus Uebereinstimmung der Grundsätze sey es geschehen, daß die Päpste ihren Thron neben demjenigen des Nero errichtet hätten; die Ehre der Franzosen müsse gerächt werden).“ Ich frage: In welchem Lande Europa's, ja der Erde, wo eine Censur existirt, hätten dergleichen Stellen, gegen die eigene Regierung gerichtet, gedruckt werden dürfen? Die Verwunderung wächst, wenn man bedenkt, daß derselbe Pater Piazza, welcher jezt wegen seiner Widersetzlichkeit gegen den Papst in Censurangelegenheiten abgesezt worden, der Censor der Coppischen Annalen ist. Schließe ich für heute die Anzeige derselben mit Erwähnung der Kontribution, welche die Franzosen in derselben Epoche der sich so eben unter ihren Auspizien bildenden, römischen freyen Republik auferlegten. Die Vertheilung derselben kann von dem Reichthume einiger der vornehmsten römischen Familien, von denen das Vermögen der Borghesischen neulich öffentlich zur Sprache gekommen ist, einen ungefähren Begriff geben. Es ward bestimmt, daß von drey- bis sechstausend Scudi jährlicher Einkünfte ein Drittheil, von sechs- bis zehntausend zwey Drittheile, und von zehn und mehreren Tausend ein ganzes jährliches Einkommen bezahlt werden sollte. Auf diese Weise erhielt man von sechs-und-vierzig Familien 1,321,000 Scudi. Fünf hatten dazu 30,000, andere fünf 40,000, die beyden Familien Colonna und Doria 80,000, die Familien Piombino und Borghese 130,000 Scudi beygetragen. Aus dieser Repartition ergibt sich, daß die beyden leztern Familien, welche noch heute die reichsten Roms sind, damals jede ein jährliches Einkommen von 65,000 Scudi besaßen. Erwägt man aber, daß es bey dieser Schätzung nicht gerade bis auf Heller und Pfennig genau zugegangen seyn mag, besonders aber, daß darin alle liegenden Gründe, als Palläste und Villen, welche nichts einbringen, aber dennoch im Kapitalbestande des ganzen Vermögens ihre Stelle einnehmen, nicht gerechnet worden sind; so möchte das ganze Besitzthum einer jeden dieser beyden Familien auf ein jährliches Einkommen von mehr denn 100,000 Scudi, oder auf ungefähr 300 Scudi (beynahe 425 Thaler sächs.) täglich angeschlagen werden können.

S.

Auflösung der Charade in Nr. 12.

Hühnerhund.

Charade.

Die erste Sylb'? Ein Heil der ganzen Welt,
Ihn feyern Myriaden Zungen.
Hoch ist sein Siegespanner aufgestellt,
Und Länder hat es sich und Herzen sich errungen.
Die zweyte deutet auf die Zeit,
Wo solches Heil die Welt vom Himmel aus erfreut.

— 0 —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Januar 1827.



Häusliche Ruhe, Freundschaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude. Freyheit gibt uns
Mannsinn; aber göttlich zu leben ist
Das einzige Größte.

Klopstock.

Skizzen aus Amerika.

I.

Häusliches Leben. Oeffentliche Gastmähler. Bälle.

Niegends ist das öffentliche Leben des Volkes (die Regierung) häuslicher, und das häusliche Leben wieder öffentlicher als in Amerika. Das Familienleben der Amerikaner hat einen Anstrich von Kälte und Formalität, der Ausländern auffällt, weil sie sie mißverstehen. — Der Fremde, der in einen Familienzirkel tritt, wird sich oft unter Menschen glauben, die einander ganz fremd sind. Der Amerikaner behandelt auch seine Frau, seine Kinder, nicht viel vertraulicher als Bekannte oder Fremde. Diese Formalität hat etwas Eigenes, und scheint mit der republikanischen Freyheit nicht wohl übereinzustimmen. Im Grunde jedoch ist sie nothwendig. Ohne diese Art Zurückhaltung würde die Gleichheit in Rohheit ausarten.

Es liegt in dieser Form, daß in der amerikanischen Familie so selten jene Ausbrüche von Rohheit gehört werden, die in den untern Volksklassen anderer Nationen so häufig sind. Auch in den Häusern der minder Wohlhabenden wird die Frau von ihrem Manne stets Mistreß, und so gegenseitig der Mann Master geheißen. Läßt eine Mutter ihre Tochter rufen, so heißt es call Miss Jenny (rufen Sie Fräulein Jenny). — Es ist nicht Kälte, die den Amerikaner gegen seine Frau formell macht, sondern Achtung ihrer weiblichen Rechte. Die Liebe zwischen Eheleuten zeigt sich nie in Empfindeleyen oder Zärtlichkeiten, sondern im ganzen Wesen, im ganzen Leben des amerikanischen Ehelebens. Es würde in einer Gesellschaft für unschicklich gehalten werden, in irgend etwas, einem Gefühle ähnliches, auszubrechen. Von Sentimentalität, im europäischen Sinne des Wortes, weiß der Amerikaner nichts, und sie ist ihm widerlich. Aber der Hülfsbedürftige kann und darf zu jeder Stunde in sein Haus treten, und wird, wenn nicht mitleidsvolle Thränen, beym Ehemanne und seiner Frau stets wirksame Hülfe finden. Diese Art kalter Würde hat noch einen andern Grund. Das Leben des Bürgers der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist mehr als irgend eines andern öffentlich, und jeder seiner Schritte wird beobachtet. Dieß läßt ihn auch in seinem Hause seine Würde nicht vergessen, da er nicht weiß, ob er nicht heute oder morgen das günstige Urtheil seiner Mitbürger als Kandidat für irgend ein Amt braucht. Daher sein sichtbares Streben Decency (Anstand) überall hervorblicken zu lassen. Er wird stets im Kreise seiner Nachbarn ein gesetztes Benehmen zeigen, und dieß mehr als unter Fremden, um deren Urtheil er sich nicht kümmert, und die er geringschätzt.

Es sind dieß nicht Gefühle, sondern angeborne Grundsätze und Achtung vor der öffentlichen Meynung. Wo diese das Walzen oder das Whist erlaubt, da wird gewalzt oder Whist gespielt, während man an andern Orten die bloßen Namen nicht ohne Schauder über seine Lippen zu

bringen scheint. Daß dieß eine Art Schlauheit ist, und vielleicht zu weit geht, das gestehe ich gerne, doch in Amerika ist alles schlau, und mit Schlauheit betrügt man da Niemanden. Das Leben auf dem Lande oder in Countystädten ist unverdorben, und mehr republikanisch. Wen nicht besondere Verhältnisse in großen Städten festhalten, der zieht sich deßhalb auch immer auf das Land zurück. Hier erst erscheint der Amerikaner als das, was er ist, als der freye und einflußreiche Bürger einer mächtigen Nation. Die größten und einflußreichsten Männer der Vereinigten Staaten, Jefferson, Madison, Monroe ꝛc., leben auf dem Lande oder in Countystädten. Das, was in Europa Kleinstädterey heißt, existirt in Amerika nicht, weil der Bürger der mindesten Countystadt gerade eben so viel Einfluß besizt, als der Bewohner von New-York.

Das Leben in diesen Countystädten ist angenehmer und wohlfeiler. Mit sieben- bis achthundert Dollars kann eine Familie von sechs bis acht Gliedern, wenn sie ihr eigenes Haus hat, sehr anständig leben, und drey Pferde und eben so viele schwarze Diener halten, was in Philadelphia 4000, in New-York 5000, in New-Orleans 6000 Dollars kosten würde. Um die Möglichkeit dessen einzusehen, stehen die Preise der verschiedenen Bedürfnisse hier angesezt. Das Pfund Rindfleisch 1½ bis 2 Cents; Schweinfleisch 2½ bis 3 Cents; frisches Hirschfleisch 2, getrocknetes 4 Cents; Schinken, geräuchertes und getrocknetes Schweinfleisch 6 Cents; ein Buschel Haber (54 Pfund) 10 bis 12 Cents; Roggen 19, Wälschkorn eben so viel. Waizen 37½ bis 50 Cents; 112 Pfund feines Waizenmehl 1 Dollar 50 Cents. Das Pfund Thee von der besten Gattung (Gunpowder oder Imperial tea) 2 Dollars. Geringere Sorten 75 Cents bis 1 Dollar. Brauner Zucker 10 bis 12½, weißer 20 bis 25 Cents; Kaffee, das Pfund 23 bis 25 Cents; die Tonne Heu (2200 Pfund) 4 bis 6 Dollars. Ein Pferd, wenn man es selbst hält, kostet nicht mehr als 25 Dollars jährlich. Das Theuerste auf dem Lande sind die Kleidungsstücke und Zimmereinrichtung.

(Die Fortsetzung folgt.)



Lord Howth.

(Fortsetzung.)

Um seine physische Gesundheit wieder herzustellen, kochte die Tante allerley Hausmittel und Brühen zusammen; Lord Howth war nicht so undankbar, sich zu weigern, sie von der welken Hand anzunehmen, die mit so geduldiger Güte für alle Vergnügungen sorgte. Seine Gesundheit fuhr daher nicht fort abzunehmen, wie dieß geschehen war, als er in seiner Herzenskrankheit alle Nahrung verschmähte und Niemand bey sich hatte, der ihn zum Bewußtseyn seiner sträflichen Nachsicht gegen seine Schwäche gebracht hätte.

Ein Theil seiner ursprünglichen Kraft war nun zurückgekehrt, und wenn er auch nicht die volle Energie seines Geistes wieder fand, so erhielt er doch wenigstens so viel Herrschaft über sich, um seine Traurigkeit unter einem gelegenheitlichen Lächeln zu verbergen.

Es war jezt Herbst: der Oktober ging eben zu Ende und führte die dritte Jahreswiederkehr des Tages herbey, an welchem unser Held das arme kleine Opfer seiner unbezähmten Leidenschaft, das nun der Gegenstand seiner zärtlichsten Erinnerung war, getödtet hatte.

Statt diesen Tag in niedergeschlagener Einsamkeit zuzubringen, wie er es bey seinen Vorgängern gethan hatte, verbrachte ihn Lord Howth nun in thätiger Milde, so daß es erst nach seinem Mittagsmahl mit Mistreß Florence geschah, daß er sich die Zerstreuung eines einsamen Spaziergangs längs des Seeufers erlaubte.

Die Sage meldet nicht, ob der Lord zum Andenken seines Lieblings blos Thränen vergoß und seufzte, als er unter einer Wolke von ungewöhnlicher Dunkelheit langsam an dem felsigen Ufer hinging; gewiß war er traurig und gedankenvoll, und er erwachte nicht, bis sein Auge ein kleines Schiff zu Gesicht bekam, das, alle seine Segel zerrissen, gerade auf die Felsen der Küste zu trieb. Den nächsten Augenblick sah er den Blitz seiner Nothkanone; den Schall konnte er nicht hören, denn der Sturm erstickte ihn zugleich mit dem Geschrey des unglücklichen Schiffsvolkes.

Der Lord, der bis zu diesem Augenblick weder den heulenden Wind gehört, noch bemerkt hatte, daß seine Schritte zudringlich, aber liebevoll von einem seiner Pächter bewacht worden waren, sah jezt den Mann und rief ihn an, er solle ihm beystehen, ein Boot in See zu bringen und mehr Hülfe aufzubieten.

Während seine Befehle vollzogen wurden und er selbst eifrig Hand anlegte, stieß die Sloop (die um eine Landspitze herumbiegend ihnen plötzlich wie eine Erscheinung zu Gesicht gekommen war) gegen einen Felsen und sank. Sie verschwand mit fürchterlicher Stille vor seinen Augen in den Wogen.

Aber eine menschliche Gestalt war sichtbar, die auf den Wellen trieb, nachdem das Schiff gesunken war; es war die eines Weibes, das der Lord sich in das Wasser stürzen gesehen hatte, als die Sloop strandete.

Noch immer ungestüm und übereilt sprang Lord Howth in die hohe See; und da sie zum Glück die weibliche Gestalt auf ihn zutrieb, gelang es ihm, sie bey ihren weißen Gewändern zu fassen und sie durch die fürchterliche Brandung an's Land zu bringen.

Die Dame schien völlig todt; doch Lord Howth, belebt

durch die Hoffnung, daß es ihm vergönnt seyn werde, ein Leben an diesem Tage zu retten, an welchem er sich vorwarf, eines geraubt zu haben, eilte, wie mit übernatürlicher Kraft begabt, mit ihr in seinen Armen nach seiner Behausung; und dort hatte er, durch die Hülfe der Mistreß Florence, die Freude, Zeuge ihrer Rückkehr in's Leben zu seyn.

Selbst als die schöne Unbekannte noch sinnlos auf des Lords Schulter lag, bemerkte er die Anmuth ihrer Gestalt und ihrer Züge, die Alabasterweiße des zurückfallenden Halses, den er stützte, die langen und glänzenden Locken des rabenschwarzen Haares, welches triefend von der See über eine Wange strömte, der nur das Leben fehlte, um Liebreiz zu strahlen. Selbst diese passive Schönheit fesselte seinen bewundernden Blick.

Aber als sie wieder auflebte, ihre dunkeln, feuchten Augen öffnete und sie auf ihn heftete, durchdrang ihr Blick ihn mit einem Gefühl, das er noch nie empfunden hatte, und von diesem Augenblick an bewunderte er sie weniger mit den Augen als mit dem Herzen.

Als Mistreß Florence die gerettete Dame anredete, schüttelte die leztere traurig ihr Haupt, legte die Hand auf ihren Busen zum Zeichen der Dankbarkeit und sprach in Silbertönen, die von einem Strom von Thränen begleitet waren, einige Worte in einer unbekannten Sprache.

Aus ihren Blicken und Bewegungen schlossen Tante und Neffe, daß alle Angehörigen ihres neuen Gastes in dem gescheiterten Schiffe umgekommen waren; und sie versuchten dagegen ihrerseits ihr durch Zeichen ihren Wunsch verständlich zu machen, diesen unwiederbringlichen Verlust zu ersetzen.

Die Fremde schien mit einem wunderbaren Talent begabt, Zeichen und Mienen des Gesichts zu verstehen; denn als Lord Howth seine Bewunderung ihrer Schönheit äußerte, so erröthete sie gleich einer Himmelsrose, obgleich die Sprache, deren er sich bediente, ihr nicht bekannt seyn konnte; und ob ihre feuchten Augen mit süßer Festigkeit auf ihm ruhten, oder durch schnelle Blitze unter dem Schatten der dunkeln Wimpern sprachen, der verschiedene Ausdruck ihrer Sprache wechselte blos zwischen Dankbarkeit und wachsender Hochachtung.

Wenn Lord Howth ihnen begegnete, tauchten aus der Tiefe dieser schönen Augen stets Blicke von so schmelzender Süße auf, und von so sehnsuchtsvollem Bestreben, sich verständlich zu machen, daß er mit schnellen Schritten bereits Jahre in seiner Liebe vorgerückt war, eh' er sich überzeugt hatte, daß, was er sah, mehr war als ein angenehmer Traum. Es unterlag keinem Zweifel, daß die schöne Fremde, während sie in Lord Howth's rettenden Armen lag, sich ihrer bewußt gewesen war; denn so oft sie ihn ansah, schienen so viele zarte Bewegungen in dem bald zurückgezogenen, bald wiederkehrenden Strahl zu liegen, daß nichts außer wirklichem Bewußtseyn, wer sie gerettet hatte, diese Richtung ihrer Empfindsamkeit erklären konnte.

Alles Nöthige, was Gastfreyheit und liebevolle Aufmerksamkeit verleihen konnte, wurde ihr bald von Mistreß Florence dargeboten; die Dame wurde in das beste Gemach geführt, mit Nachtkleidern versehen, und nachdem sie die Erfrischungen, die Mistreß Florence ihr anempfahl, zu sich genommen hatte, allein gelassen, um Ruhe zu suchen.

Der nächste Morgen brach heiter und ruhig an, „den lezten Herbsttag schön entfaltend.“ Der Ocean war glatt und lächelnd, glatt und lächelnd — über dem Wrack der vergangenen Nacht.

Alma (so nannte sich die fremde Dame) wandte ihre Augen von seinen glänzenden Wogen ab, als sie bey einem Seitenfenster in dem Speisesaal vorüberging, das ihr die Aussicht auf denselben gestattete. Aber sie eilte mit errötbender Heftigkeit Lord Howth's dargebotener Hand zu begegnen; ergriff sie und drückte sie an ihre Lippen.

Sonderbar und entzückend zugleich war die Bewegung, welche bey dieser unerwarteten Handlung ihn durchbebte. — Da sein Gesicht glühend aufflammte, ließ Alma seine Hand fahren, und wandte ihre Augen in Verwirrung ab; aber im nächsten Augenblick heftete sie dieselben wieder auf ihn, voll von weiblich zarter Dankbarkeit.

Der Lord wußte nicht, wie er sich das Entzückende in seinen Gefühlen erklären sollte, das aus der Ueberzeugung hervorging, daß diese Gefühle von Alma getheilt und gebilligt wurden. So fest war diese Ueberzeugung, und so innig sein Glaube, (wie thöricht er auch wußte, daß er war) daß Alma ein liebendes und geliebtes Wesen sey, das ihm bereits früher zugehört habe, und jezt nur wieder gegeben worden sey, daß er sich nicht im Stande fand, denselben zu bemeistern.

Von diesem Augenblick an war Lord Howth's Gesundheit und Geisteskraft wie durch einen Zauberschlag zurückgekehrt. Alle seine früheren bittern Empfindungen gingen unter in dem Vergnügen, täglich die Bedürfnisse und Wünsche eines liebenswürdigen menschlichen Wesens zu befriedigen, das von dem großen Herrscher der Winde und Wogen unmittelbar seinem Schutze übergeben schien.

Alma's Unfähigkeit, sich durch die Sprache verständlich zu machen, die Schwierigkeit, die er selbst hatte, ihr Alles, was er fühlte und dachte, auszudrücken, erhöhten sein Interesse, und vermehrte den Eifer seiner ängstlichen Bemühungen.

Seine Freygebigkeit versah sie mit jeder Gattung von reichen und geschmackvollen Stoffen zu weiblichen Gewanden, die ihre schönen Hände in Kleider verwandelten, die völlig verschieden waren von allen, die von den Damen irgend eines Landes getragen wurden, das Lord Howth

gesehen, oder durch Beschreibungen kennen gelernt hatte; aber alle waren eben so einnehmend als seltsam. Die Worte, die sie sprach, wenn sie heftiger bewegt wurde, gehörten eben so einer Sprache an, die er nie gehört hatte: bald wurde es sein liebstes Geschäft, sie Worte seiner eigenen zu lehren.

Aber Sprache schien unnöthig, ihr seine Wünsche mitzutheilen. Sie schien eine unmittelbare Kenntniß von allen seinen Neigungen, Gewohnheiten und Eigenheiten zu haben. Hätte sie Jahre lang in häuslicher Gemeinschaft mit ihm gelebt, so hätte sie nicht besser geeignet seyn können, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, und alles Unangenehme von ihm zu entfernen. Kurz Alma schien einzig für Lord Howth zu leben.

Alma zeigte indessen bey allen Gelegenheiten, daß sie das Vorrecht der Forderungen, welche die Pflichten der Gesellschaft machen, vor dem Vergnügen einer begünstigten, obschon reinen Leidenschaft wohl kannte; — sie vernachlässigte nie die liebevolle alte Tante neben dem Neffen, und als sie sich die Sprache des Landes, welches sie aufgenommen, zu eigen gemacht hatte, wetteiferte sie mit dem Mann, den sie liebte, in dem Bestreben, in demselben nützlich zu werden.

Sie konnte allein durch den rauhen Schnee gehen, um die Hütten und die Schulen zu besuchen, arbeiten für den Hülfsbedürftigen, wachen an dem Bett des Kranken, und lächelnd ihren Beystand leihen dem armen Krüppel, der sonst vergebens einen freundlichen Arm gesucht hätte, ihn in den Sonnenschein zu führen.

(Der Beschluß folgt.)

Gewicht ohne Gegengewicht.

Man hat berechnet, daß dreyhundert Menschen die englische Staatsschuld in Banknoten zu zehn Pfund Sterling, wovon 512 ein Pfund wiegen, nicht tragen könnten. Schlüge man die Schuld nur zu 726 Millionen Pf. St. an, würde sie 142,650 Pfund wiegen, und dieß gäbe, auf dreyhundert Mann vertheilt, 476 Pfund für jeden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Beschluß.)

Die Akademie hat nichts zu verbergen, ihre Korrespondenz wird durch den Druck bekannt gemacht, und dem Urtheile der öffentlichen Meynung unterworfen. Sie gibt jährlich zwölf Bände verschiedener Werke heraus, die unter den Handschriften der Mitglieder von einem dazu eigends ernannten Jury ausgewählt werden, und wovon die guten Theaterstücke nicht ausgeschlossen sind, die sie auf Verlangen selbst vorstellen läßt. Jedes Mitglied zahlt jährlich sechzig Franken, oder fünfzehn Franken alle drey Monate. Die Devise der Akademie, so wie ihr erstes Gesetz, ist: „Einigkeit und Duldsamkeit.“

Bey den stattgefundenen Wahlen sind ernannt worden: der Vicomte von Chateaubriand, zum beständigen Ehren-Präsidenten, Karl Nodier, zum Jahres-Präsidenten, Karl Durand, zum beständigen Sekretär, de Loy, zum zeitweisen und besondern Sekretär. Die vorzüglichsten Akademiker sind bis jetzt: Arago, Ballanche, Bignon, de Chênedollé, Viktor Cousin, Germain Delavigne, Frau Desbordes Valmore, Dugas-Montbel, Léonard du Sillet, Viktorin Fabre, Froment, Fräulein Delphine Gay, Gérand, Guizot, Ulrich Guttinger, Viktor Hugo, Jouffroy, de Jussieu, de Lamartine, Lebrun, Lesourd, Lortet, Mauguin, Mignet, Morin, Rabbe, Rastoul, Nisboutté, Servan du Sugny, de Sigover, Soulié, Frau Amable Tastu, Thiers, Vernay-Giraidet, Weiß. Den Ausschuß für die schönen Künste bilden: Albertin, de Genève, Grefaldin, Reverchon, Roux-Martin, Singier. Zu den ausgezeichnetsten korrespondirenden Mitgliedern gehören: der General-Prokurator Ceard, der Doktor der Wundarzneykunde und Direktor des Courrier du Léman, Karl Peschier und Adolph Pictet zu Genf, der brasilianische Admiral Cochrane, die Professoren Monnard und Porchat, zu Lausanne, Gabriel de Mogria u. a.

Seit Langem betrachtet man Paris als einen moralischen Abgrund, der alles Talent von ganz Frankreich verschlang, und einen so größern Einfluß auf die Provinzen ausübte, je mehr das allgemeine Vorurtheil in jeder Hinsicht ihm günstig war. Die einzige und unbedingte Autorität in Allem war Paris; man kannte keine andere, und mochte keine andere anerkennen. Schon längst ging das Bestreben mehrerer ausgezeichneter Männer dahin, diesen übeln Umstand zu beseitigen, das Talent in den Provinzen von dem unbedingten Urtheilsspruche, den Sarkasmen und der Oberflächlichkeit der Pariser Splitterrichter zu emanzipiren, und ihm einen eigenen Heerd zu schaffen, um nicht fernerhin, wie bisher, alle Departemente Frankreichs, mit Ausnahme dessen der Seine, mit moralischer Unfruchtbarkeit geschlagen zu sehen. Sie waren überzeugt, daß Mirabeau ein großer Redner, Vauvenargues ein tiefer Denker gewesen wären, selbst wenn beyde die Provence nie verlassen hätten, daß Pascal und Fénélon, obgleich in Auvergne geboren, doch nicht unbekannt geblieben seyn würden; daß Corneille zu Rouen und Racine zu La Ferté Milon keine schlechten Dichter waren; daß La Fontaine keine erbärmliche Fabeln zu Château-Thierry gedichtet hätte, daß J. J. Rousseau [illegible] Genf, Buffon zu Montbar, Montesquieu zu Bordeaux [illegible] mittelmäßigen Schriftsteller geblieben wären. Und die Gegenwart durchmusternd, glaubten sie, daß die Bretagne mit Chateaubriand, Lanjuinais und Kératry; Havre mit Delavigne; Macon mit Lamartine, Lyon mit Camille-Jordan; Bordeaux mit Ravez, Lainé, Martignac; Aix mit Manuel; Nimes mit Guizot; Toulouse mit Romiguière; Rennes mit Bernard und Toullier, und so viele andere, an berühmte Namen fruchtbare Städte, dieselben literarischen Rechte haben dürften als Paris. Um nun den ausschließlichen Einfluß der Hauptstadt zu bekämpfen, um den von den Pariser Gesellschaften so oft zurückgestoßenen Männern, die oft so ungerecht ihnen geraubte Hoffnung wieder zu gewähren, um allen Freunden der Wissenschaften und Künste eine vielleicht eben so ruhmvolle als einträgliche Laufbahn zu eröffnen; endlich um einer ganzen, unter das Joch einer einzigen Stadt gebeugten Nation ihre philosophische und literarische Unabhängigkeit, und das wahre Gefühl ihrer nationellen Würde wieder zu erstatten, ist die Provinzial-Akademie gestiftet worden.

Beylage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 20.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 23. Januar 1827.

Der Mensch hat drey Minuten, eine zum Lächeln, eine zum Seufzen, eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Jean Paul.

Lord Howth.

(Beschluß.)

Diese thätigen Tugenden, verbunden mit Alma's augenscheinlicher Verehrung gegen eine obwaltende Vorsicht, schlugen die seltsame Meynung nieder, die anfangs von den Dienern und Angehörigen Lord Howth's unterhalten wurde, daß die Dame eine Hexe und die Neigung des Lords zu ihr die Wirkung von Zauberey sey. Mistreß Florence war die erste, die diese Vorstellung verachtete und herzlich ihre Zustimmung gab, als ihr Neffe ihr seine Absicht mittheilte, sich mit Alma zu vermählen.

Durch ein unbekanntes Mittel, das nur Liebende kennen, machte Lord Howth Alma bald seine Absicht verständlich, und sich selbst gewiß, daß ihr Herz nicht abgeneigt davon sey; aber da er wußte, daß sie nicht gesetzlich mit ihm verbunden werden konnte, bis sie die Gelübde auszusprechen vermochte, die Liebe und Pflicht miteinander vereinigen, so verfolgte er sein Geschäft, sie zu unterrichten, mit allem Feuer des vorausgenossenen Entzückens. Jede frühere Beschäftigung, Bekümmerniß und Freude war in ihr vergessen; Gesundheit kam mit dem Glück und gesellige Gefühle mit dem Stolz auf den Gegenstand seiner Liebe. Roskerry öffnete wieder seine Thüren Freunden und Reisenden und erhielt seinen alten Ruhm der Gastfreyheit und heiterer Freundlichkeit wieder.

Die Gegenwart von Mistreß Florence O'Grady und das Benehmen der schönen Unbekannten kamen jedem Ärgerniß und Aergerniß zuvor. Staunen und Neugierde mischten sich jedoch in die Bewunderung, welche sie einflößte, und einige, welche den durchsichtigen Alabaster ihrer Farbe sahen, flüsterten heimlich, daß der Glanz, welcher durch dieselbe hindurch schiene, mehr als sterblicher Glanz wäre. Sie waren gewiß, daß Lord Howth seine Ehrfurcht, sie ihre Bewunderung einem gesegneten Wesen bezeigten, dem nur für eine Zeit und aus einem geheimnißvollen Grunde verstattet sey, auf dieser niederen Welt zu wandeln.

Solche Vorstellungen kamen indeß glücklicherweise nicht zu Lord Howth. Seine schöne Pflegbefohlene erlangte ruhig die nöthige Fähigkeit, ihren Antheil an den Vermählungsgebräuchen zu übernehmen; und an einem schönen Morgen wurden sie unter den Gebeten und Segnungen ihrer Lehnsleute vermählt.

Die Sage versichert uns, daß nie eine Verbindung glücklicher war. Beyde, Alma und ihr Gemahl, schienen die traurigen Erinnerungen ihres vergangenen Lebens ganz ineinander zu vergessen, während sie doch stets der verschiedenen Ansprüche an ihre Zeit und ihre Aufmerksamkeit von Gegenständen, die mit ihrem häuslichen Glück in keiner Verbindung standen, eingedenk blieben. Sprache war ohne Bedeutung zwischen zwey Personen, bey denen

„Gedanken zu Gedanken sprach und Wunsch
dem Wunsch zuvorkam."

Alma begann indessen Irisch und Englisch mit fließender Anmuth zu reden und war daher bald im Stande, mit

Worten einer thörichten Einbildung des Lords zu widerstreben, die sie bisher mit ernster Geberde zurückgehalten hatte. Diese Einbildung bestand in dem Verlangen, das er sich in den Kopf gesezt hatte, ihr ein seltsam gearbeitetes Armband abzunehmen, das stets ihren Arm umgab, und auf das sie sichtlich einen hohen Werth legte.

Sobald sie ihrem Gemahl dieß sagen konnte, versicherte sie ihn, daß seine Entfernung ihr das Leben kosten würde, denn sie hielt es eben so werth als ihre Existenz.

Lord Howth schloß natürlich daraus, daß es die Gabe eines nahen und geliebten Verwandten sey, der nun nicht mehr wäre, vielleicht gegeben in der schrecklichen Stunde ihres Schiffbruchs; und er stand einige Zeit ab von seinen Versuchen, es abzuziehen. Aber unglücklicherweise ergriff ihn eine Art von eifersüchtigem Argwohn, als sie eines Tages lächelnd ablehnte, ihm zu erlauben, daß er es durch ein anderes ersetze, was er ihr anbot. Beleidigt und beunruhigt fragte er ungehalten: ob es also nicht das Geschenk eines begünstigten Liebhabers sey? Alma, welche die Wahrheit selbst war, erwiederte: es sey von einem, der sie innig liebte, an ihrem Arm befestigt worden, und daß, wenn Lord Howth ihres unbegränzten Vertrauens in seine Treue, Ehre und Liebe würdig wäre, er sich mit der feyerlichen Versicherung beruhigen und begnügen würde, daß sie ihren Gemahl mit einem ungetheilten Herzen liebte und dieß gethan habe von dem ersten Augenblick, in dem sie ihn erblickte. Sie beschwor ihn, sie nicht mehr zu verwunden durch die Wiederholung dieser Frage, und ihr dadurch einen Beweis des Vertrauens zu geben, ohne welches sie nicht leben könnte. Zum ersten Male seit ihrer Vermählung brach jezt Lord Howth's natürliche Schwäche, denn außer sich selbst gebracht, gab er sich dem ungemäßigten Ausbruch der Eifersucht und Leidenschaft hin und endigte, indem er sie sinnlos fragte, was die Folge davon seyn würde, wenn er diesen verhaßten Schmuck ohne ihre Einwilligung abzöge?

Alma hatte ihn diese ganze Zeit über mit dem Blick seines sorgenden Schutzengels angesehen. Thränen strömten aus ihren Augen, als sie, ihn zärtlich in ihre Arme schließend und pressend, ausrief: „Der Tod deiner Alma! ich wiederhole es, daß ich nicht leben kann, wenn du dem schlechtern Theil deiner Natur nachgibst. Sey versichert, daß es dein Mißtrauen und deine Gewaltthätigkeit seyn wird, nicht der Verlust eines Schmuckes, wenn er auch sehr werth gehalten ist, was mir den Tod bringen wird. O Gerald, liebst du deine bis jezt noch zu glückliche Alma, so vertraue auf ihre Treue!"

„Ob ich dich liebe, Alma!" und mit dieser leidenschaftlichen Rückkehr zu Zärtlichkeit und Vertrauen riß der liebende Gemahl sie an seine Brust, und für dießmal war der Gegenstand des Mißvergnügens vergessen.

Wenige Wochen nach diesem Auftritt kehrte Lord Howth, der baden gegangen und deßhalb früh aufgestanden war, von seinem Ankleidezimmer in das Schlafgemach zurück, um, ehe er in den Saal hinabstieg, einen Kuß von seinem schlafenden Weibe zu stehlen.

Das Wetter war ungewöhnlich heiß und Alma hatte unbewußt sich zum Theil von ihren Nachtkleidern befreyt und lag nun, ihr schönes Antlitz und ihre Schultern mit nichts bedeckt als den aufgelößten Locken ihres üppigen Haares. Durch die schwarzen und glänzenden Locken erschien der rosige Teint ihrer Wangen und die Elfenbeinweiße ihres zartgerundeten Halses um so blendender. Während der zärtliche Gemahl stand und ihren Schlummer bewachte, schienen sich bey jedem sanften Athemzuge die Rosen ihrer Wangen sichtlich zu entfalten, mit jedem Athemzuge erhöhte sich ihre Farbe. Lord Howth, zugleich Liebender und Dichter, murmelte vor sich hin:

„— Die frische Luft,
Welche die Rosen ihrer Wangen weckt,
Bringt zugleich auch ihren süßen Duft."

Er würde vielleicht seine Rhapsodie vollendet haben, hätte Alma nicht ihre Lage verändert und somit auch den andern Arm vor seinen Blicken entblößt. Es war der, an dem sie das Armband trug! Gleich parischem Marmor und gerundet wie durch des Bildhauers Kunst fesselte dieser schöne Arm den Blick des Lords; aber es war weder die tadellose Form, noch die blauen Adern, die sich unter seiner durchsichtigen Oberfläche hinzogen und einander durchschnitten, was jezt sein Auge fesselte — es war das verhängnißvolle Armband.

Alma holte einen tiefen Seufzer, er sah besorgt nach ihr; sie hatte geseufzt in ihrem Schlaf. Er blickte nieder auf ihren Arm und machte einige Schritte vorwärts; das Licht fiel gerade auf ihr Gesicht, das nun durch die Veränderung ihrer Lage völlig der Beobachtung ausgesezt war, er sah Thränen, die auf ihren Wangen standen, wie Thautropfen in frischgepflückten Rosen.

„Sie träumt von ihrem früheren Geliebten! vernichtet sey jedes Denkmal von ihm!" und indem er dieß sagte, riß er in augenblicklicher Wuth den verhängnißvollen Schmuck hinweg.

Alma erwachte mit einem durchdringenden Schrey; schon einmal war Lord Howth so von einem Schrey durchbohrt worden. Sie öffnete ihre Augen und wandte sie auf ihn; — dieser Blick! — er drang in seine Seele: es war der lezte von ihren sterbenden Augen. Sie strebte sich zu erheben mit ausgestreckten Armen, seine wahnsinnige Umarmung zu erwiedern; aber während sie dieß noch that, schloß sich schon ihr Auge und sie fiel zurück auf das Kissen, nicht länger seine Alma. Wild, doch mit stummem Erstaunen, stand Lord Howth einige Augenblicke, unfähig sich zu bewegen. Alma war vielleicht blos in Ohnmacht gefallen durch heftige Gemüthsbewegung! Aber nein! es ist ein furchtbares Etwas in der Gegenwart des Todes, das

sich uns fühlbar macht: — wer kann es verkennen? Während der schmerzerstarrte Gemahl eingewurzelt neben dem Bett stand, sah er etwas sich regen dicht bey Alma: wie groß war seine Bestürzung und sein Schreck, als er eine Ratte erblickte, die hervorsprang, einen eben solchen Blick auf ihn warf, wie die sterbende Alma, und aus seinem Gesicht verschwand! Von Wahnsinn getrieben, sah Lord Howth auf das Armband in seiner konvulsivisch zusammengepreßten Hand; es war von außen prächtig gearbeitet, aber innen erblickte er denselben Goldfaden, den er um den Fuß seines kleinen Lieblings befestigt hatte.

Ueberwältigt von den tausend wilden, widersprechenden und bestürzenden Gedanken, die ihn bestürmten; getheilt zwischen der Vorstellung von einem guten und einem bösen Geist, und sich bewußt, daß er gewiß in den Armen eines von beyden gelebt hatte, verließen ihn eine Zeit lang seine Sinne; und als seine Diener ihn fanden, war er kalt und fühllos wie der schöne Leichnam, auf dem er lag.

Lord Howth lebte nur noch kurze Zeit nach diesem außerordentlichen Ereigniß. Er war Katholik; und in ein Kloster zurückgezogen, widmete er die wenigen noch übrigen Monate seines Lebens der Buße und dem Gebet. Es wird erzählt, daß er mit beruhigtem Gemüth starb, denn er hatte sich überzeugt, daß es ein seliger Geist war, mit dem er in so reinem und Segen verbreitender Gemeinschaft zusammen geweilt hatte; und daß er dieses selige Glück verwirkt habe, indem er der Schwäche seiner niedern Natur nachgegeben, obgleich dieselbe durch heilsame Leiden bereits fast ganz überwunden gewesen war. Man kann daher wohl sagen, daß er weniger in trüben als ernst-feyerlichen Gefühlen starb; und die, welche seine Geschichte berichten, erzählen sie deßhalb mit mehr Ehrfurcht als Schrecken.

Diese Geschichte wird noch heute in der Gegend, in welcher sie der Sage nach sich ereignet haben soll, ehrerbietig geglaubt; und mancher einbildungsvolle, eifersüchtige Liebhaber hat daraus gelernt, sich Lord Howth's Schicksal zur Warnung dienen zu lassen, ehe er sich Zweifeln hingibt, wo Vernunft und Liebe ihm Vertrauen lehren sollten.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Der Centralpunkt der Aufmerksamkeit einer amerikanischen Familie ist stets das Sprachzimmer (Parlour). Dieses ist so ziemlich der Thermometer des Wohlstandes der Familie. In reicheren Haushaltungen, auch auf dem Lande, kostet es nicht leicht unter 1000 Dollars. Gewöhnlich besteht es aus zwey Zimmern, die durch eine vierflügelige Thür von einander getrennt sind, und nöthigenfalls bey größern Gesellschaften oder Bällen ganz aufgemacht werden können. Das Parlour ist stets auf dem Lande im Erdgeschosse, und der Fußboden durchgängig mit Blumenteppichen, die Yard zu zwey bis drey Dollars belegt. In dem vordern Theile befindet sich ein Pianoforte, im Hintertheile der Sideboard (Schenktisch) von Mahagoniholz mit geschliffenen Gläsern und Bouteillen. An einer der Wände das Sopha und zwölf Sessel. Ueber dem Kamin, der mit eine der Hauptzierden des Parlour ist, ist ein Trumeau-Spiegel in einer vergoldeten Rahme der Länge nach aufgestellt, und mehrere Vasen.

Minder wohlhabende Familien lassen das Pianoforte oder die Spiegel weg. Ein Sideboard ist jedoch überall zu finden. Eine derley Einrichtung kömmt auf 500 bis 1000 Dollars. Ich sah jedoch in den Seestädten Parlours, deren Einrichtung auf 4 und 6000 Dollars zu stehen kam, und wo blos das Pianoforte 1000 Dollars kostete. Diese Verschwendung findet nie auf dem Lande statt.

Auf das Uebrige der häuslichen Einrichtung wird nicht so viel verwendet, und die Einrichtung ist einfach. Das zw...., oder wie es in Europa genannt wird, das erste Stockwerk, ist ganz für die Familie, und der Fremde hat hier, ausgenommen es wird ihm da sein Schlafzimmer angewiesen, keinen Zutritt.

Gewöhnlich steht die Familie zwischen sechs und sieben Uhr auf. Um acht Uhr wird gefrühstückt. Dieß besteht aus frischgebackenen, kleinen, runden Waizenkuchen (cakes), Waizen-, Buchwaizen- oder Wälschkorn-Pfannkuchen, einem eingemachten Huhn, roast beef, gebratenen Kalb- oder Hammelsschnitten, Fischen und Eiern. Die Getränke sind Thee und Kaffee. Der Hausherr zerlegt die Fleischspeisen, und bedient die Tischgenossen, wobey er immer den Gast fragt, welchen Theil vom Huhn oder sonst einer Speise er wünsche: Shall I help You to a piece of chicken? What part do You choose? (Verlangen Sie ein Stück Huhn? Welchen Theil wünschen Sie :c.?) Nachdem alle befriedigt sind, bedient er seine Gattin, und endlich sich selbst. Die Dame schenkt Kaffee oder Thee ein, und versieht ihre Tischgenossen damit. Hat einer seine Tasse geleert, so reicht er sie zum Füllen, mit den Worten: I take another cup, oder I thank You for another cup. Man wartet nie bis man gefragt wird. Die Dame nimmt sie, zieht sie durch eine bereitstehende Schaale mit Wasser gefüllt, und reicht sie eingeschenkt zurück. Man ladet nie zum Frühstück, ausgenommen der Gast übernachtet im Hause.

Auf das Mittagsmahl wird weniger Aufmerksamkeit verwendet als in Europa, wenn, was sich immer versteht, kein Fremder zugegen ist. Ein Stück Schwein-, Kalb- oder Hammelfleisch mit einem Zugemüse rother Rüben, Butter, Gurken sind die gewöhnlichen Gerichte. Die Männer trinken ein Glas Wasser mit Rum oder Brandy, die Frauen bloßes Wasser, Cider oder Milch.

Häufig wird auch Kaffee zum Mittagsessen, nie aber darnach getrunken. Sind keine Fremden zu Gaste geladen, so erscheint die Frau beym Dinner im Negligé, und kleidet sich erst um drey bis vier Uhr, worauf Visiten, Spaziergänge oder Fahrten unternommen werden.

Der Centralpunkt der Geselligkeit in Amerika ist jedoch die Teaparty (Theepartbie) und der Abend. Diese Theepartbien sind in Amerika so ziemlich zur Regel geworden, und für den Familienvater eine lästige Sache. Alle Bekannten oder Bekanntinnen sind geborne Mitglieder, und man findet bey einer solchen Theepartbie Thee, Kaffee, frische und gesalzene Fische, Cottelets, gebratene Hühner, Beefsteaks, Cakes, Wälschkorn-, Waizen- oder Buchwaizen-Pfannkuchen — Zungen, gedörrte Hirschfleischschnitten, Schinken ꝛc. Die Art ist wieder ganz dieselbe, wie beym Frühstück. Der Herr legt die Speisen vor, die Frau die Getränke. Nach der Theepartbie sezt sich die Gesellschaft in einem Halbzirkel um den Kamin, und die Unterhaltung beginnt. Ist ein Fortepiano vorhanden, so wird gespielt oder gesungen. Sind Kartenliebhaber da, so wird eine Whistpartbie gemacht; nie wird jedoch um Geld gespielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wohlthätigkeit in Kalkutta.

In Kalkutta ist eine Subscription eröffnet worden, um ein Haus zur Aufnahme von Pilgern und andern hülflosen Leuten jeglichen Glaubens, welche die Stadt besuchen, zu errichten. Denn es ziehen Pilger in Menge aus Deccan über Kalkutta nach Benares und andern Ländern Hindustans und viele haben bisher, da sie nirgends unterwegs einkehren konnten, ihrem Elend unterliegen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Anfang Januar.

Der Monat December des abgewichenen Jahres hat sich in gefährlichen Krankheiten und schnellen Todesfällen uns noch furchtbarer gezeigt, und wenn unsere, von den Stadtkirchnern ausgegebenen Todtenlisten genauer und zweckmäßiger eingerichtet wären, so würde es sich wahrscheinlich finden, daß dieser Monat leicht der fruchtbarste des Jahres für Freund Hayn gewesen sey. Besonders ward der Tod des hiesigen Stadtrichters, Dr. Tittmann betrauert, eines in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise wohlthätig einschreitenden Mannes, den dabey die reinste Freude an dem Glücke anderer belebte, und welcher in der Blüthe der Jahre den angenehmsten häuslichen Verhältnissen entrissen ward. Eben so wie dieser brave Geschäftsmann starb auch plözlich der Hofrath Bucher, welcher in der Commerzien-Deputation arbeitend, seine ausgebreiteten Kenntnisse in den sächsischen Handelsbeziehungen zweckmäßig für das Vaterland benuzt hatte. Ausgezeichnet in neuern wie in ältern Sprachen, hatte er besonders die spanische sich zum Liebling erkohren, und mehrere Arbeiten in derselben über Handels- und andere Gegenstände bewiesen seine Meisterschaft. Noch nicht aus den fünfziger Jahren tretend, übereilte ihn bey einem Nachmittagsspaziergange in's Freye, Schwindel und lähmender Schlagfluß. Er sank unweit der Stadt am Wege nieder. Erst spät ward ihm durch eine strafbare und bereits von den Behörden zur Untersuchung gezogene Vernachlässigung ärztliche Hülfe zu Theil, aber wohl zu spät, denn er starb noch in der folgenden Nacht in den Armen seines bereits auch durch einige literarische Arbeiten bekannten Sohnes.

Doch hinweg von diesen traurigen Gegenständen, lassen Sie uns lieber im Gebiete der Tonkunst uns ergehen, welche uns noch am Schlusse des Jahres einen der ausgezeichnetsten Genüsse darbot. Die königliche Kapelle führte nämlich in dem Saal des großen Opernhauses mit mehr als 200 Instrumentalisten und Sängern die herrliche Schöpfung Haydn's, in italienischer Sprache auf. Es war ein wahres Musikfest im edelsten Sinne des Wortes. Die klassische, und in ihrer Art noch unübertroffene Tonschöpfung Haydn's ward mit einem Feuer, einer Präcision, einer Zartheit, und doch wieder einer Kraft ausgeführt, wie wenigstens hier in Dresden, sie bey allen Hülfsmitteln dafür doch noch nicht gehört worden. Der Kapellmeister Morlacchi leitete das Ganze mit sichtlichem Durchdrungenseyn von der Erhabenheit des Gegenstandes. Da, laut der Anschlagezettel, Sgra. Palazzesi, und Sgr. Bonfigli ihre bereits übernommenen Stimmen kurz vor der Probe wieder zurück geschickt hatten, so wurden die Solopartbieen blos von Sgra. Schiasetti und den Herren Zezi und Rubini gesungen. Die beyden erstern leisteten das Trefflichste, und Wohllaut, Anmuth und Kraft vereinten sich mit Ausdauer bis zur lezten Note dieser höchst angreifenden Partbieen. Herrn Rubini's Stimme war etwas belegt, und füllte den großen Saal nicht ganz, doch leistete auch er der Aufgabe freundliche Genüge. Die Versammlung war eben so glänzend als aufmerksam und befriedigt. Sehr hat es mir gefallen, daß man nicht einzelne Musikstücke beklatschte, sondern blos am Schlusse jeder Abtheilung in Beyfall ausströmte. Dem Vernehmen nach soll künftig jedes Mal am Palmsonntage zum Besten der Wittwen und Waisen der musikalischen Kapelle die Aufführung einer solchen großen Musik stattfinden, und das nächste Mal dazu das Weltgericht von Schneider gewählt worden seyn. Eine erfreuliche Nachricht für Fremde, welche ohnedieß um diese Zeit zahlreich nach Dresden zu pilgern pflegen.

Das deutsche Theater, welches leider stets in der Mitte des Decembers geschlossen wird, brachte als neue Erscheinung in diesen vierzehn Tagen uns das schon an vielen Bühnen bald mit ausgezeichnetem, bald mit wenigerm Beyfall aufgeführte Raupach'sche Lustspiel: Laßt die Todten ruhen. Der so wechselnde Grad des Wohlgefallens an dieser genialen Arbeit des jezt unstreitig um die deutsche Bühne am meisten verdienten Dichters so mancher ausgezeichneten Trauerspiele scheint mir ganz von der Art und Weise abzuhängen, wie das Publikum diesen Versuch einer neuen Bahn im Felde des Lustspiels betrachtet. Es ist so ganz etwas anderes als das, was man gewöhnlich sieht, daß schon eine große Freyheit der Ansicht und allgemeinen Bildung dazu gehört, um nicht gewissermaßen irre daran zu werden. Alles steht keck und kräftig da, wenig Verschmolzenes, geringeres Streben nach Anmuth, Ausschluß alles Sentimentalen, dafür aber Neuheit, scharfe Zeichnung, kräftige Züge, kühne Ueberschreitungen mancher Regel der Theorie wie des geselligen Lebens. So wenig ich stets nur solche Stücke mit ansehen möchte, um so erquicklicher wirken sie im Einzelnen auf mich, und enthalten Zündstoff genug zu Reibungen für Kritik und Belebung von Funken für zahmere Schöpfungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Januar 1827.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt. — das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Goethe.

Kleine Liebeslieder aus den Inseln des Archipelagus.

(Zum Theil freye Nachbildung neugriechischer Originale.)

Von Wilhelm Müller.

Die Augen.

Schwarze Augen, das Haus zu erhellen,
Blaue, an's offene Fenster zu stellen,
Graue bewachen das Pförtchen zu Nacht,
Braune betrügen die treueste Wacht.

Sonne und Morgenstern.

Wenn die Sonne sich verdunkelt, wiss', es ist von meinen Augen,
Deren Thränen ihre Strahlen mit dem Thau der Frühe saugen.
Aber du bist immer helle, gleich dem kalten Morgensterne,
Der sich in der Perlen Spiegel nur beguckt aus eitler Ferne.

Der kleine Schreiber und das kleine Mädchen.

Kleiner Schreiber, kleiner Schreiber, hör' und laß dein Werfen seyn!
Warfst mir heut ein Stückchen Zucker in den Busen grad hinein.
Wenn du wirst noch einmal werfen, zeig' ich es dem Bischof an,
Und er läßt das Haar dir scheeren, und er thut dich in den Bann.
„Kleines Mädchen, kleines Mädchen, hör' und laß dein Schießen seyn!
„Alle Pfeile deiner Augen treffen in mein Herz hinein.
„Wenn du wirst noch einmal schießen, zeig' ich es dem Herrgott an,
„Und er spricht: das kleine Mädchen nehme sich den kleinen Mann!"

Sichere Botschaft.

Mein Liebster in der Fremde, was send' ich dir hinaus?
Die Aepfel sie verfaulen, es welkt der Blumenstrauß.
So will ich Thränen weinen in dieses seidne Tuch,
Und will den schnellsten Winden es geben in den Flug.
Sie tragen es hinüber wohl über Meer und Land —
Und siehst du nicht die Thräne, so fühlst du ihren Brand.

Das zersplitterte Herz.

Wenn ich dein im Herzen denke, wie ein Glas zerspringt es mir,
Und wie Spreu von einer Tanne fliegt es splitterweis' zu dir.

Wer schreibt die Liebe aus?

Wären Flüss' und Meere Dinte, wär' der Himmel mein Papier,
Wüchsen Federn wie die Aehren auf der weiten Erde mir,
Hülfen mir die Engel schreiben um die Wette Tag und Nacht,
Sag', wann wär' es ausgeschrieben, was die Lieb' in mir gedacht?

Der Liebe Ruhekissen.

An des Meeres Klippenstrande such' ich nach dem harten Stein,
Den dein Fuß zuletzt betreten, als du stiegst in's Boot hinein.

Will ihn als ein Ruhekissen legen auf mein krankes Herz,
Daß kein weicher Traum der Liebe es betrüg' um seinen Schmerz.

Ahnung des Frühlings.

Die Schwalbe kömmt, die Schwalbe kömmt, sie kömmt vom weißen Meer,
Sie fliegt heran, sie sieht sich um, als ob's nicht sicher wär'.
„O März, o März, mein schöner Freund, ich fühl's, du bist mir nah'!
„O Februar, o Februar, wie lange bleibst du da?
„Magst regnen, reifen, schneyen auch, ich spreche doch dir Hohn,
„Du riechst in deinen Schauern mir nach meinem Frühling schon."

Der Venus Hofhaltung am Himmel.

Tritt an's Fenster, meine Liebe, sieh den hellen Himmel an,
Wie der Mond, der keusche Freyer, mit der Venus scherzen kann,
Wie sie sich so nahe rücken, und die kleinen Sterne sehn
Lüstern nach dem schönen Paare und vergessen fort zu gehn.
Tritt an's Fenster, meine Liebe, neige nieder dich, mein Stern!
Venus herrscht am Himmel heute, und die Erde folg' ihm gern.

Erstes Liebeszeichen.

Dein Herz von Eisen wird sich nicht, bis daß ich sterb', erweichen:
Dann nähe mir ein Todtenhemd, als erstes Liebeszeichen.

Der Kuß.

Dank deinem Kusse ganz allein, nun flieg' ich in den Himmel
Und hasche mit den Engeln mich im seligen Gewimmel.
Sie jagen mich, sie greifen mich, sie wollen gern mich fangen,
Ich reiß mich los und laufe heim, zu küssen deine Wangen.

Von einem Schlage fällt kein Baum.

Von dem harten Riff zerschlagen, kehrt die Welle dennoch wieder:
Schiltst du heut mich weg vom Fenster, sing' ich morgen aus die Lieder.

Das Verhör.

Thu auf die Thür, du holde Maid, thu auf und laß mich ein! —
„Wer klopft, wer ruft in stiller Nacht? Ein Türke wird es seyn." —
Es ist kein Türk', es ist ein Christ, es ist ein guter Christ,
Der deinen purpurrothen Mund vieltausendmal geküßt. —
„Ich sehe dich im Dunkel nicht, so sag' ein Zeichen mir
„Von Hof und Haus und Kämmerlein, damit ich traue dir."

Im Hofe springt ein Silberquell, und wie der Wind auch weht,
Er springt nach deinem Fenster nur, wenn eines offen steht.
Am Hause rankt die Rebe sich hinauf von Stein zu Stein,
Bis mit den nassen Augen sie kann sehn zu dir hinein.
Du trocknest ihre Thränen ab, sie brechen auf zumal,
Und goldne Nektartrauben glühn in deiner Sterne Strahl.
In deiner Kammer an der Wand ist ein verhängter Schrein,
Es blickt kein Mond, es blinkt kein Stern, kein Lämpchen flimmt hinein:
Darinnen liegt die Lilie auf einem Rosenbeet —
„Ich komme schon, ich öffne schon! Herein, wer draußen steht!"

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Für das Einkommen und die Bedürfnisse des Hauses, worunter selbst die Einkäufe für die Küche begriffen sind, sorgt der Mann. Die Hausfrau bekümmert sich um diese nicht, und erkennt willig die Verfügungen ihres Gatten. Die Achtung, mit der sie die Maßregeln des Mannes in Bezug auf Verwaltung und Vermehrung seines Eigenthums betrachtet, ist englischen Ursprunges, und einer der schönsten Züge im Charakter des amerikanischen Weibes. Man findet häufig Damen, die durch ihres Mannes Verschulden von der höchsten Stufe der Wohlhabenheit zur Dürftigkeit herabgekommen, ihr eigenes Vermögen einbüßten, diesen Verlust mit edler Selbstverläugnung ohne das mindeste Murren ertrugen, und ihrem Manne treu ergeben überall hinfolgten. Im vorletzten Jahre fallirte die Familie M. in New-York, und verlor ihr ganzes, gegen eine Million betragendes Vermögen. Den größten Theil hatte die Frau ihrem Manne zugebracht. Sie war in hohem Wohlstande und in den gebildetsten Zirkeln erzogen, die Söhne studirten, die Töchter waren in Damenschulen. Kaum war die herbe Gewißheit ihres Schicksals ausgesprochen, als die Mutter sogleich den Ueberrest ihres Geschmeides verkauft, das gelöste Geld den in den Erziehungsanstalten befindlichen Söhnen und Töchtern mit der Weisung zusendet, die rückständigen Beträge zu bezahlen, und sich nach Hause zu verfügen. Wer den Werth des Reichthumes, des einzigen äußern Unterscheidungszeichens in den Vereinigten Staaten, zu schätzen weiß, der wird den Fall einer solchen Familie zu würdigen verstehen. Als die Kinder zu Hause ankamen, empfing sie die kränkliche Mutter. Keine Klage, keine Thräne war zu sehen, zu hören, der Vater, die Ursache des Kummers, wurde entfernt, und ein sehr geachteter Prediger eingeladen, der mit der Familie eine religiöse Uebung vornahm. Als diese vorüber war, beschloß die

Mutter: „Theure Kinder! Wir sind durch die Hand der Vorsehung nicht unverschuldet getroffen. Wir müssen uns nun trennen. Was ich, was unsere Freunde thun konnten, ist geschehen. Ihr werdet mit eurer Hände Arbeit euch nun ernähren müssen. Wir trennen uns morgen; hier sind eure Briefe, hier ist meine lezte eheliche Habe;" und somit reichte die würdige Frau jedem Kind sein Reisegeld und seine Empfehlungen. Ich sah einen der trefflichen Söhne dieser herrlichen Frau in New-Orleans. Er sendet seiner Mutter jedes Jahr hundert Thaler. So die übrigen Kinder. Die kleinern wurden von den angesehensten Familien zu sich genommen. Die größern verdienen ihr Brod und unterstützen ihre Eltern. Diesen wurden von Freunden gleichfalls Unterstützungen angetragen, die aber ausgeschlagen wurden. Die Familie zieht vor, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

Für ihre Kinder tragen die Frauen mütterliche Sorge; — nähren sie selbst; sie lassen sie nie aus dem Auge und überlassen sie nie Fremden. Wenigstens ist dieß durchgängig auf dem Lande Sitte. Die Amerikanerin sieht in ihrem Sohne den künftigen Bürger, und daher hat sie auch vor ihrem Kinde eine gewisse Achtung. Schläge sind ungewöhnlich. Der amerikanische Hausvater hat das Recht, seinen Sohn bis zum 21sten Jahre für seinen Dienst zu gebrauchen und sich so für die auf ihn gewandte Mühe bezahlt zu machen. Auf dem Lande findet dieses noch häufig statt, und dieß gibt Eltern und Kindern ein gewisses fremdes Verhältniß, das beyden Theilen die Trennung leicht, und sie dafür gefühllos macht. In der wohlhabendern Klasse hat dieß aufgehört; die Gleichgültigkeit bey der Trennung dauert jedoch fort. Die angeborne Selbstständigkeit des Amerikaners erlaubt weder dem Vater noch dem Sohne eine Geldunterstützung zu des Leztern Etablishment. Alles was der amerikanische Vater thut, ist, daß er seinem Kinde Gelegenheit gibt, eine Lehranstalt zu besuchen, oder sich irgend einem Geschäftszweige vor seinem 15ten Jahre zu widmen. Die Wahl des Standes steht dem Sohne ganz frey; der Vater übt hier nicht den mindesten Zwang aus. Die Kosten der Vorbereitung, gleichviel ob literarisch oder mechanisch, trägt er, mehr aber nicht, und so wie sein Sohn seine Erziehung vollendet hat, ist er auch ganz sich selbst überlassen. Von seinen Eltern hat er auch keinen Cent zu erwarten, außer einem halben Dutzend Empfehlungsschreiben, mit denen man in den Vereinigten Staaten sehr freygebig ist, weil sie den Geber nichts, denjenigen, an den sie adressirt sind, wenn es hoch kömmt, ein Couvert bey seinem Dinner kosten. Tausend, zweytausend Meilen Entfernung von seiner Heimath sind dem Sohne, so wie seinen Eltern, gleichviel. Ich sah Mütter, die einen ihrer Söhne nach New-Orleans, den andern nach Carracas, den dritten nach Buenos-Ayres abgehen sahen, und die von dieser zwey- bis fünftausend Meilen weiten Entfernung ihrer Kinder, die sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in ihrem Leben nicht mehr zu sehen hoffen konnten, gerade so sprachen, als wenn von einer Reise von New-York nach Philadelphia die Rede gewesen wäre. Dieß ist jedoch nicht Mangel an Liebe, sondern die inwohnende Ueberzeugung, daß der Sohn nicht blos ihr, sondern sich und dem Staate angehöre. Die Töchter bleiben bis zu ihrem dreyzehnten, vierzehnten Jahre im elterlichen Hause, und genießen da den erwähnten öffentlichen Unterricht. Sind die Eltern wohlhabend genug, dann werden sie in eine der Damenschulen nach Philadelphia gesandt, und bleiben nach ihrer Rückkehr im elterlichen Hause, bis sie dieses mit dem ihres Mannes vertauschen. Ihre Zeit ist dann zwischen weiblichen Beschäftigungen und Gesellschaften getheilt; um das Hauswesen bekümmern sie sich in der Regel nicht so viel, als die deutsch-amerikanischen Töchter. Im ein-und-zwanzigsten Jahre ist die Tochter mündig, und dann kann sie, wenn sie es früher nicht gethan hat, ohne die mindeste Rücksicht auf ihre Eltern, wählen. Selten machen jedoch diese gegen ihre Wahl auch vor ihrem Mündigwerden (to be of age) Einwendungen, vorausgesezt, die Ehelustige hat die Mittel, ihr Kind zu ernähren; und selbst darum kümmern sich in der Regel mehr die Kinder als die Eltern. Ist der Liebhaber ganz fremd, dann sind die Nachfragen genauer, immer jedoch in der Ordnung, und die Eltern suchen weniger ihr Kind reich, als an einen gesezten (steady) Mann zu verheirathen. Ein tüchtiger junger Mann, der seine Wissenschaft, Kunst, oder was immer, gehörig gelernt hat, ist auf dem Lande, selbst in guten Familien, stets willkommen, gleichviel, ob fremd oder Amerikaner. Man sieht weniger auf Reichthum als auf Eigenschaften, die zu diesem führen. In dieser Hinsicht ist viel gesunder Sinn im Innern der Vereinigten Staaten zu treffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i s t i c h o n.

E r k e n n u n g.

Wie wenn Perlen mir oft der Traum in die willige Hand drückt,
Die der eröffnende Tag wieder entschüttet der Hand;
So sind Freuden der Wirklichkeit schnell mir oft schon entschwunden,
Und der Besitz? Er dauert' eine Minute des Traums.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Januar.

Die Schauspielergesellschaft, welche diesen Winter über uns die langen Abende einigermaßen verkürzt, ist nicht mehr die des Direktors Clayarède, sondern die der Direktorin Lintant und ihres Beystandes Lonce, auf die man das Privilegium des Ersten übertragen hat, und zwar mit vollem Rechte, denn nichts konnte mittelmäßiger, man möchte fast sagen schlechter seyn, als die Truppe, mit der er in den lezten Jahren sich einzustellen wagte. Darum war denn auch das Schauspielhaus gewöhnlich leer, und der Fremde, der von der großen Vorliebe der Genfer für das Theater gehört, erstaunte nicht wenig, bey dem Besuche desselben, sich in einer Art von Wüste zu befinden, in welcher er die wenigen Nomadenhorden der Zuhörer, oder vielmehr der Zuschauer (denn außer dem Pfeifen und Zischen war nicht besonders viel zu hören) zählen konnte. Jezt ist das anders und besser, post nubila phoebus. Zudem ist der Saal neu ausgemalt und ausgeschmückt worden, und wird durch Gas erleuchtet. Die Eröffnung für das Winterhalbjahr fand am 25sten Oktober statt, und zwar mit der einfachen Geschichte (simple histoire) von Scribe und Melesville und dem Honigmond (la lune de miel), beydes angenehme Stücke des Theaters der Frau Herzogin von Berry zu Paris. Seitdem zeichnen sich unter den gegebenen Stücken besonders aus: die Brüder auf der Probe (les frères à l'épreuve), die Milchbrüder (les frères de lait), der Unter-Chef (le Sous chef), das Wirthshaus zu Bagnères, der Wald von Sennart, das Thal von Barcelonette, Blaise, les folies espagnoles, Jean Sboger, die Alte, die verschleierte Frau, das sprechende Gemälde, die Vernunftheirath, die weiße Frau, Hariadan Rothbart, die sechszehnjährige Alte, die Marktschreyerey, die Reise nach Dieppe, die falsche Agnes und Tartüffe. — Unter den Schauspielern und Schauspielerinnen verdienen vorzüglich genannt zu werden: Dem. Bally, erste Sängerin, ein wirklich ausgezeichnetes Talent, vereinigt mit vieler Grazie und dem glücklichsten Spiel; Dem. Fédora, unübertrefflich in den Soubrettenrollen, eine angenehme, nicht besonders vollklingende Stimme; Frau Weiß, sehr gut in den Rollen geschwäziger Nachbarinnen oder lächerlicher Wittwen, wenig Stimme; Frau Caussin, fast in allen Rollen an ihrem Plaze, schade, daß die Stimme nicht angenehmer ist; Frau Allan spielt die Liebhaberinnen mit vieler Naivetät und allem Anstand; Dorfeuil, sehr gut in den Rollen edler Väter; Alexander, gewandter Schauspieler, manchmal zu tragisch in Ton und Geberden; Laurent, erster Sänger, vortrefflicher Musiker, ziemlich guter Schauspieler, undankbares Aeußere, schwache aber angenehme Stimme; Allan, erste Liebhaber-Rollen, guter Schauspieler, Melodramenton; Lonce, ächter Komiker im höhern Styl, unangenehme Stimme; Rose, Komiker im mittlern Styl, vortrefflich in den Rollen der Dummköpfe, wenig Stimme; Malpart, gut in den albernsten Rollen, die er oft übertreibt, in allem Uebrigen sehr mittelmäßig; Mériel, gut in den Tyrannen und Verräthern, verspricht sich oft auf sehr possierliche Weise, wie: le coeur du chemin, le salut de la voie, le village du clocher u. s. w. Im Ganzen kann man indessen mit der neuen Gesellschaft zufrieden seyn. Die Stücke sind meistentheils gut gewählt, und werden gut und zusammengreifend gespielt. Manchmal gibt man uns aber auch sogenannte Vaudevillen, die in der Schweiz spielen, und von der größten Unkunde unsers Landes zeugen. So stellt Demoustier in seinem „hölzernen Bein" zwey Bewohner des Invalidenhauses zu Paris als gute alte Schweizer dar, die sich für ihren König haben verstümmeln lassen. Es ist hier weder von Reisläufern noch von kapitulirten Soldaten die Rede, sondern von solchen, die ihr Vaterland nie verlassen, und im Garnisondienste grau geworden sind, indem sie auf ihrem Posten allen Vorübergehenden den gewöhnlichen Zürcher Gruß: „Ko trüez zie (Gott grüß Sie)" zugerufen.

Dresden, Anfangs Januar.
(Beschluß.)

Am 2ten Januar ward die Bühne wieder mit Gehe's großem Drama: die Malthefer, eröffnet. Es war viel vorher davon gesprochen worden, namentlich von den scenischen Zurüstungen dafür von verschiednen Ansichten über die Rollenvertheilung u. s. w., und ich glaube, daß dieß dem Stücke keinen Vortheil brachte. Ueberhaupt unterliegen alle Stücke, womit ein Theaterabschnitt begonnen wird, einem schärferen Urtheil, namentlich hier bey der eigenthümlichen Stellung des Publikums. Wäre das Alles nicht gewesen, das Drama hätte wohl müssen mit größerer Wärme aufgenommen werden, denn es enthält des Guten und Gelungenen viel, und einige Schattenseiten desselben treten nicht so störend hervor, daß sie, Einzelnes nur berührend, dem Eindrucke des Ganzen nachtheilig werden könnten. Es herrscht eine einfache edle, dem Ganzen angemessene kräftige Diktion darin, die Hauptcharaktere, namentlich die des La Valette, Romegas, Montalto, Scipio, Consqui, (hier Herr Werdy, Zahlbas, Pauli, Becker und Devrient) sind gut geschildert und individualisirt, und ist auch die Intrigue an sich sehr einfach, indem sie sich nur auf die Vertheidigung Malta's gegen den Sturm der Türken bezieht, so sind doch auch noch andere Beziehungen darein verflochten, welche andre Saiten des menschlichen Herzens berühren, und zum Einklange ertönen lassen. Das Griechenmädchen Helena (Mad. Schirmer) ist die einzige weibliche Erscheinung darin, und so mannigfach der Dichter sie auch mit dem Ganzen zu verweben gesucht, und so sehr in einzelnen schönen Stellen ihrer Rolle das Gemüth zu erschüttern und zu erheben gewußt, und dazu namentlich auch die jezige Richtung des Blicks auf Griechenland mit geschickter Hand benuzt hat, so scheint sie mir dennoch unter diesen Männern, und in diesem nur von Krieg und innerem Ritterzwist bewegten Zeitpunkte zu isolirt dazustehen, und dadurch nicht ganz dem Zwecke des vermittelnden Princips zu genügen, wozu sie die Bühneneinsicht des Verfassers wohl bestimmte. Anerkennender Beyfall entging jedoch in den beyden Vorstellungen vom 2ten und 7ten Januar dem Werke wie den Darstellenden nicht, und man bemerkte besonders bey der zweyten Aufführung die Liebe und den Fleiß mit Vergnügen, welche diese auf ihre Rollen gewendet hatten.

Die italienische Oper begann am 3ten Januar mit einer neuen komischen Oper von Vaccai, Peter der Große, oder die Eifersucht auf der Folter, von der man nichts sagen kann, als daß das Publikum für die Flachheit der Musik, durch die ächte Komik des Sgr. Benincasa, als Kapitän Paul von Sardam, und die Virtuosität, mit welcher Sgra. Palazzesi ihre Schlußvariationen vortrug, wieder in etwas entschädigt ward.

Guido.

Berichtigung.

In der „Reise von Wallenstadt bis Genf" (Morgenblatt d. J. Nr. 16—18) ist der Saz, Seite 69, Spalte 2, Zeile 9 von unten, so zu lesen: Im Jahre 1807 wurden, nach Humboldt, in den botanischen Gärten von Europa kaum 6 bis 7000 Species kultivirt; der Berliner Pflanzengarten zählte deren im Jahre 1826 bereits 13,000.

d. Verf.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 22.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Januar 1827.

> In Deutschland ist nichts so auffallend als der Gegensatz zwischen Empfindungen und Gewohnheit, zwischen Talenten und Geschmack. Ausbildung und Natur scheinen dort noch nicht genug zusammen geschmolzen zu seyn. Enthusiasmus für Dichtkunst und schöne Künste unter gemeinen gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten.
>
> Frau von Staël. (Deutschland.)

Urtheil der Engländer über deutsche Sitten und Literatur.

Für manchen unserer Leser ist es wohl von nicht geringem Interesse, zu vernehmen, wie über unsere Literatur unter einem Volke geurtheilt wird, dessen geistige Produkte wir, wie seine materiellen bewundern, einführen und unter uns naturalisiren. Das Interesse an solchen Urtheilen steigt, wenn man bedenkt, welchen Beyfall die ersten Geister der Franzosen unserer Literatur schenken, wie sie übersezt verbreitet wird; wenn man bedenkt, daß durch Abstammung, Denkungsart und geistige Ausbildung die Engländer uns im Grunde näher stehen als — Franzosen. Man mache sich übrigens auf ein ungünstiges Urtheil gefaßt. Aber es kann wie einzelnen, so ganzen Völkern heilsam seyn, von Fremden und sogar von Feinden ihre Meynung über sich zu vernehmen; es läßt sich immer etwas dabey lernen, wenn man nur vernünftig genug ist, über dem unverdienten Tadel, der sich dabey befindet, nicht den etwa verdienten zu verwerfen. Aus diesem Gesichtspunkt möchten wir die Sache betrachtet wissen, wenn wir einige Auszüge aus einer Kritik im lezten Stücke des Blackwoodschen Magazins geben. Sie enthält bey Gelegenheit von Gilie's Sammlung und Uebersetzung deutscher Erzählungen von Hoffmann, Fouqué, Pichler und andern, welche vor Kurzem in drey Bänden in Edinburg erschienen ist, einen beißenden Ausfall auf deutsche Sitten, deutsche Gemüthsart und deutsche Romanliteratur. — „Die deutschen Sitten sind in schlechtem Geschmack, gemein und roh — und die Deutschen, die Sitten seyen roh oder nicht, sind schlechte Sittenmaler. Wir wünschen nicht zu beleidigen, aber es ist nicht zu läugnen, daß das ganze Aeußere der deutschen Lebensweise und Sitte den Stempel dessen trägt, was die Deutschen selbst „Kleinstädtigkeit“ (?) nennen. Wenn man von unedeln Dingen redet, muß man sich unedler Wörter bedienen, und das Wort Hugger-mugger ist ungefähr der paßlichste Ausdruck für die deutsche Lebensweise. Behaglichkeit ist der höchste Luxus der Deutschen, und jeder Familienvater in Deutschland scheint uns nothwendig das zu seyn, was man in gemeiner Sprache einen Mollycot, oder in der Sprache Shakespears (wo er vom alten Capulet redet) Cot-quean nennt. Sogar die jungen Leute sind Cot-queans; vertraut mit den Einrichtungen des Speiseschranks, strenge Verschließer der Käse und Butter, und wachsame Förster im häuslichen Wildzaun der Vorrathskammer. — Was kann abgeschmackter seyn, als der Anblick eines großen dicken deutschen Empfindlers von zwey- bis drey-und-zwanzig Jahren, mit Thränen auf den Wangen, die ihm irgend eine kindische Scene abgelockt, die er eben gelesen, plözlich auf einer Citation seiner Köchin aus dem bodenlosen Abgrund seiner Tasche einen ungeheuern Bund Schlüssel hervorzieht, und mit den Sprüngen eines aufgescheuchten Rhinoceros hinausstürzt, um Molly Zucker und Gewürz, und Katty den Essig zu geben. Oder man stelle sich die unaussprechliche Wirkung vor, welche erfolgen müßte, wenn

jemand in einer gebildeten englischen Gesellschaft ein Gespräch über die beste Art Wallnüsse zu pickeln, oder Kochzucker zu wählen, einführen wollte. Ja es würde einen Zirkel im Staatszimmer vom St. Jamespallast kaum mehr aus der Fassung bringen, als wenn man dort eine Dame niederknieen sähe, um sich den Strumpf aufzubinden, oder einen Kamm hervorziehen, um sich das Haar zu ordnen. Und solche Haushaltungsgegenstände sind es, welche man die deutschen Romanenschreiber oft als mit den Sitten und der Unterhaltung ihrer „vornehmen Leute" verträglich auftischen sieht; selbst von Goethe thut es, und von Goethe hat doch an einem Hofe gelebt. . . . Wir glauben nicht, daß es einen deutschen Gentleman gebe — Bouterweck sagt, daß sich das Wort, in Bezug auf die Sitten, gar nicht in's Deutsche übersetzen lasse — wir glauben ihm, daß es eben so sehr den Deutschen an dem Worte fehlt, als an dem Dinge selbst, zum wenigsten in dem höchsten und idealischen Begriff, den wir in dieser Insel damit verbinden."

„Nun, was ist die Ursache von allem diesem? woran liegt es, daß die deutsche Gesellschaft einen schlechtern Ton hat, als die in andern Ländern? Einige mögen es aus dem Mangel einer allgemeinen Hauptstadt für ganz Deutschland erklären. Andere dürften vielleicht, mehr philosophisch, die Ursache in dem Mangel der engen Vermischung aller Klassen der Gesellschaft finden, welche in England durch unsere eigenthümliche Regierungsform und unsere bürgerlichen Einrichtungen entsteht. Bey uns ist die anziehende Kraft zwischen unsern höchsten und niedrigsten Ständen sehr groß, und folglich auch die zurückstoßende, welches beydes zur Erhöhung des Nationalmaßstabes der Sitten beyträgt. Die Söhne einer herzoglichen Familie sogar kommen unter das Volk, in der Schule, auf der Universität, auf der Wahlbühne und in mancherley öffentlichen Geschäften; auf diese Weise wird die reinste Gattung der guten Erziehung so zu sagen öffentlich zur Schau gestellt und zieht sich durch alle Stufen bis zum gemeinsten Volke hinab. Auf der andern Seite wieder, da die Vornehmen diese fortlaufende Abstufung kennen und wissen, daß sie nicht wie der Adel auf dem festen Lande durch eine schroffe Scheidelinie vom Volke getrennt sind, so werden sie von ihrem hohen Blute angespornt, sich durch die Unterschiede in den Sitten und in der Verfeinerung eine solche Scheidewand zu bilden. Und so geschieht es, daß, während in England das aristokratische Gefühl die höchste Zartheit in den Sitten nothwendig macht, dieselbe durch die Nothwendigkeit, dem demokratischen Geiste nachzugeben, verbreitet wird. In Deutschland ist es ganz anders; dort ist keine Zurückstoßung zwischen den verschiedenen Theilen des Staatskörpers, blos weil es keine Anziehung gibt."

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

In den Seestädten ist das häusliche Leben der reichern Klasse auf großem, in New-York auf viel zu großem Fuße für einen republikanischen Staat. Die New-Yorker Damen haben noch immer nicht einsehen gelernt, daß ihre Muster die Cornelias und nicht die englischen Dutchesses und Countesses (Herzoginnen und Gräfinnen) sind, die sie nie ungestraft nachäffen dürfen. Der Kleideraufwand in New-York übersteigt alle Gränzen. Ein Schleyer (veil) von niederländischen Spitzen, ein Cachemir-Shawl, eine Londner Damenuhr mit goldner Kette sind mit den übrigen eben so kostbaren Bestandtheilen des weiblichen Anzuges die täglichen Bedürfnisse. Und damit geht das schöne Geschlecht um, wie der Matrose mit seiner rothen Baumwollenjacke. Der Vormittag verstreicht unter Putzvorbereitungen für den Tag; höchstens unterbricht eine Stunde Pianoforte oder irgend ein anderer Unterricht dieses wichtige Geschäft. Um zwölf Uhr erscheinen die Freundinnen, oder ein Dandy (Stutzer), mit dem die Geschichte und Chronique scandaleuse des verflossenen Tages abgehandelt wird. Während dem ist die Miß angekleidet, und nun geht sie in Begleitung ihrer Freundinnen oder ihres Freundes auf ihren Morgenausflug aus, der im Besuchen der sämmtlichen fashionablen Modeläden besteht. Dieß ist tägliches Geschäft und dauert zwey bis drey Stunden. Nach gewechselten Kleidern wird zu Mittag gespeiset, wieder Kleider gewechselt, und entweder ein Walk (Spaziergang), oder eine riding party (Spazierfahrt) unternommen. Die italienische Oper oder das Theater folgt hierauf, wenn keine förmliche Theepartie angenommen ist. Auch hiezu wird noch der Anzug gewechselt, und der Tag so mit Anziehen, Fahren und Modeladenbesuchen hingebracht. Man könnte eine solche Lebensart für Republikanerinnen ein wenig zu französisch finden. Doch wer ein vier- bis fünfmaliges Kleiderwechseln und zwey- bis dreystündiges Besuchen der Modeläden nicht vertragen kann, sucht sich seine Frau besser auf dem Lande. Wenn sie jedoch nicht gefallen, so liegt die Schuld nicht an ihnen. An Bemühungen, den Fremden, wenn er ihnen interessant genug scheint, an sich zu ziehen, lassen sie es nicht fehlen. Jeder neue Ankömmling im honetten Anzuge ist Gegenstand der Anziehungskraft der spekulirenden Miß, und zwar stets so lange, bis der status quo seiner Finanzen die angenehme Täuschung entweder verwirklicht oder gehoben hat. Nichts ist interessanter, als wenn irgend ein Foreigner (Ausländer) erscheint, dessen Aeußeres etwas Ausgezeichnetes vermuthen läßt. Alle Springfedern weiblicher Spionerie werden in Bewegung gesezt, und der abentheuerliche Geist der Glücksjägerinnen hat seinen Culminationspunkt erreicht, wenn der Fremde etwas einem

Solitaire oder derley Dingen ähnliches blicken läßt. Gewöhnlich wird aus dem Berge ein Mäuschen, aus dem Lord, Count oder Baron ein Abenteurer, und aus seinen Diamanten Glassteine. Nun nimmt die verlegene Miß auch sogleich wieder die tugendhafte Kälte an, bis sich ein neuer Gegenstand findet. Eine Menge Anekdoten dieser Art hört man jedes Jahr, und obwohl der zehnte Theil erdichtet ist, braucht es doch keine sehr scharfe Beurtheilung, um so viel als richtig einzusehen, daß die Klugheit dieser Ladys noch viel weiter geht, als die ihrer englischen Schwestern, die es bekanntlich darin sehr weit gebracht haben, und ihrer Gefühle so sehr Meister sind, daß sie diese nie ausbrechen lassen, ausgenommen sie wissen, wie weit ihr Settlement sich erstreckt. Vor einiger Zeit kam Mr. B., ein junger Britte aus einem guten Hause, nach New-York. Er hatte Empfehlungsschreiben an Mr. R. Ein zweymaliges Sehen war hinreichend, um ihn mit der Miß R. in ein ziemlich nahes Verhältniß zu bringen. Geschenke wurden gewechselt, und der junge Mann war in seinen Gaben nicht sparsam. Er war nicht reich, doch auch nicht arm, und jung, blühend, in seinem Geschäftskreise vollkommen ausgebildet, mußte er für jeden Familienvater eine willkommne Erscheinung seyn. Die Eltern sprachen von der Nothwendigkeit, sich zu erklären; der junge Mann that dieß, und sie waren zufrieden. Der Tag der Trauung war zwar noch nicht bestimmt angesezt, doch auch nicht ferne, als Mr. S., ein reicher vierzigjähriger Bachelor und Pflanzer erschien. Das war eine zu bedeutende Person, als daß man nicht alles versucht haben würde, ihn festzuhalten. Er schien sich auch festhalten lassen zu wollen, und besuchte mit der schönen Miß R. das Theater, fuhr sie in seinem prächtigen Wagen aus, war jedoch Praktikus genug, sich nicht in Geschenken zu übernehmen. Dem Britten gab man zeitweiligen Abschied, jedoch, wie es sich von selbst versteht, keine Geschenke zurück. Er sendet nun Miß R. die ihren, und auch da erscheint noch nichts von den seinigen. In vierzehn Tagen war auch der reiche Bachelor weiter gezogen, und man versuchte nun wieder eine Annäherung mit John Bull. Doch dieser hatte so den Spleen bekommen, daß er nicht weiter Lückenbüßer seyn wollte, und Miß R. freylich ziemlich bullenmäßig bedeutete, daß er ihr Verhältniß in den öffentlichen Blättern bekannt machen würde, im Falle die brillantnen Ohregehänge und Ringe nicht zurückkämen. Nun endlich kamen auch diese an, und Miß R. hatte in ihrem siebzehnten Jahre den dreyfachen Kummer, zwey Geliebte und einen Brillantschmuck verloren zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Inschrift in Agra.

Man liest folgende Inschrift in großen Buchstaben über dem Hauptthore von Agra in Hindostan:

„Im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Julof wurden zweytausend Ehen nach beyderseitiger Einwilligung der Gatten von der Obrigkeit getrennt. Dieß erregte so sehr den Unwillen des Kaisers, daß er die Ehescheidung in seinen Staaten abschaffte. Im Laufe des folgenden Jahrs verminderte sich die Anzahl der Ehen in Agra um dreytausend, und die der Ehebrüche stieg um beynahe siebentausend. Dreyhundert Frauen wurden lebendig verbrannt, weil sie ihre Männer vergiftet, und fünf-und-siebenzig Männer, weil sie ihre Weiber ermordet hatten; der Werth des Geräthes, das im Innern der Familien zerbrochen und verdorben wurde, belief sich auf drey Millionen Rupien; der Kaiser führte schnell die Ehescheidung wieder ein.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

Durch den raschen, so allgemein betrauerten Todesfall des Staatsrathes Moriz von Bethmann hat die Stadt einen empfindlichen, und in der That unersezlichen Verlust erlitten. Er nahm eine ausgezeichnete Stelle in unserem kleinen Freystaat ein, nahm die Ehre der Stadt bey feyerlichen Anläßen gegen Einheimische und Fremde wahr, wirkte durch Rath und That in manchen Zweigen des Gemeinwesens kräftig mit, war ein Förderer der Künste und Wissenschaften, Stifter und Versteher von Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten, und übte noch viel Gutes im Stillen, was erst jezt nach seinem Tode an den Tag kommt. Nicht leicht hat ein Mann in ähnlichen Verhältnissen von einem so großen Vermögen (man schäzt es auf acht Millionen) einen so wohlthätigen Gebrauch gemacht. Als Chef eines großen Banquier-Hauses bedurfte er großer Summen, die er im Umsaz geltend machte; außerdem hatte er ansehnliche Herrschaften in Böhmen, schöne Güter um Frankfurt, eine zahlreiche Dienerschaft, man kann sagen eine kleine Hofhaltung, — und überall zeigte er sich mild und väterlich gegen die Seinen. Seine Eigenschaften als Weltmann, seine geselligen Tugenden, ja seine Fähigkeiten, wo es galt als Staatsmann, als eifriger Verfechter seiner Vaterstadt und seiner Mitbürger aufzutreten (z. B. bey der französischen Retirade, wo die Stadt in großer Gefahr schwebte), wurden durch mannichfaltige Reisen und Verbindungen zu rege erhalten, als daß sie in Deutschland, ja in Europa unbekannt seyn sollten. Selten erklang seit dem Mittelalter der Name eines Kaufmannes — eines Binnenländers — so weit wie der Name Bethmanns, welcher, vom Anfange seiner Laufbahn in großen und glänzenden Verbindungen genannt, über fernen Meeren von Bekannten und Unbekannten als Menschenfreund und edler Bürger eben so betrauert werden wird wie in der Heimath. Die allgemeinste Theilnahme äußerte sich hier bey der Nachricht von

seiner gefährlichen Erkrankung. Im Theater war es, in einem Konzerte des Herrn Kapellmeisters Guhr, worin Spohrs Oratorium: Die lezten Dinge, aufgeführt wurde, wo Bethmann von dem Schlagflusse getroffen wurde, von welchem er nicht wieder genas. Völlig wohl war er in's Theater gefahren, wohin er Mad. Catalani brachte, die auch dieses Mal wieder an dem Verehrer der Kunst einen zuvorkommenden Freund und Beschützer finden sollte. Eine halbe Stunde darauf brachte man den Erkrankten über den Corridor in ein Zimmer am Eingange des Theaters; eine partielle Lähmung war eingetreten, die Aerzte erklärten den Zustand für bedenklich, und als nach vierundzwanzig Stunden banger Erwartung die Sprache noch nicht zurückkehren wollte, der Kranke vielmehr, troz aller angewandten Mittel aus einem schlafähnlichen Zustande in den andern verfiel, da bemächtigte sich eine unverkennbar trübe, niedergeschlagene Stimmung aller Kreise, und vierundzwanzig Stunden weiter — war er verschieden. Die große Theilnahme der ganzen Stadt ward bey seinem Leichenbegängnisse kund, welches am lezten Tag im Jahre stattfand. Schon Tags vorher, wo die Leiche auf einem Paradebett ausgestellt war, mußte dem heftigen Andrang der Menschen mit bewaffneter Hand Einhalt gethan werden. Am Morgen des 31sten Decembers waren, schon eine Stunde bevor der feyerliche Zug eröffnet wurde, alle Straßen, durch welche er führen sollte, mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt, und fast alle Fenster besezt. Auf dem Kornmarkt, an welchem das Bethmannische Haus steht, mußte eine Abtheilung Soldaten die Mitte der Straße für den Leichenzug frey halten, und weitere Posten ließen durch die anderen Straßen. Die Fenster des großen Kornmarkts waren bis hoch zu den Dächern mit Zuschauern gefüllt. Endlich sezte sich um 11 Uhr der Zug in Bewegung. Den Anfang machten zwey städtische Hellepartiere; hinter dem Kreuz ging eine Anzahl von den Mitgliedern des hiesigen Cäcilien-Vereins, welche (gegen den gewöhnlichen Gebrauch) schon vom Trauerhause an geistliche Lieder sangen. Diese Singbegleitung von einem aus vielen vornehmen Mitbürgern bestehenden Verein ist eine Auszeichnung, welche bisher noch keinem Verstorbenen zu Theil ward. Nach ihnen kam das Komptoir-Personale, die Hausofficianten und die Dienerschaft, und endlich der düstere Leichenwagen, zu seinen Seiten zehn Nebengänger; achtundvierzig Träger, größtentheils die Handwerker des Bethmannischen Hauses, folgten. Nun kamen die nächsten Leidtragenden in drey Trauerkutschen, diesen zunächst gingen andere Leidtragende aus der Familie, die Chefs des Banquierhauses und nähere Freunde. An diese schloß sich eine unabsehliche Reihe von Leidtragenden aus der ganzen Bürgerschaft. Zwey Tage vorher erschien in den Zeitungen eine Bekanntmachung, unterschrieben von vielen der angesehensten hiesigen Einwohner aus verschiedenen Ständen, worin es hieß: „die gesammte hiesige Bürgerschaft hat durch den plözlichen Tod eines ihrer achtbarsten Glieder, des Herrn Staatsraths M. v. Bethmann, einen allgemein tief empfundenen Verlust erlitten. Die Verdienste, welche er sich um die hiesige Stadt in jeder Beziehung erworben, erregen gewiß den allseitigen Wunsch, ihm die lezte Ehre durch feyerliche Begleitung der Leiche zu erweisen. Die Unterzeichneten, von gleichem Wunsche beseelt, erlauben sich daher ihren Mitbürgern die Behausung ꝛc. als Versammlungsort vorzuschlagen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. Dec.

Man machte neulich einen ziemlich merkwürdigen Versuch auf der Seine mit einer Vorrichtung, die dazu dienen sollte, die Böte wider den Strom hinaufzuziehen. Dieß Hinaufziehen war bisher eine sehr schwierige Arbeit, wegen der vielen Brücken und wegen der vielen Waaren, welche immer an den Ufern der Seine liegen. Besonders wenn schwer beladene Böte den Fluß hinaufschifften, wie dieß neulich mit den zu Livorno angekauften und zu Hâvre angelandeten egyptischen Alterthümern der Fall war, war die Reise vom Eingange der Stadt bis zum Bestimmungsorte lang, schwierig und kostspielig. Eine Kompagnie hatte daher den Entschluß gehabt, die Dampfschifffahrt zu dem Hinaufziehen der Böte zu benutzen, und hatte sich ein Patent erwirkt, um in Paris, so wie auch an allen beliebigen Orten zwischen Paris und Hâvre ihre Vorrichtung anzulegen und zu gebrauchen. Sie hat nun zuerst mit Paris selbst anfangen wollen, wo es in der That besser die Mühe verlohnt der Schifffahrt zu Hülfe zu kommen, als auswärts. Diese Vorrichtung besteht in einer langen Kette, die an dem Bestimmungsorte festgemacht, und bis zum Eingange der Stadt, den Fluß hinab ausgedehnt wird. Ein kleines Dampfboot, welches das belastete Boot hinter sich herzieht, fährt längs dieser Kette den Strom hinauf, und zwar so, daß die Zähne eines eisernen Kammrades, welches durch den Dampf gedreht wird, in die Ringe der Kette greifen, und einen nach dem andern durchlaufen. Natürlich haben die Ringe so genau abgemessen werden müssen, daß die Radzähne sie eben so leicht ergreifen können als in einem Uhrwerke die Zähne der Räderchen in einander greifen. Uebrigens durchläuft das Rad die Kettenringe mit einer großen Schnelligkeit, und macht sich wahrscheinlich aus jedem dieser Ringe einen Stützpunkt, um gegen die folgenden vorzurücken. Wollte man nun die Böte von Hâvre bis nach Paris hinaufziehen, so müßte man eine zwanzig Meilen lange Kette haben; welches eben keine leichte Aufgabe ist. Auch scheint sich die Kompagnie vor der Hand auf Paris und auf einige Oerter in der Seine, wo das Hinaufziehen sehr beschwerlich ist, beschränken zu wollen. Wirklich ist der Vortheil ihres Unternehmens für manche Personen noch nicht erwiesen. Bey den in Paris auf der Seine angestellten Versuchen haben sie nur ein geringes Boot, und keineswegs ein's der schwersten stromaufwärts gezogen, und selbst dazu bedurften sie eines ziemlich starken Dampfbootes. Die Kosten müssen also beträchtlich seyn, vielleicht eben so beträchtlich, als ob das belastete Boot mit Pferden gezogen würde. In dieser Voraussetzung wäre der Kettenzug eben nicht sehr wichtig, und würde sich auch nicht lange halten. Möglich wäre es jedoch, daß die Erfindung vervollkommnet, und wie so manche andre, allmählig verbessert und vereinfacht würde. Dieß ist gerade der Fall mit der Uhrmacherey in Paris; bey einer der lezten Sizungen der Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbfleißes wurde ein Bericht über eine Erfindung eines Mechanikers verlesen, die wahrscheinlich Aufsehen erregen wird. Seit einem Jahrhundert zeichnen sich einige Pariser Uhrmacher durch die große Richtigkeit ihrer Uhren aus; die Namen Lépine, Breguet, Lepeautre sind in ganz Europa bekannt Aber diese Herren lassen sich eine gute Uhr auch theuer bezahlen. Es gibt einige dieser Fabrikanten, die keine Uhr unter dem Preise von 800 bis 1200 Franken aus ihren Händen lassen, und mit ihrem Namen bezeichnen. Breguets Uhren sind sehr einfach, indem er zur Bewegung ein échappement libre anwendet; aber solch eine einfache Uhr kostet doch immer wenigstens fünfundzwanzig bis dreyßig Louisdor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 26. Januar 1827.

Nach meinem Gold mißt er den Grad der Wärme,
Womit er mir die Hand beym Empfang drückt,
Sein Weib erröthet nicht mich auszuforschen,
Wieviel ich wohl noch einmal erben könnte.
Ja! selbst die Töchter ziehen die Bilanz:
Und ihre Gunst verdank ich meinem Schneider,
Sie prüfen Schnitt und Feinheit meiner Kleider
Und meiner Kette, meiner Ringe Glanz.

Englisches Schauspiel.

Skizzen aus Amerika.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen genommen werden aus diesen Spekulantinnen nicht die schlechtesten Frauen. Was ihnen an Gefühl abgeht, ersetzen sie an Klugheit. Sie sind das, was Boarding schools- and houses (Kostschulen und Kosthäuser), Luxus, Fremde, und ein hoher Grad von Sittenverfeinerung aus ihnen machen können. Die weiblichen Gefühle haben hier durchgängig eine merkantile Richtung, und Klugheit ist das vorherrschende Prinzip. Freylich wird diese Klugheit zuweilen Gefühllosigkeit und Vergessen alles mütterlichen oder weiblichen Gefühls. In New York oder Philadelphia muß man jedoch diese Dinge nicht suchen. — Der Sohn einer gewissen Mrs. F. von Ph. kam nach K., um da als Lawyer zu praktiziren. Er suchte — und erhielt auch keine Geschäfte, und brachte seine Zeit so ziemlich in der Tavern oder im Bette zu. Der junge Mann hatte jedoch ungeachtet seines heftigen Zitterns da einen Gegenstand gefunden, der seinen Wünschen entsprach, und war nahe daran, sich mit diesem zu vermählen. Seine Mutter erhielt Wind, und Aristokratin in jeder Hinsicht, berief sie ihren lieben Sohn sogleich nach Hause. Er kam. Die erste Anrede war: are You married? „(Sind Sie verehelicht)?“ No, Madam! „(Nein).“ „Wohl, gehen Sie in Ihr Zimmer, und erwarten Sie da meine weiteren Befehle.“ Diese bestanden darin, daß der liebe Sohn dreyhundert Meilen von K. entfernt seine Praxis beginnen sollte. Einige Wochen hierauf kamen Bekannte von mir nach Ph. und besuchten Mrs. F. „Ich weiß nicht, äußerte die zärtliche Mutter, was ich mit diesem Menschen anfangen soll? Er trinkt mir so stark, und riecht immer nach Brandy und Cigarren. Ich denke, ich werde ihn nach New-Orleans senden, das gelbe Fieber wird wohl da das Beste thun und ihn kuriren! Die Auslagen werden mir zu viel.“ — Buchstäbliche Aeußerungen einer sogenannten respektabeln Dame, die wenigstens 10,000 Dollars jährliche Einkünfte und nur noch einen Sohn zu Hause hat. So sind nun zwar nicht alle Mütter, und Mrs. M. hat noch viele gleich edle Schwestern in New York und den Seestädten.

In der Regel jedoch ist hier mehr kaufmännischer Sinn, mehr Klugheit und weniger Gefühl, so passiv die Dame auch erscheinen mag. Doch auch in den Seestädten ist die Frau ihrem Manne treu ergeben. Ehebrüche sind äußerst selten und werden mit allgemeiner Verachtung betrachtet, obwohl in jüngern Jahren so mancher Blick, und ein vielsagender dazu, auf Seitengegenstände fällt. Würde man jedoch diese Augensprache für etwas Wirkliches nehmen, so dürfte man sich sehr getäuscht finden. Die amerikanische Hausfrau in Seestädten ist in der Regel häuslich ohne arbeitsam, stille und gelassen ohne geduldig, passiv ohne gefühlvoll zu seyn.

Ein gewisses Stillleben ist der Hauptzug der amerikanischen Familie. Für rauschende Vergnügungen hat die Amerikanerin nicht Sinn, und man wird sehr reiche und

gebildete Mädchen zu Tausenden finden, die nicht tanzen können, ins Theater zu gehen für eine Sünde halten und in ihrem ganzen Wesen einfach und würdevoll sind. Bälle, obwohl nicht mehr in dem schiefen Lichte betrachtet, wie früher, sind bey weitem nicht so häufig als in Europa. Ich glaube nicht, daß z. B. in Pittsburg das ganze Jahr hindurch zehn Privatbälle gegeben werden. Oeffentliche sind höchstens zwey, am Geburtstage Washingtons und am Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung. Zu beyden hat man nur Zutritt, wenn man geladen ist. Bey öffentlichen ladet die Komittee, die die Leitung des Balles hat. Sie folgen gewöhnlich auf ein öffentliches Gastmahl, das nebst den zwey obenerwähnten Gelegenheiten noch bey der Ankunft irgend eines ausgezeichneten Volkslieblings, z. B. Lafayette, oder nach der Wahl eines begünstigten Kandidaten von dem Volke oder der interessirten Parthey gegeben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Urtheil der Engländer über deutsche Sitten und Literatur.

(Beschluß.)

„Anziehung kann es keine geben, wenn der Geist für's Oeffentliche und für Unternehmungen schlummert und das Volk keinen Einfluß auf die Regierung hat; und keine Zurückstoßung, wo die ausschließlichen Vorrechte einer Klasse einen Schlagbaum zwischen sich selbst und jede andere werfen, welcher jeden Grund zur Eifersucht und zum Wetteifer entfernt. Der hohe Adel in Deutschland, bey dem man doch natürlicherweise das Muster der Sitten suchen sollte, ist gänzlich von der Masse der Nation getrennt und übt durchaus keinen Einfluß auf den allgemeinen gesellschaftlichen Ton."

„Diese Betrachtungen tragen etwas dazu bey, die deutschen Sitten zu erklären, aber noch nicht alles. Wer die deutsche Lebensweise betrachtet, wäre es auch nur im Spiegel eines deutschen Romans, wird bald finden, daß die Verfassung des deutschen Gemüthes selbst großen Theils an dem schlechten Geschmack im geselligen Umgang schuld ist. Die häuslichen Neigungen der Deutschen sind warm und liebenswürdig, sie sind aber nicht von einem edeln Schlage und es läßt sich nicht läugnen, daß derselbe falsche Ton in dem Ausdruck ihrer Gefühle wie in ihren Sitten herrscht. Unter welchem Volke z. B. als bey dem deutschen, nennt eine Tochter ihren Vater „liebes kleines Väterchen?" Zwar bedienen sich alle Nationen der Verkleinerungswörter als der geziemendsten Sprache für die Liebe; aber welcher Liebe? der Liebe, welche von Gleichem zum Gleichen redet, oder der zärtlichen Herablassung, gewiß nicht der Ehrfurcht gebietenden kindlichen Liebe. Dieser einzige Umstand möchte beynahe genug seyn, um uns zu überzeugen, daß das deutsche Gefühl durchaus verzärtelt ist, daß es ihnen an einem männlichen Tone in ihren Empfindungen gebricht, ohne welchem es nichts Edles in den Sitten, die ihren Einfluß von ihnen erhalten, geben kann." Aber dieselbe Art paralytischer Schwäche zeigt sich in der ganzen Lebensweise der Deutschen. Nirgends ist die verächtliche Kindischkeit so gemein, Eheverbindungen nach dem ersten zufälligen Antrieb der Lust oder Einbildungskraft zu knüpfen. . . . Verbindungen, mit solcher kindischen Eile und solchem Leichtsinn geknüpft, werden eben so leicht gelöst. Nirgendwo in der Welt wird der Ehestand so sehr durch die niedrige und entwürdigende Leidenschaft der Eifersucht entstellt. Dieser Umstand allein beweist, auf welchen elenden Grund die Verbindungen zwischen den Geschlechtern gebaut sind. . . . Indessen glaube man nicht, daß die Deutschen ein sinnliches Volk seyen, da würde man ihnen sehr unrecht thun; es ist nicht in ihrem Gelüsten, sondern in den liebenswürdigen Regungen unserer höheren Natur, wo die Deutschen die Entnervung ihres Gemüthes zeigen. Die Elternliebe z. B. nimmt immer den krankhaften kindischen Charakter an, den sie bey uns selten hat als bey abgelebten Großeltern. Das Benehmen eines deutschen Dorfpredigers gegen seine Heerde ist ziemlich von demselben Schlage. . . . Sie besitzen mehrere vortreffliche Geistesgaben, die uns in England fehlen. Aber sie haben dessen ungeachtet keine Knochen — kein Gegengewicht von gesundem männlichem Verstande in ihren Empfindungen. Es gibt ein gewisses Prinzip des Widerstandes von Seiten des Willens und Verstandes, welches bey uns den häuslichen Neigungen Stärke und Würde gibt, und dieses Prinzip geht den Deutschen ab. Derselben schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Empfindung schreiben wir auch zum Theil das Unvermögen zu, den Charakter eines Gentleman hervorzubringen — wie sollte der Deutsche, der seine Bewunderung schreyt, sein Erstaunen kreischt, sein Mißfallen brüllt und seinen Beyfall mit geballter Faust auf den Tisch schlägt, die ruhige Selbstbeherrschung und Würde eines brittischen Gentleman erlangen? Und wo es keine Gentleman gibt, da fehlt der Schlüssel zu einem guten Sittensystem."

Wir haben gewiß in Deutschland manche hochfahrende vornehme Kritik gelesen, aber so außerordentlich geschmackvoll, gebildet und vornehm wie diese — niemal. Es muß das Muster eines Gentleman seyn, der diese Recension im Blackwoodschen Magazin niederlegte. Aber man erlaube uns einige Bemerkungen. Der Vorwurf von Bequemlichkeit, den uns dieser Britte macht, ist eben so neu als außerordentlich. Nicht aus Widerspruch, sondern in wahrem Ernst wollten wir nachweisen, daß es kein unbequemeres Volk als die Deutschen gibt. An Bequemlichkeit müssen wir wenigstens den Engländern den Vorrang lassen. Wir

sahen in Deutschland, Frankreich und Holland englische Gentlemans in der guten Gesellschaft und können versichern, daß wir uns über ihre an Naivetät gränzende Bequemlichkeit gewundert haben. Ein Dandy von gutem Ton legt sich queer auf das Sopha oder in den breitesten Fauteuil neben dem Kamin und läßt Damen neben sich stehen, oder sieht ruhig zu, wie sie sich geringere Plätze suchen müssen. Doch nicht aus eigener Anschauung, aus dem „Spiegel ihrer Romane" läßt sich dieß zur Genüge nachweisen. Wer Florentina Maccarthy der Lady Morgan, wer Walter Scotts St. Ronansbronnen gelesen hat, wird von der Wohlgezogenheit und Artigkeit englischer Gentlemans schlechte Begriffe bekommen. Es ist hier nicht der Ort, unsern bessern Ständen Lobeserhebungen über die Würde ihrer Frauen, über den feinen Takt ihrer Männer zu machen, doch wissen wir, daß sie sich am Hofe von St. James so geschickt und anständig repräsentiren würden, als der erste Fuchsjäger in den drey Königreichen. Daß die Bildung in England tiefer herab in die Volksklassen gehe, läugnen wir durchaus. Diese allgemeine, weitgehende Bildung besteht nur darin, daß der Handwerker denselben Rock, dieselbe Hutform trägt wie der beste Gentleman, daß er seine Times liest und über Politik und das Unterhaus spricht.

Phantasieen eines Hoffmann, der selten in der wirklichen Welt einkehrte, Romane eines Fouqué, die gerade durch Unwahrscheinlichkeit ihren Zauber erhalten, Historien eines Van der Velde, die den Chroniken einer längstvergangenen Zeit angehören, können nie ein Maßstab für den Zustand unserer Literatur, vielweniger für unsere Sitten seyn, und wer Goethe's Tasso, seine Wahlverwandtschaften und einige Partieen aus Wilhelm Meister gelesen hat, wird ihm wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß er die Sitten besserer Stände zu roh und unbehülflich erscheinen lasse, daß ihm und seinen Bildern jene Feinheit und Gewandtheit, jener Anstand des Betragens abgehen, die Folgen einer guten Erziehung und des Zusammenlebens mit Gebildeten sind.

„Liebes (kleines) Väterchen" ist ein Ausdruck kindlicher Liebe, der jedem Volke eigen ist, in welchem die Kinder das Glück haben, zu ihren Eltern „Du" sagen zu dürfen; und in Rußland, wo sich die höhern Stände an Bildung mit jedem von Europa messen können, gereicht es einer jungen, wohlgezogenen Dame nie zur Schande, wenn sie zu ihrem Vater „batuschka" (Väterchen) sagt.

Doch genug; spricht man uns auch Nationalgefühl ab, so haben wir uns doch ein Selbstgefühl gerettet, das über die vornehme Aufschneiderey eines englischen Journalisten lächelt; und zählt auch, wie behauptet wird, die ganze deutsche Nation keinen einzigen Gentleman unter sich, so haben wir doch Männer genug, die den Anstand nie so weit vergessen, in guter Gesellschaft (wie doch die literarische ist) durch grobe Klatschereyen und Lügen sich lächerlich zu machen.

W. H.

Distichon.

Am lezten Dezember 1826.

Glückliche Zeit, die nur nach Freudigem zählet das Leben,
Fest' an Feste gesellt, Blumen an Blumen sich reiht;
Ehe der Wirklichkeit Arm, der rauhe der glühenden Farben
Schmelz und den Zauberduft ihr unerbittlich entstreift;
Selige Jugendzeit! Ein Echo von dir doch, ein Abbild
Lockt aus dem Musenhain selber den Greisenden noch.
Eilt denn ihr Jahre dahin! Was ich von dem Herrn mir bitte? . . .
Daß sie treu mir zum Grab wahren dieß freundliche Bild.

Ez.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

In diesem Nachbarhause versammelte sich eine unglaubliche Menge von Leidtragenden, man sagt, daß jedes Handlungshaus einen Repräsentanten geschickt habe, der vielen übrigen Theilnehmenden aus allen Klassen nicht zu gedenken. Den Glanz des Zuges vermehrten die beyden regierenden Bürgermeister zu Fuß, an dessen Spitze mehrere andere Glieder des Senats, mehrere Stabs- und sonstige Offiziere, der Wagen des russischen Gesandten mit zwey Kavalieren von der Mission, und eine lange Reihe von mehr als vierzig Wagen einheimischer und fremder Herrschaften, von lezteren die der hier anwesenden Bundestags-Gesandten. So bewegte sich der feyerliche Zug durch den größeren Theil der Stadt, von allen Seiten gedrängt mit Zuschauern umgeben, die durch tiefe Stille ihre Theilnahme bezeugten. Vor der lezten Straße zum Kirchhofe wurde der Sarg, dekorirt mit den Orden und Insignien des Verewigten, aus dem Leichenwagen genommen, und von den Trägern bis an das Kirchhofthor getragen. Hier übernahm das Korps der freywilligen Bürgerkavallerie den Sarg mit den irdischen Resten seines ehemaligen Chefs. Unter Trauermusik wurde derselbe zur Grabesstätte geleitet, wo viele Schüler der von Bethmann so treulich unterstüzten Musterschule (für Söhne der Kaufleute) zum Gesang aufgestellt waren. Jezt trat der fungirende Geistliche, Herr Konsistorialrath Pfarrer Kirchner, ein Freund des Verewigten, in den großen geschlossenen Kreis der Leidtragenden, und hielt eine tief ergreifende Rede. Von den Worten dieses meisterlichen Redners nur folgende einzelne Stellen: „Wenn solche Männer fallen, wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillestehen des Einzigen beklommen. Die Thränen, die wir ihm nachweinen, sind kein leeres Schaugepränge, und die, welche seinem Leichenzuge folgen, trauern nicht blos mit ihrem Gewande. — Wer verstand, wie Er, im Tumulte großer Weltbegebenheiten, deren nicht unthätiger Zeuge er gewesen, neben der Gegenwart des Geistes die noch seltnere Gegenwart des Gemüths zu bewahren? Wer verstand, in den besorglichen Verschlingungen eines viel bewegten Lebens, die Gunst des Augenblicks so wie er zu erschauen und zu fassen? Und wann, in der sorgenschwersten Zeit, fand je ein Freund ihn kalt, ein Mitbürger ihn unzugänglich, das bedrängte Gemeinwesen ihn kalt und

engherzig? – Und im Sonnenscheine des Friedens: schnell im Auffassen, wie Wenige, und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger, auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, stand sein gefeyerter Name bey jedem großartigen Unternehmen obenan. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, war dieser Name bekannt und verehrt; und klug benuzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntesten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden. Alles sagen darf man nicht, sonst würde hier noch viel zu erzählen seyn von frühen Talenten, die er im Keime erkannt und gepflegt, von schlummernden Kräften, die er geweckt, vom blöden Verdienste, das er aus dem Schatten gezogen, von weinenden Angesichtern, die er getrocknet, von brechenden Herzen, die er unterstüzt, und von so manchem Beytrag, den er zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit geleistet hat." — Noch eines verehrungswürdigen Zuges gedachte der treffliche Parentator in den Worten; „dort harret seiner, neben so manchen vorangegangenen Freunden, eine edle Seele, die seinem kindlichen Herzen über Alles theuer war." Seine Mutter, eine treffliche Frau, war ihm vor vier Jahren in die Ewigkeit vorausgegangen. Die Art, wie er sie ehrte, und sich ihr vor Fremden und Einheimischen aufmerksam bewies, ist eine der schönsten Seiten in dem Charakter unseres verewigten Mitbürgers. — — In seinem Testamente vermachte er viele und bedeutende Legate an Freunde und Diener, milde Stiftungen und wissenschaftliche Anstalten. Unter lezteren nennt man die Summe von 40,000 fl., welche Bethmann für die Errichtung einer Lancasterschen Schule ausgesezt hat. Der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft schenkte er nicht allein die ihr gemachten, nicht unbeträchtlichen Vorschüsse, sondern noch ein Kapital von 10,000 fl. — In dem Testament, welches natürlich sogleich bekannt wurde, ist unter andern auch festgesezt, daß dem ältesten Sohn (jezt 16 Jahre alt) die um Frankfurt belegenen Güter als Majorat zufallen sollen, und ein Kapital von 200,000 fl. dazu bestimmt sey, den Glanz des Hauses durch Repräsentationen aller Art, wie bey seinen Lebzeiten aufrecht zu erhalten. — Bethmann hinterläßt eine Wittwe, geborene Boode aus Amsterdam, mit vier unmündigen Söhnen und drey Schwestern mit deren Kindern. Er beschloß seine segensreiche Laufbahn im noch nicht vollendeten 59sten Lebensjahre. Sit illi terra levis.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, 20. Dec.

(Fortsetzung.)

Nun hat ein Mechaniker in Paris, der niemals Uhrmacher gewesen ist, gedacht, es wäre eine hübsche Sache, wenn er es soweit brächte, den gewöhnlichen Uhren die Genauigkeit und die Einfachheit der schönen Breguet'schen Uhren zu geben, ohne deßhalb ihren Preis zu erhöhen. Mit einem wahren Reformatorsinne hat sich also der Mann sogleich an's Werk begeben. Von den sechzig oder siebenzig Stücken, woraus eine gewöhnliche Uhr besteht, hat er sechs und dreyßig fortgeschafft, unter andern die Kette, der komplizirteste Theil der Uhren; die Bewegung geschieht wie in den feinen Breguet'schen Uhren, vermittelst des échappement libre; das Aufwinden hat dieser Reformator auch abgeschafft; das Reguliren wird ebenfalls überflüssig, indem die neuen Uhren keine andere Abweichung erleiden können, als diejenige, welche durch den Einfluß der Temperatur auf die in der Uhr gebrauchten Metalle hervorgebracht wird, etwa eine Minute in einem Monate. Man denke sich die Revolution, womit diese Ankündigung die Uhrmacherkunst bedroht. Nach dem Versprechen des Erfinders wird hinführo jedweder für acht oder zehn Thaler eine Uhr besitzen können, die keiner Breguet'schen oder Graham'schen, fünfzig Louisdor kostenden, Seeuhr etwas nachgeben wird. Das Verfertigen wird leichter und geschwinder von statten gehen, die Uhren werden verkleinert, oder wenigstens viel platter werden können, und schlechte Uhren wird es eigentlich, nach dem neuen System gar nicht mehr geben, da diesem System zufolge die Uhren nicht anders als richtig gehen können. Ein Kaiser Karl V. wird also künftighin aus dem verschiedenen Gange der Uhren keine Schlüsse mehr über die verschiedenen Meynungen des Menschen ziehen können, und wenn künftig die Köpfe so wohl übereinstimmen werden als die Uhren des Pariser Uhrenreformators, so wird gewiß das goldene Zeitalter nicht lange ausbleiben. Natürlich rede ich hier immer nur nach dem Versprechen des Reformators, da ich vor der Hand nichts weiter als Versprechen und eine einzige nach seinem Muster verfertigte Uhr kenne. Ich darf auch nicht verhehlen, daß der an die Aufmunterungsgesellschaft neulich abgestattete Bericht vom Hrn. Francoeur einige Fehler und Unbegreiflichkeiten der neuen Erfindung aufdeckte, die dann freylich dazu geeignet sind, um den Enthusiasmus über eine so merkwürdige und gemeinnützige Sache sehr zu dämpfen. Das sogenannte échappement libre soll leicht überschlagen, obschon der Uhrenreformator den Schlüssel abschafft, da nach seinem System kein Aufwinden mehr nöthig ist, aus dem Grunde, weil keine Kette mehr da ist, so meynt Francoeur, der Schlüssel werde doch immer noch nöthig seyn, um den Zeiger zu stellen. Ich möchte aber fast diese Einwendung für etwas sehr Kleinliches halten; da jedoch Francoeur und andere Kommissarien der Aufmunterungsgesellschaft die Mechanik gut kennen müssen, so kann es sehr wohl seyn, daß das neue Uhrensystem wirklich einige bedeutende Fehler hat. Kömmt die Sache einmal zur Ausführung, so wird sich dieß bald zeigen. Wie ich höre, soll das Publikum nicht eher Proben der neuen Uhren in Händen bekommen, als bis zehntausend Stück fertig sind, vermuthlich um nicht des Vortheils verlustig zu werden, indem das Patent, das sich der Mann hat ausfertigen lassen, ihn nur in Frankreich, nicht aber im Auslande gegen Nachahmen schützen kann. Die zehntausend Stück Uhren, die auf einmal in die Welt wie ein Regen herabfallen sollen, scheinen also größtentheils für's Ausland bestimmt zu seyn. Dieser Uhrenhagel soll im nächsten Frühjahr stattfinden. — Es müßte wahrlich kein Erfindungsgeist in der französischen Nation mehr seyn, wenn jezt, aller Bemühungen der Obskuranten ungeachtet, die Leute von dem Gewerbsfleiße ab- und zu Andachtsübungen hinzuziehen, nicht mancher Gewerbszweig mit nützlichen Verbesserungen bereichert würde; denn erstlich ist man nie in Frankreich so eifrig darauf bedacht gewesen, sich die besten Erfindungen der englischen Mechanik zu Nutzen zu machen, wie denn auch wirklich manche geschickte englische Mechaniker und Arbeiter sich in Frankreich niederlassen, und sie selbst Fabriken angelegt haben, und zweytens hat sich in Frankreich ein großer Drang nach theoretischen Kenntnissen kund gethan, und diesem Drange ist durch öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen über die Theorie der Technik in dreyßig bis vierzig Städten Frankreichs Genüge geleistet. Das erste Beyspiel solchen Unterrichts für Handwerker und Fabrikanten ist in Paris durch den Baron Dupin gegeben worden, der vor zwey Jahren zum ersten Male einen Kursus für die Gewerbsfleißigen aus freyen Stücken anordnete. Ob sie viel technische Kenntnisse aus diesem Kursus holen, möchte ich eben nicht behaupten.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Januar 1827.

„Allein der Vortrag macht des Redners Glück,
Ich fühl es wohl, noch bin ich weit zurück."
Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey er kein schellenlauter Thor.
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.

Goethe.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahr 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmüthigen Polizeydirektors und Censors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jezt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerey, war ohne Scheu, freymüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „Die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeydirektor strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte, und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigungen ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das wäre eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiederte hierauf: dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar, aber, meiner Meynung nach, wäre jezt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Censurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeydirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freyheit — Freyheit? Nein; das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. Beatus ille qui procul negotiis — sezte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich. Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht; aber was ich suchte, habe ich bis jezt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon sagte: le style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl, so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung, der Mensch ist wie sein Buch — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freyheit

liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffene Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische eines Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt ihre vollkommne Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Kolorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl; er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar Beyder Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich Beyder Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sey dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freyheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kömmt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kömmt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Kokettterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben, doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabey leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem Geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Umgestaltung, welche die Menschheit erlitten, kam durch das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freylich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch, die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Beschluß.)

Bey solchen Gelegenheiten treten die angesehensten Einwohner der Stadt, oder die Glieder der Parthey zusammen und wählen eine Komitté, die die Anordnung des Gastmahles und des darauf folgenden Balles über sich nimmt. Von dieser werden die Gäste eingeladen. Um drey Uhr in Countystädten und um fünf Uhr in den Seestädten nimmt das Mahl seinen Anfang. Es besteht immer aus drey Trachten. Die erste gewöhnlich aus eingemachten Fischen, Fleischspeisen, Gemüse und Pasteten, worunter in Seestädten stets Schildkrötsuppe und Pasteten. Das gewöhnliche Getränk ist Claret-Wein. Die Speisen werden, wie gewöhnlich, auf einmal auf die Tafel gesetzt, und die Gäste setzen sich an den ihnen angewiesenen Plätzen. In einer halben Stunde wird die erste Tracht abgeräumt, und es folgt die zweyte, die aus Braten ꝛc., Jelly und Salaten besteht. Ist auch diese abgeräumt, so kömmt die dritte, nämlich Mehlspeisen und Konfituren. Und nun erst werden die Gesundheiten ausgebracht. In der

Mitte der Tafel, und an beyden Enden sitzen die Glieder der erwählten Komittee. Der erste erhebt sich und liest von einem Blatte den ersten Toast. Diesem folgt das Komitté-Mitglied am obern, und darauf das am untern Ende. Die Gäste trinken nun die ausgebrachte Gesundheit, die stets auf das Fest sich bezieht. Man nimmt zu dieser stets Madeira- oder Champa-Wein. In zehn Minuten wird die zweyte ausgebracht, wieder auf dieselbe Weise. Gewöhnlich gilt die zweyte dem Wohle der Vereinigten Staaten. Die dritte wieder so — dem Andenken Washingtons :c. Ueber sechs offizielle Gesundheiten werden selten ausgebracht. Auf diese folgen die Volunteers (Privatgesundheiten), die nun die Gäste einander zutrinken. Das Mahl dauert gewöhnlich drey bis vier Stunden, und es herrscht Anstand und Würde dabey. Um acht Uhr beginnt der Ball. Für Erfrischungen und Supper, das gewöhnlich, wenigstens in Countystädten, stehend (die Damen sitzend) genommen wird, ist reichlich, und, zum Leidwesen der Damen, die nach zwölf Uhr ziemlich schwankende Tänzer haben, zu reichlich besorgt. Die Musik ist in Countystädten schlecht; gewöhnlich besteht sie aus einer oder zwey Violinen, die bärentanzartig gespielt werden. Die Tänze sind Kotillons, Kontretänze, und auf Privatbällen auch Walzer. Ich fragte einen jungen gebildeten Franzosen, der auf einem Balle zu S. mit mir war, wie er sich unterhalte? Wie unter lauter Kandidaten der Theologie, war die Antwort. Die Gesellschaft erschien ihm nämlich unerträglich steif und formell. Doch die Decency (Anstand) vergißt der Amerikaner selbst im Genusse seiner Freuden nicht leicht. Er weiß, daß er gerade da seine Achtung nicht verlieren darf, und daß seine Bälle öfters auch politische Nebenzwecke haben, die für ihn Fallstricke werden sollen. — Vor einiger Zeit wurde in H. ein Ball dieser Art gegeben, zu dem Judge Y. von G. geladen wurde. Seit längerer Zeit nährten die Lawyers von H. gegen ihn einen Amtsgroll, und Lawyer B. zielte schon lange nach seiner Stelle. Doch dem finstern morosen Judge war in nichts beyzukommen, außer daß er öfters zu tief ins Glas sah. Zu einem Supper wäre er nicht gegangen, da er sich seiner Schwachheit bewußt war. Einer Einladung zum Balle konnte er, oder vielmehr seine Tochter, die er mitgebracht hatte, nicht widerstehen. Er kam, wurde freundlich empfangen, weiter schien man sich jedoch um ihn nicht zu bekümmern. Das machte ihn sicher. Nach zwey Stunden peinvoller Enthaltung versuchte er endlich ein Glas des köstlichen Franzbranntweins, und nun war kein Widerstand mehr möglich. Gleich einem Indianer stürzt er über die Bouteillen her, und nach einer Stunde Arbeit, während welcher zwey junge Lawyers seine Tochter nach Kräften zu unterhalten strebten, mußte er nach Hause getragen werden.

Man hatte Vorkehrungen getroffen, den Präsident-Judge während seiner Transportirung den Augen von wenigstens fünfzig Zeugen auszusetzen, und der Meth, den man ihm unter den Rum gemischt hatte, machte den sonst ziemlich starken Mann auch für den folgenden Tag unfähig. Eine Adresse zirkulirte, durch den Ballgeber veranstaltet, Unterschriften wurden gesammelt, und die Klage auf Absetzung des am Court-Dienstage betrunkenen Oberrichters nach Harrisburgh gesandt. Die Assembly war jedoch zu rechtlich, um den dem honourable Judge gespielten Streich nicht gehörig zu würdigen, und er kam mit einem derben Verweise davon.

Die Zahl fünf.

In China zollt man dieser Zahl hohe Achtung. Die Chinesen nehmen fünf Elemente an: Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde; fünf Verwandtschaften unter Menschen: Fürst und Minister, Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder, Mann und Weib, Freunde; fünf Tugenden: Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, das Wissen und die Wahrheit; fünf Stufen des Adels; fünf Abtheilungen des Kompasses: Ost, Süd, West, Nord und Mittelpunkt; fünf Arten von Geschmack: sauer, süß, bitter, scharf, gesalzen; fünf Farben: himmelblau, gelb, Fleischfarbe, weiß, schwarz; fünf Eingeweide des Menschen: Leber, Herz, Lunge, Nieren und Magen; fünf Sinnenwerkzeuge: Ohren, Augen, Mund, Nase und Augenbraunen. Es gibt ein launiges Gespräch zwischen diesen Organen von einem chinesischen Schriftsteller: der Mund beklagt sich über die Nase, daß sie zu sehr in seiner Nähe und über ihm steht; die Nase vertheidigt ihr Recht dadurch, daß, wenn sie nicht wäre, der Mund alles Schmutzige essen könne; die Nase beschwert sich, daß die Augen über ihr ständen; die Augen erwiedern, ohne sie könne die Nase durch Anstoßen wider ungesehene Gegenstände gebrochen werden. — Aus Plutarch sieht man, daß die alten Griechen auch fünf als eine mysteriöse Zahl betrachteten.

* * *

Was die fünf Tugenden betrifft, so meynt freylich Davis in einem unlängst nach Europa gelangten Briefe:

„Reist man in ihrem Lande, so kömmt man beynahe vor Hunger um, das ist ihre Barmherzigkeit. Schenkt man ihnen im geringsten Vertrauen, so wird man betrogen; das ist ihre Gerechtigkeit. Geht man in ihren Straßen spazieren, so kömmt man nie ohne Beschimpfung weg, und wird man darüber ungehalten, so wird man zuweilen mit derben Bambusschlägen begrüßt; das ist ihre Höflichkeit. China liegt in der Mitte der vier Meere, sagen diese gelehrten Leute; das ist ihre Wissenschaft: und vom Kaiser bis zum Bauer herab sind sie sammt und sonders Lügner; das ist ihre herrliche Wahrheitsliebe."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 20. Dec.

(Beschluß.)

Dupin, welcher gern etwas Lärm und Aufsehen macht, läßt sich in allzu viele Dinge ein, die den Handwerkern nichts lehren können, und scheint vielmehr zu dem großen Publikum sprechen zu wollen, als zu derjenigen Klasse insbesondere, dem dieser Lehrkursus gewidmet seyn soll. Allein Dupins Eifer hat doch das Gute hervorgebracht, daß die Fabrikanten die Nothwendigkeit eingesehen haben, sich mit theoretischen Kenntnissen zu versehen, und daß sein Beyspiel in den Provinzen nachgeahmt worden ist, so daß nun überall in Frankreich dergleichen Lehrkurse im Gange sind. An manchen Orten freylich hat es damit ziemlich gestockt. Eines Theils bildeten sich die Handwerker, besonders in den Seestädten ein, die Regierung lasse diesen Unterricht ertheilen, um die Handwerker hernach auf den Schiffen zu gebrauchen, so gewohnt sind die Leute auch noch jezt unter einer konstitutionellen Verfassung an das Verfahren despotischer oder unumgeschränkter Regierungen. Andertheils mochte an manchen Orten der Unterricht ihren Bedürfnissen nicht angepaßt seyn; wenigstens kamen sie nach den ersten Vorlesungen nicht wieder, und die Herren Professoren sahen ihr Auditorium allmählig verschwinden. Manche dieser freywilligen Lehrer mögen auch wohl nicht die Gabe besessen haben, ihre Zuhörer durch einen angenehmen oder lehrreichen Vortrag zu fesseln. Dupin versteht das Ding besser; er läßt sogleich in allen Zeitungen ausposaunen, was er den Zuhörern vorgetragen hat, und das ganze Publikum wohnt gleichsam zum zweyten Male seinen Vorlesungen bey. Besonders hat seine erste Vorlesung dieses Winters Aufsehen erregt. Der Hr. Professor hatte nämlich mit einer Landkarte Frankreichs die Katheder bestiegen, und auf dieser Karte, die er seinen Zuhörern erklärte, hatte er mit hellen und dunkeln Farben die aufgeklärten und die unwissenden Theile des Reiches bezeichnet. Alle Zeitungen haben seine Berechnungen eingerückt, woraus erhellt, daß das nördliche Frankreich ungleich betriebsamer, gewerbsfleißiger, mit Schulen, Fabriken und nüzlichen Anstalten reichlicher ausgestattet ist, als das innere und das südliche Frankreich. Ueber diese lezten Landstriche war der Herr Professor dann auch mit einem, in schwarzer Farbe tief eingetauchten Pinsel einhergefahren. Dieß war eine gute Lektion für die mittäglichen Provinzen, die so wenig Anhänglichkeit an eine freye Verfassung und an gute aufgeklärte Staatseinrichtungen zeigen, welche wenig Fabriken anlegen, und wenig Handwerker beschäftigen, aber dagegen die Brüderschaften der weißen, schwarzen, grauen und blauen Büßenden wieder herstellen, und gehaltlose Menschen zur Deputirtenkammer schicken. Freylich gibt es Städte im südlichen Frankreich, die mit den gewerbfleißigsten Städten des übrigen Frankreichs wetteifern, und worin Lehranstalten und Fabriken blühen, allein es war in Dupins Berechnung von der allgemeinen Zahl die Rede, und aus dieser Berechnung geht nur allzudeutlich hervor, daß der Süden Frankreichs dem Norden in mancher Hinsicht weit nachsteht. Man sollte ähnliche Vergleichungen zwischen dem nördlichen und südlichen Deutschland, zwischen dem nördlichen und südlichen Europa anstellen, und die trägen und unwissenden Länder in schwarzer Farbe zur öffentlichen Warnung darstellen, wie es Dupin so eben mit den faulen und sorglosen Provinzen Frankreichs gemacht hat. In Frankreich verdienen diejenigen Landstriche, denen es an Gewerbfleiß fehlt, um so mehr Vorwürfe, da keine Innungen, Meisterschaften und dergleichen lästiger Zwang dem Fleiße und den Unternehmungen der Handwerker Schranken sezt, und das Reich groß genug ist, um auch bey schlechten Märkten im Auslande auf Absaz ihrer Waaren rechnen zu können. So lange als diese Gewerbsfreyheit bestehen wird, ist es wahrlich der Provinzen eigne Schuld, wenn sie zurückbleiben. In Paris selbst hat es damit keine Noth, denn hier spornen Konkurrenz, bedeutender Absaz, Mode und Zulauf von Fremden den Gewerbfleiß beständig an. Hier wachen die Handthierungen aber auch sorgfältig über die Aufrechthaltung ihrer, seit der Revolution bestehenden, Gewerbsfreyheit. So haben die Schlossermeister, oder wenigstens ein großer Theil der hier ansässigen Schlosser eine Schrift drucken lassen, worin sie sich über die Concierges der drey großen Leichenhöfe um Paris beklagen, welche das Monopol der zu den Denkmälern erforderlichen Eisenarbeit an sich reißen wollen. Auf jedem der drey Leichenhöfe wohnt nämlich ein Wächter oder Aufseher, der gleichsam der Konservator der Anstalt ist, ein Register über die eingebrachten Leichen hält, die Gräber numerirt, und mehrere Leute unter seiner Aufsicht hat. Beym größten jener Leichenhöfe, nämlich beym sogenannten Cimetière du père Lachaise, ist das Amt eines solchen Concierge beynahe ein wichtiges Staatsamt. Der Departementspräfekt Chabrol, der dieß Amt zu vergeben hat, ist beynahe nach dem Brauche aller oder mancher Staatsbeamten und Großen verfahren, indem er einen Kammerdiener damit versorgt hat. Dieser Kammerdiener oder ehemaliges Faktotum, den er aus dem Piemontesischen, wo Gr. v. Chabrol sonst Präfekt war, mitgebracht hat, ist ein Italiener, nämlich Tapponi, der seinen Namen französirt hat, und jezt Tappon heißt. In der Schlosserschrift wird er beschuldigt, daß er sich ein Einkommen von sechzigtausend Franken verschaffe, so daß sich also der Aufseher des Leichenhofes besser stände als ein Staatsrath; vermuthlich ist die Beschuldigung übertrieben; zwanzigtausend Fränkchen soll der Mann jährlich doch einstreichen, was denn allerdings noch ein hübscher Gehalt wäre, und dem Hrn. Tapponi oder Tappon ein Recht gäbe, von der Wahrheit eines Aufsazes, den neulich eine englische Monatschrift unter dem Titel: Von der Nüzlichkeit der Todten für die Lebenden, gab, innig überzeugt zu seyn. Daher lebt der Hr. Tapponi oder Tappon auch wie ein kleiner Fürst auf seinem Leichenhofe, hält zwey Sekretäre, hat eine Schreibstube, worüber Bureau d'agence steht, hat ein halbduzend Wächter unter seinen Befehlen, nebst den Todtengräbern, und macht bedeutende Lieferungen an Blumen, Grabsteinen u. a. Dingen, welche der Schmerz der Lebenden zur Ehre der Hingeschiedenen bestellt, und selten zu theuer findet. Was Wunder also, daß dieser kleine Fürst des Leichenhofes Neid und Eifersucht erweckt, und daß man ihn in Druckschriften anfeindet, und seine Beschäftigung unter den Leichen als eine allzuvortheilhafte Stelle schildert? Manche verdienstvolle Männer quälen sich unter den Lebenden ab, und gewinnen kein Viertel von demjenigen, was der Hr. Tapponi unter den Todten einzieht.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 18.

Christtag.

Räthsel.

Der Augenblick, der meines Bruders Leben
Erlöscht und in das Grab
Ihm Kron' und Zepter stürzt, muß mit dem Herrscherstab
Und mit der Krone mir das Licht des Lebens geben.
Ob glücklicher seyn wird mein Regiment,
Das mag die Zukunft lehren!
Gnug! wer zum Guten nur sich wackern Sinns bekennt,
Dem kann ich gute Zeit beschwören.

— o —

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Januar 1827.



„Wer ist der Mann, der sich so ungezwungen als Bettler benimmt?“
Eine Landplage ist er; und solche bettelnde Gäste werden am Ende so bekannt mit uns, als Hausthiere.

Walter Scott.

Reise nach Madrid im August und September 1826.

Wir theilen hier unsern Lesern einige Skizzen aus einer Reise mit, die Hr. Blanqui im vergangenen Jahr in Spanien machte. Diese Reise, allein in der Absicht zu beobachten unternommen, gibt ein lebendiges Bild vom kläglichen Zustande dieses unglücklichen Landes; Blanqui wollte ganz Spanien bereisen, aber die Polizey fand es für gut, den Lauf seiner Beobachtungen in Madrid zu hemmen, das gegenwärtig einer afrikanischen Stadt gleicht, zu der man sich durch Wüsten und Räuberbanden durchschlägt.

* * *

Ein zerlumpter Soldat öffnet die Thüre an der Brücke über die Bidassoa, streckt die Hand aus und bettelt: algo para echar un trago, ein kleines Trinkgeld; dieß sind die ersten Worte, die ich in Spanien hörte. Hinter diesem Soldaten stellt sich ein Douanier, noch schmutziger und elender, steif vor die Reisenden hin und bettelt gleichfalls mit einer Kaltblütigkeit und Unverschämtheit, die uns empörten: dieß sind die Vorrechte der Angestellten dieser Regierung. In Irun umringt uns ein Haufen neuer Bettler; der eine erbietet sich, uns zum Alcaden zu führen, der andere auf die Polizey, der dritte ins Wirthshaus, und es kostet uns viele Mühe, uns von diesen Zudringlichen, deren Züge und Kleidung gleich verdächtig sind, loszumachen. Der Polizeybeamte wohnte am Ende des Dorfs, es war Nacht als wir in sein Bureau traten; zwey Alguazils mit unheilverkündenden Gesichtern saßen am Eingang unter einem Rechen mit verrosteten Gewehren von antiker Form. Der Sekretär, ein artiger Mann, nahm uns gut auf und fertigte uns ohne weiteres ab; aber unsere Pässe wurden uns von den Alguazils gebracht und diese mußte man bezahlen.

Je weiter man in der Gegend kommt, desto schärfer tritt der Charakter von Land und Volk hervor. Es gibt nichts so malerisches in Frankreich als die Gegenden von Oyarzun, Freani und die reizenden Thäler von Guipuscoa. Die Berge sind von oben bis unten bebaut; endlose Maisfelder, von sehr hohem, kräftigem Wuchse, eine unzählige Menge von Fruchtbäumen schmücken diese lachenden Fluren, wo die Nebel der Pyrenäen das Grün ewig frisch erhalten. Aber das Innere der Dörfer entspricht leider diesen guten Anzeichen nicht. Die Häuser sind entsetzlich schmutzig, alt und verfallen; die Gitter vor den Fenstern der untern Stockwerke, die endlosen Balkone, die Wappen, die ganze Mauern bedecken, alles trägt das Gepräge der Düsterheit und des Mönchthums. Priester und Mönche in wunderlichen Kostümen, tragen in den Dörfern ihre Faulheit zur Schau; meistens bringen sie die Zeit damit zu, daß sie Havannahcigarren rauchen oder sich durch die Fenster der Erdgeschosse mit den Weibern unterhalten. Ihr familiärer Ton fiel mir in den ersten Tagen sehr auf; aber bald erfuhr ich, es sey dieß eine Ehre, nach der die besten Familien streben.

Der Landbau, die Viehzucht und die Eisenwerke beschäftigen beynahe die ganze Bevölkerung von Guipuscoa; alle andere Industriezweige sind gänzlich vernachlässigt. Der Schleichhandel versieht das Land hinreichend mit Baumwollenzeugen, Kattun, Leinwand und Geweben aller Art. Die Priester werden sehr verehrt, und ihre Wohlbeleibtheit sticht auffallend gegen die trockene, magere Leibesbeschaffenheit der Einwohner ab. Wenn sie durch die Straßen gehen, stürzen die Kinder herbey, um ihnen die Hände zu küssen; dieser Gebrauch gründet sich auf Gewohnheiten, welche die Zeit geheiligt hat und die sorgfältig unterhalten werden. Wie könnte man sich auch eines Gefühls von Furcht und Achtung vor Menschen erwehren, die über die Güter dieser Welt verfügen und in der andern Belohnung und Strafe austheilen?

Die Gesetze unterstützen noch die Gewohnheiten. Jeder Spanier, der sein Kind nicht innerhalb vier-und-zwanzig Stunden nach der Geburt taufen läßt, wird zu einer harten Geldbuße und zu geistlichen Strafen verurtheilt; läßt er diese Zeit verstreichen, und stirbt der Neugeborne ungetauft, so verliert der Vater seine Bürgerrechte, seine Güter werden konfiszirt, und er wird vom spanischen Gebiete verbannt. Wer nicht mehr als einmal vierteljährlich die Sakramente genießt, wird der Gleichgültigkeit verdächtig. Was für Strafen gegen diejenigen verfügt werden, die dem Gottesdienste nicht sehr regelmäßig beywohnen, kann ich nicht sagen; ich weiß aber, daß es welche gibt. Doch alles dieses darf einen nicht in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß die Summarien des heiligen Thomas das Handbuch der Artilleriezöglinge in Segovia geworden sind.

Alles trägt hier den unauslöschlichen Stempel der theokratischen Regierung, sogar die Art, sich anzukündigen. Wer ist da? fragt die Person, die man besucht: nach dem Gebrauche antwortet man lateinisch: Ave Maria, worauf man spanisch erwiedert: Sin pecado concebida, (die ohne Sünde empfangen) und die Thüre geht auf. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen, wird gegeben mit vaya Vmd. con Dios (Gott geleite Euch). Alle diese Höflichkeitsformeln und noch viele andere sind offenbar mönchisch. Ich führe sie an als einen Beweis des alten Bündnisses zwischen diesem Volke und der Kirche. Wir nehmen in unsern Träumen für die Civilisation der Halbinsel zu wenig Rücksicht darauf, und haben Unrecht, wenn wir es den Menschen so sehr zum Vorwurf machen, daß sie sich ihres Vortheils bedienen. Ist es ihre Schuld, wenn es den Spaniern beliebt zu säen, damit die Geistlichkeit ernte?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Sprache und Styl.

(Beschluß.)

Die schlechte Schreibart, die man bey vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihre Kunstmängel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht, an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätten vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreyßig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Stylübung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben und es kömmt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabey gelernt, daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleichkräftigen deutschen wiedergeben könne; ich ließ mich nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst sehr bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benuzt haben. Die goldene Zeit der römischen Literatur begann, als die der Freyheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frey herausprechen darf, ist man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freyheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch ver-

stattet nicht alles frey herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Konstitution, von Spanien, von Italien sprechen; aber manches ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Konstitution sagt er „Leibesbeschaffenheit;" statt Spanien „Iberien;" statt Italien „das Land, wo im dunkeln Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken, diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Wenn sie nicht bald ihren Styl verbessern, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20sten März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutsche Zeitungsschreiber wurden wie toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von obenerwähntem Polizeydirektor dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Sekretär, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind. Ob er nach Osten oder nach Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben." Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeyzimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin, übersetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das nasse Manuscript zum Censiren ins Nebenzimmer, wo der Polizeydirektor saß. Dieser las es und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Kompliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersezt. Horaz — das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delikatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!) Und welche Philosophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" . . . Als ich Horaz wegen seiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, streckte feyerlich wie ein Gespenst meine Rechte aus, und sprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann seyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäsar rauben, als ich Octavius stehlen sah, gab ich die römische Freyheit verloren — erst dann weinte ich um sie, als ich Horaz gelesen. — Er ein Römer, Ihr Götter! und seine Kinderaugen hatten die Freyheit gesehen — er war der erste, der sich am Feuer des göttlichen Genius seine Suppe kochte! Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth seyn. Was singt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unsterblichen Götter! ein Römer und Geduld! Er vermochte darüber zu scherzen, daß er, in jener Schlacht bey Philippi, wo Brutus und die Freyheit blieb, seinen kleinen Schild „nicht gar löblich," verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeydirektor, und doch warf er ihn weg — so leicht machte er sich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?" . . . Ich sagte noch mehrere solche, theils fürchterliche, theils heidnische Dinge. Der Polizeydirektor entsezte sich, trat weit, weit von mir zurück, und sah mich flehendlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich: er ist doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Ansteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich nunc est bibendum gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und nach fast den ganzen Horaz übersezt. Da liegen sie nun die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglückseliger Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrey erbeten. Dr. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

Um von dem Traurigen auf etwas Erfreuliches überzugehen, gebe ich Ihnen die für unsere arme poetische Literatur erfreuliche Nachricht, daß die wunderschönen Mährchen von Clemens Brentano hier in der Vaterstadt des Dichters herauskommen werden. Ich kann mich nicht enthalten, das herrliche Lied an den Rhein, welches den Cyklus der Mährchen des Rheinstroms eröffnet, als Surrogat jeder andern, immer nur mangelhaften Ankündigung ganz herzusetzen, damit diesen deutschen Dichter lieben lerne, wer ihn noch nicht in seiner Tiefe kennt, und um auf viele solcher schönen eingestreuten Lieder und Dichtungen aufmerksam zu machen. — Ein junger frommer Müllerbursche, Radlauf, singt, indem er vor Schlafengehen einen Kranz in den Rhein wirft, folgendes Lied:

Nun, gute Nacht! mein Leben,
Du alter treuer Rhein,
Deine Wellen schweben
Schon im klaren Sternenschein;
Die Welt ist rings entschlafen,
Es singt den Wolkenschafen
Der Mond ein Lied.

Der Schiffer schläft im Nachen
Und träumet von dem Meer,
Du aber, du mußt wachen
Und trägst das Schiff einher,
Und führst ein freyes Leben,
Durchtanzest bey den Reben
Die ernste Nacht.

Wer dich gesehn, lernt lachen;
Du bist so freudenreich,
Du labst das Herz der Schwachen
Und machst den Armen reich,
Du spiegelst hohe Schlösser,
Und füllest große Fässer
Mit edlem Wein.

Auch manchen lehrst du weinen,
Dem du sein Lieb entführt;
Gott wolle die vereinen,
Die solche Sehnsucht rührt.
Sie irren in den Hainen,
Und von den Echosteinen
Erschallt ihr Weh.

Und manchen lehret beten
Dein tiefer Felsengrund,
Wer dich im Zorn betreten,
Den ziehst du in den Schlund.
Wo deine Strudel brausen,
Wo deine Wirbel sausen,
Da beten sie.

Mich aber lehrst du singen,
Wenn dich mein Aug' ersieht,
Ein freudenselig Klingen
Mir durch den Busen zieht.
Treib fromm nur meine Mühle,
Jezt scheid' ich in der Kühle
Und schlummre ein.

Ihr lieben Sterne decket
Mir meinen Vater zu,
Bis euch die Sonne wecket,
Bis dahin mahle du.
Wird's gut, will ich dich preisen,
Dann sing' in höhern Weisen
Ich dir ein Lied.

Nun werf' ich dir zum Spiele
Den Kranz in deine Fluth,
Trag ihn zu seinem Ziele,
Wo dieser Tag auch ruht.
Und nun muß ich mich wenden
Und segnend dich vollenden
Den Abendsang.

Welche Phantasie, mit welcher Einfalt gepaart, wie groß und wie kindlich zugleich. Ist ein würdiges Lied dem Rhein gesungen worden, so ist es dieß, worin er sich ganz spiegelt wie er ist, mit seinen Reben und Schlössern, den, vom Echo beseelten Felsen und den raschen Strudeln, in dem langen Heldenlauf zum Meere, wovon dem Schiffer träumt! Wenn dereinst Goethe's Fischer und König von Thule und andere herrliche Volkslieder aus dem Munde dankbarer und gerührter Enkel fortklingen in alle Zeiten wie jezt, so wird es dieses Lied gewiß nicht minder; aber es erfordert auch einen Komponisten, der dem großartigen Sinn des Dichters keinen Zwang auferlegt, und nicht matt hinter ihm zurückbleibt.

Bey unserem Theater sieht es gegenwärtig mit der Oper ganz betrübt aus. Dem. Heinefetter, deren Glockentöne Jedermann Bewunderung abnöthigen, hat uns mit ihrer Schwester vor zwey Monaten, und Dem. Bamberger, die liebliche Sängerin, hat uns, ebenfalls mit ihrer Schwester, ganz kürzlich verlassen. Die erstere ist in Cassel der Liebling des Publikums geworden, und wir können von Spohrs weiser Leitung für ihr Talent nur das Beste hoffen. Ihr Abgang von hier bot eine traurige Scene im Theater, die jedoch durch die Auslegung der Worte, welche die junge Künstlerin beym Abschied sprach, eine komische Wendung bekam. Auch Dem. Bamberger wird unter dieser Direktion schwerlich wieder zurückkehren, da sie sich, wie man hört, auf Verhältnisse bezieht, welche schwerlich so bald zu beseitigen seyn werden. Die Künstlerin soll Tieck auch für's Lustspiel und Melodrama empfohlen seyn, und wirklich schon das Suschen im Bräutigam aus Mexico und die Preciosa einstudiren, zwey Rollen, zu welchen sie freylich hier nicht gelangt wäre, da sie im Besiz von Dem. Lindner sind. Ob sie dieselben mit so viel Kunst wie dieses ihr hiesiges Vorbild geben wird, steht dahin; zu erwarten ist aber, daß sie sie mit mehr Natur geben wird; denn Dem. Lindner, wir müssen es mit innigem Bedauern bekennen, schlägt immer mehr den Weg der Mad. Neumann ein, und sucht die Gunst des Publikums, welche der Jugend nicht mehr gezollt wird, durch künstliche Auffassungen und Nüancirungen zu erhalten, oder gar zu steigern, die man gelinde mit dem Ausdrucke Manier bezeichnet. Die Künstlerin hat es vielleicht noch in ihrer Gewalt, zurückzukehren — später könnte es ihr wie der allzu sehr gefeyerten Mad. Neumann ergehen, und ihr unmöglich werden. Zwey Fächer sind, wo die zwey Künstlerinnen, auch im schlimmsten Fall, bleiben werden, was sie sind, und was sie waren, woraus sich ihr Talent entwickelt habe. Dem. Lindner in den naiven Landmädchen, worin sie von keiner jezt lebenden Künstlerin (die Renner ist todt) übertroffen wird, und Mad. Neumann in den Weltdämchen, die sie mit unvergleichlicher Laune darstellt. — Für die abgegangenen zwey bedeutenden und zwey werdenden Sängerinnen sind vorerst zwey Dem. Roisten, vom Theater in Trier engagirt worden, recht brave Anfängerinnen, die aber mit jedem neuen Auftreten in der Erinnerung neue Wunden schlagen. Für den entwichenen Herrn Gröser sind in kurzer Zeit drey Baritons erschienen, ein Herr Kuhn von Mannheim, ein Frankfurter von Geburt, den man früher unbegreiflicher Weise hatte weggehen lassen, und der jezt auch nicht wieder gewonnen ist, Herr Hauser von Dresden, welcher Forderungen machte, daß den Aktionärs die Augen übergingen, und Herr Marder, von einem kleineren Theater am Rhein, als Anfänger recht brav, dessen Name aber sogleich zu dem Wiz Anlaß gab, daß man die Tauben, oder vielmehr die Kanarienvögel und Nachtigallen habe fliegen lassen, und den Marder dafür in den Käfig bekommen habe.

Neue Opern sind seit vorigem Herbst, seit der weißen Dame von Boyeldieu nicht gegeben worden; in Konzerten hörten wir wohl die Ouvertüre von Webers Oberon, und der Raugraf, eine Oper von einem genialen ehemaligen Mitgliede des hiesigen Orchesters, Femy, einem Schüler von Cherubini, mit dessen und Boyeldieu's Styl seine Musik Verwandtschaft hat, ist ebenfalls theilweise in Konzerten, als Probe und Vorläufer einer Aufführung, gegeben worden, wobey es indessen auch verblieben ist. Eine dritte Oper, auf welche man wegen der schönen Ouvertüre begierig war, ist von dem ausgezeichneten Komponisten im Liederfache, Herrn Schnyder von Wartensee, den wir seit mehreren Jahren den Unsrigen nennen, sie heißt Estella. Alle Versuche der Art, unserem Theater durch gediegne neue Opern aufzuhelfen, scheinen an der Unzuverlässigkeit der Operndirektion zu scheitern. Die beyden lezteren Werke wurden dem hiesigen Theater fast zu sagen unentgeldlich angeboten!

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

Februar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblatts dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Nro. 14.

Alterthümer in Nubien ꝛc. (Forts.) — Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im December 1826. (Forts.) — Berlin im Januar 1827.

Nro. 15.

Kunstausstellungen zu Gent und Amsterdam, im Dec. 1826. (Beschluß.) — Alterthümer in Nubien, vom Prof. Leifegrenn, aus dem Schwedischen, übersetzt von Dr. Hermes. (Forts.) — Venedig.

Nro. 16.

Alterthümer in Nubien ꝛc. (Beschluß.) — Rom. — München.

Literatur-Blatt.

Nro. 10.

Zur Ethnographie und Geographie. — Indische Literatur.

Nro. 11.

Zur Ethnographie und Geographie. (Forts.) — Kulturgeschichte. Ueber die Fortschritte der Gesellschaft, aus dem Englischen des James Douglas. — Inschrift einer byzantinischen Damascenerklinge.

Nro. 12.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der franz. Literatur. (Forts.) — Dichtkunst. Virgils Georgika. Uebersetzt von C. G. Bock und J. H. Voß.

Nro. 13.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der franz. Literatur. (Forts.) — Roman. Die Overstolzen von Belani. 3 Theile. — Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab.

Nro. 14.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der franz. Literatur. (Beschluß.) — Beyträge zur Beurtheilung der Vortheile der Colonisation eines Theils der Alpenweiden im Gegensatz der Armenhäuser und Zuchthäuser in Städten und Flecken ꝛc. von Kasthofer, Oberförster.

Nro. 15.

Aesthetik. Mbron. Philosophisch-ästhetische Phantasien in sechs Gesprächen von Prof. Andreas Erhard. — Dichtkunst. Romantische Dichtungen von Lope de Vega Carpio. Aus dem Spanischen von C. Richard. K. Großbr. Hannöv. Major, a. D. II. und III. — Aus Italien.

Nro. 16.

Lyrische Gedichte. Ueber L. Uhland, W. Müller, Fr. Hölderlin, Hoffmann und Fallers Leben. — Zeitgeschichte. Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires extraits du portefeuille du colonel Voutier. Paris 1826. — Geschichtsliteratur. Jahrbuch der gesammten Literatur und Ereignisse betreffend die Erd-Beschreibung, Geschlechter-Wappen u. s. w. von 1824 und 1825. Von C. G. Woltersdorf, Professor.

Nro. 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. Februar 1827.

Gott mit uns und unsrer Fahne,
Gott mit uns in unsern Herzen,
Wir mit Gott im Siegesjubel.
Wir mit Gott in Todes-Schmerzen.

Lieder der Griechen 2.

Der Gesang des Kolokotroni *).

(Aus dem Neugriechischen.)

Was, ihr Kinder Hellas, wollt ihr säumen?
Zu den Waffen! auf! die Zeit ist da!
Warum wollt ihr in der Fremde weilen?
Eilt herbey, euch alle zu vereinen;
Denn wir kämpfen einen heil'gen Kampf.
Unsre Hoffnung, unser Heil und Leben
Ruht nur in der Flinte, in dem Schwert!
Wollen uns mit ihnen unsre Freyheit,
Wollen Ordnung uns und Recht erkämpfen!

Unser Krieg ist kein Krieg für die Throne,
Die die Ruhmbegierde nur beherrscht.
Uns ruft Gott und die Natur zum Kampfe,
Von uns fordert's unser heil'ger Glaube,
Gegen die Barbaren auszuziehn.
Sitte und Gesetz, die eigne Ehre,
Leben, Glauben und die Tugend selbst
Haben die Tyrannen uns genommen,
Die Verhaßten! uns mit blut'ger Gier.

Warum wendet ihr die bangen Blicke,
Tapfre Griechen, nach dem Norden hin?
Ob ein Glaube beyde Völker einet,
Fühllos bleiben sie bey euren Leiden
Und der Herrscher schläft in tiefem Schlaf.

Denn die kalten Indienbeherrscher,
Denen ganz Europa unterthan,
Haben alle Könige bezaubert,
Und sie fühlen Nichts bey unserm Leid.

Doch wenn auch die mächtigen Gebieter,
Die den Sultan rechtlich anerkannt,
Den verhaßten Halbmond unterstützen,
Ueberlaßt euch muthlos nicht der Furcht!
Ruht der Sieg doch nur in unserm Willen,
Und frey werden von dem Joch wir seyn,
Wenn wir fest uns an einander schließen *),
Wenn die Einigkeit die Kraft erhöht!

Auf, ihr Griechen, denn! — und auf die Türken,
Die Tyrannen, die uns fesseln, tödten!
Die nur sinnen, kalt uns hinzuwürgen,
Und in unserm Blute umzuwühlen,
Die das schöne Griechenland verwüsten.
Auf, ihr Brüder, auf, wer in dem Herzen
Treu des Vaterlandes Liebe wahrt!
Auf! und eilt herbey mit euren Waffen,
Röthet sie mit der Osmanen Blut,
Mit dem wilden Blute der Tyrannen,
Die die Christusstreiter hingewürgt,
Die die göttlichen Gesetze schänden,
Die in Raserey das Heil'ge morden;
Röthet sie mit roher Türken Blut!
Auf! entsöhnet die erschlag'nen Brüder!

*) Mit diesem Namen ward der nachstehende Gesang im Anfange der griechischen Revolution bezeichnet. Er ist im Originale gereimt, aber der Uebersetzer hat eine reimlose, übrigens metrisch-treue, Verdeutschung vorgezogen.

Th. K.

*) In einem Gesange des Kolokotroni — in der That! das klingt wie Ironie. Denn von Kolokotroni ging die Uneinigkeit der Griechen zum größten Theile aus.

würde. Wir mußten durch den Eingang beynahe auf Händen und Füßen kriechen, und kamen dann in eine geräumige, marmorne Halle, an deren anderem Ende, etwas durch einen Vorsprung versteckt, die Frau des Hauptmanns auf zwey großen Kohlenbecken das Abendessen der Bande zubereitete. Sie war eines von den schönsten Geschöpfen, die mir noch je vorgekommen, und ihr ward ich zur Untersuchung übergeben, ob ich nicht noch etwas von Werth bey mir trüge.

Sie fragte mich allerley über meine Kleider, mein Vaterland, meinen Liebhaber, und besonders über die Ursache, die mich in diesen Wald gebracht, und sezte dann, ohne auf eine Antwort zu warten, hinzu, der Priester hätte ihr gesagt, wir Engländer wären alle Ketzer und vom Teufel besessen, welches die Ursache wäre, warum wir so ohne Zweck und Ziel in der Welt herumliefen — und sie wünschte zu wissen, ob es denn wirklich wahr seye, daß wir vom Teufel besessen wären.

Es fiel mir ein, daß ich diesen Aberglauben wohl zu meinem Vortheil benutzen könnte und ich erzählte daher der schüchtern Horchenden ein Langes und Breites von blauen Teufeln.*) von denen wir besessen wären; wie diese ihre Opfer quälten und sie oft dazu brächten, sich zu hängen oder zu ertränken, und wie diese Teufel endlich in alle führen, die uns zu nahe kämen, um uns zu umarmen oder zu küssen. Die arme Frau trat zitternd zurück und begnügte sich, daß ich ihr den Inhalt meiner Tasche von Ferne zeigte, und eilte dann sogleich, um der Bande die gräßliche Entdeckung, daß sie eine vom Teufel Besessene in der Höhle hätten, mitzutheilen. Zu meiner Freude hörte ich, daß das Mährchen auch bey diesen wilden Seelen wirkte, und ich hoffte, daß es dazu beytragen würde, wo auch nicht mein Leben, doch meine Ehre zu retten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) blue devils (Vapeurs.)

Mirabeau's Witz über sich selbst.

Die Gesichtszüge und die ganze Gestalt Mirabeau's trugen das Gepräge seines Charakters. Er war untersezt, stark gebaut, hatte den Nacken eines Stieres, dicke, verworrene Haare beschatteten seine Züge; dabey war er blatternarbig und mit Sommersprossen bedeckt. „Stellen Sie sich,“ sagte er einst zu einer Dame, die ihn nicht kannte, und ihn bat, ihr Mirabeau's Aussehen zu beschreiben, „stellen Sie sich einen Tiger vor, der die Blattern gehabt hat.“ Wenn er davon sprach, wie er seine Gegner in der Versammlung angreifen wolle, so sagte er: „Ich will Ihnen den Kopf des wilden Ebers zeigen.“ Damit meynte er seine verworrenen, düsteren Gesichtszüge.

Leb wohl.

Ich fühl es tief im Herzen,
Es ist der bitterste von allen Schmerzen,
Nach streng verborgnen unterdrückten Klagen
Kalt zu dem theuren still Geliebten sagen
„Leb wohl.“

„Ich seh ihn nimmer wieder,“
So wogt es in dem Busen auf und nieder
Wie ein durchstürmtes Meer um Felsenklippen.
Doch lächelnd klingt es von den bleichen Lippen
„Leb wohl.“

Und ist er fort auf immer,
Auf ewig, und das Auge sieht ihn nimmer,
O könnt' es dann verlöschen — sinken — brechen —
Doch einmal noch zu ihm die Worte sprechen:
„Leb wohl.“

Adelheid von Stolterfoth.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. im Januar.

(Beschluß.)

Von ausgezeichneten Fremden haben Mad. Catalani und die Harfenspielerin Mad. Longhi Möser Konzerte gegeben. Mad. Catalani trat zum ersten Male im Saale des rothen Hauses auf; man bemerkte, daß sie weit zuvorkommender und bescheidner geworden sey, auch sezte sie den früheren Eintrittspreis von einem Dukaten auf drey Gulden herab. Im zweyten Konzert konnte man sie noch wohlfeiler hören, da dieses im Schauspielhause war, wo man die gewöhnlichen Preise nur verdoppelt hatte; hier wurde sie von Mad. Longhi unterstüzt, welche zur Entschädigung für einen verlorenen Konzertabend einen Theil an der Einnahme erhielt. Beyde Male schloß Mad. Catalani, um sich für den unermeßlichen Applaus freundlich und dankbar zu beweisen, mit God save the king, worin sie bekanntlich ihre Stimme zu einer unglaublichen Stärke anwachsen läßt, und welches durch den wahren, einfachen, begeisterten Ausdruck den ächten Kenner am meisten befriedigt. — Die Künstlerin geht nach Schweden.

An den Abenden des Museums wurden die im vorigen Winter begonnenen Vorlesungen aus Shakspeare'schen Stücken unter der Leitung des Herrn Berly fortgesezt.

Von dem Elephanten, der lange das Stadtgespräch war, und in auswärtigen Zeitungen den Ruf eines sehr klugen Thieres erlangte, schreibe ich Ihnen zulezt, da die Geschichte aus mehreren unterhaltenden Anekdoten besteht. Jedermann bewunderte die hartnäckige Klugheit dieses Thieres, das sich durch nichts wollte bewegen lassen, in seinen vierrädrigen Kasten zurückzugehen, weil es darin auf der Herreise umgeworfen worden war. Die Sache hatte die größte Wahrscheinlichkeit für sich, und man erzählte sich mehrere schlaue Betrügereyen, die man ihm, und er wieder seinen Wärtern gespielt habe, wobey der Erfindungsgeist der Frankfurter auch seine Rolle spielen mochte. Man soll ihm unter andern, nachdem er lange gehungert, seine Lieblingsspeisen und Getränke ganz hinten in den offenen Kasten gesteckt haben, um ihn hinein zu locken. Er habe abgewartet, bis seine Wärter schliefen oder zu schlafen schienen, und sey dann in den Kasten gestiegen, aber nur mit drey Beinen, um gegen Ueberfall gesichert, sich schnell zurückziehen zu können, und habe so mit dem Rüssel Alles ver-

vorgeholt. Diese Erzählungen unterhielten ungemein, und Jedermann war auf den Ausgang gespannt. Der Polizey dauerte dieser Spaß indessen zu lange, und es wurde der Eigenthümerin des Thieres angezeigt, daß, wenn der Elephant bis zu einer bestimmten Frist nicht in seinem Kasten sey, werde man Anstalten machen, ihn zu tödten, da man die Stadt durch seine Widerspenstigkeit keiner Gefahr aussetzen könne; — eine neue Quelle der Unterhaltung. Wie wollte man das Thier tödten? Es sollten, schlug man vor, rings um die Bude große Pfähle eingerammt, und dann das Thier entweder durch Gift oder durch Schießgewehre aus der Welt geschafft werden. Man kann sich die gespannte Erwartung, die Besorgniß der ganzen Stadt, das geheime Grauen vor der neuen Schicksalstragödie dieses kolossalen Helden denken, den ein so reines tragisches Motiv, der edle Trieb der Selbsterhaltung und der Würde seines Geschlechts dem Tode entgegenführte. Der Termin nahete heran — plötzlich, an einem Mittag, verbreitete sich die Nachricht, der Elephant sey in seinen Kasten gegangen. Seltsam — wie hatte man dem Thier die drohende Lebensgefahr begreiflich gemacht? Statt die Klugheit des Thieres noch höher erheben zu müssen, ergab sich bald, daß die Eigenthümerin ihre Scheu, in einen gewissen anderen, mit Gitterstäben versehenen Kasten zu wandern, dem armen Elephanten aufgebürdet, welcher sich das gute Füttern außer dem Kasten fortwährend willig gefallen ließ, ohne nach dem Arrak und Kuchen im Innern zu verlangen. Mittlerweile war eine Subscription von Haus zu Haus gegangen, um das edle Thier, das so viele Anhänglichkeit an Frankfurt bewiesen, für die Stadt anzukaufen. Man schlug sogleich den neuen Vauxhall vor, wo dieser Monarch der Wüste den geselligen Frankfurtern künftig Audienz geben und Unterhaltung aller Art, schöner als in der Bude, als opaker Körper zwischen Transparenten etwa als Rutschberg und Schaukel (mit dem Rüssel) oder als Vorschneider, da er in Paris sich so schön bey Tisch zu produciren gelernt, oder als Oberkellner, der schnell allenthalben mit seinem Rüssel seyn könne, auch die Pfropfen aus den Bouteillen zöge, endlich als Pferdchen, um die schweren Gäste auf dem Rücken oder in einem geräumigen Einspänner nach Hause zu bringen — man hatte tausend erfinderische Vorschläge, und die originelle Idee fand Liebhaber in allen Ständen. Der Chef eines bedeutenden jüdischen Handlungshauses that für den edlen Orientalen, als eine Art Landsmann, einen starken Griff in die Kasse, und spendete tausend Gulden; andere, abendländische Häuser, trugen bey minderem Interesse kleinere Summen bey, und so war das Tödten des friedfertigen Thieres auf einmal umgangen, die Frau konnte ihre Schulden bezahlen, und der Elephant ist für die Stadt gewonnen. Es ist nun zu erwarten, wie bald der wachsende abgöttische Sinn der Frankfurter für Vergnügungen hier zu einer Art Baalsdienst führen wird, und ob wir nicht bald hier in Deutschland einen schwarzen Elephanten eben so verehren, wie der Asiate den weißen in Siam.

Paris, 28. Dec.

(Beschluß.)

Die Richter an den Pariser Gerichtshöfen sind zum Theile Leute voll von Vorurtheilen und von Ergebenheit gegen das Ministerium; nur bey einigen Gelegenheiten hat sich die Cour royale allein mit einiger Unabhängigkeit und einigem Freysinn gezeigt, besonders bey dem wichtigen Prozesse, den das Ministerium den beyden freysinnigen Tageblättern Constitutionnel und Courrier français angehängt hatte. Hier rettete die kühne Entscheidung der Cour royale wirklich die Preßfreyheit, und machte den Plackereyen des Ministeriums und der Geistlichkeit ein Ende. Seitdem hegt das Ministerium aber auch tiefen Groll im Herzen gegen die Tageblätter, und wird sich über kurz oder lang an denselben zu rächen suchen. Schon wird seit einigen Wochen von dem Gesetzentwurfe gesprochen, den es bey der diesjährigen Session den Kammern vorlegen wird, und der voll von arglistigen Verfügungen wider die Presse seyn soll. Indeß ist doch schon so viel gewonnen, daß kein Minister mehr von der Censur zu sprechen wagt, so allgemein verhaßt ist dieses Joch bey allen Partheyen, ausgenommen bey der ächten theokratisch-ultramontanischen, welche die abgeschmackten Grundsätze eines Grafen de Maistre angenommen hat, und welche, diesen Grundsätzen gemäß, auf nichts weniger dringt, als daß die gesammte Denkfreyheit in die Hände der Geistlichkeit ihrer Parthey übergeben solle. Glücklicherweise ist dieses wüthende Häuflein doch zu schwach, um die Sache auf einmal beseitigen zu können; vielleicht aber gelingt ihm etwas durch Hülfe der langsam arbeitenden und allmählig untergrabenden Jesuiten; denn diese werden kräftig von innen und von außen unterstützt, und ziehen aus allen Kräften die Finsterniß wieder herbey, so gut als es in Frankreich angeht, wo dreyßig neue Ausgaben von Voltaire's und Rousseau's Schriften ihnen einen starken Damm entgegenstellen. Die Jesuitenparthey hatte damit angefangen, daß sie abergläubische Schriftchen unters Volk austheilen ließ. Die Liberalen ahmten dieß sogleich nach, und da liberale Schriften weit besser abgesezt werden als ascetische, so hatten sie den jesuitischen Schriften bald den Rang abgewonnen; seitdem schreyen die Ultrablätter gewaltig über den Unfug kleiner Volksschriften, und dringen auf Maßregeln, der Verbreitung solcher Schriften Schranken zu setzen. Wahrscheinlich wird man dieß den Jesuiten zu Gefallen thun; allein was hilfts? Das Volk will doch auch lesen, und obschon es in Frankreich bey weitem nicht so viel Antheil an öffentlichen Angelegenheiten nimmt als in England, und überhaupt nicht so unterrichtet ist, so will es doch auch etwas erfahren, und bekümmert sich ein wenig um dasjenige, was in der Welt vorgeht, und was seine Obern mit ihm treiben oder vorhaben. Die kleinen Volksschriften mögen in der lezten Zeit von einigen Uebelgesinnten zu frevelhaften Zwecken mißbraucht worden seyn. Allein gibt es nicht Gesetze, um der Verbreitung wirklich strafbarer Schriften Einhalt zu thun, und soll deßhalb jeder Versuch, das Volk zu unterrichten, als strafbar behandelt werden? Dieß geht unmöglich an. In Frankreich sind keine Volkszeitungen wie in England und einigen Gegenden Deutschlands vorhanden, weil Zeitungsunternehmungen wegen Stempel und andern Auflagen zu theuer zu stehen kommen, als daß die Zeitungen leicht vom Volke gehalten und gelesen werden könnten. Seit der Revolution sind daher auch keine eigentlichen Volksblätter mehr da. In Paris, wo man mit einer gebildeten Volksmenge zu thun hat, weiß man übrigens den rechten Volkston [illegible]t zu treffen. Auch die kleinen Volksschriftchen, die im 32ger Format erscheinen, sind noch immer nicht für das Landvolk, sondern blos für die Städter berechnet. Freylich wohnt die französische Lesewelt eigentlich in den Städten, und nur für diese städtische Lesewelt schreibt man in Paris. Aber auch dieß steht der Obskurantenparthey nicht an; ihrem Systeme zufolge soll Niemand mit dem Volke, weder in Städten noch in Dörfern reden, als ihre wandernden Missionäre, und ihre Société des bons livres, das heißt ihre Gesellschaft zur Verbreitung obskuranter Schriften. Es ist also kein Wunder, daß sie alles Mögliche thut, um die Verbreitung von Schriften zum Unterrichte des Volkes zu hemmen und gänzlich aufzuheben. In dem Jahre 1827 werden die Versuche dieser Parthey, um alles Licht beym Volke auszulöschen, und eine spanische Glückseligkeit herbeyzuführen, in Frankreich wahrscheinlich zu kuriosen Erfolgen Anlaß geben, und in dem Lütticher Almanache könnte ebenfalls der Kampf des Lichts und der Finsterniß als eine der grossen Begebenheiten geweissagt werden, welche dieses Jahr bemerklich machen werden. **Dg.**

Beylage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 2. Februar 1827.

Und bald war in der Wälder dunkle Schatten
Erminiens Roß mit seiner Last geflohn;
Denn freyen Lauf muß ihm die Hand gestatten,
Und zwischen Tod und Leben schwankt sie schon;
Der Gaul durchstreift nach Willkühr oh.' Ermatten,
Den wirren Pfad der wald'gen Region.

Torq. Tasso.

Die Engländerin unter den Banditen im Gebirge bey Como.

(Fortsetzung.)

Unter den mancherley Dingen, die ich aus der Tasche gezogen, fand sich auch ein Stück Opium, welches ich am Morgen zu mir gesteckt, um einen Aufschlag für das kranke Auge eines Bedienten damit zu bereiten, den ich aber vor meiner Abreise nicht hatte vollenden können. Auch dieses, hoffte ich, sollte mir hier zu statten kommen. Die Banditenfrau hatte zu wissen verlangt, was es wäre, und ich hatte ihr gesagt, es wäre ein Harz, das, in einer gewissen Menge genommen, dasjenige, was dem Menschen bevorstehe, im Traum zeige. Das schwache Weib, an jede Art von Aberglauben gewöhnt, glaubte auch dieses, und kam daher bald zurück, um mich um die gehörige Dosis zu bitten. Ich gab ihr, was ich für genug hielt, um sie in einen tiefen Schlaf zu versenken, und zerbröckelte dann das Uebrige so klein wie möglich und verbarg es in einem meiner Handschuhe.

Die Banditen waren jezt beym Essen und ich ward zu ihnen zurückgebracht, um ihnen dabey Gesellschaft zu leisten. Ich hielt es nicht für rathsam, die Einladung abzulehnen, ob ich es gleich schwer fand, etwas hinunter zu bringen. Ich bat um etwas zu trinken, in der Hoffnung, wenn man mir den Weinkrug reichen würde, aus dem sie alle tranken, und mit der Absicht, sodann das Opium hineinzuwerfen; aber aus Furcht vor den Teufeln, von denen sie mich besessen wähnten, verweigerten sie mir diesen und gossen mir etwas Wein in einen Becher. Jezt war guter Rath theuer; die Räuber, sieben an der Zahl, saßen alle um den Tisch her, den sie nicht sobald verlassen zu wollen schienen, indem einige das bekannte lärmende Morraspiel anfingen, während die Uebrigen unter Gesprächen über ihre begangenen Gräuelthaten, Flüchen und unflätbigen Liedern fortzechten. Einer von diesen Teufeln rühmte sich, daß er, seitdem er das Handwerk angefangen, neunzehn Personen bey kaltem Blute mit eigener Hand ermordet. „Nun, Pietro, rief ein anderer mit einem Seitenblick auf mich, wenn du's so gerne thust, so dürftest du wohl heute Nacht die zwanzigste voll machen, denn ich will des T—s seyn, wenn wir für die was kriegen. Die Kerls hätten schon zwey Mal von Cadenabbia zurück seyn können. Es ist nur noch fünf Viertelstunden Zeit, und wenn sie dann nicht zurück sind, so muß sie springen."

Der Wein fing immer mehr an, seine Wirkung zu äußern, und Einer von ihnen, der mich mit wilden Blicken betrachtete, murmelte seine Zweifel über die vorgeschützten Teufel und meynte, am Ende wäre doch eine so besessene Frau besser wie keine. Ein Anderer rieth ihm, zu warten, bis die Zeit verstrichen. Man denke sich meine Lage, die mit jedem Augenblicke qualvoller ward. Ich saß die Augen auf die langsamen Zeiger von des Hauptmanns Uhr gerichtet, welche an einem Haken unter der Lampe hing. Ich folgte ihnen von Minute zu Minute, deren

jede mir ein Jahrhundert schien, und ach! für mich doch nur zu schnell vorübereilte, denn eine jede schien mich dem Tode und der Schande näher zu bringen.

Die Banditenfrau lag schon, von dem Opium betäubt, in tiefem Schlaf. Der Hauptmann selbst schien zu schlummern. Die Räuber wurden immer stürmischer, ihre Drohungen und Blicke wilder — auch war ihre lezte Flasche Wein auf dem Tische. Entschlossen, das Aeußerste zu wagen, fuhr ich auf einmal in die Höhe und rief: „Gli Sbirri! gli Sbirri!" (Gensdarmen! Gensdarmen!) — „Impossibile!" schrieen die Banditen allzusammen; doch ergriffen sie ihre Flinten und eilten an die Mündung der Höhle. Schnell warf ich das Opium ins Getränke, rührte es hastig um und hatte eben dieses gefährliche Geschäft vollendet, als sie wieder zurückkamen und mich lachend versicherten, ich müsse geträumt haben. Ich bat sie, sie möchten doch meine Gesundheit trinken, denn sagte ich, ich zweifelte gar nicht, daß solche Galantuomini lieber mein Geld als mein Leben haben wollten. „Evviva Signora!" riefen alle einstimmig, schenkten sich ein und leerten die Flaschen in gleichen Theilen. Sie erklärten, ich sey eine bravissima Donna, und hätte ihnen durch Schreyen und Lärmen keinen Verdruß gemacht, ja ich verdiente eines Banditen Frau zu seyn, eine Ehre, um die ich freylich nicht sehr geizte. Der Hauptmann sah besorgt nach der Uhr und schüttelte den Kopf, indem er bemerkte, wenn die Gesandten nicht zurückkämen, so hätte ich nur noch eine halbe Stunde zu leben.

Ich schauderte. Aber im Rathe des Schicksals war es anders beschlossen. In kürzerer Zeit als ich zu hoffen gewagt, fing der kräftige Schlaftrunk zu wirken an, und bald lagen alle in einem Schlafe, welcher lang und tief zu seyn versprach. Vor Furcht und Eile kaum im Stande zu athmen, schlich ich mich leise zur Oeffnung der Höhle. Nicht ein Laut unterbrach die Stille der Nacht; ich erinnerte mich, daß die Räuber mein Maulthier dicht daneben angebunden hatten, und da es jezt mondhell war, so fand ich es bald, band es los und bestieg es. Es würde ein fruchtloses Bestreben gewesen seyn, meinen Weg nach Cadenabbia zurückzufinden zu suchen, auf dem ich noch überdieß zu fürchten hatte, den beyden dahin geschickten Banditen in die Hände zu laufen. Ich überließ es also dem Thier, sich selbst aus dieser Wildniß herauszufinden und zweifelte gar nicht, daß es mich nach Porlezza tragen würde, wo ich es her hatte. Sobald ich mich aber so weit von der Höhle entfernt glaubte, daß Niemand mich hören konnte, fing ich an, das Thier mit athemloser Hast vorwärts zu treiben, und es lief auch mehrere Stunden weit ohne Unterbrechung fort, als wenn es gewußt hätte, daß von seiner Schnelligkeit und seiner Wegkenntniß meine Rettung abhänge.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Amerika.

2.

Theater und Bälle in New-Orleans.

New-Orleans besizt zwey Theater, von denen das amerikanische fünf, das französische acht Monate hindurch offen ist. Das amerikanische gewinnt jedes Jahr, obwohl es noch immer keine auch nur mittelmäßige Stufe erreicht hat. Mehrere Stücke werden jedoch leidentlich gegeben, unter denen Sheridans shool of scandal, sodann the Miser und Would be a soldier, ein amerikanisches Nationalstück aus der Revolutionszeit. — Weber würde sich sehr gewundert haben, wenn er seinen Freyschütz noch bey seinen Lebzeiten hier gehört hätte. In New-York ließ man ihm diesen Namen, und gab ihm nur noch den Robin als Beysatz. Hier machte man den wilden Jäger von Böhmen daraus (the wild huntsman of Bohemia). Das Stück gefiel jedoch, und die Kentuckier *) gaben ihren Beyfall auf die ungetheilteste Weise durch ein wüthendes Hurrahgebrülle zu erkennen. Dieß Theater hat noch statt der Courtine einen Vorhang von ungebleichtem grobem Segeltuch, und der ungeheure Tabaks- und Whiskygestank hält die bessere Klasse vom Besuche desselben zurück, und so gern ich auch den originellen Mr. Caldwell, den Unternehmer dieses Theaters, öfters gehört hätte, fand ich es doch rathsam, meine Besuche dort seltener zu machen. Das französische Theater gibt meistentheils die klassischen Stücke der französischen Bühne. Racine, Corneille, Voltaire: die Maria Stuart, Regulus etc. werden hier landstadtmäßig aufgeführt. Die einzige ausgezeichnete Schauspielerin dieser Gesellschaft ist Madame Clanzel, die wirklich gut spielt. Mit der Zeit wird dieses Theater, das jeden Tag auf weniger nationalem Boden steht, entweder ganz aufhören, oder amerikanisch werden. Es fällt den Kreolen schon gegenwärtig schwer, es aufrecht zu halten. Wer jedoch an französischen Stücken Geschmack findet, wird es meistens ziemlich befriedigt verlassen.

Gegen Ende Dezembers fängt in New-Orleans der Karneval an. Für die bessere Klasse werden Redouten und Gesellschaftsbälle gegeben. Diese leztern, so wie die dritte und lezte Redoute sind die glänzendsten. Regelmäßig findet sich da der Kreolische Pflanzer und Kaufmann, gleichviel, ob reich oder nicht, mit seinen Töchtern ein. Es läßt sich jedoch nichts Langweiligeres denken, als ein Maskenball in New-Orleans. Einige reiche junge Kaufleute und Pflanzer hatten den Einfall, sich als arme Irländer zu maskiren und hatten sich deßhalb mit Kartoffeln be-

*) Der Verfasser dieser Skizzen schildert an einem andern Orte die Kentuckier als den rohesten Stamm unter den Bewohnern der nordamerikanischen Union. Wir werden ein anderes Mal diese Schilderung mittheilen.

D. R.

hängt. Bey dieser Gelegenheit, die der bornirtesten Amerikanerin oder Engländerin einige witzige Einfälle über Paddy (Spottname des Irländers) entlockt hätte, wußten die albernen Mädchen, die gerade fünf an der Zahl an die verkappten Irländer hinantraten, nichts weiter hervorzubringen, als „Ah! Ich weiß, daß Sie kein armer Irländer sind. Sie sind der reiche X. und wohnen da.“ — Und die zweyte: „Ich weiß, daß Sie der reiche Y. sind, und da wohnen,“ und so sprachen die sämmtlichen fünf Gänschen. Aber sie sagten eben, was ihnen am meisten am Herzen lag. — Alles ist hier Kaufmann, und die vierzehnjährige Miß fragt in der ersten Stunde der Bekanntschaft, ob man auch reich ist, und wie viele Baumwollenballen und Zuckerfässer man allenfalls jährlich produciren könne. Da die Kreolinnen nicht den zehnten Theil des Mutterwitzes der Amerikanerinnen besitzen, so kommen bey diesen Bällen häufig Scenen vor, die ernst und komisch zugleich sind. Eine ausgezeichnete Maske hatte vor zwey Jahren die Aufmerksamkeit einer reichen jungen Kreolin gefesselt. Die Maske merkte es und benützte die Ueberraschung des Mädchens und ihrer Eltern dazu, ihnen von seinen Grafschaften, die sie in Italien besitze, so Vieles zu erzählen, daß Mutter und Tochter nicht genug eilen zu können glaubten, den hohen Fremdling ja recht geschwind zu fangen. Er wird eingeladen, und in acht Tagen soll die Hochzeit seyn. Die Familie der Braut war eine der reichsten und angesehensten des Landes. Am sechsten Tag kommt für die Braut glücklicher, und den Bräutigam unglücklicher Weise ein Schiff von Livorno an, als eben der Bräutigam mit seiner künftigen Braut und ihrer Mutter an der Levee (die Straße am Hafen) spazieren gehen. Die Schiffsgesellschaft betritt das Land, und zwey der Matrosen stürzen mit wüthendem Geschrey auf den Pseudografen und schlagen ihn zu Boden. Die Braut wird ohnmächtig. Die Scene klärt sich auf. Der Herr Graf war ein — entlaufener Schneidergesell, der mit dem Gelde dieser zwey Matrosen und anderer derley Gesellen alle die schönen Sachen kaufte, die ihn den Grafen spielen ließen, und sich dann aus dem Staube und auf die See machte. Ein Tag später hätte die reichste und stolzeste altadelich französische Familie Louisianas mit diesem Galgenkandidaten sich vereinigt.

Die allerlangweiligsten Bälle sind die öffentlichen. Bis zum Jahre 1826 herrschte die sonderbare, aus der Spannung der Amerikaner und Kreolen hervorgehende Sitte, daß die Amerikaner mit ihren Damen, und die Kreolen mit den übrigen zwey Partheyen bildeten, die sich einander gegenüber stellten, einander ansahen, mit einander weder tanzten noch sprachen, und sich so die öffentlichen Feste zu wahren Qualscenen machten. Im lezten Jahre schien man sich jedoch zu nähern.

Sich Geld zu machen, to make money, ist der Hauptzweck, um dessenwillen Alle hierher kommen, und sich der Gefahr, vom gelben Fieber hingerafft zu werden, aussetzen. Unterhaltung, Bildung, Religion, sind alles Nebensachen. Was, wie gesagt, die mäßigsten Städte von Ohio, Kentucky ꝛc. bereits haben, ein Lesezimmer oder ein Museum, sucht man in New-Orleans vergebens. Die Bibliothek der Stadt verfault und vermodert im alten Gouvernementshause, ungebraucht und ungelesen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Jan.

Was den Schatz anbelrifft, von welchem schon so oft von hier aus in öffentlichen Blättern die Rede gewesen ist, so möchte das auswärtige Publikum leicht auf den Gedanken gerathen, man wolle es eben so zum Besten halten, wie es bisher die Römer von den Schatzgräbern geworden sind. Er schien seit mehreren Monaten in Vergessenheit gerathen zu seyn. Aber plötzlich hat sich die Sage davon in diesen Tagen wieder dergestalt im Publikum verbreitet, und ist mit so ausführlichen, und dem Scheine nach authentischen Details besprochen worden, daß selbst die determinirtesten Zweifler an das fortwährende Daseyn des Projekts glauben müssen. Das ist aber auch Alles, was sich davon sagen läßt; denn über die Art der Hebung ist in diesen Tagen das Publikum wieder auf eine so grobe Art bey der Nase herumgeführt worden (und zwar im eigentlichen Verstande), daß man wohl sieht, es gibt Narren, welche absichtlich Lügen darüber verbreiten, blos um die Leichtgläubigkeit des großen Haufens auf die Probe zu stellen. Am vorigen Freitage (29. Dec.) ward nämlich so allgemein versichert, daß in der folgenden Nacht die Hebung vorgenommen werden sollte, man wußte die Namen der, von der Regierung ernannten Kommission so bestimmt anzugeben, ja man kannte sogar die Anzahl der dazu beorderten Gensdarmen, daß es wirklich schien, es sey Ernst mit der Sache. Nur über den wichtigsten Umstand war man getheilter Meynung: Niemand wußte mit Bestimmtheit anzugeben, wo der Schatz läge. Nach dem Campidoglio zu ward versichert, er sey im Tempel der Vesta (der Sonne) auf der Piazza della Verità, gewöhnlich die Kirche zum heiligen Karossenstephan genannt, hart neben dem sogenannten Tempel des männlichen Glücks, jezt die Kirche zur egyptischen Madonna, vergraben; auf dem Campo Marzo *) dagegen hieß

*) Zwischen dem alten Campus Martius und dem heutigen Campo Marzo ist ein großer Unterschied. Ersterer war die große, in die Bucht, welche die Tiber im Nordwesten der Stadt bildet, eingesackte Pläne, auf welcher früher die militärischen Uebungen gehalten, nachher aber, besonders unter den ersten Kaisern, Prachtgebäude aller Art aufgeführt wurden. Der, dem Kapitol am nächsten liegende Theil, so wie der Strich desselben, welcher sich unter dem Quirinalis weg nach dem Pincio (Collis Hortulorum) zu zog, wurden beyde, obgleich außerhalb der Mauern des Servius liegend, von August, ersterer unter dem Namen des Circus Flaminius, und lezterer des Via lata-Quartiers (die erste Hälfte des heutigen Corso vom Campidoglio an), gleichsam als zwey Vorstädte zur Stadt gezogen, bis Aurelianus den ganzen Campus Martius bis an das Flaminiusthor (Volksthor), nebst dem Pincio, mit einer Mauer umgab, und somit im eigentlichen Verstande in die Stadt einschloß. Was im Auslande nicht bekannt, oder wenigstens meistens übersehen zu werden scheint, ist der Umstand, daß das

es fortwährend, er läge auf seiner alten Stelle, nämlich in der Nähe der Piazza Madama, auf dem Grund und Boden der Familie Giustiniani, oder vielmehr, einem dritten Gerüchte zu Folge, in der dort stehenden Kirche des heiligen Eustachius. Ueber die Zeit, wo das große Werk beginnen sollte, waltete kein Zweifel ob: es war die Mitternachtsstunde; einige meynten, man habe diese gewählt, um das Aufsehen zu vermeiden, andere, weil sich der Schatz nur um diese Zeit heben lasse. Die Römer mögen zwar gern Alles wissen, aber sie sind nicht neugierig; besonders ist ihnen die Nachtschwärmerey verhaßt. So mochte es kommen, daß sich nur wenige Personen entschlossen, sich an Ort und Stelle zu begeben, um der Schatzgräberey in Person beyzuwohnen. Die Wahl unter den beyden Orten hatte keine Schwierigkeit, und der größere Theil entschied sich für die Piazza Madama. Dieser Platz liegt in der Mitte der Stadt, und auf ihm steht der Pallast des Polizeyministers; folglich war hier weder die Entlegenheit noch die Unsicherheit des Orts zu fürchten. Anders verhielt sich's mit der Bocca della Verità: der Weg dahin, aus dem Mittelpunkte der Stadt eine kleine deutsche Meile entfernt, geht durch Dick und Dünn, über Stock und Block, über Berg und Thal, durch eine vollkommen einsame Gegend, welche, obgleich so unbewohnt, daß nicht einmal Diebe dort hausen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es da nichts zu stehlen gibt, doch Furcht einjagt, weil Niemand weiß, ob sich nicht irgend ein Malvivente, von der Polizey verfolgt, in diese Wüste „zurückgezogen" *) hat, besonders aber, weil dort allnächtlich eine Heerde abgehungerter Hunde nach Atzung ausgeht, welche ihnen die dort häufig krepirenden Esel und Pferde der durchpassirenden Bergbewohner darreichen. Hierher begaben sich, aus allen diesen Gründen, nur die Entschlossensten unter den Neugierigen. Zu diesen gehörte ich. Mir war nämlich von einer Person, welche unmittelbar aus der Staatskanzley ihre Nachricht erhalten haben wollte, mit Hand und Mund betheuert worden, die Sache habe ihre Richtigkeit, und der Schatz (vorausgesezt daß einer da wäre) solle in der erwähnten Nacht in oder um den Karossenstephan wirklich gehoben werden. Ich machte mich daher gegen zehn Uhr auf den Weg; das Wetter, welches sich in dem verflossenen Tage geändert hatte, und seitdem ungefähr acht Tage gut geblieben ist, war milde, windstill, und der Himmel so sternenhell, wie ich ihn irgend gesehen hatte. Es war mit einem Worte eine so vortreffliche Winternacht, als befänden wir uns schon zu Anfange des Frühlings. Ich hätte, um den nächsten Weg zu nehmen, der Länge nach über das alte Forum Romanum zwischen dem Capitolinus und Palatinus durch, dann quer über den Circusmaximus gehen, und somit rechts neben der Kirche di S. Maria in Cosmedin (dem antiken Tempel der patrizischen Keuschheit, oder der Fortuna) heraus, an Ort und Stelle gelangen können. Aber, ob mir gleich dieses nächtliche Herumirren auf diesem Grabe der Vorzeit nicht unlieb war, und ich es wohl ehemals schon, aber nur im Sommer, getrieben hatte, so wollte ich doch dieses Mal, besonders in einer der längsten Winternächte des Jahres, und in der angegebenen sehr unsichern Gegend, den Teufel nicht muthwillig an die Wand malen. Ich trat daher den längsten Weg, das heißt über das Forum Trajanum (Piazza di Colonna Trajana), neben dem Grabmahle des Bibulus, unter und um den Capitolinus und am Theater des Marcellus, und den drey Tempeln der Kindesliebe, der Hoffnung und der Matuta, (welchen leztern einige Antiquare hieher versetzen) weg, nach dem Platze der S. Maria Egiziaca, bis wohin sich ehemals das sogenannte Pulchrum Litus (das schöne Ufer), der köstlichste und glänzendste Spaziergang des alten Roms, heut zu Tage, gleich dem ganzen übrigen beyderseitigen Tiberufer, nach dem Forum Romanum, der ärgste Schaamtheil der Stadt, erstreckt hat. Man sieht, dieser Weg, obgleich minder antiquarisch, als der über das Forum, gewährte immer noch Veranlassung genug, in der Phantasie um ein paar tausend Jahre zurückzuschreiten, und darüber das Jammerthal von heut zu Tage, nebst allen seinen über und unter der Erde befindlichen Schätzen zu vergessen. Wenn diese und andere einsame Gegenden Roms, wo ehemals das Geräusch des üppigsten Luxus und aller irdischen Schein- oder wahren Größe ertönte, wo man jezt aber nichts als das I—a eines unter der Last krepirenden Esels, oder die Bettelphrasen nichtswürdiger, versoffener Taugenichtse, oder in hin und wieder zerstreut liegenden Strohhütten das Gezänk eines rohen, fast unter die Instinktkultur der weißen vierfüßigen Thiere herabgesunkenen Pöbels vernimmt, schon am Tage bey hellem Sonnenlichte, wo doch die traurige, über alle Begriffe entmuthigende Realität auch die robusteste Phantasie erdrücken zu müssen scheint, gleich dem animalischen Magnetismus auf die Sinne wirken, sie einschläfern, und den Menschen nur im Innern seiner selbst lesen lassen, ohne sich von der umgebenden materiellen Wirklichkeit stören zu lassen, in welchen historisch-antiquarischen Somnambulismus muß sich der Mensch, um die Nachtzeit dort wandernd, wo weder Auge noch Ohr durch den geringsten äußern Gegenstand zerstreut werden, versezt fühlen? In der That wird hier die Seele von Regungen bestürmt, welche sich nicht beschreiben, sondern nur von denen begreifen lassen, welche irgend einmal in ihrem Leben Gelegenheit gehabt haben, ihrer auf denselben, oder auf einem ähnlichen Wege theilhaftig zu werden. Was Wunder also, daß ich beynahe beym Tempel der Vesta angelangt wäre, ohne es zu wissen, hätte mich nicht ein plözlicher Schmerz, der sich in meinem hintern Theile verspüren ließ, auf den Ort aufmerksam gemacht, wo ich mich befand: ich lag in der Grube, welche vor einigen Jahren gegraben worden ist, um die, hoch über der ehemaligen Erdfläche liegende Grundmauer des vom Könige Servius Tullius dem männlichen Glücke erbauten Tempels der heutigen egyptischen Maria von der Erde zu entblößen, welche sich hier sowohl, wie über die gesammte Oberfläche Roms, in Folge der neueren Verwüstungen der Stadt, angehäuft hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

neue Rom gerade auf dem antiken Campus Martius steht, wohinab es von den Bergen, (heut zu Tage nur noch dem allerkleinsten Theile nach bewohnt) gewandert ist. Ein Theil des alten Campus Martius, oder des modernen Roms, namentlich die Gegend in der Nähe des heutigen Monte Citorio (des Theaters des Balbus), wo ehemals der berühmte Gnomon (Sonnenuhr-Pyramide, nicht Sonnenobelisk, welcher etwas anders ist) stand, führt jezt den Namen des Campomarzo-Quartiers. Dieses ist es, wovon im Texte gesprochen wird.

*) Malvivente heißt in der römischen konventionellen Sprache, welche den bekannten Grundsatz der Franzosen: Il ne faut pas mettre les points sur les i, ausübt, ohne ihn zu kennen, und daher mit nicht geringerer Sorgfalt die termes choquants vermeidet, ein Räuber und Mörder. Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem „ritirarsi." „Si è ritirato (er hat sich zurückgezogen)" sagt der Römer von jedem, welcher, nachdem er einen Mord begangen hat (die Diebe gehören in eine andere Kategorie), sich bey seinen Bekannten verborgen hält, um entweder aus dem Lande zu entweichen, oder sonst von seinem Hinterhalte aus, unter irgend einer Begünstigung, die Impunität zu erhalten, und in seine Familie zurückzukehren.

Beylage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 30.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. Februar 1827.

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt!
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Microcosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht;
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schiller, Wallenstein.

Napoleons Reisebibliothek.

Napoleon ließ häufig Barbier, seinen Bibliothekar, vor sich rufen; er ließ sich mehrere Male die Woche, gewöhnlich während und nach dem Essen, zuweilen sogar Nachts, die besten Werke bringen, die herauskamen, oder welche die Verfasser geschickt hatten, damit sie ihm vorgelegt würden *). Hatte ihm der Bibliothekar über diese neuen Schriften Bericht erstattet, so wurde er im Nothfall sein Vorleser, wenn Napoleon, was oft geschah, nicht zufrieden mit der Meynung eines Andern, selbst urtheilen wollte.

Während seiner Feldzüge ließ sich Napoleon täglich die Neuigkeiten mit Auszügen und Beurtheilungen derselben zusenden. Bey seiner Abreise zur Armee nahm er eine kleine Reisebibliothek mit sich, die in kleinen Formaten das Beste an Büchern über Literatur und Geschichte des Landes, so wie über das Land selbst enthielt, das er bereisen wollte.

*) Diese Bücher waren oft mit Bittschriften begleitet; sie wurden vom Kaiser dem Bibliothekar zugestellt oder zugeschickt, um Bericht darüber zu erstatten. Auf Barbiers Vorschlag bevollmächtigte ihn Napoleon, der damals kaiserlichen Bibliothek einige kostbare Werke zuzustellen, wie die Fabeln von Pilpey, gedruckt zu Kalkutta in persischer Sprache, 1805: die Iliade, griechisch, auf Velinpapier, gedruckt von Bodoni, und mehrere andere von dessen Meisterwerke: das befreyte Jerusalem, übersezt von Lebrün, gleichfalls auf Velinpapier.

Da der Kaiser bemerkte, daß in dieser Bibliothek mehrere wichtige Werke fehlten, und erfuhr, die Größe des Formats habe nicht erlaubt, sie aufzunehmen, faßte er zu verschiedenen Zeiten den Plan (der aber nie ausgeführt wurde), zu seinem Gebrauch eine Bibliothek drucken zu lassen, wozu er in den beyden folgenden Noten an Barbier, seinen ersten Bibliothekar, selbst den Entwurf machte.

* * *

Bayonne, 17. Juli 1808.

Der Kaiser will sich eine tragbare Bibliothek von tausend Bänden klein 12., mit schönen Lettern gedruckt, bilden. Se. Maj. hat die Absicht, diese Werke zu seinem Privatgebrauch ohne Rand drucken zu lassen, um keinen Raum zu verlieren. Die Bände müßten 500 bis 600 Seiten stark seyn, mit freyem abstehendem Rücken, und so dünn als möglich eingebunden. Diese Bibliothek bestände ungefähr aus vierzig Bänden Religionsschriften, vierzig Bänden epischer Gedichte, vierzig Bänden Theater, sechzig poetischer Schriften, hundert Bänden Romanen, sechzig historischer Werke. Den Ueberschuß bis zu tausend würden die historischen Memoiren aller Zeiten ausmachen.

Die Religionsschriften wären: das alte und neue Testament in den besten Uebersetzungen; einige Episteln und andere der wichtigsten Werke der Kirchenväter; der Koran; Mythologie; einige auserlesene Abhandlungen über die verschiedenen Sekten, die den meisten Einfluß

auf die Geschichte gehabt haben, wie die der Arianer, der Calvinisten, der Reformirten u. s. w.; eine Kirchengeschichte, wenn sie in der vorgeschriebenen Zahl von Bänden Platz finden kann.

Die epischen Werke wären Homer, Lucan, Tasso, Telemach, die Henriade u. s. w.

Tragödien; von Corneille blos was sich erhalten hat; von Racine die feindlichen Brüder, Alexander und die Plaideurs weg; von Crebillon blos Rhadamistes, Atreus und Thyestes; von Voltaire blos was sich erhalten hat.

Geschichte; einige gute Werke über Chronologie, die vornehmsten alten Schriftsteller; Werke über die Details der Geschichte von Frankreich. Für Geschichte kann gelten: Machiavell's Reden über Titus Livius, Montesquieus Geist der Gesetze, die Größe der Römer, was man von Voltaires Geschichte beybehalten kann.

Romane. Die neue Heloise und die Bekenntnisse von Rousseau; von Fieldings, Richardsons, Lesages u. s. w. Meisterwerken versteht es sich von selbst, daß sie aufgenommen werden; Voltaires Erzählungen.

Nota. Von Rousseau weder Emil noch eine Menge unnützer Briefe, Memoiren, Reden und Abhandlungen; für Voltaire gilt dasselbe.

Der Kaiser wünscht einen ausführlichen Katalog zu haben mit Noten, die auf die vorzüglichsten Werke hinweisen, und ein Memoire, wie viel diese tausend Bände zu drucken und zu binden kosten würden, wie viel von den Werken jedes Schriftstellers jeder Band fassen könnte, wie viel jeder Band wiegen würde, wie viele Kisten man nöthig hätte, von welcher Dimension, und wie viel Raum sie einnehmen würden.

Der Kaiser wünschte gleichfalls, Herr Barbier möchte mit einem unserer besten Geographen folgendes Werk unternehmen: Memoiren verfassen über die Feldzüge, die am Euphrat und gegen die Parther stattfanden, von Crassus Feldzug an bis zum achten Jahrhundert, mit Inbegriff von Antonins, Trajans, und Julians u. s. w. Feldzügen; auf Karten von schicklicher Größe den Weg verzeichnen, den jede Armee nahm, mit den alten und neuen Namen der Länder und vornehmsten Städte; geographische Bemerkungen über das Land und historischen Bericht über jeden Feldzug aus den Originalschriftstellern.

Schönbrunn, 12. Juni, 1809.

Der Kaiser fühlt täglich das Bedürfniß einer Reisebibliothek von historischen Werken. Se. Maj. wünscht die Bändezahl dieser Bibliothek auf dreytausend zu bringen, sämmtlich in 18., wie die Werke der Sammlung in 18. des Dauphin, 4 bis 500 Seiten stark, und gedruckt mit schönen Didot'schen Lettern auf dünnes Velinpapier. Das 12 Format nimmt zu vielen Platz ein, und überdieß sind die in diesem Format gedruckten Werke fast lauter schlechte Ausgaben.

Die dreytausend Bände kämen in dreyßig Kisten, in drey Reihen, jede Reihe von drey und dreyßig Bänden.

Diese Sammlung hätte einen allgemeinen Titel und eine allgemeine Nummer, unabhängig vom Titel des Werks und der Nummer der Bände des Werks. Sie könnte in fünf bis sechs Theile getheilt werden: 1) Chronologie und allgemeine Geschichte. 2) Alte Geschichte in den alten, und alte Geschichte in den neuern Schriftstellern. 3) Die Geschichte des Verfalls des römischen Reichs in den Originalschriftstellern und in den neueren. 4) Allgemeine und besondere Geschichte, wie Voltaires Versuch u. s. w. 5) Neuere Geschichte der europäischen Staaten, Frankreichs, Italiens u. s. w. Strabo müßte dabey seyn, die alten Karten von Danville, die Bibel, eine Kirchengeschichte.

Dieß ist der Rahmen zu fünf oder sechs Abtheilungen, den man sorgfältig und umsichtig auszufüllen hat. Eine gewisse Anzahl von Gelehrten, Männer von Geschmack, müßten beauftragt werden, die Ausgaben durchzusehen, sie zu verbessern, alles Unnütze, wie Bemerkungen der Herausgeber u. s. w., jeden griechischen und lateinischen Text unterdrücken, blos die französische Uebersetzung beybehalten. Blos einige italienische Werke, von denen es keine Uebersetzung gibt, könnten italienisch beybehalten werden.

Der Kaiser bittet Herrn Barbier, den Plan zu dieser Bibliothek zu entwerfen und ihm die vortheilhafteste und sparsamste Weise, auf welche diese dreytausend Bände angeschafft werden können, anzugeben.

Wenn diese dreytausend Bände Geschichte fertig sind, ließe man ihnen dreytausend andere, Naturgeschichte, Reisen, Literatur u. s. w. folgen. Sie wären größtentheils leicht zusammenzubringen, denn man findet viele Werke dieser Art in 18.

Herr Barbier wird auch gebeten, eine Liste dieser Werke einzuschicken, nebst klaren und umständlichen Noten über das Ganze, über die Gelehrten, die man damit beauftragen könnte, eine Uebersicht über die dazu erforderliche Zeit, den Aufwand u. s. w. *).

* * *

Oft beauftragte auch Napoleon, wie man aus dem letzten Abschnitte der ersten Note ersieht, Barbier, ihm Berichte über verschiedene geschichtliche Punkte, zuweilen sogar über verschiedene religiöse Materien zu machen **). Die

*) Nach diesen beyden Noten verfaßte Barbier den Katalog einer Napoleonschen Bibliothek, und den Katalog einer historischen Bibliothek; die Einleitung machte ein Bericht, in welchem er die verschiedenen an ihn gemachten Fragen beantwortete, und die Mittel zur Ausführung angab.

**) Die Entwürfe aller dieser Berichte, von denen einige mit Napoleons Unterschrift versehen sind, befinden sich in Barbiers Bibliothek.

hauptsächlichsten Berichte dieser Art beziehen sich auf die Fortsetzung von Velly's Geschichte von Frankreich; auf Lediards Geschichte Marlboroughs, die auf Napoleons Befehl von Madgett und Dutems ins Französische übersezt wurde; auf die Uebersetzung Strabo's, von Laporte du Theil, Gosselin und Coray, gleichfalls auf Napoleons Befehl; auf verschiedene griechische und lateinische Werke, die noch nicht übersezt waren, oder von denen es blos veraltete Uebersetzungen gab; — auf die Freyheiten der gallikanischen Kirche und die Erklärung der französischen Geistlichkeit von 1682; — auf di. bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit; — auf Beyspiele von Kaisern, welche Päpste suspendirt oder abgesezt haben; — auf den Buchdrucker Bodoni; — auf die Iconographie von Visconti; — auf die Tiare und ihren Ursprung; — auf die Manuscripte, die sich auf den Prozeß der Tempelherrn beziehen; — auf die Originalpapiere von Galiläis Prozeß. Im J. 1810 wurden die Papiere dieses Prozesses, die sich zu Rom in den päpstlichen Archiven befanden, nach Paris gebracht. Barbier wurde beauftragt sie zu untersuchen und zu übersetzen; und auf den Vorschlag, den er Napoleon machte, sollte dieser Prozeß öffentlich bekannt gemacht werden. Aber im J. 1814 forderte Pius VII. diese kostbaren Originale zurück, und sie wurden ihm ausgeliefert.

Die Engländerin unter den Banditen im Gebirge bey Como.

(Beschluß.)

Die Angst, die ich die ganze Zeit über empfand, war gränzenlos: jeder Baum schien mir ein lauernder Räuber und jeder Windstoß das Geräusch nachsetzender Banditen. Zulezt vernahm mein Ohr ein Stampfen, welches so gänzlich dem Hufschlag von Pferden glich, daß ich mich vor Angst nicht mehr zu fassen wußte; umsonst sagte ich zu mir selber: es ist der Wind! — mein Gefühl strafte mich Lüge — eine brennende Röthe flog mir über's Gesicht, und das Herz im Leibe schien mir zu zerspringen, als ich die lezten Kräfte anstrengte, um die Eile meines Thieres zu vermehren. Aber immer schneller und immer näher kamen die Töne — es war ganz deutlicher Hufschlag — noch einmal vernahm ich den fürchterlichen Ruf: Aspetta: ich sah mich von bewaffneten Männern umgeben — einer derselben fiel mir in den Zügel. In diesem Augenblick verließen mich Muth und Besinnung zugleich, ich hielt mich für verloren und sank mit einem Ausruf des Entsetzens empfindungslos auf dem Hals meines Thieres zusammen.

Als ich wieder zu mir selber kam, fand ich mich, auf dem Grase liegend, von den Armen eines Mannes unterstüzt, während ein anderer, der vor mir stand, mich reichlich mit frischem Wasser besprengte und mehrere andere uns zu umringen schienen. Wer anders konnte es seyn als die Räuber, welche die in der Höhle erwarteten, und die mich auf meiner Flucht erblickt, verfolgt und eingeholt hatten; dieß war die gräßliche Vermuthung, die mir sogleich durch den verwirrten Sinn fuhr. Ich kämpfte verzweifelnd gegen die Arme an, die mich umfaßt hielten, und bat flehendlich, mich doch lieber gleich umzubringen und meiner Ehre zu schonen.

„Beruhigen Sie sich, meine theuerste Miß Saint Clair," flüsterte mir eine Stimme mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit in englischer Sprache zu: „Sie sind im Schutze von Männern, die eher sterben würden, als daß sie Ihnen irgend ein Leid zufügen lassen sollten." Man denke sich mein freudiges Erstaunen — es war Lindsay, der mich in den Armen hielt; vor mir stand der brave Obrist, und die übrigen waren Bedienten und Sbirren, die, auf dem Wege mich zu befreyen, mich von weitem fliehen gesehen, und jezt so glücklich eingeholt hatten. Der Obrist und seine Gemahlin hatten Candenabbia glücklich erreicht, und der erstere, nachdem er diese in Sicherheit gebracht hatte, sogleich Anstalten getroffen, mich mit Gewalt zu befreyen; und so kam es, daß er Candenabbia verlassen hatte, als die abgesandten Räuber dort ankamen. Die Obristin hatte nicht über zweyhundert Kronen bey sich; Lord Lindsay war abgereist, und während sie zu allen Freunden dieß- und jenseits des See's herumschickte, um das Blutgeld aufzutreiben, verstrich die Frist, und ich würde unfehlbar ermordet worden seyn, wenn mir meine List nicht so glücklich gelungen wäre. Denn daß die braven Männer, die zu meiner Befreyung ausgezogen, die Höhle entdeckt und mich auf diese Weise gerettet hätten, war ganz undenkbar. Ich kann nun die Erzählung dieses Abenteuers mit wenigen Worten schließen. Meine Freunde sezten mich auf ein Pferd, und brachten mich in Sicherheit, alsdann brachen sie, durch eine große Anzahl Sbirren verstärkt, und von den beyden Banditen, die nach meinem Lösegeld ausgeschickt worden waren, geführt, nach der Höhle auf, um die Unbill, die ich erfahren, zu rächen, und die Banditen dem Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Sie fanden die ganze Bande vereinigt, und hatten einen harten Kampf zu bestehen, in welchem der größte Theil der Bande entweder gefangen oder getödtet wurde, und unter den ersteren der Hauptmann. Einige wenige entkamen, und unter diesen befand sich auch des Hauptmanns Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Der Tempel des männlichen Glücks hätte um ein Haar breit mein Unglück gemacht. Wahrscheinlich wäre, wie

wohl hätte geschehen sollen, die Grube längst wieder verschüttet worden, hätte die Polizey voraus sehen können, daß über kurz oder lang nächtlicher Weise in dieser Gegend ein Schatz gehoben werden sollte, und daß dieß nicht eben von solchen Leuten geschehen könnte, welche sich vorher den Hals gebrochen hätten. Indem ich da lag, in der Furcht von Neuem und vielleicht noch tiefer als vorhin zu fallen, blieb mir Zeit genug, über die hohe Lage des genannten Tempels, welche Schuld war, daß ich darunter lag, nachzudenken: auf einmal begriff ich, (was bis dahin weder mir noch den römischen Antiquaren hatte einleuchten wollen), daß die Nähe der Tiber, deren Ueberschwemmungen man auf diese Weise auszuweichen gesucht habe, Schuld an derselben sey. Nachdem sich meine Augen nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt hatten, versuchte ich es, mich mehr auf allen vieren, denn auf zweyen, aus der Grube herauszuarbeiten. In demselben Augenblicke erschallten Stimmen in der Nähe; ich rief: Chi è? erhielt aber keine Antwort. Auf mein abermaliges Rufen ward mir mein Chi è? zurückgegeben. Ich begriff nun, daß wir uns gegenseitig fürchteten; doch war ich als Fremder beherzter als die Personen, welchen die Stimmen angehörten, und welche wahrscheinlich Römer waren, deren auffallendster Charakterzug darin besteht, daß sie allenthalben Räuber und Mörder wittern, und sich gewöhnlich hinter sechsfache Schlösser und Riegel in Sicherheit setzen. Ich rief ihnen zu, sie sollten näher kommen, um einem, der hier in der Grube läge, herauszuhelfen. Ich vernahm deutlich, wie sie mit einander zu Rathe giengen, ob es geheuer sey näher zu treten, oder davon zu gehen. Einer, der Beherzteste, meynte, es wäre keine Gefahr dabey, da nur Einer in der Grube liege, verbesserte sich aber auf der Stelle, indem er hinzusezte: „Freylich, er kann eine Pistole haben;“ ein zweyter meynte, es können auch mehrere in der Grube versteckt liegen; einem dritten schien es sogar gerathener zu seyn, „di andar via e di lasciarlo stare.“ Diesem Rathe traten auch die übrigen bey, und alle giengen weiter, dem Karossenstephan zu. Unterdessen war es mir gelungen aus der Grube heraus zu klimmen. Ich beschloß, mich an den hartherzigen Leuten, welche nicht so viel Menschenliebe besaßen, einem, der gefallen war, und von dem sie nicht wissen konnten, ob er Schaden genommen, beyzuspringen, zu rächen. Ich eilte, so viel es der unebene Boden und der Schmerz, welchen mir die Hüfte verursachte, gestattete, hinter ihnen her, aus allen Kräften rufend, sie möchten warten, weil ich ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Lange Zeit war mein Rufen vergebens; endlich aber, wahrscheinlich aus Schaam, daß ein halbes Dutzend Menschen vor einem einzigen davon laufe, standen sie, schrieen aber ihrerseits aus der Ferne, wer ich sey, was ich wolle, wie ich in die Grube gerathen sey u. s. w.? Alle diese Fragen giengen wie ein Heckenfeuer aus einem Munde in den andern, besonders die leztere, welche von jedem einzelnen mehrere Male besonders wiederholt ward. Ich war ihnen unterdessen ziemlich nahe gekommen, und erwiederte nun Folgendes: Ich sey, wie sie sähen, eine einzelne wehrlose Person, von welcher, selbst im Fall sie böse Absichten hege, kein vernünftiger Mensch ein Attentat auf ein halbes Dutzend handfester Männer befürchten könne; im Gegentheil sey mir banger als ihnen, nicht etwa vor Räubern und Mördern, sondern vor einem ganz andern Wesen, welches dort (auf den Karossenstephan deutend) hause, und mir sehr übel mitgespielt hätte; wenn ich ihnen übrigens zugerufen hätte, so wäre es blos geschehen, um ihnen eine heilsame Warnung zu geben. Diese Worte, mit so viel furchtsamem Wesen hervorgebracht, wie mir zu erkünsteln möglich war, machten auf die Leute einen solchen Eindruck, daß ich nun glaubte, ihnen die volle Ladung geben zu müssen. „Ich sey, fuhr ich fort, zu den Stufen des Karossenstephan hinaufgestiegen, um mich im Porticus desselben nach dem Schatze umzusehen, der heute Nacht dort gehoben werden solle; da habe mich ein Ungeheuer mit Hörnern, Bocksfüßen und flammensprühenden Augen ergriffen, mit sich durch die Lüfte geschleppt, und in die Grube der egyptischen Marie geworfen, brüllend: „So wird es diese Nacht allen Neugierigen ergehen.“ Kaum hatte ich geendet, als der ganze Trupp schweigend davon gieng, ohne sich weiter nach dem Karossenstephan umzusehen, anfangs im mäßigen Schritte, dann aber über Hals und Kopf. Nachdem sie fort waren, stieg ich nun wirklich die Stiegen zum Tempel der Vesta hinan und sah mich nach allen Seiten um, nahm aber nicht den geringsten Gegenstand wahr, welcher auf die vorgegebene Schatzgräberey hätte schliessen lassen. Im Gegentheil herrschte ringsumher die allertiefste Stille, durch nichts unterbrochen, als durch das Rauschen der Wellen der hinter dem Tempel fließenden Tiber, und hin und wieder durch das Hinwegfliegen einer oder der andern Krähe unter dem Dache desselben hervorkommend, wo sie durch meine Ankunft aus dem Schlafe gestört worden waren. Auf den herumliegenden Klöstern begann es Mitternacht zu schlagen, und ich trat meinen Heimweg an, im Grunde nicht unmuthig über diese nächtliche Wanderschaft, welche mir, den Fall in die Grube der egyptischen Marie abgerechnet, in mehr als einer Hinsicht eine interessantere Unterhaltung gewährt hatte, als, selbst im Falle der wirklich stattfindenden Schatzgräberey, davon zu erwarten stand. Wenn sich übrigens einer oder der andere unter meinen Lesern finden sollte, dem das erzählte Abenteuer unwahrscheinlich schiene, der möge bedenken, daß die Einwohner Roms, und nicht blos die der unteren Klassen, abergläubischer sind, als man es nach den hellen Begriffen, welche sie über viele Dinge, ja selbst in der Religion haben, glauben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 24.
Neues Jahr.

Charade.

Drey Sylben.

Erstes Sylbenpaar.

Bald spitz, bald stumpf; jezt grad, jezt schief bin ich;
Der Geometer kennt und mißt am meisten mich;
Und meines Maßes, soll sein Werk ihm gut gerathen,
Kann nicht ein Werkmann wohl entrathen.
Die lezte Sylbe ist, zumal wenn du ihr werth
In klugem Rath, in edlen Thaten,
Der Schöpfung Würdigstes, worin sie sich verklärt. –
Das Ganze ist ein deutscher Mann,
Der, einst der alten Kunst hellsinniger Erspäher
Und ihrer Offenbarung Seher
Sich mit der Musen Preis Unsterblichkeit gewann.

– c –

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 4. u. Monatsreg. Januar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Februar 1827.

Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist — ein kleiner Raum ihr nun genug.

Goethe.

Der Genius des Schönen.

Von J. H. v. Wessenberg.

Wann kehrst du wieder, goldne Zeit des Schönen,
Wo mit Gesang die Völker lenkt Apoll?
Ha! süße, holde Zeit, wo ruhevoll
Die Welt sich labt mit allen Musentönen!

Wie schön, wie schön, als noch bey allen Festen,
Indeß der frohe Becher ging umher,
Der Barde sang die Sagen von Homer
In niedern Hütten, wie in Goldpallästen!

Wie herrlich, als bey jedem Schritt den Blicken
Ein großes Bild vom Vaterland sich wies!
Sein Ideal der Künstler leben hieß
In Stein und Erz, die Seele zu entzücken.

Wie oft hat nicht das Denkmal edler Helden
Der hohen Sehnsucht schöne Thrän' entlockt!
Weh, weh dem Volk, wo diese Thräne stockt!
Was kann von ihm die hehre Muse melden?

Wen hat der Völker freudige Bewegung
Nicht hoch entzückt, als zu Olympia
Auf jede Kunst der Himmel lächelnd sah!
Da blieb dem Wettstreit fremd des Neides Regung.

Urania! auf jeden Pfad des Lebens
Ergoß sich damals deiner Anmuth Glanz.
Dem schönsten Sylphen hießest du, den Kranz
Des Jünglings, der die Fackel neigt, umschweben.

O kehre wieder, Genius des Schönen!
Den Helden kränz' im Lorbeerhain Apoll,
Und singet Ruh, so weit der Krieg erscholl *),
In jede Brust, ihr freundlichen Kamönen!

Doch sey das Schönste jeder Kunst den Hallen,
Wo unser Dank zum Schöpfer wallt, geweiht,
Der allwärts Abglanz ew'ger Schöne streut,
Und nur an schönen Seelen hat Gefallen.

Wohl höher darf die Muse jezt sich schwingen,
Da düstrer Wahn nicht mehr das Leben trübt,
Da unser Gott uns treu und ewig liebt,
Die wir ein Siegeslied an Gräbern singen.

*) Dieses Lied ist 1814 gedichtet. Dasselbe befindet sich in den „neuen Gedichten von J. H. v. Wessenberg. Konstanz 1826, bey Wallis“ fehlerhaft und unvollständig. Was durch eine Verwechslung der Abschriften verursacht und zu spät wahrgenommen wurde.

Der Verfasser.

Der Trauring.

Novelle von Fr. Laun.

I.

Durch das Ableben seines Vaters wurde der Baron Eugen von Tangern der männlichen Oberleitung schon im vierzehnten Jahre verlustig. Die Vollendung seiner sittlichen Ausbildung fiel daher fast einzig einer noch wie in den Strahlen der ersten Jugend dastehenden Mutter an-

heim. Nur mit der Bücherwelt vertraut, konnte der
sehr gelehrte Hofmeister ihr in diesem wichtigen Geschäfte
wenig oder keine Unterstützung gewähren, und Eugens Vor-
mund, der Bruder ihres verstorbenen Gemahls, war sei-
ner ganzen sorglosen Natur nach, noch minder geeignet,
einen wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen seines jun-
gen Neffen zu äußern. Des leztern Stellung im Hause,
als des einzigen Sohnes und Erben der bedeutenden Lehn-
güter seines Vaters, seine großen geistigen Anlagen, eine
weit über die Jahre hinausgehende körperliche Reife und
sehr einnehmende Wohlgestalt, mit einem Worte, Alles
vereinigte sich, ihm in so frühem Alter schon ungewöhnli-
che Aufmerksamkeit und Achtung und das Gefühl der Un-
abhängigkeit zu verschaffen. An der Seite seiner, unter
dem Trauerschleyer neu aufblühenden, Mutter glich er
mehr einem Bruder als einem Sohne von ihr, und es
mochte ein großer Trost für sie seyn, daß auch sein ver-
ständiges Betragen die Achtung festzuhalten wußte, welche
so manche Umstände ihm vor der Zeit darboten.

Das Tangernsche Haus war der Vereinigungspunkt
sehr vieler Vornehmer und Gebildeter der ansehnlichen Stadt
und Umgegend gewesen. Die Trauerzeit nach dem Tode
des Stammherrn brachte hierin allerdings einige Störung
hervor. Bald nachher aber erhob sich solches wieder bey-
nahe ganz zu seinem vorigen Glanze.

Eugen besuchte die Hörsäle der dortigen Universität
mit ausgezeichnetem Erfolge. Da dergleichen gewöhnlich erst
im achtzehnten oder zwanzigsten Jahre begann, so fiel bey
seiner Größe und seinem Ansehen gewiß nur wenigen ein,
daß er deren kaum fünfzehn hatte, und es fehlte nicht an
weiblichen Herzen, für welche seine angenehme Person
eine große magnetische Kraft besaß. Sein immer reges
Gefühl, sein glänzender Witz und eine unversiegbar schei-
nende Heiterkeit gaben ihm auch über sehr Viele, die, dem
Ansehen nach, an Jahren ihm gleichkamen, ein entschiede-
nes Uebergewicht.

Im eigenen Busen die sicherste Richtschnur für ihr
schönes Leben tragend, traute die Mutter unstreitig auch
ihm diese innere Haltung zu, und zögerte vermuthlich um
so mehr durch trockene, ihrer Meynung nach überflüssige,
Lehren und Grundsätze ihrem Sohne das Leben zu erschwe-
ren, weil dieses ganz offen vor ihrem Auge lag, auch gar
kein Anschein irgend eines Abweichens vom Rechten in ihm
vorhanden, und wenn der Fall ja einmal eintrat, immer
Zeit genug übrig war, durch Grundsätze das zu regeln,
was jezt noch in der geradesten, edelsten Richtung aus sei-
ner schönen Natur von selbst ganz tadellos hervorging.
Aber — das ist das Schicksal der Hoffnungen und Pläne
der Menschen! — eben als der Ernst ihres Vorsatzes, sich
nie wieder zu vermählen, sie endlich vor den, stets sich
erneuernden, Bewerbungen um ihre Hand gesichert zu ha-
ben und hiermit das Einzige eingetreten zu seyn schien,
was ihr zu einer vollkommenen Ruhe bis dahin noch ge-
fehlt, wurde ihr blühendes, von der Zeit bis dahin wie
mit Absicht verschontes Leben der Raub einer epidemischen
Krankheit noch in dem Augenblicke, als man sie von der-
selben schon genesen geglaubt hatte.

2.

Nach der tiefen Erschütterung durch diesen Todesfall
war es vielleicht das heilige Bild der tugendhaften Mutter,
was den verwaisten Jüngling noch eine Zeit lang ganz auf der
zeitherigen Bahn erhielt. Aber seine inzwischen gemachten
mannigfachen Frauenbekanntschaften boten zum Theil den
gewöhnlichen Irrthümern der männlichen Jugend nur all-
zusehr die Hand. Sein Oheim und Vormund, in sittli-
cher Strenge ebenfalls kein Muster, lachte herzlich dazu,
wenn er wegen der immer zunehmenden Frivolität seines
Mündels drohend den Finger gegen ihn aufhob. So kam
es denn, daß in Kurzem vielen jungen und zum Theil recht
schönen Fräulein und Frauen auf die bekannte Rechtlich-
keit Eugens von Tangern in Erfüllung dessen, was er zu-
gesagt hatte, alle Ansprüche verloren gingen.

Nach beendigter Studienzeit durchstreifte der Baron
mehrere Jahre die Welt, und bey seiner Heimkehr be-
dauerte man sehr, daß er, statt die eingesammelten Kennt-
nisse und Erfahrungen im Dienste des Staats gelten zu
machen, sich einzig der Verwaltung seiner Güter zu wid-
men gedachte.

Sein erstes Wiederauftreten in der Geburtsstadt fiel
in den Winter und war überaus glänzend. Eine auffal-
lende Vervollkommnung an Geist und Körper gab ihm ge-
wissermaßen den Reiz einer ganz neuen Erscheinung. Seine
Gewandheit im Umgange bahnte ihm noch mehr als zuvor
den Weg zu den Herzen der Frauen, da die Leichtfertig-
keit seiner frühern Weise nur noch dann und wann, aber
allezeit in der verführerischsten Anmuth aus dem glänzen-
den Mantel des feinsten Anstandes hervorblickte.

Bald fingen seine Liebschaften und Treulosigkeiten an,
zu den Gegenständen der täglichen Theegespräche zu gehö-
ren. Unstreitig bürdete man ihm deren zehnmal mehr auf,
als ihm wirklich zur Last fielen und fallen konnten. Al-
lein gerade die Menge anmuthiger Abenteuer und galanter
Frevelthaten erhöhte ungemein das Interesse an seiner Per-
son. Tangern! erscholl es leise in mehreren Gegenden des
Salons, wo Damen saßen, sobald er in die Versamm-
lung trat. Die Blicke der meisten leuchteten ihm da un-
willkürlich ein Willkommen entgegen. Die erfahreneren
Damen nahmen solches zwar gewöhnlich unmittelbar dar-
auf zurück. Und ob sie schon nicht unterließen, Töchtern
oder Nichten die Gefahren seines Umganges in's Licht zu
stellen, wünschten doch viele insgeheim gewiß, daß es
Einer gelingen möchte, den Treulosen zur Treue zu be-
kehren. Mehrere Winter jedoch hatte Tangern bereits

wieder in seiner Vaterstadt zugebracht, und solch ein Triumph, so oft dergleichen auch schon an andern leichtfertigen Herzensbezwingern erlebt worden, ein Triumph dieser Art über diesen schien zu den Unmöglichkeiten zu gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

Aus den Verhandlungen der Wernerschen naturhistorischen Gesellschaft.

Der Kokosnußbaum ist der Mannigfaltigkeit und Nützlichkeit seiner Erzeugnisse wegen der interessanteste des ganzen Palmengeschlechts. Man findet ihn zwischen den Wendekreisen beyder Halbkugeln, und er soll, einigen Schriftstellern zufolge, in alten Zeiten auch in Arabien gezogen worden seyn; allein Niebuhr behauptet, daß man ihn nördlich von Mocha nicht finde. Gleich allen andern Aequinoktial-Pflanzen wird der Kokosbaum weniger üppig, je mehr wir uns den beyden Wendekreisen nähern, und im Ganzen scheint er eine Zone von 25 Graden nördlich und südlich vom Aequator einzunehmen, was ungefähr vier Fünftheile von Afrika, ein Sechstheil von Asien, und ein Drittheil von Amerika ausmacht.

Der Kokosbaum hat einen geraden, sechzig bis neunzig Fuß hohen, und einen bis zwey Fuß dicken Stamm. An der Krone trägt er 12 bis 15 Palmblätter, wovon jedes 12 bis 14 Fuß lang ist. Der Stamm besteht aus harten, biegsamen, holzigten, schwarzen Fasern, die durch ein zartes, bräunliches Zellengewebe mit einander verbunden sind.

Gegen den untern Theil des Stammes ist das Holz außerordentlich hart, und nimmt eine schöne Politur an. Schneidet man diesen Theil des Baumes queer durch, und polirt ihn gut, so bekommt er einen steinartigen Glanz, welcher dem des Agats gleichkommt.

In einigen Theilen der Welt macht man aus der netzförmigen Substanz, die sich am untern Theile der Blätter befindet, eine Art Wiege für Kinder; und die noch unentwickelten Blätter werden gelegentlich, von Europäern und Eingebornen, als Kohl oder Sallat gegessen. Zuweilen werden sie auch in Essig aufbewahrt, und als Marinirung genossen. Uebrigens ist zu bemerken, daß der Baum stirbt, wenn dieser Theil abgenommen wird. Viele unter den Eingebornen und Europäern decken ihre Häuser mit Kokosblättern, die man in der schingalesischen Sprache Polattu nennt. Manchmal werden sie auch Ollahs, und bisweilen Cadjans genannt. Bey der Verfertigung der Cadjans wird der mittlere, holzigte Theil des Blattes der Länge nach gespalten, und die Blättchen beyder Hälften zusammengeflochten, wodurch sie zu einer Menge von Gegenständen dienen. In diesem Zustande gebraucht man sie zum Decken der Hütten, zum Schutze junger Pflanzen vor den brennenden Strahlen der Sonne, zur Errichtung von Zäunen, zur Verfertigung von Zimmerdecken und Körben, um Früchte, Fische u. s. w. zu tragen. Zuweilen werden auch Körbe von Palmblättern so dicht gemacht, daß man sie statt Kübel gebrauchen kann, um Wasser aus tiefen Brunnen zu ziehen. Zum Kalfatern der Schiffe sind sie unvergleichlich.

Die unreifen Blätter des Kokosbaumes haben eine schöne gelbe Farbe, und ein prächtiges Gewebe, welches Leder oder Atlaß gleicht. In einigen Theilen von Ceylon zeigen die Eingebornen viel Geschmack, wenn sie Triumphbögen, Tanzsäle und ähnliche Plätze mit den Blättern dieses Baumes und einer besonders schönen Moosart verzieren; und weil die jungen Blätter durchscheinend sind, so machen sie auch Laternen daraus, worin sie sehr geschickt sind.

Auf der Insel Otaheite tragen die Weiber Hüte, welche sie aus den Kokosblättchen verfertigen, und in Ceylon machen die europäischen Soldaten aus schmalen Blattstreifen ebenfalls Hüte, die wie unsere Strohhüte verfertigt werden. Hüte dieser Art, mit breiten Rändern, werden überhaupt häufig von Eingebornen und Fremden, besonders aber von Fischern getragen, welche der Sonnenhitze stark ausgesezt sind.

Manchmal werden die Blättchen auch zum Schreiben gebraucht, wozu man einen eisernen Griffel nimmt. Die Blätter des Palmyra (*Borassus flabelliformis*), oder des Talipot (*Corypha umbraculifera*) werden jedoch häufiger dazu genommen. Nimmt man Palmblätter, so müssen sie erst etwas zubereitet werden, damit sie den Eindruck des Griffels annehmen; so nennt man sie Ollahs. Die Eingebornen schreiben einander Briefe darauf, die hübsch zusammengerollt und öfters mit Gummilack versiegelt sind. Während des Schreibens wird das Blatt auf der Hand gehalten, und die Buchstaben mit dem spitzigen Theile des Eisens eingekrazt. Anstatt die Hand zu bewegen, womit sie nach der Rechten schreiben, bewegen sie das Blatt nach der entgegengesetzten Richtung mit Hülfe des Daumens der linken Hand; und damit die Charaktere lesbarer werden, überschmiert man sie mit frischem Kuhmist. Durch diese Substanz werden sie schwarz und sehr lesbar. Zuweilen aber werden sie auch mit Kokosöl, oder einer Mischung von Oel und Kohlenstaub überstrichen. Die Eingebornen gebrauchen keine Tische, um darauf zu schreiben, sondern sie schreiben entweder stehend oder gehend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Dec.

Das Journal des Débats hat durch Maltebruns Tod einen seiner geschicktesten und thätigsten Mitarbeiter, und die geographische Wissenschaft einen ihrer eifrigsten Beförderer verloren. Maltebrun war noch nicht alt und auch nicht schwach von Leibesbeschaffenheit, allein ein so feuriger Kopf wie der seine, der rastlos seine Seelenkräfte in Bewegung, und seinen Arbeiten nie Schranken sezte, mußte sich vor Ende der ihm zugemessenen Lebenszeit abmatten und erschöpfen. Maltebrun war in jeder Hinsicht ein merkwürdiger Mann, und vielleicht gibt es in der gegenwärtigen Zeit wenig solche weit umfassende Genies als das seinige war. Was aus diesem Kopfe Alles hervorgegangen ist, und was noch in demselben zur Entwickelung bereit lag, ist unglaublich. Für einen so regen Geist, welchen Alles ansprach, gehörte eine vielfältige Beschäftigung; diese hatte er in dem Journal des Debats gefunden, an welchem er beynahe zwanzig Jahre lang gearbeitet hat, und welches seiner eben so bedurfte wie er dieses Journals. Hier war er in seinem Elemente; hier konnte er sich mit den vielen, beständig etwas Neues darbietenden und wechselnden Tagesbegebenheiten, mit den vielen literarischen Produkten, mit der Tageschronik, mit den Fortschritten der Wissenschaft, und mit vielen andern Dingen abgeben, die ihn alle mit einer Lebhaftigkeit fesselten, als ob sie das Wichtigste in der Welt wären, die er auch eben so schnell ein's nach dem andern wieder verließ und aufgab, um sich mit etwas Neuerm zu beschäftigen. Diese lebhafte Theilnahme an Tages- und Weltbegebenheiten hatte ihm in seiner Jugend ein hartes und wahrscheinlich ungerechtes Urtheil in seinem Vaterlande zugezogen, und da Dänemark für einen so offenen und lebhaften Politiker kein Land war, so hatte er sich nach Frankreich begeben, wo er zwar keine sichere Aussicht hatte, aber sich bald zu erkennen gab, und Luft schöpfte. Denn nachdem er bemerkt hatte, daß die Franzosen, damals wenigstens, fremde Sprachen wenig studirten, und daher mit der Literatur andrer Völker wenig vertraut waren, und sogar die Beschaffenheit fremder Länder wenig kannten, so suchte er sich gerade durch Abhelfung dieses Mangels auszuzeichnen, und einen Erwerbszweig zu gewinnen. Dieß gelang ihm völlig. Mentelle, welcher damals beynahe der einzige Geograph in Frankreich war, und bey welchem es mit der Kenntniß fremder Quellen nicht zum besten aussah, nahm ihn zum Mitarbeiter einer großen geographischen Kompilation an, worin Maltebrun, so hastig er auch arbeiten mußte, doch eine Menge merkwürdiger Stücke ausarbeitete. Die Redaktion des Journal des Débats, das auch eben nicht durch Kenntniß auswärtiger Länder und Völker sich auszeichnete, fühlte ebenfalls, was es an einem Manne gewinnen konnte, welcher über die auswärtige Politik eine Fülle von unerwarteten Ansichten vortrug, und über die fremden Kabinette eine Menge von Sonderbarkeiten und geheimen Anekdoten wußte, die er mit außerordentlicher Geschwindigkeit her erzählte. So wurde er denn Mitarbeiter an diesem Journal, welches bald durch ein zufälliges Zusammenwirken mehrerer Umstände das erste Journal Frankreichs wurde, und in ganz Europa als ein Organ der Napoleon'schen Regierung angesehen wurde. Hier war Maltebrun ganz auf seinem Platze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Es möchte wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß wir seit den lezten zweytausend Jahren nur in den positiven Wissenschaften, das heißt in solchen, deren Grundsäze in die äußeren Sinne fallen, Fortschritte gemacht haben, in allen andern aber in der Irre herumtappende Stümper geblieben sind. Zu erstern rechne ich keineswegs die Heilkunde: diese steht heutiges Tages noch immer auf den nämlichen schwachen Füßen, wie ehemals. So schreiben die meisten europäischen Aerzte ihren Brustkranken, wenn alle andere Mittel nicht anschlagen, eine Reise nach Italien, besonders nach Neapel, vor. Dieses Jahr sollen deren, nach den Nachrichten, welche ich darüber einzuziehen Gelegenheit gehabt habe, sehr viele in und um Neapel gewesen, aber auch eine größere Anzahl, vorzüglich Engländer, gestorben seyn, als bisher. Und doch sollte man glauben, der gesunde Menschenverstand sehe ein, daß Brustkranken die feine, an Stickstoff zu arme neapolitanische Luft, besonders die in der Gegend um Torre di Greco herum, nicht anders als höchst verderblich seyn könne. Troz dem ziehen die Hektischen aus allen Ländern in ganzen Schwärmen dahin, am meisten Engländer. Sie fürchten sich vor Rom, und doch herrscht in den beyden am höchsten liegenden Oertern um Rom herum, in Rocca del Papa und Rocca Priora, auf dem albanischen Berge die Sage, daß hektische Personen, welche dorthin von Rom kommen, entweder in drey Tagen sterben, oder, im Falle sie am Leben bleiben, nach Verlauf derselben der Besserung entgegengehen, und am Ende ganz geheilt werden. Wie viel Wahres an dieser Sage ist, lasse ich dahin gestellt seyn; nur so viel dünkt mich ausgemacht, daß ihr, da selbst ganz Rom daran glaubt, irgend eine positive Wahrnehmung zum Grunde liegen müsse. Sonderbar ist, daß die Bergörter um Rom, als Albano, Castel Gandolfo, La Riccia, Marino, Frascati, die beyden genannten Rocca, Monte Porzio, Monte Compatri u. s. w., so wie die auf den Apenninen, Tivoli, Palestrina u. s. w. ihre Brustkranken an die Meeresküste, nach Nettuno, Porto d'Anzo u. s. w. schicken, deren Luft auf jede Weise Bestandtheile beygemischt sind, welche sich in der Luft jener Berge nicht finden. Hier in Rom nimmt man gleichfalls zweyerley Arten von Luft an, nämlich die dicke Luft (aria grossa) und die feine Luft (aria fina). Erstere soll sich vorzugsweise an der Tiber, namentlich vor dem Volksthore und auf dem Vaticane, am häufigsten aber auf allen unbewohnten Höhen in deren Nähe finden; leztere sucht man eigentlich nur auf einer einzigen Stelle, nämlich auf dem Montecavallo, wo demnach auch, dem Vorurtheile nach, die meiste Gesundheit herrscht. Jene Höhen werden in der Regel nur des Winters bewohnt, Sommers verlassen; besonders wandern die dort wohnenden Mönche jährlich regelmäßig vom 14ten Mai bis zum 14ten Nov. aus, und bringen die böse Jahreszeit (cattiva stagione) in einem, im bewohnten Rom belegenen Kloster zu. Das Vorurtheil gegen die Luft auf dem Vaticane ist so tief eingewurzelt, daß der prächtige, von Pius VI. neben der Peterskirche erbaute Pallast, unter dem Namen der Sagristia di s. Pietro bekannt, welcher dem Kapitel an dieser Kirche zur Wohnung bestimmt ist, sogar im Winter leer steht, und daß die Domherren lieber im Inneren von Rom Miethe bezahlen, als hier frey wohnen wollen. Freylich ist dieß Vorurtheil der Aria cattiva, in so fern es sich auf den Vatican bezieht, und wirklich als die lächerlichste fixe Idee erscheint, in den lezten Jahren auf die auffallendste Weise widerlegt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 26.

Morgenblatt

für gebildete Stände.



Dienstag, 30. Januar 1827.

Niemand soll ihm Gutes thun, Niemand erbarme sich seiner Waisen; seine Nachkommen müssen ausgerottet werden, ihr Name werde vertilgt, schon im andern Gliede:

Psalm CIX.

Erinnerungen aus den serbischen Volksliedern.

Die serbischen Volkslieder, von denen wir unter dem Namen Talvi eine Anzahl übersezt erhalten haben, sind so anmuthig und reizend, daß man wohl öfter darauf zurückkehren und aufmerksam machen darf, wie viel Merkwürdiges und Schönes darin enthalten ist, um immer mehr Leser zu denselben zu ziehen und den Wunsch allgemeiner zu erregen, daß auch die übrigen Gedichte der so reichen Sammlung uns nicht entzogen werden, sondern bald ihre Verpflanzung auf deutschen Boden finden möchten. Diese Zeilen sind nur als einzelne Winke zu betrachten.

Die Verwünschungsformeln, deren die Serben sich bedienen und die ganz das orientalisch Ueberschwengliche und Uebermächtige zeigen, sind oft furchtbar und grausenhaft, wenn man ihnen auch, eben da sie mehr orientalisch sprichwörtlich sind, keine zu tiefe innere Wahrheit beymessen darf, sondern sie mehr als Betheurungen leicht bewegter leidenschaftlicher Gemüther betrachten muß. Wir wollen hier eine Reihe derselben zusammenstellen.

S. 50.:

Drob erzürnt, verwünschend, ruft die Jungfrau:
„Der da sagt, ich sey von niederm Stamme,
Nie werd' ihm ein Herzenskind geboren!
Der da sagt, ich sey schlimm, wie die Schlange,
Winde sich um's Herz ihm eine Schlange,
Uebersommre Sommers in dem Haar ihm,
Ueberwintre Winters ihm im Busen!
Der da träumerisch mich nennt und schläfrig,
Krankheit such' ihn beim neun lange Jahre,
Und kein Schlaf erquick' ihn in der Krankheit!"

Seite 51. setzen wir lieber ganz:

Küßten sich zwey Liebste auf der Wiese,
Und sie glaubten, daß sie Niemand sähe.
Doch es sahe sie die grüne Wiese,
Und sie kündet es der weißen Heerde,
Und die Heerde sagt' es ihrem Hirten,
Und der Hirt dem Wandrer auf dem Heerweg;
Auf dem Meer' dem Schiffer sagt's der Wandrer,
Und der Schiffer seinem Schiff von Nußbaum;
Schifflein saget es dem kalten Wasser,
Und das Wasser sagt's des Mädchens Mutter.
Drauf verwünschend spricht das schöne Mädchen:

„O, du Wiese, sollst mir nimmer grünen!
Heerde Wölfe mögen dich zerreißen!
O! du Hirt, die Türken dich enthaupten!
Wandrer, mögen dir die Füße schwinden!
Schiffer, dich hinweg die Wellen spülen!
Leichtes Schiff, du sollst in Brand auflodern!
Wasser, du sollst bis zum Grund versiegen!"

Seite 52. ist auch nur im Ganzen verständlich:

Flucht das Mädchen ihren schwarzen Augen:
„Schwarze Augen, möchtet ihr erblinden!
Alles schaut ihr, und seht doch nicht heute,
Wie mein Liebster bey dem Hof vorbeyging,
Eine Blume trug in seinen Händen,
Auf den Schultern ein gesticktes Tüchlein,
Das ein andres Liebchen ihm gegeben!
Zweige waren drauf gestickt in Menge.

Ebene. Die hin und wieder zerstreuten Bäume beweisen, wie kräftig die Vegetation ist, aber Niemand will pflanzen; es ist dieß ein unüberwindliches Vorurtheil. . . . . Der Boden ist nackt wie die Hand, und die Einwohner sind nackt wie der Boden; Legionen von Kindern beyderley Geschlechts, ohne Strümpfe, ohne Schuhe, ohne Hemden, drängen sich um die Wagen und betteln mit kläglicher, studirter Stimme: es ist dieß der einzige Unterricht, den sie von ihren Eltern genießen, die mit ihnen betteln. Die Mönche lehren sie weiter die Kunst, beym mea culpa im Takt an die Brust zu schlagen, mit dem Rosenkranz umzugehen, und einige Auserwählte die fünf Arten bey der Messe zu dienen. Die kleine Stadt Miranda verkündet sich von weitem durch seine Glocken, die, so wie in den elendesten Dörfern, auf jedem Thurm mit einem vollständigen Glockenspiel versehen sind. Man kömmt oft durch Weiler von 150 Seelen, die sieben bis acht Glocken haben; nicht selten zählt man ihrer hundert.

In Breviesca, das reichlich mit Kapuzinern aller Art versehen ist, wohnte ich zum ersten Mal einer sonderbaren Ceremonie bey, die in Frankreich blos durch Karrikaturen bekannt ist. Sämmtliche Einwohner, bewaffnet mit langen Richtkämmen und kleinen Kämmen von Buchsbaum, befanden sich auf den Straßen. Die Frauen durchwühlten mit unerbittlichen Nägeln die Haare ihrer Kinder. Diese unumgänglich nothwendige Operation wird im Allgemeinen jeden Sonntag vor der Messe verrichtet, und zwar familienweise und auf der Straße: eine Vorsicht, die sehr heilsam und achtungswürdig ist, besonders im Sommer.

Ein einziger Mann nahm an der gemeinschaftlichen Arbeit keinen Antheil: einen Beutel und eine Monstranz von vergoldetem Kupfer in der Hand kam er bald auf uns zu und verlangte una lemosna per Dios, ein Allmosen für Gott. Man kann sich unser Erstaunen denken und sich leicht vorstellen, daß er nichts bekam. Aber plötzlich kam Jemand hergelaufen, küßte achtungsvoll die Monstranz und warf ein Goldstück in den Beutel, den ihm jener hinstreckte. Sollte man es glauben? dieser Allmosensammler von einer für uns neuen Art war ein Pächter des benachbarten Klosters: die Mönche verpachteten an ihn gegen eine jährliche Abgabe das Recht, die Monstranz alle Vorübergehende küssen zu lassen, und er stellt sich auf die Straße, um seine Beyträge einzusammeln. Die Industrie ist also in Spanien noch nicht zu Grunde gegangen, wie man meynte; sie hat sich in die Klöster geflüchtet, und besucht von da zuweilen die Landstraßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. 28. Dec.

Die Furcht vor Dieben, Räubern und Mördern hat sich nun wieder gelegt, wie denn alles in Paris nur eine kurze Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln im Stande ist. Die ministeriellen Blätter haben angekündigt, die Polizey habe, ich weiß nicht wie viele Dutzend, Diebe aufgefangen; ganze Diebesnester sollen in den Steinbrüchen um Paris herum aufgespürt worden seyn; das gutmüthige Publikum hat es geglaubt; die Oppositionsblätter sind auch müde geworden, täglich von Dieben zu reden, und die Polizey der Sorglosigkeit zu beschuldigen, und somit ist dieß Thema von den Tagesblättern und auch in den Gesellschaftsgesprächen verlassen worden. Allein die Polizey ist auf eine andre Veranlassung zum Tagesgespräche geworden. Es ist nämlich ein ewiger Streit darüber in Paris, was für einen Charakter die sogenannten Agens de police, das heißt die den Polizeykommissarien untergeordneten Beamten haben sollen; nun ist es aber für die Bürger sehr wichtig, genau zu wissen, worin die Rechte solcher zweydeutigen Beamten bestehen, die kein äußerliches Zeichen ihres Amtes an sich tragen, und deren Namen oder Titel jedweder übelgesinnte mißbrauchen könnte. Ein wegen seiner Freymüthigkeit und seiner konstitutionellen Grundsätze sehr beliebter Advokat am Kassationshofe, Namens Isambert, hatte in einer Gerichtszeitung einen Aufsatz eingerückt, worin er behauptete, die sogenannten Agens de police und die Gensdarmen hätten so wenig das Recht einen Bürger zu verhaften, daß der Bürger in solchem Fall befugt sey, sich zu widersetzen, und Gewalt mit Gewalt zurückzustoßen. Dieser auf Citate, aus den Gesetzen und Verordnungen gegründete Aufsatz wurde in andern Zeitungen wiederholt. Alle diese Zeitungen nun, und den Hrn. Isambert dazu, ließ das Ministerium vor Gericht ziehen, unter dem Vorwande, sie hätten die Bürger wider die Obrigkeit aufgewiegelt, und sie zu gesetzlosem Widerstande wider die Polizey angetrieben. Dieß zog nun die oben erwähnte, für die Pariser Bürger wichtige, Frage an's große Tageslicht; denn es sollte nun öffentlich vor Gericht entschieden werden, was für einen Charakter die sogenannten Agens de police haben oder haben sollen. Dupin, der Bruder des Baron Dupin, und einer der besten Gerichtsredner, vertheidigte seinen Mitbruder Isambert auf eine äußerst witzige Art, indem er alle die Mißbräuche aufzählte, die sich die Polizey in Paris oft erlaubt hat, und die mehrmals sogar von den Gerichtshöfen sind bestraft worden. Besonders daß unter den niedern Polizeybeamten oft Kerls sind, die noch weit mehr verdienen bestraft zu werden als diejenigen, die sie verhaften, wußte er recht schlau herauszuheben. Auch die beschuldigten Zeitungen hatten geschickte Advokaten zu Wortführern, die alle bündig zu beweisen suchten, daß Leute, die durch äußerliche Zeichen gleichsam nicht zu Polizeyagenten gestempelt sind, unmöglich das Recht haben können, über die Freyheit der Bürger zu verfügen, und von ihnen Gehorsam zu fordern, weil sonst jedweder sich für einen solchen Polizeyagenten ausgeben, und als solcher seine Mitbürger in's Gefängniß senden könne, wovon man auch wirklich Beyspiele hat. Der königliche Anwald ließ, wie solche Beamten zu thun pflegen, hochtrabende Worte hören über Schriftsteller, welche das Volk zum Ungehorsam aufwiegeln, über den großen Nutzen der Polizey, über die Nothwendigkeit, den Polizeybeamten die erforderliche Vollmacht zu Verhaftungen zu ertheilen u. s. w. Ja er ging so weit, daß er beynahe den Untergang des Staates prophezeyte, wenn man ihm nicht Recht gäbe, und einen ohne äußere Zeichen seines Amtes und ohne Vollmacht der Obrigkeit handelnden Polizeydiener abzuprügeln

erlaubte, wofern er sich etwa an einem Bürger vergreifen sollte. Auch er hatte eine Menge Gesetze und Verfügungen der Regierung anzuführen, denn in Frankreich ist von der alten Zeit, von der Revolution, von der kaiserlichen Regierung, und von der königlichen her eine solche Menge einander widersprechender Gesetze und Verfügungen vorhanden, daß auch die abgeschmackteste Behauptung, in juristischer Hinsicht, durch irgend einen Gesetztext belegt werden kann. So hatte er denn auch eine königliche Verordnung aus der Verborgenheit hervorgezogen, welche die sogenannten Agens de police oder officiers de paix als öffentliche Beamte anerkennt, ihnen aber die Verpflichtung auflegt, mit einem weißen Stabe, und mit einer Lilie auf einem weißen Bande an öffentlichen Orten zu erscheinen. Dieß ist jedoch bis jezt nie geschehen, und die besagte Verordnung ist nicht einmal in's Gesezbulletin eingerückt worden, so daß Niemand verbunden ist, sie zu kennen. Auf diese Verordnung nun stüzte sich hauptsächlich der königliche Anwald, um die Verurtheilung des angeklagten Aufsazes zu betreiben. Die Richter des Polizeygerichts, die stets geneigt sind, ihre liebe Polizey in Schuz zu nehmen, verurtheilten Isambert, und jedes der Tagesblätter, welches seinen Aufsaz eingerückt hatte, zu einer Geldbuße von hundert Franken. Doch haben die Verurtheilten sogleich von diesem Urtheil an einen höhern Gerichtshof appellirt, wo man vielleicht vernünftiger urtheilen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

Das Lustspiel hält sich in seinem anerkannten Ruf durch Mitglieder, wie die Herren *Otto*, *Weidner*, *Rottmayer*, *Fehringer*, *Hassel*, und die Damen Dem. *Lindner*, Mad. *Ellmenreich*, Mad. *Schulze* und Mad. *Weidner*; für den erstgenannten Künstler, der in vorgerückten Jahren und als Regisseur zu vielfach beschäftigt ist, hat man zu untergeordneteren Rollen einen Herrn *Ludwig* aus Hannover gewonnen. Dem Schauspiel fehlt es noch immer an einem jugendlichen Helden, der zugleich erste Liebhaberrollen übernehmen kann, und an einem umfassenden Talente für ältere Heldenrollen.

Die *Bekehrten* (Lustspiel von Raupach) sind hier von der Kritik in Prosa und Versen schlimm empfangen worden, haben aber den Sturm überlebt. Daß Herr Raupach in dem Versifikator einen geistreichen Gegner gefunden, mag der schöne Eingang jener Kritik beweisen:

Es lebt' in London vor zweyhundert Jahren
Ein Webermeister, Namens *William Shakspeare*,
Ein reicher Mann, der diese Kunst mehr seines
Vergnügens als der Nothdurft willen trieb;
Drum war er auch nicht um sein Zeuch verlegen,
Je köstlicher der Stoff, je lieber; Purpurseide
Vom schwersten Faden nahm er wie gemeines
Armsel'ges Garn zum Aufzug, schlug darein
Bald Gold, bald Silber, wohlgemuth und sorglos,
Und bildete die herrlichsten Gewänder,
Wie nur sie Könige der Fabelzeit,
Wie nur Unsterbliche sie tragen können.
Und alle solche Pracht (mögt Ihr's begreifen?)
Gab er umsonst; die zauberische Hand
Schuf immer neu, und immer wuchs ihm nach,
Wie aus verborgnem Feenschaz das Gut,
Aus dem die Wunder sich gestalteten.
Er ging noch weiter, nicht Gewänder blos,
Laubzelte, Bogengänge, Baumgewölbe,
Mit einem Grün, Natur vermag's nicht schöner,
Von einem Wuchs, des Paradieses Zone
Kann nur *die* Füll' und *die* Vollendung zeugen.
Mit Früchten, Hesperidengärten haben
Nicht solche Süße, Farb' und Duft am Baum:
Dieß Alles rief mit Geniusgewalt
Der schlichte Meister lächelnd aus dem Nichts —
— — — — — — — — — — — —
Da kommt aus eis'gem Nord ein Schneiderlein,
Vertrieben, weil es dort für's rauhe Klima
Die Kleider allzu windig nähen thäte.
Das findet von den feenhaften Lauben,
Die, wie wir sagten, der gewandte Meister
Aus Aetherstoffen zauberisch gewebt,
Etwa wie's Euch gefällt und was Ihr wollt,
Und denkt, sie sind gottlob noch nicht verschnitten;
Daraus mach ich mir meine Faschingslust."

Nachdem der Kritiker sich über alles Mögliche im Stück lustig gemacht: über den Eremiten, den Narren, der wie der Schnee auf Pfingsten auf die Bühne hereingeschneit komme, über das neue Motiv, daß die Intrigue statt weiter gespielt, weiter *gehustet* wird rc., schließt er:

Das waren die *Verkehrten*; wenn sie sich
Von unsern Bühnen leise fortgemacht
In ihres Schneiders Lappenhülle sich,
In Bedlam meinethalben sich verkrochen,
Mit ihrem hochgeschraubten Stelzengang,
Mit ihrer Plattheit breiter wind'ger Blähung,
Mit ihrer schlüpfrigen Koketterie,
Dann wollen wir sie die *Bekehrten* nennen.

Doch erhob sich kürzlich wieder eine achtbare Stimme dafür, welche es das erste gute Lustspiel nennt, das seit Jahren aus dem dürren Boden der dramatischen Literatur in frischer Kraft hervorstieg. — Die mit fester Hand gezeichneten Charaktere, wenn auch der italienischen Komödie nachgebildet, die einfache und doch lebenvolle Handlung, die gefällige, witzreiche Sprache, die heitere Ironie, die über dem Ganzen schwebt, und aus welcher der rechte Sinn der Handlung geschöpft werden muß, konnte man nicht tadeln, und griff das Stück von Seiten der Wahrscheinlichkeit an. Wem aber ist wohl jemals eingefallen, bey Molière's Geizigen, bey Holbein's Zinngießer nach der Wahrscheinlichkeit zu fragen? Jede dramatische Dichtung, vor allen das Lustspiel, *darf* sich bis zur äußersten Gränze des Möglichen bewegen, und die Möglichkeit kann der Handlung, die den Bekehrten zum Grunde liegt, nicht streitig gemacht werden. — Die dramatische Aufgabe: *Komm her!* von Elsholz fand durch die feine Nüancirung in dem Spiel der Dem. *Lindner* eine günstige Aufnahme. — *Der Kuß nach Sicht* wurde, wie es der Verfasser wünschte, mit *Nachsicht* aufgenommen. — Für den Pensionsfond gab man den *Vetter in Lissabon*, von Schröder, um sich selber und die Kunst durch ein gediegnes altes Stück zu ehren — auf wie vielen Bühnen können noch solche alte Stücke gegeben werden? Eine darauf folgende Vaudeville-Posse, *Schüler-Schwänke oder die kleinen Wilddiebe*, übersezt von Angely, gefiel durch ineinandergreifendes komisches Spiel und gutgewählte Musikstückchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. *Cotta*'schen Buchhandlung.

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Januar 1827.

> Umsonst blickt Titan hier so milde,
> Umsonst bekrönet er im Jahr
> Zwey Mal mit Erndte die Gefilde;
> Du suchst von Allem, was einst war,
> Umsonst die Spur. —
>
> Seume.

Reise nach Madrid im August und September 1826.

(Beschluß.)

Burgos, das ungefähr wie Vittoria am Ende einer weiten, öden, unfruchtbaren Ebene liegt, war der Schauplatz einer blutigen Schlacht, die Napoleon in Person gewann. Der Thurm der Kathedrale und die malerischen Ueberreste der Citadelle lassen diese einst so berühmte Hauptstadt von Altkastilien, die auf einen Augenblick einmal die Hauptstadt von ganz Spanien war, aus großer Ferne gewahren. Auf den ersten Blick scheint sie nicht unbeträchtlich: der breite, reinliche, mit großen Gebäuden geschmückte Quai von Arlanzon gleicht dem Eingange in eine große Stadt; leider hat der Fluß kein Wasser. Cids und Chimenens Gräber liegen, von Thränenweiden beschattet, auf einer Insel.

Beym Eintritt in die Stadt fällt eine Inschrift, die für die gegenwärtige Epoche charakteristisch ist, in die Augen: Es lebe Ferdinand VII., der unumschränkte König; sie steht in großen Buchstaben auf der Façade des Hauptgebäudes an der Plaza Mayor. Die Bevölkerung von Burgos, das einst vierzigtausend Seelen zählte, beläuft sich jezt kaum auf achttausend. Die Soldaten sind mit zerlumpten Kleidern bedeckt, und der größte Theil der Einwohner hat nicht einmal Lumpen. Eine große Zahl lebt Tag für Tag vom Allmosen der Klöster und zieht diese Erniedrigung der Arbeit und einer ehrenvollen Unabhängigkeit vor. Zur Stunde der Austheilung stürzt sich Alt und Jung, Weiber und Kinder unter einander an die Thüren der Klöster, und man kommt zu den Speisen nicht immer ohne Kampf; diese Elenden, wie sie sich im Staube wälzen um einen Knochen, ein Stück Brod oder etwas Kichererbsen zu erhaschen, gewähren einen empörenden Anblick. Die Mönche blicken mit gleichgültigem Auge auf diesen entwürdigten Haufen, der stets bereit ist, ihre Befehle zu vollziehen, und da zuzuschlagen, wo ihr Fanatismus ein Opfer bezeichnet. So bleibt dem rechtschaffenen Manne durchaus kein Mittel, sich gegen diese plötzlichen Ueberfälle zu schützen und den Sturm zu beschwören, der beständig im Namen des Himmels tobt. Ich fand tausend Gelegenheiten, mich davon zu überzeugen: der Pöbel, der in Spanien wilder und zahlreicher ist als in jedem Lande Europa's, ist die Miliz der Klöster; er steht zu ihrem Befehl, er lebt von ihren Almosen und will von einem Stande der Dinge nichts wissen, der ihn in seiner Faulheit stört und die Stunde seiner Mahlzeit verrückt.

Von Burgos bis Lerma bietet die flach gehügelte Ebene nichts Merkwürdiges dar, als etwa einige ungeheure Galgen, die als Zeichen der Feudalität auf Hügeln stehen. Ueberall entsetzliche Dürre; in hundert Jahren ist Altkastilien, wenn es so fortgeht, eine Wüste; an mehreren Orten verdrängt bereits der Sand die Erde, die Bäche vertrocknen, die wenigen Bäume, welche die Verheerungen des Kriegs überlebt haben, sterben ab. In Lerma, einem Flecken von 1200 Seelen, wo ich sechs Klöster besuchte, besizt der Herzog von Infantado beträchtliche Schätze. Ein

altes verfallenes, mit Wappen bedecktes Schloß war der Stammsitz seiner Ahnen; jetzt ist es nichts mehr als eine lange Reihe baufälliger Bogen, durch die man das Feld und den Lauf des Flusses überblickt. Hier ergehen sich nach ihrem Mahle die Kartäuser, die Franziskaner, die Augustiner, die wahren Paschas dieses traurigen Landes: nie tritt man vor sie ohne die größte Ehrerbietung; die Männer bleiben vor ihnen immer unbedeckt, die Kinder küssen ihnen die Hände.

Die kleine Stadt Aranda de Duero von 4000 Seelen zeigt noch manche Narbe von den Wunden, die ihr im Unabhängigkeitskriege geschlagen wurden. Beym Hinabgehen zum Flusse sahen wir die Mauern des bischöflichen Pallastes ganz durchlöchert von Kanonen- und Gewehrkugeln, die der berühmte Guerillasanführer, Empecinado, auf ein Regiment kaiserlicher Truppen, das daselbst verschanzt stand, hatte schießen lassen. Wer hätte damals gedacht, daß dieser furchtbare Parteygänger eines Tags von der Hand seiner Mitbürger, am Ufer des Flusses, der der Schauplatz seines Ruhms war, sterben müßte! Sein tragisches Ende ist bekannt: Empecinado, der nach der Restauration von 1823 den Absolutisten ausgeliefert worden war, kämpfte noch auf dem Blutgerüste mit seinen Henkern, und man mußte ihn mit Bajonettstichen tödten, weil es unmöglich war, ihn zu hängen: ganz Europa schauderte bey dem schrecklichen Bericht dieser Hinrichtung; aber dieß weiß man vielleicht nicht, daß die Mönche die Barbarey begingen, ihn während seiner ganzen Gefangenschaft in einem sehr niedrigen, eisernen Käficht den Beschimpfungen des Pöbels von Roa, das er so tapfer vertheidigt hatte, auszusetzen. In diesem kläglichen Zustande schleppte man ihn durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Die Kinder spuckten ihm in's Gesicht; die Weiber gossen siedendes Wasser über ihn und die Priester sangen Te Deum. Diese Abscheulichkeiten erfuhr ich in Aranda, und die sie mir erzählten, rühmten sich, Theil daran genommen zu haben.

Erinnerungen aus den serbischen Volksliedern.

(Beschluß.)

Seite 132. bey Ermordung des Helden Renad aus einem Hinterhalte durch Predrag:

> Böse Stelle traf der Pfeil im Fluge,
> Böse Stelle traf das Herz des Helden!
> Wie der graue Falke kreischte Renad auf,
> Lauten Schrey's sich an das Roß anklammernd:
> „Weh dir, weh! Held aus dem grünen Walde!
> Lebend, Bruder, soll der Herr dich strafen!
> Deine rechte Hand soll dir verdorren,
> Die den mörderischen Pfeil entsendet!
> Aus der Stirn dein rechtes Auge springen,
> Das mein Herz zum blut'gen Ziel ersehen.
> Nach dem Bruder quäle dich die Sehnsucht,
> Wie sie mich um meinen Bruder quälet;
> Die mich Armen in der Welt umher treibt,
> Und mich heut' in mein Verderben stürzte!"

Furchtbar ist es, daß hier Renad seinen eigenen geliebten Bruder, den er zu suchen ausgezogen, verflucht, daß Predrag unwissend den theuren Bruder tödtete, mit dem ihn aber auch gleich ein Dolchstoß in's Herz wieder vereint.

König Wukaschin verflucht seinen eigenen Sohn Marko (S. 184.), den Helden eines eigenen großen Liedes in mehreren Abtheilungen, einen der männlichsten Recken der serbischen Sagenwelt:

> Und der König zürnte sehr dem Sohne,
> Und verdammte und verflucht' ihn also:
> „Gott, der Herr, soll dich erschlagen, Marko!
> Grabstein nicht noch Kinder sollst du haben!
> Eher nicht soll deine Seele ausgehn,
> Bis dem türk'schen Sultan du gedienet!"

Hier wird aber der Fluch und die Verwünschung sogleich durch einen Segen wieder gelöset:

> Flucht der König, segnet ihn der Zare:
> „Pathe Marko, möge Gott dir helfen!
> Stets im Pathe leuchten soll dein Antlitz,
> Auf der Wahlstatt soll dein Säbel hauen,
> Ueber dich soll sich kein Held erheben!
> Ueberall gepriesen sey dein Name,
> Stets, so lange Mond und Sonne scheinet!"
> Wie sie sprachen, also ist's geschehen.

Nicht bloß die britannischen, französischen und altdeutschen Dichtungen wissen von der zarten Verschlingung liebender Frauen und Männer nach ihrem Tode aus ihrem Grabe hinaus zu erzählen, nicht nur Tristan und Isolde, Sigune und Schionatulander verschlingen sich in Reben und Blumen nach ihrem Tode über ihren Gräbern, auch der Serbe kennt die zarte Dichtung. Die Eltern trennen einen Jüngling und ein Mädchen (S. 68.):

> Durch den Stern ließ er darauf ihr sagen:
> „Stirb, o Liebchen, spät am Samstag Abend!
> Früh am Sonntag, will ich, Jüngling, sterben!" —
> Und geschah es also, wie sie sagten.
> Spät am Samstag Abend starb das Liebchen,
> Früh am Sonntag Morgen starb der Liebste.
> Bey einander wurden sie begraben.
> Durch die Erde schlang man ineinander
> Ihre Hände, grüne Aepfel drinnen.
> Wenig Monden und des Liebsten Grabe,
> Sieh! entsproßet eine grüne Kiefer;
> Und des Liebchens eine rothe Rose.
> Um die Kiefer windet sich die Rose,
> Wie die Seide um den Strauß sich windet.

Was altdeutsche Dichter, nicht blos in dem Winsbecken, sondern auch in andern Gedichten (Vergl. Heidelberger Handschrift der Erzählungen XCIV. z. a.) so oft sagten:

Ich hort ie sagen, daz ist war,
Vrawen die haben langes har,
Do bi einen kortzen sin;

oder auch (Bl. CXVIII. 1. b. und 2. a. derselben Handschrift):

Ich spreche noch wol vrowe gut,
Vrowen die haben korzen mut,
Saget man, vnd langez har;

das drückt der Serbe ganz ähnlich aus (S. 79.):

Frauen sind langhaarig, doch kurzsinnig.

Die altbritannischen und französischen Sagen erzählen, wie König Vortiger (der Vorfahr des Uter Pendragon und Artus) nicht im Stande gewesen sey, einen festen Thurm zu bauen, indem immer, wenn der Thurm drey oder vier Fuß aus der Erde gebaut worden, das Werk zu beben und zu wanken anfing, und mit starker Erschütterung einstürzte; so ging es dreymal, bis der weise Knabe Merlin verkündete, tief unter der Grundmauer kämpften zwey Drachen mit einander, die erst ausgegraben und getödtet werden müssen, ehe der Thurm stehen könne. Aehnlich so die Serben: Drey Brüder wollen Scader (Scutari) bauen (S. 117.); was am Tage aufgebaut, wird in der Nacht eingerissen von unbekannten Kräften, und so bauen schon drey Jahre dreyhundert Meister (auch hier die drey) vergebens. Da verkündet die Wile (eine Schicksalsgöttin der Eddischen Wole ähnlich und vergleichbar) sie sey die Zerstörerin und verlangt nun zweyerley nach einander von dem König Wukaschin, was er in den Grundstein müsse mit einmauern lassen, wenn die Mauern haltbar werden sollten.

Hier ist die Erzählung nun anders gewendet und äußerst rührend und lieblich in der serbischen Sage, indem nämlich die Gemahlin des jüngsten Königs zur lebendigen Einmaurung bestimmt wird, welche Gräuelthat auch, als sie sich dem Platze naht, unverzüglich in Ausführung kommt. Die Unglückliche, welche ein säugendes Kind zu Hause gelassen, fleht nun den Baumeister an, als sie schon bis zur Brust eingemauert steht:

„Du, in Gott mein Bruder, lieber Meister!
Lass' ein Fensterlein an meiner Brust mir,
Lass' hinaus die weiße Brust mich halten,
Wenn mein Säugling kommt, das Kind Johannes,
Wenn er kommt, daß ich ihm Nahrung reiche!"

Und um Gott erbarmte sich der Meister,
Ließ ein Fensterlein an ihrer Brust ihr,
Und hinaus auf's Feld die Brust sie halten,
Daß sie ihrem Säuglinge Johannes,
Wenn er komme, Nahrung reichen könne.

Und noch einmal flehte sie zum Meister:
„Ich beschwöre dich, in Gott mein Bruder,
Lass' ein Fensterlein mir an den Augen,
Daß ich schau' nach meinem weißen Hofe,
Wenn sie mir das Kind Johannes bringen,
Und wenn man nach Haus ihn wieder trägt!" —
Brüderlich erkannte sich der Meister,
Ließ ein Fensterlein ihr an den Augen,
Daß sie schau' nach ihrem weißen Hofe,
Wenn man ihr das Kind Johannes bringe.

Dieser Weis' erbauten sie die Feste.
Doch zur Stelle brachte man das Kindlein,
Und sie säugt' es eine ganze Woche,
Eine Woche, dann ging ihr die Stimm' aus.
Doch noch immer Nahrung blieb dem Knaben
Und sie säuget' ihn ein ganzes Jahr lang.

So wie damals also ist es heute!
Frauen, die der Muttermilch ermangeln,
Um des Wunders, um der Heilung willen,
Kommen hierher sie, ihr Kind zu stillen.

Eine feuchte Stelle in einer von Scutari's Mauern, aus welcher Kalk tropft, erhält diese rührende Sage, und macht den Ort zum Wallfahrtsziel liebender Mütter, denen es an Nahrung fehlt.

An schönen Sprüchen fehlt es nicht, und gar viel könnte daraus gesammelt werden, was zu Motto's und Stammbuchsprüchen sehr ersprießlich wäre. Es würde zu weit führen, wenn wir alles, was wir uns angestrichen, hier bemerken wollten, nur zwey Sprüche, von denen besonders der erste eine herrlich ausgedruckte Wahrheit enthält, deren wir uns, so ausgesprochen, noch nicht erinnern, setzen wir her:

S. 167. Reichthum ist nicht Gold und ist nicht Silber;
Reichthum ist nur, haben was uns lieb ist!

Ferner S. 191. Wo das Glück ist, weilet auch das Unglück!

oder noch anders ausgedrückt. S. 44.

Von dem Glück begleitet ist das Unglück,
Wie vom Unglück wird das Glück begleitet.

Zuletzt noch eine Stelle, aus der man sieht, daß falsche Eide, auf Vorspiegelungen gegründet, die der Eidleistende zur Umgehung seines Gelübdes macht, auch in Serbien nicht fehlen. Es ist diese Stelle aus den Liedern vom Königsohn Marko, wie dieser gefangen sitzt, und die Tochter des Mohrenkönigs ihn befreyen will, wenn er schwört: sie zur Gattin zu nehmen, sobald sie ihn aus dem Gefängniß befreyt. Da heißt es S. 199:

„Als ich mich in dieser Noth sah', Mutter,
Nahm ich meine Mütz' ab, legt auf's Kniee sie,
Und der Mütze auf den Knieen schwor ich:
Meine Treu! ich will dich nicht verlassen;
Meine Treu! ich will dich nicht betrügen!
Auch die Sonne hat ihr Wort gebrochen,
Scheinet nicht im Winter, wie im Sommer;
Aber ich will dieses Wort nicht brechen!"

Das getäuschte Mädchen, welches ihn nur hört, nicht sieht, glaubt, ihr gelte dieser Eid; sie befreyt ihn, und als Marko auf der Flucht sich von den schwarzen Armen des Mädchens umstrickt sieht, als er das schwarze Gesicht, die weißen Zähne erblicket, da ergreift ihn Grimm und Schauder, daß er seinen Säbel ergreift, und sie in zwey Theile spaltet.

Möge dieß wieder auf die schönen Lieder aufmerksam machen, und, wie schon oben gewünscht, zur Uebersetzung aller anreizen, die gewiß eine dankbare Lesewelt finden werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Dec.

(Fortsetzung.)

Bestände das geschworene Gericht bey den Anklagen wider Preßvergehen noch, so würde wahrscheinlich der gesunde Verstand der zwölf Bürger in der Lage des königlichen Anwaldes keinen Grund zur Bestrafung eines sogenannten Advokaten, wie Isambert ist, gefunden haben. Denn gesezt auch, Isambert habe sich in der Auslegung der bestehenden Geseze geirrt, so wäre dieser Irrthum doch noch kein Vergehen, nun hat man aber nichts besseres auffinden können um ihn zu verurtheilen, als eine königliche Verordnung, die, wie so manche andre, niemals in Ausübung gesezt worden ist, und welche noch dazu Niemand kennt, weil sie nicht auf dem gesezlichen Wege bekannt gemacht worden ist. Man sieht, welche wichtige Fragen jezt zur Entscheidung vor die Gerichtshöfe gelangen, und welche ehrenvolle Aufträge die Advokaten von ihren Klienten bekommen. Denn hier hatten Dupin, Barthe und die andern Sachwalter die Rechte der Bürger wider die Anmaßungen der Polizey zu verfechten, eben so hatte kurz vorher ein andrer Advokat den Hrn. Touquet, Herausgeber des historischen Theils des Evangeliums zu vertheidigen gehabt wider die Anklage, daß er durch Auslassung der Wunder und aller auf die göttliche Sendung des Messias Bezug habender Stellen das Evangelium verstümmelt und das Christenthum angegriffen habe. Hier war die Sache noch wichtiger; denn es kam darauf an zu entscheiden, ob bey der gesezlich bestehenden Preß- und Gewissensfreyheit in Frankreich Jedermann das Recht habe oder nicht, aus den heiligen Büchern der Christen denjenigen Theil auszuheben, der ihm der einzig wahre dünkt, und den Stifter des Christenthums blos als Menschen darzustellen. Alle freysinnigen Blätter suchten klar darzuthun, daß dieses Recht eine nothwendige Folge der Gewissensfreyheit seye. Der Globe bezeigte seine Zufriedenheit darüber, daß dergleichen wichtige Fragen zur öffentlichen Erörterung gelangen, und äußerte die Ueberzeugung, daß wenn auch alle Gerichtshöfe den Hrn. Touquet verdammten, die Gewissensfreyheit doch zulezt ihr Recht behaupten werde, indem kein Gerichtshof im Stande seye, einer Nation ein Dogma einzuschärfen, und die Gewissensfreyheit gerade darin bestehe, daß jedweder ohne gesezliche Verantwortlichkeit dieß oder jenes Dogma annehmen oder nicht annehmen könne, wofern er nur nicht den Glauben andrer beschimpfe, und noch die öffentliche Ruhe störe. Touquet ist zwar von dem Polizeygerichte, und da er sowohl als auch der königliche Anwald appellirt hatten, auch von dem königlichen Gerichtshofe zur Geldbuße und zu neun monatlichem Verhafte verurtheilt worden, obschon sich der königliche Gerichtshof bisher freysinniger als andere Gerichtshöfe gezeigt hatte, und daher manchmal von den freysinnigen Blättern sehr gelobt worden war. Die Sache wird nun wahrscheinlich zum Kassationshofe, als der obersten Gerichtsbehörde gelangen. Vielleicht wird auch dort Touquet unterliegen. Indessen ist die Gewissensfreyheit doch so geschickt und würdig vertheidigt worden, daß sie, wie der Globe sagt, zulezt doch siegen muß. Bey dieser Angelegenheit, so wie bey dem Isambertschen Kriminalprozessen hatten einige der ausgezeichnetesten Rechtsgelehrten in Paris ihr Gutachten abgegeben, wie dieß in Frankreich bey wichtigen Prozessen der Gebrauch ist; Touquet hat alle diese Gutachten drucken lassen; manche darunter sind vortrefflich. Sie stimmen natürlich alle zu Gunsten des Beklagten. Es geht daraus eine Menge Lichts hervor, daß in einem Staate, wo man mehr Glaubensfreyheit genießt, und weniger von Jesuiten umzingelt ist, hinreichend gewesen wäre, um die Richter zu bewegen, sich in dieser Sache für inkompetent zu erklären. Allein die Ultrablätter, die Missionarien, die königlichen Anwälde an den Gerichtshöfen, ja sogar die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen hatten einen solchen Lärm über „Unglauben und Ketzerey" erregt, daß die Richter wirklich geglaubt haben, sie handelten sehr religiös, indem sie Touquets Evangelium unterdrückten, und den Herausgeber zur Geldbuße und zum Verhafte verurtheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M. im Januar.

(Fortsetzung.)

Zu einer späteren Benefizvorstellung wählte man: Arm und reich, Lustspiel von Holtei, welches sich im Alltäglichen bewegt, und durch die Geschichte einer Sängerin Neuheit der Intrigue auf eine wenig interessante Weise bewirkt. — Eine dramatisirte Anekdote aus dem Englischen, von Raupach, der geraubte Kuß, fand nicht ganz die günstige Aufnahme, welche der witzige Dialog und die komische Charakteristik verdienten, weil es die Mitspielenden an rascher, lebendiger Darstellung fehlen ließen, eine Tugend, worin wir immer weit hinter den Franzosen zurückbleiben. — Endlich erlebten wir am Neujahrsabend die Merkwürdigkeit, ein neues Stück tüchtig auspfeifen zu hören, was hier eigentlich eine Seltenheit ist. Das Publikum war gereizt durch einen ziemlich verwegenen Prolog, worin ihm Kälte und ungerechte Vorliebe für die Oper, auf eine etwas zu vertrauliche Weise für das Galakleid mit Degen, und die salutirenden Pauken und Trompeten, vorgeworfen wurde. Man ließ dabey sogar hinter der Scene Musik erklingen, als ein Lockvöglein, über welches man seinen Spott ergießen wollte, und schloß mit dem Versprechen, man wolle künftig „seltner sprechen, öfter singen." Mit einer so geharnischten Rede hervortretend, mußte der Abend wenigstens untadelig beschaffen seyn, aber das war er nur von Seiten der Darstellung, die fast in allen Theilen ausgezeichnet war. Das Stück selbst: Stadt und Land, nach Th. Morton, frey bearbeitet von C. Blum, hat zwar manche witzige Stelle, aber der Roman ist armselig, er ermangelt aller Charakteristik, die der Titel verspricht, und wird in seiner tragischen Wendung mehr als trivial, man kann sagen gemein; denn es ist eine ganz ordinäre Entführungsgeschichte eines liederlichen Taugenichts. Dabey schleppen die fünf Akte sich so, daß man sich der Langeweile, neben dem Verdruß über die Trivialität nicht erwehren kann. Man konnte den Sturm des Publikums kommen sehen; man wurde gegen das Ende immer stiller, zulezt ganz still; eine der Künstlerin entfernte sich eigenmächtig, um nicht das harte Loos zu theilen, die Anderen hielten aus. Es wurde überall, selbst in den Logen, ordentlich gepfiffen. Warum mußte man aber auch mit solchem Uebermuth den musikalischen Sinn des Publikums reizen?

Drey Konzerte von hiesigen Tonkünstlern und Komponisten waren des Rufes der Konzertgeber würdig, das erste vom Konzertmeister Hoffmann, unserem trefflichen ersten Geiger, das zweyte von Herrn Döring, Mitglied des Orchesters und Direktor eines musikalischen Vereins, und das dritte am ersten Weihnachtstage, vom Kapellmeister Guhr veranstaltet, worin derselbe sich neuerdings als Meister auf dem Pianoforte und auf der Violine bewährte. Eine grobe Anmaßung ist es indessen, wenn behauptet wird (man soll sogar von Paris Herrn Guhr dieses Urtheil nachgerufen haben), daß er das Klavier spiele wie Hummel in seiner besten Zeit, und die Violine, wie Spohr noch gegenwärtig.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Februar 1827.



Ein sanfter Ernst, ein offner Blick,
Aus dem der Glanz der Unschuld strahlet,
Dieß ist der höchste Reiz, der Schöpfung Meisterstück,
Das noch kein Pinsel ausgemalet.
Heil diesem Angesicht
Und dreymal Heil dem Herzen,
Das hält, was jenes blos verspricht.

Pfeffel.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

3.

Eines Abends bey einem sehr glänzenden Thee mochte der geheimen Räthin von Horsten im Uebermaße des Glückes, ihre Tochter endlich wieder zu erhalten, welche das Testament des verstorbenen Vaters bis zum vollendeten sechszehnten Jahre der Erziehung in einem Fräuleinstifte gewidmet hatte, das Mutterherz zu weit aufgegangen seyn. Man spottete laut über die Unschicklichkeit, mit der diese Dame zur Lobrednerin der Schönheit ihres eigenen Kindes geworden war. Vergebens hatte die geheime Räthin schon einige Tage auf Celiciens Ankunft gewartet. Endlich kam sie eines Nachmittags, kurz vor der Zeit zu einer Assemblee, welcher die Mutter ihre Theilnahme zugesagt hatte. Vielleicht erschien diese unter solchen Umständen blos in der Versammlung, um die Freude, von der sie erfüllt war, nicht allein tragen zu dürfen. Aber statt sie wieder nach Hause zu der einsam dort lebenden Tochter zu lassen, machten die Wirthin und andere Damen, deren Neugier auf's höchste gereizt war, der Frau von Horsten Vorwürfe, daß sie Celicien nicht mitgebracht habe, und ob sie schon diese mit der großen Müdigkeit von der Reise zu entschuldigen versuchte, bestand man doch auf dem Kommen des Fräuleins. Je unbezwinglicher man die Sehnsucht nach Celiciens Schönheit zu schildern strebte, desto weniger konnte die Mutter sich versagen, ihrer geliebten Tochter den unbeschränkten Beyfall, auf den sie rechnen zu dürfen glaubte, noch an diesem Abende zu verschaffen.

Aber die Verwunderung, als nach einiger Zeit das Fräulein wirklich erschien, sah gar nicht aus wie ein Erstaunen über ihre Schönheit. Das schwer unterdrückte Lächeln auf manchen Gesichtern schien der mütterlichen Eitelkeit zu entgehen, welche Wunder erblickte, in dem Fräulein, mit dem sich fast alle in jeder Hinsicht messen zu können glaubten. Doch gerade das gänzliche Verschwinden einer geheimen Furcht vor der unbekannten Erscheinung erzeugte große Freude in Vielen, und weil man die neuaufgeblühte Nebenbuhlerin für unbedeutend achtete, kamen ihr die meisten mit besonderm Wohlwollen entgegen.

Celicie, den Gebräuchen der Gesellschaft noch völlig fremd und ganz verschüchtert durch eine Herzlichkeit, die sie mit nichts verdient zu haben glaubte, wußte um so weniger mehr, wie sie sich benehmen sollte, daß Frau von Horsten für Pflicht hielt, die höchstbefangene Tochter theils mit dem Ungewohnten eines glänzenden Cirkels, theils mit den Folgen der abspannenden Reise zu entschuldigen. Das allgemeinste Gefühl in den Damen der Versammlung war bald ein Bedauern für Mutter und Tochter, weil die erste so wenig Sinn und Takt hatte, aus diesem Kinde eine Vollkommenheit machen zu wollen und die andere durch ihr äußerst linkisches Wesen nichts als der Gegenstand der bittersten Epigramme zu werden versprach.

Vielleicht gab es unter den anwesenden Männern manchen, der den Wuchs Celiciens durch den sehr unvortheil-

haften Anzug durchleuchten sah, und auch die heilige Unschuld ihrer Miene zu schätzen wußte. Allein die Tonangeberinnen sprachen sich in allen Ecken des Saales so entschieden gegen das erwartete Weltwunder aus, daß sie ihr Urtheil nicht laut werden zu lassen wagten.

Da trat Tangern herein, und manche eingebissene Lippe verrieth im Voraus die Schadenfreude über das Nichts, worein die von ihm vermuthlich ebenfalls genährte Hoffnung auf die vorher verkündigte Schönheit vor der Erscheinung derselben mit Einem Male versinken würde. Man säumte nicht, durch Hinleitung seiner Aufmerksamkeit auf Celicien sich diesen Genuß zu verschaffen.

Seltsam genug fanden die Hochgespannten, daß sie dießmal in vollkommenem Irrthum gestanden hatten. Das große blaue Auge des Fräuleins erschien dem Baron gerade darum von unschätzbarem Werthe, weil der mannigfache Glanz der Umgebung solches nur ganz oberflächlich zu berühren schien. Die ruhige Klarheit dieses Auges, während die meisten der Uebrigen fortdauernd mit größter Anstrengung theils die geringsten Vorfälle beobachteten, theils sich selbst gelten machten, die ganze edle Gesichtsbildung und Miene, der hohe, durch Toilettenkunst und Koketterie nicht im mindesten hervorgehobene Wuchs des Fräuleins, mit Einem Worte, Alles zog den feinen Kenner der Schönheit nach Celicien hin.

Frau von Horsten, bereits von dem Glauben zurückgekommen, daß das scheinbare Wohlwollen der Damen für ihre Tochter auf einer unwillkürlichen Anerkennung von Celiciens schönem Wesen beruhe, erfreute sich daher um so inniger der offenbaren Auszeichnung, welche der geheime Liebling des Frauenkreises ihr wiederfahren ließ. Celicie, wenig geeignet zu Erwiederung oder Ablehnung der Feinheiten, die Tangern ihrer Schönheit schuldig zu seyn glaubte, empfing sie mit einem Anstande, der ihre gerechte Würdigung dieser Dinge aussprach und sie so in Zukunft vor den Huldigungen dieser Art von seiner Seite immer mehr sichern mußte.

4.

Während der folgenden vierzehn Tage war es dem Baron gelungen, im Hause des Obersten von Horsten, Celiciens Vormunde, wo sie und ihre Mutter die meisten Abende zubrachten, fast so gut als einheimisch zu werden.

Was man allgemein wie ein Wunder anstaunte, war solches doch keineswegs. Längst hatte Tangern nur allzutief gefühlt, daß bey dem zeitherigen Herumflattern von Blume zu Blume sein Herz seine Rechnung unmöglich finden könne, ja daß es allmählig ganz verarmen müsse, wenn es nicht noch in Zeiten einen würdigen Punkt finde, sich daran festzuhalten. Celicie war ein solcher. Auch an wahrer, innerer Ausbildung ließ sie, nach näherer Bekanntschaft, ihm nichts zu wünschen übrig. Die Geläufigkeit in Beobachtung der gesellschaftlichen Formen schien das Einzige, worin das Muster frommer und gebildeter Frauen, die Stiftsvorsteherin, ihre Tante, der sie Alles zu verdanken hatte, ihr mit Lehren nicht an die Hand gegangen war. Vor dem reinen Golde einer seltenen, schönen Natur war ihm die Nichtigkeit des bunten Flitterscheines, dem er zeither gehuldigt, in's volle Licht getreten, und so zögerte er auch nicht, sein Verlangen nach der Hand des Fräuleins der Mutter an's Herz zu legen.

Daß der geheimen Räthin sein Antrag willkommen war, sagte die Freude, mit der sie ihn aufnahm. Allein da ihr verstorbener Gemahl Celiciens Verheirathung, wenn solche vor ihrer Mündigkeit beabsichtigt würde, von dem Willen des Obersten, seines Bruders, abhängig gemacht hatte, so mußte sie ihn mit dieser Angelegenheit hauptsächlich an den Vormund verweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

(Fortsetzung.)

Körbe zum Fischfangen macht man aus den holzigten Rippen der Blättchen, und man gebraucht sie auch statt der Stecknadeln. Aus einem Bündel solcher Rippen macht man allgemein Besen; und wenn ein Europäer nach einem Zahnstocher fragt, so bringt ihm sein Bedienter einige dieser Fasern.

Im zahmen Zustande werden Elephanten hauptsächlich mit Kokosblättern gefüttert, und in der Absonderung der elastischen Holzfaser von dem dünnern Blattrande zeigen diese Thiere sehr viel Scharfsinn.

Zu kurzem Gebrauche bauen sowohl Eingeborne als Europäer häufig Cadjan-Häuser. Während der Empörung im Kandybezirke, im Jahr 1818, wurden viele von den kranken Soldaten in Cadjan-Spitälern untergebracht, die außer dem Gestelle ganz aus Kokosblättern gemacht sind. Gewöhnlich dauert eine solche Wohnung ein Jahr lang und darüber.

In heißen Klimaten reist man gewöhnlich bey Nacht, um der Sonnenhitze zu entgehen. Zu diesem Zwecke gebraucht man Fackeln, die hauptsächlich aus Kokosblättern gemacht sind. Verbrennt man das Holz, besonders aber die Blätter, so enthalten sie sehr viel Pottasche, woraus die Kaste der Wäscherleute Nutzen zieht, und alle Pottasche sich verschafft, die sie zu ihrem Gewerbe gebraucht. Seife wird selten genommen.

Mit der Mittelrippe des Blattes rudert man auch; und das untere Ende dieses Blatttheiles wird zuweilen stark zerschlagen und dadurch in eine Bürste verwandelt, die man zu mancherley Zwecken benutzen kann. Die Blumenscheide ist entzündlich, weßhalb man sie ebenfalls öfters zu Fackeln benuzt. In andern Theilen Indiens und Ame-

rika's wird sie in Wasser eingeweicht, um Taue daraus zu verfertigen, womit die Dächer festgebunden werden. Die stärksten Ankertaue macht man in Südamerika aus den holzigten Rippen des Blättchens.

Aus der Blüthe und Frucht dieses Baumes werden manche nützliche Erzeugnisse gemacht. Durch eine besondere Behandlung gibt die Blüthe einen reichhaltigen Zuckersaft, den man in Arrack oder Zucker verwandeln kann. Den süßen Saft erhält man aus der unentwickelten Blüthe, die täglich zwey bis vier Schoppen gibt, wenn sie gut und gesund ist, und womit sie vier bis fünf Wochen lang anhält.

Ceylon führt jährlich nach Bengalen, Madras und Bombay 5000 bis 6000 Leaguers Arrack aus, wovon jeder 150 Gallonen enthält. Fracht und Zoll inbegriffen, verkauft man ihn zu Madras für etwa 40 Kreuzer die Gallone. In Ceylon selbst kommt die Gallone auf 24 bis 30 Kreuzer zu stehen. Der Ausgangszoll ist zehn Prozent. In England hat man ihn schon mit fünf und sechs Schilling die Gallone bezahlt. Dieser Arrack wird aus einer Mischung von Melassen, Palmwein und Reis nach folgendem Verhältniß gemacht:

Melassen	62 Theile
Toddy oder Palmwein . .	3 —
Reis	35 —

und 100 Theile davon geben 23½ destillirten Probearrack.

Wenn der aus dem Palasafte verfertigte Zucker, dort Jagery genannt, stark mit Kalk gemischt wird, so gibt er einen herrlichen Kitt, welcher der Feuchtigkeit widersteht und große Hitze aushalten kann. Dieser Kitt nimmt eine sehr schöne Politur an. Ehe man Wände damit bekleidet, werden sie erst mit einem starken Aufguß von den Spelzen unreifer Kokosnüsse benezt, und dasselbe Fluidum nimmt man auch, um die Materialien damit zu mischen. In Madras und einigen andern Theilen Indiens werden die flachen Hausdächer mit diesem Kitte bedeckt. Man gebraucht ihn häufig, um Säulen damit zu bekleiden und Fußböden zu machen, die man öfters wie Marmor färbt.

Wenn die Blüthe des Kokosbaumes nicht beschädigt wird, so trägt der Baum Nüsse, die man zu vielerley nützlichen Zwecken gebrauchen kann. Junge Nüsse essen die Eingebornen häufig als Krankenkost. Die Bewohner einiger Inseln unter dem Aequator kennen fast keine andere Nahrung als die Kokosnuß; und wenn ein Volk seinen Unterhalt auf eine so leichte Weise bekommt, wie ihn der Kokosbaum gewährt, so fühlt es keinen Antrieb zur Arbeit.

Sago wird ebenfalls leicht aus dem innern Theile des Stammes dieser Bäume gewonnen, wenn man das darin enthaltene Zellengewebe stampft, mit Wasser auswascht und durchseiht, um die holzigten Fasern von dem Satzmehl zu trennen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdote.

In einem der kleinern Gerichtshöfe in London herrscht der unsinnige Gebrauch, einen Freygesprochenen 1 Pf. 7. 8. für Sporteln bezahlen zu lassen und ihn im Weigerungsfalle wieder einzukerkern, und ein Londner Journal versichert, daß die Richter jenes Hofes oft Personen, die wegen Schlägerey oder anderer geringer, aber nicht ganz erwiesener, Vergehungen angeklagt sind, aus Barmherzigkeit den Geschworenen zur Schuldigsprechung empfohlen haben, weil sie solche dann mit einem Schilling Strafe freygeben konnten, während sie im Fall der Freysprechung zu jenen schweren Sporteln verdammt worden wären, die sie vielleicht nicht hätten entrichten können. — Ist das nicht eine weise Gesetzgebung? —

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 31. Dec.

(Fortsetzung.)

Die auswärtige Politik war Maltebruns eigentliches Departement; er übersezte, machte Noten gegen die Engländer im Style der Napoleon'schen, erdichtete Privatkorrespondenzen, die in ganz Europa für ächte Münze angenommen wurden, dabey klopfte er die Stümper in der Geographie auf die Finger, kritisirte oft so derb, daß man in andern Blättern auf ihn schimpfte und ihn herunter machte, ohne daß es eine andere Wirkung auf ihn gehabt hätte, als daß es seine Lebensgeister noch mehr anfachte. Er zog sich durch seine beißenden Kritiken manche Händel, manche Unannehmlichkeit zu; allein was einem andern tiefen Verdruß gemacht hätte, schien ihm mehr lustig als widerwärtig. Dabey nahm er eine Menge von Einkleidungen in seinen Aufsätzen an, war bald ernsthaft, bald spaßhaft, lobte Napoleon unmäßig, und dachte doch wieder auf eine unabhängige Weise; wenigstens stimmten seine Gespräche oft mit seinen Aufsätzen nicht überein. Ein so lebhafter Geist mochte auch wohl oft Tags darauf nicht mehr dieselbe Meynung hegen, die er bey Abfassung eines Aufsatzes gehabt hatte. Sehr ergözte es ihn, wenn die englischen Blätter, besonders die ministeriellen, irgend eine politische Aeußerung von ihm, oder eine lang ausgearbeitete Note für eine Eingebung Napoleons hielten, und sie ernsthaft zu widerlegen suchten, oder wenn die deutschen Blätter mit vieler Demuth eine solche Note wörtlich und gewissenhaft wiederholten, als ob es die Sprache des Tuilerienkabinets sey, und als ob keine Sylbe an einem solchen Orakelspruch verändert werden dürfe. Allerdings dachte er sich in den Geist der Napoleon'schen Regierung sehr geschickt hinein, und die damaligen Staatsmänner waren manchmal mit seinen Orakelsprüchen sehr zufrieden, und nahmen sie als die ihrigen an. Maltebruns Aufsäze im Journal des Débats verschafften ihm einen außerordentlichen Ruf, da dieses Journal so zu sagen das einzige Journal in ganz Frankreich war, und allgemein gelesen und ausgeschrieben wurde. Buchhändler und Gelehrte machten ihm den Hof, um von ihm angezeigt und gelobt, oder wenigstens, um von ihm nicht hart mitgenommen zu werden. Zu jener Zeit war ein Mitarbeiter am Journal des Débats eine so wichtige Person, daß ein Lob oder ein Tadel in einem so hohes Ansehen genießenden Tagesblatte einen Schrift-

steller erhob oder niederschlug, und ein neues Buch entweder in Aufnahme brachte, oder auf immer zur Vergessenheit verurtheilte. Maltebrun behielt nicht immer im Loben und im Tadeln die erforderliche Mäßigung bey. In der Folge machte ihn das Alter gemäßigter. Der Charlatanismus erbitterte ihn, und er fiel oft unbarmherzig über die literarischen Charlatans her, wovon eine Hauptstadt wie Paris zu wimmeln pflegt. Besonders wußte er ihnen ihre Unwissenheit in der fremden Literatur nachzuweisen, und in dieser Hinsicht leistete er der Wissenschaft einen nicht unwichtigen Dienst. Er freute sich zuweilen ungemein, wenn er so einen Charlatan oder Stümper in seiner Blöße vor den Augen des Publikums dargestellt hatte. Das Journal des Débats war aber nicht hinreichend zur Beschäftigung eines so außerordentlich thätigen Gelehrten. Er unternahm die Herausgabe einer geographischen Zeitschrift, der Annales des Voyages, der ersten kritischen, die in Frankreich je erschienen ist. Das Journal des Debats diente ihm dazu, um das große Publikum zur Theilnahme anzuregen, und dieses Unternehmen hatte den besten Erfolg, und ist seitdem fast beständig fortgesezt worden. Außerdem unternahm er sein großes Handbuch der Universalgeographie, das er nicht hat ganz vollenden können, das aber längst fertig geworden wäre, wenn er sich nicht durch eine Menge kleiner Nebenbeschäftigungen hätte zerstreuen lassen. In diesem Werke hat er die schwierige Aufgabe gelöst, eine, von fremden Namen und beständig wiederkehrenden kleinen Thatsachen wimmelnde Wissenschaft zu einer angenehmen, belehrenden Lektüre zu machen. Als im Jahr 1814 die kaiserliche Regierung über den Haufen geworfen wurde, konnte oder wollte Maltebrun, der sich mit so vielem Eifer der Napoleon'schen Sache angenommen hatte, besonders in der lezten Zeit, nicht am Journal des Débats bleiben, und fing an, einen Spectateur français heftweise heraus zu geben, worin er manche pikante Anekdoten sammelte, und sehr freymüthig die politischen Zeitbegebenheiten erörterte. Indessen hatte dieser Spectateur, der in der bewegtesten Zeit, und mitten unter einer Fluth von Zeit- und Flugschriften erschien, eben keinen großen Erfolg, und Maltebrun, um doch wieder an einem Tagesblatt zu arbeiten, gesellte sich zur Quotidienne, dem bekannten ultraroyalistischen Blatte, das eben so heftig wider Napoleon loszog, als das Journal des Débats ihn zuvor gelobt hatte.

Rom, 3. Jan.

(Fortsetzung.)

Leo XII. hat mit Ausnahme der ersten sechs Monate seiner Regierung im Pallaste des Vaticans seine beständige Residenz gehabt und dort Wiederherstellung von einer heftigen Hämorrhagie gefunden. Aber dieß Beyspiel ist verloren für die Römer: sie bestehen auf ihrem Vorurtheile und meynen, dem Papste sey die Luft blos ausnahmsweise bekommen, einen jeden andern würde sie getödtet haben. Troz des Vorurtheils, welches die Römer gegen die benannten Stadtviertel hegen, ist es eine Freude zu sehen, wie sie ihnen das Wort zu reden wissen, wenn es darauf ankömmt, hier irgend ein Besitzthum zu vermiethen, oder zu verkaufen. „È aria buona, Signore, aria buona", ist der Refrain, mit welchem sie jedes dritte Wort in der Aufzählung der guten Eigenschaften des Locals zu begleiten pflegen. Auf diese Weise fügt es sich dann, daß selbst der Vatican, ja sogar das Volksthor, aria buona haben, und daß es sich, zum Beyspiele, in der Nähe der Villa Poniatowsky außerhalb des leztern, eben so gesund athmen läßt, als bewohnte man den päpstlichen Pallast auf dem Montecavallo. Sonderbar, daß es ein gewisses Stadtviertel Roms gibt, wo ohngeachtet seiner nahen Lage an der Tiber, keine Rede von der Aria Cattiva ist, ja, daß man daselbst nicht einmal den Namen derselben zu kennen scheint. Dieß ist das Viertel jenseits der Tiber. — Seitdem ich dieses geschrieben habe, ist die obenerwähnte Schazgräberey wirklich vor sich gegangen; es wurde unter dem Karossenstephan nachgegraben, aber nichts gefunden als ein paar Säulenstücke von sehr gewöhnlichem Granit von der Insel Elba; so endete hiemit diese Geschichte. Nicht minder hat in diesen Tagen eine andere gesellschaftliche Begebenheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Im Auslande, wo das Wort Conversazione für Unterhaltung durch Rede genommen wird, hat man nämlich die Meynung als vertreibe man sich in den italienischen Gesellschaften die Zeit meistens mit Gespräch; aber dieß ist ein Irrthum, dem man zu entsagen gezwungen wird, sobald man einen Fuß auf italienischen Boden sezt. In der neusten Zeit hat sich aber in den römischen Sitten ein eben so merkbarer, obgleich verhältnißmäßig immer noch geringerer Wechsel ergeben, als bey den übrigen Nationen Europa's: die Leidenschaft des Spiels ist die nächste Folge davon gewesen; sie nimmt, heißt es, mit jedem Jahre zu. Man kennt eine Menge Leute von Stande, welche, in Ermanglung einer andern Existenz bloß vom Spiele zu leben suchen; mehrere große Familien sind durch die Spielwuth, entweder des Mannes oder der Frau, an den Bettelstab gerathen, unter diesen eine, welche der Papst unter seinen Vorfahren zählt. Ja selbst in den Bürgerfamilien ist das Spiel allgemein und bey weitem mehr verbreitet, als in Frankreich und Deutschland. Das Hasardspiel ist in Rom, wie in allen andern Staaten scharf verboten; ja es steht sogar ein Jahr öffentlicher Zwangsarbeit darauf. Nichts desto weniger haben dergleichen Tripots, alte Ueberreste aus der Zeit der französischen Okkupation, noch fortwährend seit der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung existirt; es scheint selbst, daß man unter dem vorigen Papste eine Nachsicht dagegen ausgeübt hat, welche, da man offenbar dem Geseze Hohn sprach, nur zu immer häufigerer Uebertretung desselben eingeladen haben mag. Ausgemacht ist, daß besonders Fremde, weil man von ihnen keine Verrätherey befürchten zu müssen glaubte, häufig zu jenen Tripots eingeladen wurden, und darin hin und wieder bedeutende Summen verloren. Niemand zweifelt, daß diese Spielwuth schon seit langer Zeit der jezigen Regierung bekannt gewesen sey; man versichert sogar, es seyen zu verschiedenen Malen indirekte, sehr dringende Warnungen dagegen ergangen. Lezteres scheinen nichts gefruchtet zu haben, und somit ist die Sache auf einmal losgebrochen: vor vierzehn Tagen sind in der Nacht eilf Personen, sämmtlich aus adlichen Familien, welche in einem Privathause verbotene Spiele spielten, auf der That ertappt und zwar nicht arretirt, doch am folgenden Morgen fiscalisch vernommen, und ein jeder zu dreyhundert Scudi Strafe, oder zu einjähriger öffentlicher Zwangsarbeit verurtheilt worden. Nach gehaltener Berathschlagung unter einander, haben sie sich sämmtlich freywillig als Gefangene in die Engelsburg begeben, in der Hoffnung, der heilige Vater werde sich durch ihren Gehorsam entwaffnen, und sie mit einer kürzeren oder längeren Gefangenschaft davon kommen lassen, und im äußersten Falle sey es immer noch Zeit, der öffentlichen Zwangsarbeit durch Entrichtung der Strafe auszuweichen; ja sie schmeicheln sich sogar, die Regierung werde demnächst ein Jahr Gefängniß in der Engelsburg für die zuerkannte Zwangsarbeit gelten lassen, in welchem Falle sie lieber das Jahr in der Engelsburg aushalten, als die Geldstrafe zahlen würden, da sich mehrere unter ihnen befinden, denen es schwer fallen möchte, leztere zu entrichten. Uebrigens ist so viel gewiß, daß der Befehl, die Spieler aufzuheben, unmittelbar vom heiligen Vater gekommen ist, und daß der Gensdarmerie-Offizier, der damit beauftragt war, den Schlüssel zu dem Zimmer, wo das Spiel stattfand, aus dessen eigenen Händen empfangen hat. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Februar 1827.



> Herr, deine Weisheit hat kein Ziel!
> Und wer mißt deine Huld und Stärke?
> Mit Staunen seh' ich deine Werke,
> Wie schön sind sie, wie groß und viel.
>
> Kirchenlied.

Ueber die vielfältige Benutzung des Kokosbaumes.

(Beschluß.)

Die Spelze oder faserige Fruchthülle der Nuß gebraucht man zum Poliren von Hausgeräthe, zum Aufreiben von Fußböden u. s. w. Vögel, welche hängende Nester bauen, machen sie gewöhnlich aus dieser Substanz. Am meisten aber wird sie zu Verfertigung von Coir gebraucht, wozu die Nuß nicht ganz reif seyn darf. Das Wort Coir, manchmal auch Cair geschrieben, kommt wahrscheinlich von dem portugiesischen Hauptworte Cairel her, was eine Perücke oder Franze bedeutet. Das Shingalesische Wort für Coir ist Kohu. Um die Spelze abzunehmen, befestigt man einen eisernen großen Nagel oder ein scharfes Stück hartes Holz in den Boden: die Nuß wird sodann darauf gedrückt, die Spitze geht durch die Fasern, wodurch die Rinde von der Schale getrennt wird. Auf diese Weise kann ein Mann täglich 1000 Nüsse reinigen. Will man Coir verfertigen, so weicht man die Rinde einige Monate in Wasser ein und klopft sie dann auf einen Stein mit einem schweren Holz. An den amerikanischen Küsten, wo man keine fließenden Gewässer hat, graben die Coirfabrikanten Löcher in den Sand unterhalb des hohen Wasserstandes und verscharren die Rinde, ehe sie geklopft wird. Nachher wird sie mit der Hand so lange gerieben, bis die zwischen den Fasern befindliche Substanz ganz von der Spelze getrennt ist. Vierzig Kokosnüsse geben etwa sechs Pfund Coir. Nach dieser Arbeit werden die Fasern zwischen den Fingern zu Fäden gedreht, woraus man alle Sorten Tauwerk macht. Ehe die eisernen Ankertaue eingeführt wurden, versah man alle nach Indien gehende Schiffe mit Ankertauen aus dieser Substanz; besonders auch deßwegen, weil das Seewasser ihnen zuträglich ist. Sind Taue aus Coir gehörig gemacht, so sind sie biegsam, glatt, stark und elastisch, und man kann sie auf Schiffen recht wohl gebrauchen.

Mit Coirgarn nähen die Eingebornen die Bretter ihrer Nachen zusammen. Dieses Garn kostet in Ceylon etwa 2 Pf. St. die 500 Pfund. Viel davon wird nach den indischen Häfen ausgeführt; und unter der holländischen Regierung wurden jährlich an 3,000,000 Pfund verfertigt. Eine große Fabrik zur Verfertigung von Coirtauen wurde unlängst zu Recif, in der Nähe von Pernambuco in Brasilien errichtet.

Coir wird in Indien auch viel statt Haar benuzt, um Matratzen, Kissen, Sättel und dergleichen damit auszustopfen. Eben so wird es zur Verfertigung von Besen und Bürsten oder Pinseln genommen, womit Häuser weiß angestrichen werden.

Der Kern der reifen Kokosnuß schmeckt ungefähr wie Mandel, und die Einwohner essen ihn mit Jagery. Auf den Ladronen wird er statt Brod mit Fleisch und Fische gegessen. Manchmal wird er auch geraspelt und mit Reis gemengt, um ihm einen angenehmen Geschmack zu geben. Zuweilen zerstößt man auch den Kern zu Mehl, mischt es mit Zucker und backt kleine Kuchen daraus. Ueberhaupt

aber hält man diese Frucht für sehr nahrhaft, und viele glauben, daß sie fett mache.

Preßt man den Kern ein wenig, so zeigt er eine weiße Flüssigkeit, die der Milch gleicht; und wenn die in Indien lebenden Europäer keine Kuhmilch bekommen können, so nehmen sie Kokosmilch dafür. Einen andern Stellvertreter für Milch bekommt man dadurch, wenn man einen Kern zerreißt, und das Mehl mit der in einer Nuß befindlichen Flüssigkeit vermengt, die man nachher durchseibt. In Westindien macht man Puddings aus Kokosnüssen, so wie auch Eingemachtes, wenn man sie mit Honig und Zucker aufbewahrt.

Sobald die Nuß reif ist, gebraucht man sie, um eine öligte Flüssigkeit daraus zu bekommen, womit man Curry macht, ein unter allen in Indien lebenden Menschenklassen sehr beliebtes Essen. Allein das hauptsächlichste Erzeugniß des Kokoskernes ist ein vorzügliches Oel. Zehn Nüsse geben ungefähr zwey Schoppen unreines Oel; wenn es aber rein ist, geben dreyßig Nüsse nur etwa drey Pfund. Der wässerige Theil des Kernes wird verflüchtigt, indem man ihn der Sonnenhitze aussezt, wodurch er in einigen Tagen ziemlich ranzig wird. In diesem Zustande nennt man den Kern Copra, und bringt ihn auf eine von Ochsen getriebene Mühle, wo das Oel abgesondert wird. Seit einigen Jahren hat man in Colombo viel Oel mit Hülfe einer Dampfmaschine gewonnen. Die Substanz, welche zurückbleibt, nachdem das Oel ausgepreßt ist, nennt man Taur, womit man Schweine, Hühner u. s. w. mästet.

Ceylon führt jährlich eine große Menge Kokosnüsse, hauptsächlich nach Ostindien aus. Im Jahre 1809 gingen 2,977,275 Stück aus dem Lande. Im Durchschnitt verkauft man das Hundert für zwey und in Brasilien für drey Gulden. Nach England kommen sie von Westindien, wo die Schiffskapitäne sie einnehmen, um den leeren Raum zwischen Fässern und Kisten auszufüllen. Daher kostet die Fracht auch nur wenig oder nichts, und man sieht sie in den englischen Seestädten eben so häufig als Orangen.

Kokosnußöl kann man aus Ceylon für 54 Kreuzer die Gallone ausführen, und zu diesem Preise geht jährlich viel nach Ostindien. In Java wird es eingeführt und dort kostet der Picul gewöhnlich 15 Gulden, oder etwa 1 Gulden und 3 Kreuzer die Gallone. Seit einigen Jahren hat man es auch in England eingeführt, wo die Gallone 3 Gulden bis 3 Gulden 36 Kreuzer kostet. Man hat es theils zum Brennen, theils in den Tuchmanufakturen gebraucht; auch macht man gute Seife, und besonders gute Lichter daraus. In den Glashütten sollen die Bläser dieses Oel jedem andern vorziehen.

Aus den Schalen der Kokosnüsse macht man Rosenkränze, so wie auch Trinkgeschirre und andern Hausrath. Den daraus gemachten Trinkschalen hat man besondere Tugenden zugeschrieben, und sie sollen berauschenden Getränken antiapoplektische Eigenschaften mittheilen. Gelegentlich werden sie auch von den Eingebornen polirt, welche erhabene Figuren darauf schnitzeln. So verziert, gebrauchen sie die Engländer häufig als Zuckerdosen. In der Nachbarschaft von Monte Video, in Südamerika, trinken die Damen Thee aus sehr schön verzierten Kokosschalen, indem sie den Thee durch lange silberne Röhren einschlürfen. Gewöhnliche Schöpflöffel werden in Ostindien und Brasilien aus einem Theile einer Kokosnuß gemacht, woran ein hölzerner Stiel befestigt ist. Die Bewohner einiger der asiatischen Inseln gebrauchen sie auch zu einem Maß für trockene und flüssige Bestandtheile. Ihren Gehalt kennt man an der Zahl der Kauris (Cypræa moneta), die sie enthalten. Daher gibt es Kokosschalen von 500 oder 1000 Kauris u. s. w.

In ältern Zeiten wurden Kokosnüsse viel höher geschätzt, als jezt. Rochon behauptet, daß es zu einer Zeit nichts Ungewöhnliches war, 400 Pfund Sterling für eine zu bezahlen. Kaiser Rudolph der Zweyte konnte eine für 4000 Gulden nicht bekommen; allein jezt sind sie sehr wohlfeil geworden.

Der Kokosbaum trägt zuweilen, in fünf oder sechs Jahren nach seiner Verpflanzung, Früchte; allein vor dem achten oder neunten Jahre gibt er nur wenig. Dagegen aber bleibt er sechzig bis siebzig Jahre lang fruchtbar. In gutem Boden und bey nassem Wetter, blüht der Baum alle vier bis sechs Wochen; daher findet man auch gewöhnlich reife Früchte neben Blüthen zu gleicher Zeit auf einem Baume. Gemeiniglich hängen fünf bis fünfzehn Nüsse in einem Büschel beysammen; und auf gutem Boden kann ein Baum acht bis zwölf Büschel, oder 80 bis 100 Nüsse tragen. Daß es welche gibt, die mehr tragen, ist bekannt; allein im Durchschnitt kann man wohl nicht mehr annehmen.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

„Lieber Baron, antwortete der Oberst, als Tangern ihm eines Abends, wo er ihn allein fand, die Sehnsucht seines Herzens vertraute — meine Pflicht als Vormund und Onkel erheischt die rücksichtloseste Aufrichtigkeit von mir in diesem Punkte. Haben Sie auch wirklich die Neigung zu Celicien der nöthigen Prüfung unterworfen und untersucht, ob sich Ihre zeitherigen Gewohnheiten nicht Ihrem und des Mädchens vereintem Glücke in den Weg stellen sollten?"

„Ja, Herr Oberst — antwortete Tangern mit Festigkeit — das ist redlich von mir geschehen. Ich schwöre Ihnen — —"

„Nicht das, Baron — versezte der Oberst — ein Schwur könnte Ihrer jetzigen Gesinnung so wenig Dauer verleihen,

als die bloße Versicherung. Aber bey allem Glauben an die Güte dieser Gesinnung muß ich voraussagen, daß auf den Fall der muthwilligen Verwahrlosung des Kleinods, wonach Ihre Wünsche ausgehen, Ihnen in mir ein steter, furchtbarer Rächer zur Seite stehen, und daß nach meinem Tode die Verpflichtung zu solcher Rache auf meine Söhne übergeben würde."

„Dem Himmel sey Dank — entgegnete der Baron — daß ich in meinem treuen Herzen die sicherste Bürgschaft für die Erfüllung Ihrer Wünsche in dieser Beziehung fühle. Meine zeitherigen Verirrungen — —"

„Haben — unterbrach ihn der Oberst — mich in den lezten Wochen zu den sorgfältigsten Nachforschungen veranlaßt. Bey Ihren unverkennbaren Absichten auf Celiciens Liebe war ich solches der Tochter meines verewigten Bruders schuldig. Das Ergebniß dieser Nachforschungen kommt mir weit besser vor als der Ruf, den Ihnen Ihr jugendlicher Leichtsinn erworben hat. Allerdings scheinen Sie bey Ihren leichtfertigen Streifereyen im Gebiete der Liebe von dem Gedanken ausgegangen zu seyn, daß ein junger lebenslustiger Mann wohl den Beruf habe, aus dem Leichtsinn der Weiber Vortheil zu ziehen und Personen mit dem Anschein von Treue zu täuschen, von denen ebenfalls keine Treue zu erwarten stünde. Aber nach allen meinen Nachrichten ist doch der heilige Friede der Unschuld nie von Ihnen gestört worden."

Daß das gewiß nie geschehen sey, rief der Baron hier mit Feuer den Himmel zum Zeugen auf.

„Doch wird Ihnen auch — fuhr der Oberst fort — wird das Einerley, selbst der glücklichsten Ehe Sie jene lockenden Zerstreuungen vergessen lassen, ohne deren Entsagung für immer kein Heil im Ehestande zu denken ist?"

„Verehrter Mann — antwortete der Baron — längst schon erwog ich das Verhältniß, welches jezt der Gegenstand meiner innigsten Sehnsucht geworden und gerieth so auf die unbestreitbare Wahrheit, daß einzig in ihm die Bestimmung des Menschen zur vollen Erfüllung gelangen kann. Nur daran verzweifelte ich, die Person in der Wirklichkeit zu finden, welche mir zu solch einem Vereine vor Augen schwebte. Als eine ganz unverhoffte Gunst des Himmels ist sie mir nun in Celicien erschienen. Schon die Art dieser Werbung allein redet vielleicht meinem ernsten Nachdenken über die Sache und der Verschiedenheit meiner zeitherigen Verbindungen mit Weibern von der jezigen das Wort. Noch nie gingen meine Bemühungen um weibliche Herzen bis zu dem Punkte, von dem ich solche jezt anfange. Ohne Celicien irgend ein Geständniß gethan zu haben, schlage ich den ziemlich veralteten Weg ein, zuvor bey Mutter und Vormund um sie anzuhalten."

„So haben Sie wohl schon mit der Geheimen Räthin gesprochen? Welche Hoffnung gab sie Ihnen?"

„Frau von Horsten schien Alles auf Ihre Bestimmung ankommen lassen zu wollen."

„Dann kann ich — sprach der Vormund — Sie um so weniger mit einer verneinenden Antwort entlassen, da ich weiß, wie sehr meine gute Schwägerin für Sie eingenommen ist. Aber freylich — fügte er lächelnd hinzu — fehlt es noch an der Hauptsache. Denn wozu mein bester Wille, wenn vielleicht Celicie selbst Ihrem Antrage zuwider seyn sollte?"

Obschon Tangern in der That ihr Herz hierüber noch nicht mit Worten erforscht hatte, so würde er doch auf keinen Fall den nunmehr gelungenen Schritt gewagt haben, wenn er, aus ihrem ganzen Benehmen gegen ihn zu schließen, dieses Herzens nicht gewiß zu seyn geglaubt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Dec.

(Beschluß.)

Maltebrun fand sich, wie es scheint, ziemlich in den Geist dieses Blattes hinein, und schrieb wie ein Ultraroyalist aus der Zeit des ancien regime. Diese Versatilität zog ihm bittere Vorwürfe in einigen freysinnigen Blättern zu, es kam sogar zu einer Herausforderung zwischen ihm und dem Mitarbeiter an einer unabhängigen Zeitung, dem H. Anger, jezigem Mitgliede der Académie française. Auf dem Kampfplatze wurde jedoch das Duell durch beyderseitige Freunde verhindert, aber Anger nahm einen Aufsatz, den er über Maltebruns Charakter eingerückt hatte, nicht zurück, und that nichts, um ihn zu widerrufen. Einige Jahre zuvor, als Maltebrun noch am Journal de l'empire arbeitete, war er einmal in seiner Wohnung von den Schülern der École polytechnique angegriffen und mißhandelt worden, weil er sich über einen ihrer Professoren, den bekannten Gelehrten Biot, in einem Aufsatze etwas lustig gemacht hatte, den er jedoch nicht unterzeichnete. Biot, um nicht das Ansehen zu haben, als ob er diesen Schülerstreich befördert habe, schrieb einen lobenden Aufsatz über Maltebrun im Mercure de france, und Maltebrun lobte seinerseits Biot wieder im Journal des Débats, und bat die Polizey den Schülerstreich nicht gerichtlich zu verfolgen. Dieß war der sonderbare Ausgang einer Angelegenheit, die einiges Aufsehen in Paris erregte. Die allgemeine Stimmung war damals so, daß man über die Schüler, die den Gelehrten in seiner Wohnung fast meuchelmörderisch angefallen hatten, nur lachte, und ihnen beynahe Recht gab. An der Quotidienne legte Maltebrun wieder seine vielseitigen Kenntnisse an den Tag, und übernahm sogar die Kritik der theatralischen Vorstellungen. Jedoch mochte er sich wieder zum Journal des Débats zurück sehnen, das weit mehr gelesen wird, als die veraltete Quotidienne, die Herausgeber jenes Blattes mochten selbst fühlen, wie nöthig ihnen ein so gewandter und gelehrter Politiker und Geograph sey. Anträge wurden gemacht und angenommen, und so ging Maltebrun wieder zum Journal des Débats über, und ist bis zu seinem Tode als Redakteur bey diesem Blatte geblieben, mit einem Gehalte von ungefähr 8000 Franken. In diesem Blatte herrschte ein andrer Geist als in der Quotidienne; eine Zeitlang war das Journal sogar ministeriell; Maltebruns biegsamer Geist wußte sich in alle diese verschiedenen Lagen hinein zu finden und einheimisch zu machen, und er, der Napoleon bis auf den lezten Augenblick vertheidigt und gelobt hatte, ward einer der rüstigsten Vertheidiger der Bourbonschen Legi-

timität, und schrieb auch selbst eine Abhandlung über die Legitimität, als die sogenannte Société des Bonnes lettres dieß zur Preisaufgabe gemacht hatte. Den Preis erkannte ihm die ultraroyalistische Gesellschaft zwar nicht zu; seine Schrift enthielt manche allzu freymüthige Aeußerungen und Erörterungen, um einer solchen Gesellschaft zu gefallen, die das Ding nicht von oben herab, sondern nur etwas von der glänzenden Seite angesehen haben wollte. Am Ende der hunderttägigen Regierung Napoleons, im Jahr 1815, hatte Maltebrun in der Eile eine Apologie de Louis XVIII. geschrieben, und unter die Repräsentanten der Nation austheilen lassen, die damals von den Bourbonen nichts hören wollten. Auch diese Apologie enthielt manches freymüthige Urtheil, und gefiel wahrscheinlich der Bourbon'schen Regierung eben so wenig als der Repräsentantenkammer, wenigstens erhielt Maltebrun nicht die mindeste Belohnung, so wie er auch von Napoleon, in der Zeit als er ihn lobte, keine einzige Gnade erhalten hatte. Ueberhaupt haben die Fürsten und Machthaber den dänischen Gelehrten nicht verzärtelt, denn er ist immer ohne Anstellung, ohne Titel, ohne Ehrenbezeugung, ohne Pension geblieben; nur im lezten Jahre seines Lebens hatte der König von Dänemark den ehemaligen Prozeß, der ihm wegen seiner jugendlichen Schriftstellerey angehängt worden war, von Neuem durchgehen lassen, und es war daraus hervorgegangen, daß Maltebrun gar nicht strafbar gewesen war. Diese Gerechtigkeit widerfuhr ihm leider etwas spät, und konnte ihm zu nichts dienen, da er einmal Frankreich zu seinem Vaterlande gewählt, und von Dänemark nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten hatte. Uebrigens hat er, wenn ich nicht irre, seinem ehemaligen Landesherrn Memoiren und Pläne über Anlegung und Anordnung von Kolonien zukommen lassen. In dieser Hinsicht hatte er weitaussehende Pläne, die alle wohl eben nicht ausführbar waren, aber doch viel Nützliches enthielten, woran noch kein Staatsmann gedacht hatte, weil ein Staatsmann selten ein großer Geograph ist. Auch unter Napoleons Regierung ließ er in's Journal des Débats zuweilen seine Ideen über die Kolonien einfließen, und meynte, Frankreich könne noch zu einer großen Kolonialmacht anwachsen; hiebey schien er jedoch die Uebermacht Englands zur See nicht gehörig in Anschlag gebracht zu haben. Als Schriftsteller hatte er es dahin gebracht, daß er die französische Sprache auf's Beste handhabte, obschon zuweilen einige kleine Fehler sich einschlichen. Dieß Zeugniß hat ihm das Journal des Débats, das sich beständig durch seinen Purismus ausgezeichnet hat, nach seinem Tode gegeben. Seine Unterhaltung hatte etwas Originelles. Da sein Kopf mit Ideen aller möglichen Art angefüllt war, und er auf alle Fächer des menschlichen Wissens seine Aufmerksamkeit gerichtet zu haben schien, so brauchte man ihn nur auf irgend einen interessanten Gegenstand hinzulenken, um einen Strom von Gedanken aus ihm herauszubringen. Unter diesen Gedanken lief manches Sonderbare, und zuweilen etwas Kindisches mit unter; war der Damm aber einmal gebrochen, so fuhr der Strom stundenweise heraus; manchmal nahm seine Unterhaltung eine ironische oder satyrische Wendung, und war mit Anekdoten aus dem Privatleben der auf der Weltbühne handelnden Personen gewürzt. Fremdes Verdienst hat Maltebrun oft in Paris zur Anerkennung gebracht, und bey solchen Gelegenheiten scheute er sich nicht, den Eigendünkel der Nation, unter welcher er lebte, kühn anzugreifen, und ihr mit deutlichen Worten zu beweisen, daß manches im Auslande weiter gediehen oder besser bestellt sey als in Frankreich. Er war einer der eifrigsten Beförderer der geographischen Gesellschaft in Paris, und führte eine Zeitlang das Amt eines Sekretärs bey derselben. Jedoch entspann sich bald einiger Zwist in derselben; er selbst mochte wohl nicht immer so duldsam oder so behutsam in seinem Reden seyn, als es eine Gesellschaft von Gelehrten erfordert; er zog sich allmählig zurück, und überließ die Gesellschaft ihrem eignen Willen. Sicher hat sie an ihm ihr eifrigstes und gelehrtestes Mitglied verloren. Sonst hielt er wenig auf gelehrte Versammlungen, und so machte er sich mehrmals im Journal des Débats über die Anmaßungen und kleinen Zwistigkeiten derselben lustig. Maltebrun hinterläßt seiner Familie kein Vermögen; aber die Inhaber des Journal des Débats haben seiner Wittwe eine Pension von 1200 Franken ausgesezt. Diese Großmuth macht dem Journal Ehre; allein wenn man bedenkt, daß Maltebrun und einige andre Mitarbeiter das meiste zum Emporkommen jenes Tagblatts und zu seiner großen Verbreitung beygetragen haben, so wird man finden, daß diese Großmuth im Grunde nichts mehr als Gerechtigkeit ist, und daß nur durch ein so gerechtes Verfahren ein literarisches Institut die ausgezeichnetsten Schriftsteller an sich ziehen kann. Maltebrun hatte seinen Namen ein wenig französirt, denn er hieß eigentlich Malte Bruun; da zwey u hintereinander etwas Ungewöhnliches in der französischen Sprache sind, so ließ er das eine u weg, und schrieb sich Brun, welches auch ein französisches Wort ist. Seine dänischen Dichtungen sollen große Anlagen zur Dichtkunst verrathen. Vielleicht wäre er ein ausgezeichneter dänischer Dichter geworden, wenn er nicht durch ein besonderes Geschick ein großer französischer Geograph geworden wäre.

D g.

Rom, 3. Jan.

(Beschluß.)

Außer allen diesen Ereignissen ist in diesen Tagen ein Schauspiel gesehen worden, welches, obgleich im Allgemeinen nichts weniger als unbekannt in Rom, doch in seiner äußeren Gestalt einen Reiz der Neuheit gehabt hat. Es ist nämlich von Sr. Durchlaucht dem Herzoge von Lucca und dem neapolitanischen Bankier Falconet, welcher lezterer eigens dazu von Neapel nach Rom kam, auf einer Ebene, eine deutsche Meile von Rom, auf der Straße nach Ancona (der alten Via Flaminia) bey Tordiquinto, ein Pferderennen gehalten, und dabey die Wette von hundert Louisdor von lezterem gewonnen worden. Die beyden Renner sollen englischer Race gewesen seyn. Es ist dabey nach allen Regeln der englischen Wettrennerkunst verfahren worden; die Jockeys haben sich acht Tage vorher aushungern lassen müssen. Vor Anfang des Rennens sind die beyden Jockeys vor Kunstverständigen gewogen, und dabey so genau verfahren worden, daß man, heißt es, sogar die halben und Viertelpfundstücke angewandt habe, um das wahre Gewicht auszumitteln.

Gestern Abend (7ten Jan.) sind hier sämmtliche Theater geöffnet worden, und haben, wie man mich versichert, alle mehr oder weniger Fiasco gemacht. Aus eigner Erfahrung kann ich nur von Argentina urtheilen. Hier ist dieselbe Rossinische Zelmira, welche vor fünf Jahren in Wien im eigentlichen Verstande Furore machte, beynahe ausgepfiffen werden. Die Wahrheit gebietet jedoch zu gestehen, daß die Schuld davon nicht an der Musik, welche wirklich eine der besten des Komponisten ist, sondern an der erbärmlichen Ausführung liegt. Was ich von der Prima Donna, Pastorie, befürchtet habe, ist leider nur zu sehr eingetroffen; in der komischen Oper, und besonders in einem beschränkteren Raum allerliebst, besizt sie weder die Stimme noch die Darstellungsmittel, um den ungeheuren Raum des Theaters Argentina zu füllen oder ein Orchester von circa fünfzig Personen zu überschreyen. Selbst der Bariton Benaghi, der einzige, auf welchen man Hoffnung gesezt hatte, ist hinter der Erwartung zurückgeblieben, und der Tenorist, ein Dilettant von Stande, den die Noth gezwungen hat, das Theater zu betreten, ist förmlich, und zwar von Anfang bis zu Ende, ausgepfiffen worden.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Februar 1827.



Es ist überall gut wohnen, so weit sich Gottes schöner Himmel wölbt, und wo ein frohes Herz im reinen Busen schlägt, da ist des Erdenbewohners Eden.

M. Claudius.

Die Schöpfung des Weibes.

Erstes Lied.

Als aus rothem Thon gebildet
Stand der Mann, der Schöpfung Krone,
Und der Herr den Flammenodem
Eingehaucht dem Staubessohne,
Jauchzten ihm die Himmel Beyfall
Und die blüthenreiche Erde,
Die Geschlechter auch der Thiere
Beyfall seinem mächt'gen Werde.

Und dem Neugeschaffnen legten
Schmeichelnd sich der Leu zu Füßen,
Und der goldgefleckte Tiger,
Ihren König zu begrüßen.
Luft und Land und Welle schwiegen
Lauschend seinem Machtbefehle:
Sie erkannten den Gebieter,
Ihren Ordner, ihre Seele.

Warum war nach diesem Werke
Nicht der sechste Tag zerronnen?
Niemals was es überträfe
Sah das heitre Licht der Sonnen.
Ueber allen Preis erhaben
Stand die Schöpfung da vollendet:
Besser hätt' er gleich gefeyert,
Als sein Meisterstück geschändet.

Denn als er die Ripp' entwandte
Von des Mannes Eingeweiden
Und begann das Weib zu bilden,
Sie mit Fleische zu bekleiden,
Da gelang es ihm mit Nichten
Daß er Höheres bereite:
Nicht ein Meisterstück erschuf er,
Nur dem Mann die schwache Seite.

Als er ihrem schönen Leibe
Seines Odems Hauch verliehen,
War sie zu der Schöpfung Zierde
Zu des Schöpfers Lust gediehen.
All' in ihres Reizes Fülle
Mußte sie ihn selbst entzücken,
Und es zwang ihn an den Busen
Das geliebte Weib zu drücken.

Und er küßte Stirn und Lippe
Und des Busens Silberwogen,
Bis den Geist, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entsogen.
So geschah's, daß es dem Weibe
Fehlt am Geist und an der Seele;
Und so sind sie all' entstanden
Seiner schönen Schöpfung Fehle.

K. Simrock.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

Tangerns Rechnung bewährte sich. Es war der höchste Moment seines Lebens, als mit seinem Antrage der Verklärungsschimmer der Morgenröthe über Celiciens Gesicht sich ergoß, und dann ihr zu Boden gesenktes Auge einen

einzigen kurzen Blick empor zu ihm that, das Wort: ich bin dein! auf das Entzückendste aussprechend.

Die Verlobungskarten brachten eine Art von Revolution in den feinen Cirkeln der Stadt hervor. Man beklagte Celicien, man beklagte den Bräutigam. Viele hielten sie und noch Mehrere vielleicht ihn für wahnsinnig wegen des seltsamen Schrittes. Alles, was er jemals gegen die Frauen verschuldet hatte, war auf einmal wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, und jeder seiner leichtsinnigen Handlungen prägte man mit vielem Scharfsinne den Stempel der schwärzesten Bosheit auf.

Anonyme Briefe mit Schilderungen dieser Art gelangten an den Obersten, an die Mutter und an die glückliche Braut. Aber seine Selbstanklage im Allgemeinen war ihnen schon vorausgegangen und seine nunmehrigen Erläuterungen der ihm schuldgegebenen einzelnen Thatsachen entkräfteten die auf eitel Unheil ausgehenden Bestrebungen.

Bey dem Allem unterließ der Oberste nicht, noch am Hochzeitmorgen mit dem Baron allein, diesem seine Verpflichtung und die Folgen, falls er ihnen früh oder spät zuwider handeln würde, nochmals auf das Feyerlichste in's Gedächtniß zurückzurufen.

5.

Ein wahrhaft paradiesisches Leben war das Loos des neuen Ehepaares. Durchdrungen von der Wahrheit, daß das höchste irdische Glück nur in den einfachsten Verhältnissen zu finden sey, sah Tangern bald mit mitleidigem Lächeln, bald mit entschiedener Verachtung auf das zwecklose Treiben hin, das ihn so lange vom Herzen der Natur entfernt und in einem ewigen Wechsel betäubender Zerstreuungen und Gaukelspiele sich selbst entfremdet hatte. Der rechte Sinn für den Glanz der Wiesen, das zarte Grün der Bäume und den Gesang der Lerchen und Nachtigallen war ihm erst in diesem Frühlinge aufgegangen, den er ganz auf dem Lande zubrachte. Die süßesten Geheimnisse der Natur enthüllten sich vor dem geistigen Auge des Glücklichen, und wenn er oft nach mannigfachen Beschwerden und Beunruhigungen den höchsten Punkt seines Wohnguts erstiegen und dort, den Arm um Celiciens Schulter geschlagen, hinunterblickte in den Strom, glühend von der untergehenden Sonne und von den hellaufblitzenden Lichtern aus den Fenstern der Häuser auf den purpurfarbigen Bergen gegenüber geblendet, sein Auge nach dem ihrigen sich wendete, das solches schon erwartet zu haben schien, und in Celiciens blauem Himmelsblicke gleichsam seine bessere Seele versöhnend und beruhigend vor ihm lag, dann dünkte ihm alles Irrdische nichts, außer der Liebe und dem Glücke durch einen lebendigen Zeugen derselben, auf welches er bereits Hoffnung fassen konnte.

Mit dem Ende des durch das fest um die Gemüther geschlungene Band sehr reizend verflossenen Sommers war diese Hoffnung der Erfüllung schon sehr nahe gerückt. Man begab sich nunmehr wieder nach der Stadt. Frau von Horsten und der Oberst, die sich den Sommer über mehrmals von der innigen Zufriedenheit des Paares persönlich überzeugt, hatten sich bemüht, die Vorbereitungen zu dem Winteraufenthalte desselben nach seinen Wünschen zu treffen. Tangern und seine Gemahlin strebten Beyde, das Einfache ihrer ländlichen Verhältnisse und Gewohnheiten auch in der Residenz fortzusetzen. Der Umgang mit wenigen Freunden sollte zwar weder aufgegeben noch vernachlässigt, aber der geselligen Freude doch nur eine sehr enge Gränze gezogen werden. Um sich nie über diese durch die Umstände wider Willen hinausgeführt zu sehen, waren des Barons Wünsche nach einer Wohnung von nur geringem Umfange gegangen und sie fanden eine, wie sie solche für ihre Zwecke nicht besser hätten ersinnen können.

Sie setzten auch darin ihr ganzes, liebes, ländliches Leben mit einer nur geringen Erweiterung fort, unbekümmert um die Urtheile der Menschen, die um so eher ihnen zu Ohren gebracht wurden, da ihren Bekannten der Ungrund derselben einleuchten mußte.

Diese wollten ihre Eingezogenheit für bloße Affektation ansehen. Jene fanden sie wegen der Blößen natürlich, welche die in der Gesellschaft zum Gelächter werdende junge Frau sich außerdem allenthalben geben würde. Andere legten ihre Absonderung von der eigentlichen großen Welt, der sehr leicht erklärbaren Eifersucht einer Frau zur Last, die, durch ihren Mangel an äußern und innern Vorzügen geängstet, allenthalben glückliche Nebenbuhlerinnen besorgen müsse, zumal bey einem Manne, von dem die früher als Meister betriebene Verführungskunst durch ihre Geringhaltigkeit schwerlich in Vergessenheit gebracht worden sey. Noch Andere war es außer allem Zweifel, daß das junge Ehepaar den höchsten Grad der wechselseitigen Unzufriedenheit einzig auf diesem Wege dem Auge und Ohre der Menschen wenigstens so lange entziehen könne, bis die bereits eingeleitete Scheidung stattgefunden hätte.

Und alle diese sinnreichen Behauptungen wurden gemeiniglich durch Anekdoten erläutert und so scharf als möglich gewürzt.

Daß das schuldlose Söhnlein, welches nachher der Zufriedenheit des Paares die Krone aufsezte, durch eine fast unglaubliche Häßlichkeit dem Argwohne des Mannes einen neuen Gegenstand des Haders dargeboten und der unpassenden Ehe den Todesstoß gegeben haben sollte, hätte unstreitig dem Baron und seiner geliebten Gattin nur ein Lächeln des Mitleids abgenöthigt, wäre ihnen davon etwas zu Ohren gekommen. Sogar aus der Affenliebe, wie die späterhin sichtbar werdende innige Freude der Eltern an ihrem Söhnlein gescholten wurde, und ihrer mehr als sonst vor Andern zum Vorschein kommenden herzlichen Zuneigung wollte man die Unhaltbarkeit ihrer Ehe beweisen

sen, welche allem Vermuthen nach, aus geheimen Gründen noch einige Zeit künstlich aufrecht gehalten werden sollte; denn an dieser sogenannten Liebe könne die größte Uebertreibung und Unnatürlichkeit keinem gesunden Auge entgehen.

6.

Frau von Horsten, von dem Glücke der Tochter durch die Zärtlichkeit ihres treuen Gemahls und den Besitz des Söhnleins fest überzeugt, sah alle Wünsche ihrer Zukunft der Erfüllung mit jedem Tage näher treten, und den Obersten wandelte nur darum beym Anblicke des so heitern Looses, das diesem Paare gefallen war, bisweilen die Besorgniß einer plötzlichen Erschütterung desselben an, weil mannigfache Erfahrungen und das Mißgeschick, welches, wie aus völlig heiterm Himmel mit dem plötzlichen Ableben seiner geliebten Gemahlin ihn selbst vormals betroffen, den Mann zu dem trostlosen Glauben geführt hatte, daß jedes Glück, das, gleichsam der irdischen Unvollkommenheit zum Trotz, in höchster Vollendung dastehe, durch feindliche Dämonen bedroht, der Dauer entbehren müsse.

Noch mitten im Schnee des ziemlich harten Winters träumte Celicie sich in die Blüthen des Frühlings hinein. Voll von einer wahrhaft kindlichen Sehnsucht nach dem Landleben zählte sie die Wochen und Tage, welche sich noch dazwischen ausdehnten. Das Gedeihen ihres Söhnleins dort, am offenen Busen der Natur, auf blumigen Wiesen, im kühlen Schatten schöner alter Linden erfüllte sie im Voraus mit den seligsten Empfindungen. Wenn sie im Beyseyn von Mutter und Onkel mit dem Feuer der Begeisterung hierüber sprach, konnte Frau von Horsten sich der Freudenthränen nicht enthalten. Der Oberst hingegen blickte dann gern bey Seite. Denn in dem allzuhohen Glanze ihrer Hoffnung glaubte er eine jener reichgefüllten Blüthen wahrzunehmen, denen keine Frucht beschieden ist.

7.

Ein Todesfall, auf den Niemand so früh gerechnet hatte; brachte zu Anfange Aprils einen Stillstand in die bereits getroffenen Vorkehrungen zu Veränderung ihres Aufenthalts. Er nöthigte den Baron mit entfernten Verwandten Rücksprache zu nehmen. Dieser ging so ungern von seiner Frau, als sie ihn ungern allein reisen ließ. Es dünkte beyden unmöglich, einen Raum von zwanzig Meilen zwischen einander zu wissen; daher geriethen sie zugleich auf den Gedanken, die Beschwerden der Reise mit einem noch so kleinen Kinde nicht zu achten, und sich vereint an den Ort des Todesfalls zu begeben.

Aber nur allzugern zeigt das Schicksal die Ausführbarkeit von Dingen, die wir, ihrer Bitterkeit halber, für unerträglich achteten. Das Kind erkrankte, zwar nach der ärztlichen Versicherung ohne alle Gefahr, wenn es in so rauher Jahreszeit nicht der Reise ausgesezt wurde, den kleinen Liebling aber zurückzulassen, auch da sie wußte, welchen guten Händen er anvertraut blieb, wäre der treuen Mutter unmöglich gewesen, hätte auch keine Krankheit ihn ergriffen. So mußte denn, da die auswärtige Angelegenheit keinen Aufschub litt, der Baron sich entschließen, die Reise allein zu unternehmen.

Am Abschiedsmorgen schien der kleine Eugen fast hergestellt, zur Mitreise war er jedoch, nach des Arztes Behauptung, noch nicht geeignet.

Vielleicht gab eben dieses schnelle Vorschreiten der Besserung des Kindes, Celicien bey der Trennung eine Kraft, die sie sich früher nie zugetrauet hätte. Sie übertraf darin bey Weitem ihren Mann, der vor tiefer Rührung kaum fortkonnte.

Warum das, mein Herz? fragte sie. Wir sind ja unser; ich baue auf deine Treue so fest, als du auf die meinige bauen kannst. Derselbe Gott, der dich geleitet, wird auch bey mir seyn und bey diesem Kleinen. Wir waren Kinder, als wir die zwanzig Meilen zwischen uns für ein Unheil ansehen konnten. Ist doch das Band, welches unsere Seelen vereinigt, so fest, daß auch der größte Raum nicht im Stande ist, solches entzwey zu reißen! Und welch ein Wiedersehen dann! Wahrlich, nur durch die jetzige Trennung konnte eine künftige Erhöhung unseres Glückes möglich werden!

8.

Nach langem, dumpfem Sinnen in der Ecke seines Wagens, dämmerten im trüben Gemüthe des Reisenden allerley Gefühle und Gedanken, aber in sehr schwankenden Umrissen auf. Am bestimmtesten noch gab sich das Mißvergnügen über Celiciens Kälte (so nannte er ihre Fassung beym Abschiede) zu erkennen.

So sind die Weiber! dachte er. In den Gefühlen der Mutter gehen die für den Gatten, wenn nicht ganz zu Grunde, doch gewiß dem Untergange allmählig entgegen! Während der Mann sein Herz zwischen Mutter und Kind treu vertheilt, wird das ihrige von dem Kinde dergestalt erfüllt, daß für des Gatten Bild fast kein Raum darin übrig bleibt. Und auch die Farben des so sehr seiner Rechte beraubten Bildes ermatten immer merklicher, bis es zulezt in einen ganz dunkeln, nichtssagenden Schattenriß ausartet.

Hinterher bekämpfte er freylich diese Vorstellung wieder mit Ernst, erhob die tiefe Weisheit der Natur, welche gerade in der gewaltigsten, magnetischen Hinneigung der Mutter zu dem Kinde am schönsten hervortrete, pries sich glücklich, nach so manchen Irrthümern, in seiner Gemahlin ein Muster schöner Weiblichkeit erhalten zu haben, aber eine Aengstlichkeit, deren Grund er sich nicht recht erläu-

tern konnte, ließ ihn in diesem Augenblicke doch nicht zum ruhigen Genusse des erkannten Glückes gelangen.

Der bunte Wechsel der Gegenstände, die an ihm vorüberflogen, verdrängte endlich diese Betrachtungen. Sein jetziges Alleinfahren führte ihm die Erinnerung an viele Bilder aus einer Zeit zurück, wo er noch mehr in der Welt als im Hause einheimisch war. Manch freundliches, lebensfrohes Mädchengesicht verklärte ihm eine Vergangenheit, welche (das ließ sich nicht läugnen) doch auch ihre Freuden und Genüsse gehabt hatte. Sie kamen ihm vor, wie die schönen Gegenden, die ihm jezt gleichsam ihre Grüße in den Wagen warfen, und die er in der Hoffnung, immer wieder auf neue zu stoßen, ohne Schmerz verlassen konnte. Das Bleibende war nunmehr im Leben sein Theil geworden, und es verstand sich von selbst, daß bey dem Festhalten am Soliden die frühere Mannigfaltigkeit der Genüsse aufgegeben werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Shakespeare als Adjutant.

Der Versuch, den ein englischer Schauspieler, Namens Penley, vor vier Jahren machte, in Paris ein englisches Theater zu errichten, scheiterte an dem mißverstandenen Patriotismus der Franzosen. Eines Abends, als ein Stück von Shakespeare gegeben werden sollte, füllten die Intriganten das Parterre mit Studenten und Ladendienern, sogenannten Calicots, an und verbreiteten, um die Unwissendsten, deren Zahl nicht klein seyn mochte, noch mehr in Eifer zu bringen, das Gerücht, dieser Shakespeare sey bey Waterloo Adjutant des Herzogs von Wellington gewesen, und fanden Glauben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Januar.

Unter den neueren Monatschriften, welche im Laufe des vorigen Jahres in's Daseyn getreten, zeichnet sich The Inspector, Literary Magazine, durch die parlamentarischen Skizzen aus, die in den beyden lezten Stücken desselben erschienen sind, und regelmäßig fortgesezt werden sollen; der leichte Styl, womit ein Parlamentsmitglied hier die merkwürdigsten Begebenheiten berührt, sind besser geeignet uns mit Personen, Partheyen und Maßregeln bekannt zu machen, als die langen Berichte der Zeitungen zu thun vermögen. So sagt dieser Senator z. B. von dem Streit zwischen Lord Palmerstone und Hume, deren ich in meinem vorlezten erwähnt: „Lord Palmerstone, ein affektirtes, eingebildetes Geschöpf, hat Hume's Ruf den Gnadenstoß gegeben. Hat je ein Mann einen solchen Schimpf empfangen, und so geduldig ertragen? Wahrhaftig, ich fühlte mich für Hume, oder vielmehr für die Menschheit bekümmert, sie so herabgesezt zu sehen; nicht eine Seele, die sich seiner annahm, nicht ein einziges „hört!" als er antwortete; um so merkwürdiger im Vergleich mit dem Beyfallsrufen zu beynahe jedem Worte von Palmerstone, welcher, wäre er nicht an seiner Stelle, weniger als nichts seyn würde. Die Griechen haben, was den armen Joseph (Hume) betrifft, die vollkommenste Rache gehabt." Ueber Cannings berühmte Rede drückt er sich folgendermaßen aus: „Canning wartete den Augenblick zum Schlagen ab, und schlug dann zu, wie Fabius im Ennius: „Non ponebat enim rumores ante salutem;" sondern wartete auf Thatsachen, und erschien dann bewaffnet mit dem Bewußtseyn der Stärke und des sittlichen Unwillens. Es war eine Epoche im Leben eines Menschen, ihn gehört zu haben.

Himmel! er übertraf sogar sich selbst — die kunstlose Zierlichkeit, die anstandvolle Einfachheit, die klangvollen Töne seiner Eröffnungsrede, und die erhabene Kraft seiner Antwort werden mich bis in's Grab begleiten. Welch ein Ausbruch der Empfindung, als er von der portugiesischen Verfassungskarte sagte: „Möge Gott diesen Versuch zur Verbreitung gesezmäßiger Freyheit segnen; und möge die Nation, der sie gereicht worden, sich eben so fähig zeigen, sie anzunehmen und zu lieben, als sie fähig ist, ihre andere Pflichten unter den Völkern Europa's zu erfüllen!" Nie werde ich den tiefempfundenen Ernst seines Tones, und die flammende Glorie, welche sein Gesicht zu umglänzen schien, vergessen! Eben so erhaben war er, als er in seiner Antwort sagte: „Ich glaube nicht, daß es noch das Spanien gibt, auf das unsere Vorfahren mit so vielem Rechte eifersüchtig waren, jenes Spanien, von dem so stolz gesagt worden, daß auf seinem Boden die Sonne niemals untergehe." Als er aber mit der Art und mit dem Tone Chathams ausrief: „Ich suchte Spanien in Indien, ich rief eine neue Welt in's Daseyn, um das Gleichgewicht der Alten wieder herzustellen!" war die Wirkung wahrhaft furchtbar. Es war als hätte ein elektrischer Schlag einen jeden im Hause getroffen — Tierney, welcher vorher den Hut abgenommen und aufgesezt, eine Prise nach der anderen genommen, und unruhig auf seinem Sitze umhergerutscht war, saß auf einmal wie angewurzelt, und mit offenem Munde da. Hr. Canning schien größer geworden zu seyn, so majestätisch war sein Anstand; ich bemerkte, daß er seine Bewegungen mit dem linken Arm machte; die Wirkung war neu und schön; seine Brust hob sich und dehnte sich aus, die Nasenlöcher öffneten sich, ein edler Stolz bog sanft die Lippe, Alter und Kränklichkeit verschwanden, und waren in der Gluth eines jugendlichen Genius vergessen; und die ganze Zeit über thronte eine Heiterkeit auf seiner Stirne, welche auf rühmliche Thaten deutete. — Daß Hume so wahnsinnig seyn konnte, in einem solchen Moment einer entflammten, rasenden, glühenden Versammlung etwas anderes vorzuschlagen! Selbst das wiederholte Gelächter, das er erregte, war kaum Strafe genug für seine Thorheit; selbst die Zuhörer in der Gallerie verbargen eben so wenig ihre Verachtung gegen ihn, als ihre Bewunderung Cannings — es war ein herrlicher Abend."

Diese Zeitschrift, welche keinen Verleger zum Eigenthümer hat, hat auch das Verdienst furcht- und partheylose Recensionen zu enthalten, und behandelt besonders in seinem lezten Stücke einige der anderwärts sehr hoch gepriesenen neuen Werke ziemlich strenge, übrigens vertheidigt es die Sache der westindischen Land- und Sklaveneigenthümer; und es borgt manche hübsche Erzählung aus dem Deutschen, ohne immer die Quelle anzugeben, aus denen die Uebersezung geschöpft ist.

(Der Beschluß folgt.)

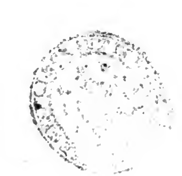
Beylage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 9. Februar 1827.



Der Mensch ist, nach Platos Dichtung, in Mann und Weib zerspalten; aber seine Vollendung besteht in der Wiedervereinigung von Macht und Milde; die Liebe gibt Stärke, und die Stärke Liebe, aber die Liebe gibt am reichlichsten.

Jean Paul.

Die Schöpfung des Weibes.

Zweytes Lied.

Böser Sänger, böser Sänger,
Wahres hast du zwar berichtet,
Doch das Falsche sollst du büßen,
So dein loser Mund erdichtet:
Wer die Seele euch bezweifelt
Und den Geist, ihr süßen Frauen,
Sollte nie zu aller Strafe
Euch in's tiefe Auge schauen.

Wahr ist, daß des Mannes Seite
Stoff zum Weibe hat gespendet;
Darum scheint ihr liebes Bildniß
Wie aus seiner Brust entwendet.
Schon in seines Frühlings Tagen
Fühlt er einen Bruch im Herzen:
Wer ein holdes Weib gewonnen,
Weiß allein ihn zu verschmerzen.

Wahr ist, daß der Herr des Himmels
Sie an seine Brust gezogen,
Stirn und Lippen ihr zu küssen
Und des Busens Silberwogen:
Doch geschah's nur, um sein Schooßkind
Mit der Gabe zu beschenken,
Daß sie nimmer das Unedle
Möge fühlen, sagen, denken.

Daß den Geist, die Gottesgabe,
Er ihr wiederum entzogen,
Böser Sänger, böser Sänger,
Ist erdichtet und erlogen.

Nur dem Manne Vorbehaltnes
Raubt' er ihr in seinen Küssen:
Nur des Muthes Heldenstärke,
Nur den Drang nach tieferm Wissen.

Und gewiß an seiner Lippe,
Daß sie auch den Kuß erwiedert,
Ihr entsog der Liebe Gabe
Mit der Sitte stets verbrüdert,
Ihr entsog die zarte Demuth,
Die da leuchtet gleich den Sternen,
Und die stille Seelengröße,
Die wir erst vom Weibe lernen.

Nun begreift ihr der Geschlechter
Wundersame Anverwandtschaft,
Die beständig dringt zum Ziele
Immer näherer Bekanntschaft:
Was an Beyde Gott vertheilte,
Möchte wieder sich vereinen,
Was ein Ganzes einst gewesen,
Wieder gern ein Ganzes scheinen.

K. Simrock.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

9.

Das für des Barons nächtlichen Aufenthalt bestimmte Gut bot dem dort Ankommenden ein fröhliches Fest dar. Herr von Hüning, der Besitzer, auf seine Ankunft vorbereitet, hatte, ihn recht angenehm zu überraschen, der Ju-

gend seiner benachbarten Bekannten, unter dem Namen des Winterabschieds, noch einen kleinen Ball veranstaltet. Hüning, ein lebensfroher Universitätsfreund von Tangern, der ihn lange nicht gesehen, zu seiner Verwunderung aber von des Barons jetziger Eingezogenheit gehört, hatte sich's angelegen seyn lassen, ihn in ihre blumenreiche Vergangenheit zurückzuversetzen.

Zufällig besaß die dortige Gegend eben einen außerordentlichen Reichthum an weiblichen Reizen, und Frau von Hüning selbst war zu schön, um vor dem anmuthigen Kranze von Jungfrauen und Frauen, den ihr Gemahl von Zeit zu Zeit in seinem Hause versammelte, in Sorgen zu stehen. Ueberhaupt ging dieses Paar bey seiner Ehe von ganz andern Grundsätzen aus als Tangern. Eine an das Leichtfertige streifende Fröhlichkeit führte den Vorsitz in Hünings Hause. Die männliche und weibliche Jugend der Gegend kannte keinen glücklichern Vereinigungspunkt. Außer dem Anstande, an dem man festhielt, war auf Hüningsfreude (so hatte der Besitzer das erst vor anderthalb Jahren gekaufte Gut genannt) der Geselligkeit und dem Vergnügen keine Fessel angelegt. Manch Elternpaar in der Gegend schüttelte freylich über den Bestand der Sache den Kopf, und wirklich dauerte bis dahin die ganze Herrlichkeit noch nicht sechs Wintermonate; denn erst im October des vorigen Jahres hatte Hüning die schöne Frau geheirathet.

Waren schon auf einigen Bällen des vergangenen Winters, welchen der Baron mit seiner Gemahlin beywohnte, die Gedanken an so Manches in ihm aufgestiegen, was er in seinen jetzigen Verhältnissen entbehren mußte, so geschah solches erst recht bey diesem Balle. Die vielfache anmuthige Weise, auf welche Schönheit und Reiz ihren Wunsch zu gefallen darthaten, die zum Theil recht bewundernswerthe Kunst im weiblichen Anzuge, in Bewegungen und Blicken, die wohlgeformten Hände, welche er im Tanze flüchtig zu berühren hatte, und von denen er mitunter zweifelhaft blieb, ob sie sich an die seinige, fester als nöthig war, anschlossen, mit Einem Worte: der ganze Ball kam ihm vor wie ein Zaubernetz, worein er sich nicht oft begeben durfte, weil die vielen blendenden Lichter dem Glanze des in seinem Herzen lebenden Bildes allmählig großen Abbruch thun konnten, welches doch der einzige Talisman gegen die Kraft solcher Netze war.

Am meisten zog ihn die schöne Hausfrau an. Nach einem Walzer, in dem das glühende Herz dieser vollen Jugendgestalt an dem seinigen klopfte, und die Maiensonne ihrer Augen mehrere Mal in der höchsten Freundlichkeit auf seine Augen traf, glaubte er sich zusagen zu müssen, unter irgend einem Vorwande den Tanz für diese Nacht ganz aufzugeben, um nur desto gewisser der Gefahr zu entrinnen, welche ihn in den runden, schneeweißen Armen dieser Göttin bedrohte.

Aber die Zusage ließ sich nicht halten. Ueber Tafel war er der Nachbar von Frau von Hüning, und bey ihrem und dem allgemeinen Frohsinne würde ihm der Vorwand einer Unpäßlichkeit unmöglich gewesen seyn, welcher dem Entschlusse, nicht zu tanzen, nothwendig zur Einleitung dienen mußte. Und bald nachher, als man schon wieder den Saal walzend auf und nieder flog, und er eben die Frau vom Hause aufzusuchen dachte, um sich unter jenem Vorwande nach seinem Schlafgemache zurückzuziehen, fühlte er auf Einmal den freundlichen Druck einer schönen Atlashand.

„Nun sehen Sie, Tangern, meinen Mann — sprach die Hauswirthin selbst, auf Hüning deutend, der wirklich, einzig noch in den schmachtenden Blicken seiner jungen Tänzerin lebend, vorüberschwebte. — Verdient dergleichen nicht die bitterste Rache, und könnten sie ihrer neuen Freundin wohl den Beystand in solch einem gerechten Beginnen versagen?“ Dabey gab sie ihm schon ihren Arm.

Viel zu betäubt von dieser Ueberraschung, würde seine Entschuldigung durch Krankheit nur hölzern und beleidigend erschienen seyn. Uebrigens that das unverkennbar Zudringliche hierin wenigstens so viel für die Erreichung seiner Absicht, als das Nichttanzen bewirkt haben würde.

10.

Frau von Hüning schlief noch, als am Morgen der Hausherr mit dem Reisefertigen frühstückte. Begierig auf das Urtheil seines Gastes über den Ball, freute er sich des unbeschränkten Beyfalls, den der Baron ihm ertheilte und sagte dann: „Du mußt wissen, alter Freund, daß ich den ganzen Winter von Zeit zu Zeit solche Versammlungen gehalten und die Freude auf meinem Gute recht zu organisiren gesucht habe. Das Bestreben, die Vorzüge des ehelichen Lebens mit den Vorzügen des ledigen Standes zu vereinigen, schien mir eine Aufgabe, deren Lösung sich wohl der Mühe lohne.“

„Aber, mein Freund — versetzte der Baron — aufrichtig zu gestehen, geht doch wohl deinem Werke die rechte Haltbarkeit ab. Die menschlichen Leidenschaften — —“

„Widerstreben — unterbrach ihn Hüning — allenthalben der Regel, also auch hier. Indessen streitet man für diese, so lange es gehen will. Und Haltbarkeit überhaupt! da das ganze Leben keine hat, so muß man deren nicht zu viel von andern Einrichtungen verlangen. Was kann man auch wohl thun, als was an mir geschieht, will man nicht mitten im Ueberschwange der jugendlichen Kraft den Genüssen der Jugend entsagen und sich Schranken anlegen, die vielleicht zu gar nichts führen als zu unnatürlichem Schmerze?“

Das Eintreten der Frau vom Hause gab dem Gespräch eine andere Richtung. Leichenblaß und trübäugig, wie sie erschien, fragte sich der Baron, ob das dieselbe Person sey, deren Einfluß er in der Nacht so sehr gefürchtet hatte,

und verließ bald nachher das Gut, in der festen Ueberzeugung, daß er mit seiner häuslichen Einrichtung doch wohl das bessere Loos gewählt habe, ihm auch in seiner Gemahlin ein ganz anderes, weit besseres, Wesen zu Theil geworden sey. Zugleich aber führte ihn jener Walzer zu der Betrachtung, wie zerstörend oft ein einziger Augenblick, wenn man seinen Lockungen sich hingäbe, auf das Lebensglück eines ganzen Hauses einwirken könne, und so schien das am Abend Erlebte ihn in der Bahn des Rechten eher befestigt als gestört zu haben.

11.

Gerade zur Zeit der Mittagstafel stieg der Baron im ersten Gasthofe seines jetzigen Bestimmungsortes ab. Der feyerliche Einzug des Fürsten, dem nach des zeitherigen Regenten Ableben das Land zugefallen war, hatte das ansehnliche Haus bis unter das Dach mit Gästen überfüllt, und nach der Versicherung des achselzuckenden Oberkellners stand zu besorgen, daß es in einem zweyten Gasthofe derselbe Fall seyn werde.

Hoffentlich — hieß es — würden nach beendigter Table d'Hôte mehrere Anwesende aus der Nachbarschaft wieder fortreisen. Er könne solches dort abwarten, wenn ihm vielleicht die Theilnahme am öffentlichen Mittagstische gefällig wäre.

Allein Tangern hatte ein zu starkes Frühstück bey Hünings eingenommen, um nicht zunächst nach Ruhe sich zu sehnen, zumal da die überaus schlechte Straße ihn unterwegs zu dem Schlafe nicht kommen lassen, den er in der vorigen Nacht versäumt hatte. Sein verdrießliches Gesicht schien den Oberkellner erst auf den Einfall zu bringen, daß Nro. 2. im ersten Stocke vor einer Stunde frey geworden. Da man schon zweymal nach ihm gerufen und die höchste Ungeduld in Tangerns Miene nicht zu verkennen war, so gab er einem vorüberkommenden Gehülfen seinen Hauptschlüssel mit dem Geheiß, jene Nummer zu öffnen.

Erst nachdem des Barons Bedienter schon seine Sachen dorthin gebracht und den Herrn wieder verlassen hatte, nahm dieser einen Frauenhut und andere weibliche Anzugsstücke wahr. Wenig aufgelegt zum Nachsinnen, wer sie zurückgelassen, streckte er sich auf das Sopha hin, sprang jedoch unmittelbar darauf wieder in die Höhe, um der Ruhe auf demselben durch Verriegeln des Zimmers gewiß zu werden.

Aber ein Husten aus der nur angelehnten Glasthüre eines bis dahin gar nicht bemerkten Alkovens mußte ihn doch um so stutziger machen, da es von weiblicher Stimme herrührte, und ein durch einen fremdartigen Accent nur noch pikanter werdendes: Wer da? sich unmittelbar daran schloß.

Indem er hierauf dem Alkoven näher trat, kam viel eiligeren Schrittes die Bewohnerin desselben an die Glasthür, verschloß diese von innen und schob den grünseidnen Fenstervorhang zurück.

Das zuvor gar nicht erwartete Frauenköpfchen, das hier, wie ein von der größten Meisterhand gemaltes Brustbild hinter Glas und Rahmen erschien, war zu interessant, als daß es die durch Müdigkeit zuvor so fest gebundenen Geister in dem Baron nicht auf der Stelle hätte entfesseln sollen. Das frische Kolorit eines überaus niedlichen Gesichts, die vollen Korallenlippen, das rabenschwarze Haar, dessen eine Locke nur über den Hals herabgefallen schien, um dessen Lilien mehr hervor zu heben, vor Allem aber ein paar Augen, deren brauner Glanz berauschend auf jeden einwirken mußte, der ihnen gegenüberstand, das Alles machte, daß Tangern zur Bildsäule wurde, und vor dem stillen Bewundern der seltenen Reize nicht zu dem entschuldigenden Worte kommen konnte, das die Umstände und diese Reize selbst dem gebildeten Manne auferlegten.

Das Lachen, worin jezt mit einem Male die Dame im Alkoven ausbrach, gab ihrem lieblichen Gesichte erst das vollste, hinreißendste Leben. Tangern stammelte seine Entschuldigung, und erklärte, daß er, nach erhaltener Verzeihung, welche ihm nothwendiges Bedürfniß sey, sich sogleich entfernen werde.

„Ihr ganzes Betragen, mein Herr — sagte jezt die Dame in sehr einnehmendem Französisch — spricht Sie von aller Schuld los, und gibt zu erkennen, daß Sie ungefähr in dieselbe Verlegenheit gesezt worden sind als ich. Ungefähr! denn die meinige, das können Sie leicht ermessen, muß noch bey weitem größer seyn. Darum bin ich mir auch selbst schuldig, Sie von den Umständen zu unterrichten.“

Bey diesen Worten öffnete sie die Thüre, und das schöne Ebenmaß aller Glieder, welches mit ihrer ganzen Figur zum Vorscheine kam, mußte den Eindruck mächtig verstärken, den ihr Brustbild auf den Baron gemacht hatte.

„Entschuldigen Sie nur vor allen Dingen die Unordnung!“ sagte sie, mehr vielleicht, um für's Erste die durch Tangern verriegelte Thüre wieder zu öffnen, als um den Shawl anderwärts hinzulegen, der nahe an derselben auf einer Stuhllehne hing. „Der großen Wärme wegen, dächte ich!“ fügte sie dann hinzu, die Thür halb aufschiebend.

Man sezte sich, und sie erzählte, daß sie äußerst matt vom langen Warten auf den fürstlichen Einzug, und dann durch diesen selbst, wenn nicht noch matter, doch seiner Unbedeutenheit wegen, wenigstens verdrießlicher geworden, vor der Rückreise nach einem benachbarten Gute noch ein wenig habe ausruhen wollen. Ihre drey Gefährtinnen hätten ihr hierzu nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit zugestanden, und geäußert, daß sie, im Fall des längern Schlafes, ohne sie abreisen würden. Unter der Voraussetzung, man werde sie der Verlegenheit, allein im Gasthofe zurückzubleiben, schwerlich aussetzen, sey sie dieß zufrieden gewesen. Ein sehr unzeitiger Muthwille aber habe ihr, wie sie sehe, den angedrohten Streich wirklich gespielt und, wie aus Tangerns Einweisung in das Zim-

mer hervorgehe, ohne im Hause von ihrem Zurückbleiben etwas zu sagen. Eine besondere Empfindlichkeit zeigte sie darüber, daß die Abgereisten sogar das Zimmer offen gelassen hätten.

Der Baron konnte sie hierüber beruhigen, die Dame äußerte dabey, daß zwar schon Nachmittags wieder eine Reisegelegenheit für sie eintrete, meynte aber, der Erfolg allein zeige, in welch einen Schrecken sie hätte versezt werden können, wenn ein Gast von rohen Sitten an Tangerns Stelle gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Anfangs Januar.

(Beschluß.)

Unsere Leser erinnern sich unstreitig des lezten Kaffernkrieges in der Kolonie des Vorgebirges der guten Hoffnung in den Jahren 1818 und 1819, in welchem diese einst so kräftige Nation fast gänzlich aufgerieben ward. Das lezte Stück des New Monthly Magazine enthält einen ziemlich ausführlichen Bericht über die Ursachen, den Fortgang und die Folgen dieses Krieges, welcher, während er die dortige englische Regierung und einige ihrer Agenten als heimtückisch, habsüchtig und grausam erscheinen läßt, Züge von Edelmuth von Seiten dieser sogenannten Wilden mittheilt, welche ihre europäischen Feinde beschämen. Nach diesem Berichte reizte die englische Regierung die Kaffern zum Kriege, indem sie an einem Bürgerkriege unter ihnen selbst Theil nahm, ein Kommando in ihr Land schickte, und solches verheeren und plündern ließ, und ihnen einen durch Lichtenstein und Barrow in Europa bekannten Mann, Namens Gaika, welcher sich der Nation durch seine Bosheit und Falschheit verhaßt gemacht hatte, zum Herrscher aufdringen wollte. Ein Mann, Namens Makanna, welcher schon einige Zeit vorher unter seiner Nation als Prophet aufgetreten war, bewog jezt die Kaffern, ihre Verfolger mit vereinter Macht anzugreifen; und er rückte mit 9 bis 10,000 Mann gegen Graham's Town vor, wo er aber geschlagen und mit Hinterlassung vieler Todten in die Flucht getrieben ward. Und nun rückten die Europäer mit regelmäßigen Truppen und Landmiliz ins Kaffernland, verbrannten die Dörfer, zertraten die Ernten, entführten das Vieh, trieben das Volk in die Wälder, wo sie Alles, was ihnen in den Weg kam, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes unbarmherzig niederschossen; dabey wurde bekannt gemacht, daß diese Grausamkeiten so lange fortgesezt werden sollten, bis Gaika als Herrscher anerkannt, und Makanna und mehrere andere Häupter ausgeliefert würden; aber weder die wirklichen Bedrängnisse, die das Volk erlitt, noch diese Drohungen, noch das Versprechen großer Belohnungen für die Auslieferung jener Personen „todt oder lebendig," vermochten dieses Volk im Ganzen ihren Fürsten untreu zu werden, oder einen einzigen Mörderarm gegen einen derselben zu bewaffnen. Zulezt aber lieferte sich der edelmüthige Makanna, in der Hoffnung, dadurch dem unglücklichen Kriege ein Ende zu machen, selber aus, und ward auf eine Insel in der Tafelbai geschickt, wo er auf einem Versuche zur Flucht ertrank. Die anderen Häupter aber wußten sich der Rache der Engländer und holländischen Bauern zu entziehen; und diese mußten zulezt, ohne ihren Hauptzweck, den Gaika zum Fürsten einzusetzen, erreicht zu haben, das verheerte Land verlassen. Bey einer Zusammenkunft zwischen dem brittischen Befehlshaber und dem Kafferkönig S'Lhambi, hielt dieser folgende Rede: „Dieser Krieg ist ungerecht, denn ihr seyd entschlossen, ein Volk auszurotten, das ihr zu Feindseligkeiten gezwungen. Als unsere Väter und die Väter der Bauern sich zuerst im Zunrveld niederließen, lebten wir in Frieden zusammen. Ihre Heerden weideten auf denselben Hügeln; ihre Hirten rauchten mit einander aus denselben Pfeifen; sie waren Brüder, bis die Heerden der Kaffern sich so sehr vermehrten, daß den Bauern das Herz darüber wehe that. Was diese geizigen Leute nicht von unseren Vätern für alte Knöpfe bekommen konnten, nahmen sie ihnen mit Gewalt weg. Unsere Väter waren Männer: sie liebten ihr Vieh; ihre Weiber und Kinder lebten von Milch: sie fochten für ihr Eigenthum. Sie fingen an, die Pflanzer zu hassen, die nach all ihrer Habe strebten und sie aufzureiben suchten. Nun waren ihre Kraals und unserer Väter Kraals getrennt, die Bauern machten Streifzüge gegen unsere Väter. Unsere Väter trieben sie aus dem Zunrveld, und blieben dort wohnen; denn sie hatten es erobert. Dort wurden wir beschnitten, dort nahmen wir Weiber, und dort wurden unsere Kinder geboren. Die Weißen haßten uns, konnten uns aber nicht vertreiben. Wenn es zum Kriege kam, plünderten wir euch; war es Friede, so stahlen einige von unseren Leuten: aber unsere Häupter verboten es. Euer verrätherischer Freund Gaika war immer im Frieden mit euch, plünderte euch immer, und theilte immer den Raub mit seinen Leuten. Haben eure Patrouillen je in Friedenszeiten geraubtes Vieh, geflüchtete Sklaven oder Ausreißer in den Kraals unserer Oberhäupter gefunden? Sind sie je in Gaika's Land gekommen, ohne daß sie solche in seinem eigenen Kraal gefunden? Aber er war euer Freund, und ihr wolltet das Zunrveld haben. Endlich kamet ihr wie Heuschrecken. Wir standen, mehr konnten wir nicht. Ihr sagtet: „geht über den Fischfluß — das ist Alles was wir verlangen." Wir gaben nach, und kamen hierher. Hier lebten wir in Frieden. Einige schlechte Leute stahlen vielleicht; aber das Volk war ruhig — die Oberhäupter waren ruhig. Gaika stahl, seine Oberhäupter stahlen, das Volk stahl. Ihr schicktet ihm Kupfer, ihr schicktet ihm Glasperlen, ihr schicktet ihm Pferde, worauf er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns nur schicktet ihr Soldaten. Wir stritten mit Gaika um Gras — es ging euch nichts an. Ihr schicktet ein Kommando, ihr nahmt unsere lezte Kuh, ihr ließt uns nur ein paar Kälber, und diese verschmachteten aus Mangel mit unseren Kindern. Ihr gabt die Hälfte der Beute dem Gaika; die andere behieltet ihr selber. Ohne Milch, unser Getreide vernichtet, sahen wir unsere Weiber und Kinder dahin sterben, wir sahen, daß wir selbst zu Grunde gehen müßten; wir folgten daher der Spur unseres Viehes in die Kolonie. Wir plünderten, und kämpften für unser Leben. Wir fanden euch schwach, wir tödteten eure Soldaten. Wir sahen, daß wir stark waren, wir griffen euer Hauptquartier an; und wäre es uns gelungen, so war das Recht auf unserer Seite, denn ihr finget den Krieg an. Es schlug uns fehl, und ihr seyd hier. Wir wollen Frieden: wir wollen in unseren Hütten rasten; wir wünschen Milch für unsere Kinder zu bekommen; unsere Weiber möchten gern das Land bauen. Aber eure Soldaten bedecken das Feld, sie schwärmen im Gebüsch, wo sie nicht die Frau von dem Manne unterscheiden können, und Alles niederschießen. Ihr wollt, daß wir uns dem Gaika unterwerfen: dieses Mannes Gesicht ist euch freundlich, aber sein Herz ist falsch. Ueberlaßt ihn sich selbst; macht Friede mit uns. Laßt uns für uns selbst kämpfen; wir werden euch nicht um Hülfe anrufen. Laßt Makanna los, und S'Lhambi, Congo und die Uebrigen werden zu euch kommen, wenn ihr es verlangt. Wollt ihr aber den Krieg fortsetzen; so könnt ihr wohl den Lezten von uns umbringen — aber Gaika soll nicht über diejenigen herrschen, die ihn als ein Weib betrachten." Diese Rede blieb indessen ohne Erfolg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

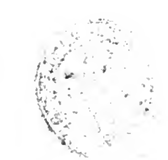
Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Februar 1827.



> Ich weiß wie man den Geist des Volks versöhnt;
> Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
> Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
> Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu,
> Und mit Bedeutung auch gefällig sey?
>
> Goethe.

Die Völker und die Zeitungen.

Bemerkungen eines Franzosen.

Ich war jung, als sich Europa gegen Frankreich verband; ich folgte unsern Heeren überall hin, zu unsern Nachbarn, nach Asien, nach Afrika, selbst in die neue Welt. Mitten unter dem Lärm des Kriegs beobachtete ich die Gewohnheiten, die Sitten der Nationen, die wir demüthigten, befreyten oder vertheidigten. Alt und schwach wie ich bin, in diesem Winkel der Welt sitzend, lasse ich nicht von meiner alten Gewohnheit; ich kann die Völker nicht mehr auf ihrem Boden studiren, da lese ich ihre Journale, und lerne sie so gut kennen als durch meine Reisen, denn die Journale sind die Repräsentanten ihrer Leser.

Die Tageblätter Englands sind von ungeheurer Größe; alles ist mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt; die Handels- und Familienanzeigen, die Prozesse, der Bericht von Mittags- oder Abendtafeln vom hohen Tone, die Untersuchungen der Coroner, beweisen, daß sich die Leser beynahe ausschließend mit sich und ihrem Lande beschäftigen; die auswärtige Politik interessirt sie nur, so weit sie das Staatswohl angeht. Andrerseits zeigen platte Lobsprüche oder eine bittere Kritik, unanständige Persönlichkeiten, grobe Späße, wie weit die öffentliche Erziehung im neuen Carthago noch zurück ist. Die wahre Literatur hat sich in die periodischen Schriften geflüchtet, die meistens Muster von Geschmack und Kenntniß sind: sie allein beweisen, aber auf glänzende Weise, daß England civilisirt ist.

Die niederländischen Zeitungen sind der Ausdruck eines Volks, das nicht schafft, und doch mit Glück der Spur seiner Nachbarn folgt: sie sind verständig und geben nichts zu Sprechen. Die Schweizer Zeitungen haben ungefähr denselben Charakter; sie machen mehr Ansprüche, haben mehr Nationalität und sind zuweilen besser.

Deutschland bietet ein sehr merkwürdiges Schauspiel dar; ein religiöses, gewerbfleißiges, den Wissenschaften und der kontemplativen Philosophie ergebenes Volk erhebt sich langsamen, aber sichern Schrittes. Dort gibt es keinen Mittelpunkt, jede Stadt hat ihre Zeitung, in der sich ihre politischen und religiösen Lehren aussprechen, die ihre berühmten Mitbürger preist, und sie unaufhörlich der Bewunderung der wetteifernden Staaten empfiehlt. Die literarischen Werke, auf die man hohe Wichtigkeit legt, streben beständig dahin, die Menschen zu bessern, oder sie durch das Bild einer bessern Zukunft und der kurzen Wanderung auf der Erde zu trösten. Selbst wer sich von der mystischen, oft dunkeln Sprache der deutschen Schriftsteller abgestoßen fühlt, muß anerkennen, daß nirgends die häuslichen Tugenden so häufig sind als in Deutschland; leider fehlt es der Literatur an einer Leitung, die Sprache ist gar nicht bestimmt; was darf man aber nicht von ihr hoffen, da Klopstock, Schiller, Goethe das erste Jahrhundert verherrlichten, in dem sie geschrieben wird? Uebrigens sind die deutschen Zeitungen mit großer Gewis-

senhaftigkeit geschrieben; Jeder wird darin ex professo beurtheilt, der Agronom vom Agronomen, der Geograph vom Geographen, der Chemiker vom Chemiker. Was den politischen Theil der deutschen Tagesblätter betrifft, so ist derselbige nach den besondern Verhältnissen, nach welchen sie mehr oder minder unter höherem Einfluß stehen, zu beurtheilen; doch ist er meist bey den vorzüglichern immer dadurch ausgezeichnet, daß er umfassender ist, wie die englischen, französischen u. s. w.

Was ist heut zu Tage Italien neben Deutschland? sein Leben ist gleichsam aufgehoben, seine Zeitungen haben nichts Originelles; Albernheit ist ihnen Leichtigkeit, Pedanterey Wissenschaft. Glücklicherweise enthalten sie viele Beschreibungen von Alterthümern, und erinnern zuweilen an Rom und seine Kolonien. Was läßt sich von der italienischen Literatur sagen? Wozu begeistert die Unterwerfung unter Mönche und Große? zu pompösen, gedankenleeren Hymnen, zu platten, niedrigen Lobgesängen. Einige Schriftsteller könnten sich noch auszeichnen; aber ihre Muße ist zum Schweigen verurtheilt.

Die spanischen und portugiesischen Zeitungen sind die Nullität selbst; man liest in ihnen unförmliche Auszüge aus den französischen Zeitungen, und aus ihnen erfährt man nie, was in Madrid oder Lissabon vorgeht. Die einheimischen Neuigkeiten bestehen aus den Listen der Verhaftungen und Hinrichtungen.

Rußland, Dänemark, Schweden haben sehr wenige Zeitungen; ihre Redakteurs stehen daher auch in hohem Ansehen. Die Wissenschaften, die Handelsindustrie, die Kriegskunst sind ihre vornehmsten Gegenstände.

Auf dem Kap der guten Hoffnung, in Sierra-Leone, in Bombay, Kalkutta, in Neu Südwallis kommen einige englische Handels- und wissenschaftliche Zeitungen heraus; sie reichen im Allgemeinen hin, um die Einwohner, sie mögen weiß, schwarz, oder kupferfarbig seyn, damit bekannt zu machen, daß es ein Europa gibt, mit dem sie die Erzeugnisse ihres Landes austauschen.

Die Kindheit Amerikas malt sich in den spanischen und portugiesischen Zeitungen der neuen Welt: einige Phrasen aus Montesquieu und Rousseau, eine Anrufung an Cicero, Leonidas oder Brutus, dieß ist der Grundstoff ihrer gelehrten Artikel; es gibt noch keine einheimische Literatur.

Die vereinigten Staaten scheinen schon so alt zu seyn als ihre alte Hauptstadt: die Zeitungen von Washington, Boston, New-York, Philadelphia sind nach den Londnern zugeschnitten und in Rücksicht auf Handel und Industrie beynahe eben so gut geschrieben; sie geben sich sehr wenig mit Literatur ab, da sie blos gute Kompilationen oder wissenschaftliche Werke zu beurtheilen haben.

Was soll ich von den Pariser Journalen sagen? Aesop würde behaupten, sie seyen die schlechtesten und die besten: Organe der Freyheit, hochherziger Gesinnungen, aber auch Organe der Sklaverey und der Meynungen des mächtigen Egoismus; man sieht sie unsere Institutionen vertheidigen, und an ihrer Auflösung arbeiten: jene muntern das Verdienst auf, ziehen gegen das Lächerliche zu Felde, diese preisen die Nullität und bieten ihr Lob feil. Es ist wahr, für alle ist das Zeitungsschreiben ein Erwerbszweig, aber die einen machen ihm Ehre, die andern würdigen ihn herab.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

12.

Die Thurmglocke, welche drey schlug, entdeckte der Dame erst, wie lange sie geschlafen. Ihrer Aeußerung nach hätte sie unter diesen sehr wider ihren Willen herbeygeführten Umständen die Table d'Hôte des Gasthofs gern benuzt. Der Baron versicherte, daß es dazu noch Zeit sey, und erbot sich, sie dahin zu begleiten.

Das Aufsehen, welches die reizende Fremde im Eintreten bey Herrn und Damen an der starkbesezten Tafel erregte, konnte weder ihr noch dem Baron entgehen. Ein elektrischer Schlag schien besonders die Herrn zu treffen, und die Dienstfertigkeit war groß, mit der man die zwey lezten, übrigen Kouverts, welche sehr weit auseinander lagen, durch eine fast die Hälfte des ansehnlichen Tisches angehende Platzveränderung mit den bereitwilligsten Mienen zusammenbrachte.

Um so mehr mochten sich auch bald die nächsten Nachbarn der neuesten Tischgenossen über die eigene, von Niemand ihnen abverlangte, Gefälligkeit ärgern, als aus den Reden und dem ganzen Betragen der Beyden ziemlich klar hervorging, daß sie einander fast so fremd als der übrigen Gesellschaft waren.

Der Nachbar, welcher der Dame zur Rechten saß, ein Elegant nach der strengsten Modefaçon, dazu sehr empfohlen durch Jugend und Wohlgestalt, bemerkte dieß kaum, als er auch schon anfing, sein Glück in der Unterhaltung mit ihr zu versuchen.

Die Nachsicht, welche sie auf seine Entschuldigung dem schlechten Französischen wiederfahren ließ, das er sprach, ermuthigte ihn sichtbar. Nur allzubald aber erfolgte nunmehr eine Abfertigung, so artig, daß ihr dadurch die Herzen aller Herrn in der Nachbarschaft zuflogen, und das Bestreben nach Glück bey der Dame einen Wetteifer in ihnen erregte, dessen unglückliches Resultat ihr auf einmal die Herzen der meisten, bisher zum Theil sichtbar mit Neid gegen sie erfüllten Damen zuwendete. Denn die Uebertreibung in der Galanterie, deren sie sich insgesammt schuldig machten, zog ihnen ebenfalls Zurechtweisungen zu, um so empfindlicher, je geistreicher sie ausfielen.

Tangern war der einzige, dem sie die Auszeichnung

einer bessern Behandlung vorbehielt. Besonders gab sie auch ihr Wohlgefallen über sein zierliches Französisch zu erkennen. Sie begriff nicht, wie sie sagte, daß er wirklich kein Landsmann seyn sollte von ihr, welche der Hauptstadt Frankreichs Geburt und Erziehung verdankte.

Gegen das Ende der Tafel erschien ein Bedienter, den Besuch ihrer Mutter anzukündigen, welche so eben in einem andern Gasthofe abgestiegen war.

„Herr Baron — sagte die Dame — der weitläufigen Erörterung auszuweichen, ob das Quartier, das wir durch einen sonderbaren Zufall Beyde bewohnen, Ihnen oder mir angehöre, bitte ich Sie, sobald meine Mutter hierher kommt, mich dahin zu begleiten und für die lezte Stunde, die ich dort zubringen werde, uns Ihre Unterhaltung zu schenken. Wenn Sie vielleicht in der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft schon bemerkten, daß ich nicht alle Geschenke dieser Art zu würdigen weiß, so werden Sie dieß wohl um so weniger als ein leeres Kompliment betrachten können."

Sie sagte das leise und mit so einnehmender, verbindlicher Miene, daß mehrere der umhersitzenden Herren ihren Groll über den Vorzug, den sie Tangern offenbar einräumte, nicht zu verbergen im Stande waren.

„Einen einzigen Augenblick zu wenigen Worten mit meiner Mutter allein!" sprach sie noch, als jezt diese Dame angelangt war, dann eilte sie hinweg. Tangern verließ ebenfalls die Gasttafel, um dem Begegnisse in einem entfernten Fenster nachzusinnen.

Die ächt französische Bildung der Frau von Soissons (denn die er für ein Fräulein gehalten, hatte sich ihm bereits als Wittwe zu erkennen gegeben) trug etwas äußerst Verführerisches an sich. Auch kein einziger Vergleichungspunkt zwischen seiner im erhabenen Schmucke der Stille und Einfachheit, wie die Liebe und Güte selbst dastehenden Gemahlin und diesem lebendigen Wesen, das für jeden Augenblick eine besondere Miene, einen eigenthümlichen Reiz zu haben schien. Und doch war eben darum der Eindruck der ganzen Persönlichkeit so groß und mächtig auf ihn, daß er ihre nahe Abreise für ein Heil erachtete. Lieber noch würde er bey dem ernsten Nachdenken, worein er jezt versank, diese Bekanntschaft gar nicht gemacht haben. Wenigstens konnte ein seiner Ruhe nachtheiliger Stachel davon in ihm noch lange zurückbleiben. Es wollte sich nämlich der Glaube ihm aufdringen, daß nach so vielen genauen Bekanntschaften mit Damen, von denen die Koketterie der einen diese, der andern jene besondere Anziehkraft verliehen habe, die Verbindung mit einem schönen, deutschen weiblichen, von aller Gefallsucht weit entfernten Wesen auf die Länge ihm weniger zusagen müsse, als der Verein mit einer liebenswürdigen Französin, in der die Kunst der Koketterie selbst zur Natur geworden, jeden Augenblick ihres Lebens durch eine neue Grazie verschönerte.

Da kam der Bediente, ihn zum Kaffee einzuladen.

13.

Die Frau, welche die reizende Wittwe dem Eintretenden als ihre Mutter vorstellte, war noch sehr ansehnlich und wohlerhalten, wie solches bey einer, erst etwa neunzehnjährigen, Tochter wohl auch der Fall seyn konnte.

„Baron — begann Frau von Soissons nach den ersten herkömmlichen Redensarten — meine gute Mutter begehrt Ihren Rath. Sie wünscht zu wissen, ob wohl hiesige Stadt und Gegend ihr die Zeit von morgen und übermorgen hinreichend ausfüllen werden."

Tangern versicherte das; entwarf auch sogleich einen Plan zur zweckmäßigsten Benutzung jeder Stunde.

„Sie sehen wohl, theure Mutter — sprach die junge Dame — daß ich Sie ganz an den rechten Mann adreßirte. Uebrigens, Herr Baron, trauen Sie meiner Mutter Diskretion genug zu, daß sie nicht etwa zum Danke für die Zeit, welche Ihre geschickte Berechnung ihr erspart, Ihnen Ihre Zeit rauben zu wollen denkt. Meine Mutter macht durchaus keinen Anspruch auf Ihre persönliche Begleitung zu irgend einer der vorgeschlagenen Parthien. Ich selbst werde ihr zur Gefährtin dienen. Zu Ihnen gesagt, so ist es weniger ein Verlangen nach den hiesigen Merkwürdigkeiten, was meine Mutter zum Hierbleiben bewegt, als die Indignation, welche auch sie über die Art empfindet, mit der man mich, durch das Alleinlassen hier im Gasthofe, in Verlegenheit sezte. Denn daß ich dieser undelikaten Handlungsweise das Vergnügen einer sehr werthen Bekanntschaft verdanke, kommt nicht auf Rechnung der Freunde, die wir durch unser Hierbleiben strafen wollen, sondern lediglich auf die, eines mir sehr günstig gewesenen Zufalls."

Ein Herr und eine Dame erschienen, um Mutter und Tochter nach dem Gute abzuholen. Während der Weigerung und der Unterhandlung darüber entfernte sich Tangern, seinen Geschäften nachzugehen, konnte aber der hinreißenden Bitte der jungen Wittwe, ihr und ihrer Mutter auf den Abend, wenigstens noch für einen Augenblick, seine Gesellschaft zu vergönnen, unmöglich eine Verneinung entgegensetzen.

Sehr verdrießlich, die Angelegenheit, welche ihn zur Reise veranlaßt, viel verwickelter als er geglaubt hatte zu finden, kehrte der Baron erst ziemlich spät in den Gasthof zurück. Das Zimmer Nummer 3, wohin inzwischen seine Sachen geräumt worden, stieß an die Wohnung der beyden Damen, und kaum hatte er den Hut abgelegt, als auch schon nach leisem Klopfen an die Zwischenthüre die Mahnung von wohlbekannter Stimme erscholl, daß er seiner Zusage nicht vergessen solle. Er eilte, sie zu erfüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9. Januar.

Während des Kontinental-Blokus, als der Zucker sehr theuer war, und daher die Freygebigkeit mit Bonbons am Neujahrstage hoch zu stehen kam, begann die Mode der Almanachs und Taschenbücher sich in Frankreich einzuschleichen; ein Almanach kostete weniger als ein Pfund Bonbons, und wenn man den Damen keine verzuckerten Früchte darbieten konnte, so kam man mit dem Geschenke zuckersüßer Dichtungen in vergoldetem Einbande los; allein seit dem Frieden ist der Zucker wieder eine zugängliche Waare; die Pariser Konfiteurs machen aus demselben allerliebste Sachen. Eine ganze Geographie, eine Zwergausgabe des Molierschen Tartuffe, die witzigsten Quatrains und Distiques werden in oder mit Zucker eingeschlossen, und es hat dießmal auch Bonbons à la Talma und Jesuiten-Konfekt gegeben. Aber diese vervollkommnete Zuckerfabrikation ist Schuld, daß die Almanach-Literatur in Stocken gerathen ist, und seit dem Frieden nicht den mindesten Fortschritt gemacht hat. Zwar erscheint noch ein Almanac des Dames, ein Almanac des Demoiselles, ein Hommage aux Dames, ein Hommage aux Demoiselles; allein diese erschienen sonst auch; vielleicht erscheinen noch einige andere mit; sie sind sämmtlich sauber gedruckt, und mit niedlichen Küpferchen geziert; aber an Gedichten, welche bey den meisten den ganzen Almanach ausfüllen, haben sie doch nicht mehr als der alte, noch immer erscheinende Almanac des Muses, der so ziemlich alles einrückt, was im ganzen Jahre und auch früherhin Gutes und Mittelmäßiges, von französischen Versmachern und Dichtern zur Welt gebracht worden ist. Also Alles mitgerechnet, ist ein Pfund gutersonnener Bonbons mit Devisen beynahe eben so viel werth als ein Hommage aux jeunes Demoiselles oder ein sonstiger rein poetischer Almanach. Denn die Pariser Konfiseurs sind, glaube ich, die ausgezeichnetsten Leute in ihrem Handwerke, und versenden ihre Waare in alle vier Welttheile, und sogar schon nach Australien; dagegen sind die Pariser Almanachs noch nicht die ersten in der Welt, und die Engländer, welche diesen Literatur- oder Industriezweig erst vor wenigen Jahren auf englischen Boden verpflanzt haben, thun es den Franzosen hierin schon zuvor. Vermuthlich fehlt es ihnen an guten superfeinen Bonbons am Neujahrstage. Wenn es mit den Almanachen in Frankreich nicht fort will, so gehts dagegen mit den Tagesblättern desto thätiger und lebhafter. Der Corsaire, la France chrétienne, le Courrier des Spectacles, la Nouveauté, Figaro, und mehrere andere, die fast alle denselben Zuschnitt haben, tischen dem Pariser Publikum täglich ein Gericht mit Witzeleyen auf, über Jesuiten, Minister, Ultras, Rossini, die Académie française, und eine Menge andrer Gegenstände, so wie sie die Tagesbegebenheiten dem Publikum vorführen. La France chrétienne ist ein sonderbarer Titel für ein sehr weltlich gesinntes Oppositionsblatt; die Herausgeber haben demselben aber keinen andern Titel geben können. Hiemit verhält es sich folgender Maßen. Da nach dem bestehenden Gesetze über Journale, zum Herausgeben einer neuen politischen Zeitung eine ministerielle Berechtigung gehört, die Minister aber so klug sind, eine solche Berechtigung nur denjenigen zu ertheilen, von denen sie nichts zu fürchten und viel zu hoffen haben, das heißt von dem sie statt Tadels nur Lob erwarten, so konnten einige liberale Schriftsteller, welche Lust hatten ein neues freysinniges Blatt herauszugeben, auf dem rechtlichen Wege nicht zu ihrem Zwecke gelangen, sie brauchten daher einen Umweg. Es war ein armseliges Ultrablatt vorhanden, das unter dem Titel La France chrétienne in der Verborgenheit einherschlich, und weder Leser noch Abonnenten hatte. Dem Herausgeber dieses Blattes, der ganz bereitwillig war, sich dieser Bürde zu entledigen, ließen sie durch eine unverdächtige Person Vorschläge thun. Der Herausgeber willigte ein; nur verlangte er zu wissen, in welchem Geiste das Blatt sollte fortgesezt werden, da er um vieles nicht seine Unternehmung an einen Freysinnigen hätte abtreten mögen. Um ihn zu befriedigen, ließ man ein Probeblatt drucken, das völlig in dem Sinne der Ultraroyalisten und Ultramontaner abgefaßt war. Der Mann war damit völlig zufrieden, und trat nun sein Eigenthumsrecht ab; allein kaum war dieß geschehen, so wurde das vorgezeigte Probeblatt bey Seite gelegt, und ein andres Blatt in einem ganz andern Geiste abgedruckt und herausgegeben. Das Entsetzen des Verkäufers muß groß gewesen seyn. Man vermuthete nun, einige der ausgezeichnetsten Publizisten in Paris würden an diesem Blatte Theil nehmen. Dieß ist jedoch nicht der Fall gewesen. La France chrétienne ist seitdem aus einem politischen Wochenblatte ein Tagesblatt geworden, das sich weit mehr mit kleinen Begebenheiten, Schauspiel, Literatur u. s. w. abgibt, als mit Politik, und den Ministeriellen keine große Furcht einjagen muß, da es nicht sehr verbreitet ist. Allein die vielen Pfeile, welche die kleinen Tagesblätter unaufhörlich auf alle diejenigen Personen abschießen, die auf einem hohen Posten stehen, und auf demselben irgend einen dummen oder lächerlichen Streich begehen, sind doch schmerzlich. Daher sollen nun alle, oder doch meistens die Tagesblätter durch den Machtstreich des Ministers Peyronnet vernichtet werden, und zwar anscheinlich auf einem gesetzlichen Wege durch das neue Preßgesetz.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 30.

Winkelmann.

Charade.

Wenn einst mit Körperschmerzen
Das Erste schwer dich drückt,
Und dem beklommnen Herzen
Den lezten Trost entrückt;

Wenn du dich, bange zagend,
Von Gott verlassen wähnst,
Und über Leiden klagend
Nach ew'ger Ruh' dich sehn'st:

Dann wird zu neuem Leben,
Zur Tragung neuer Pein,
Das Zweyte dich erheben
Und Stärke dir verleih'n.

Doch, wenn mit innern Leiden
Die bange Seele kämpft,
Und troz des starken Zweyten
Verzweiflung kaum bedämpft;

Wenn durch des Zweifels Nächte
Kein Strahl von Hoffnung dringt,
Nichts ist, was Lindrung brächte,
Die lezte Sonne sinkt:

Und wenn der Glaube schwächer
Und schwächer wird in dir; —
Dann reicht des Trostes Becher
Das zarte Ganze dir.

Es wandelt wildes Sehnen
In milde Leidenslust,
Und reicht in linden Thränen
Dir Balsam für die Brust.

F. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Februar 1827.

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.

Schiller an Goethe.

Bemerkungen, weniger für Deutsche als für Franzosen, über Goethe's Tasso und den von Herrn Alexis Düval in Paris.

„Man hat den Torquato Tasso von Herrn Ale„xis Düval in Paris gegeben, so schreiben Sie mir; und „ich müßte über dieses Werk, welches der dreiste courrier „français für eine Verbesserung des Goethe'schen Mei„sterwerks ausgeben möchte, ein derbes Wort zu Ehren „der Deutschen und aus Achtung für die französische Na„tion öffentlich aussprechen; ich sollte diese Antwort in das „Morgenblatt einrücken lassen, weil diese Zeitschrift „in Paris gelesen würde."

Hierauf erwiedere ich folgendes: Erstlich dürften es wohl kaum zwanzig Pariser seyn, die sich die Mühe nehmen, eine deutsche Zeitschrift zu lesen; welche Wirkung also könnte ich mir versprechen? Dann aber, gesezt halb Frankreich verstände deutsch, so sagt ja unser Goethe: „Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann." Und wahrlich! auch der beste Lehrer: die stets fortschreitende Weltbewegung selbst, lehrt jeglichen Menschen, jegliches Volk nichts als was sie eben auf dem bereits erreichten Standpunkte lernen können. Indessen sagt unser Dichter gleich darauf: „Doch wer den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann!" Ein wahrhaftes Trostwort, denn ohne diesen „rechten Mann," der seinem Volke voraneilt und über seiner Zeitepoche steht, ohne solchen Vorläufer des allgemeinen Weiterschreitens würde die Menschheit durch die natürliche Schwere und Trägheit der Masse immer tiefer zurücksinken, statt empor sich zu heben. Ein solcher Vorläufer und Vorkämpfer im Gebiete der französischen Kunstkritik ist nun der Globe*), eine neuere Pariser Zeitschrift, die auch bereits den Goethe'schen Tasso dem des Herrn Düval auf eine höchst verständige Weise gegenüber gestellt hat. Da aber dieses französische Blatt, Muth mit Vorsicht verbindend, nur eine französische Ansicht von den beyden Werken geben durfte, so will ich hier die eines Deutschen niederschreiben und die Herrn Redaktoren des Globe bitten, eine Uebersetzung dieser deutschen Ansicht in ihr Tagblatt einzurücken und sie als eine solche zu geben. Sie werden alsdann auf keine Weise gegen das französische Publikum anstoßen, dessen Billigkeit hierin nur Gerechtigkeit sehen wird und die würdige Handlung eines Journals, das in einer literarischen Streitsache sich nicht von der alten Regel lossagen will: Audiatur et altera pars. **) Mei

*) Man darf diese Zeitschrift den deutschen Museen, Kasinos und sonstigen Lesekreisen schon deßhalb, und abgesehen von ihrem allgemeinen Werthe, empfehlen, weil ihre Mitarbeiter der deutschen Sprache mächtig sind, und also gründlich urtheilen und nicht so oberflächlich und absprechend über deutsche Literatur schwatzen, als die meisten der Pariser Blätter, die oft von unserer Sprache nicht ein Wort verstehen.

**) . . . en priant Messieurs les rédacteurs du Globe, de vouloir bien avoir la complaisance d'insérer dans leur journal cette opinion d'un critique allemand et de la donner comme telle. Ils ne manqueront aucunement

nen Landsleuten werde ich freylich nichts Neues sagen; sie mögen mich aber deßhalb entschuldigen, weil ich für Franzosen schreibe. Auch werden sie mit mir einverstanden seyn, daß man gegen Fremde nicht unartig seyn soll, daß ich mich also bemühen muß, das strenge Wesen der Wahrheit so vielmals möglich mit dem Gewande schmeichelhafter Höflichkeit zu bekleiden; selbst auf die Gefahr, daß es dem ernsten Manne lächerlich vorkomme, wenn man ihm sagt: Verzeihen Sie gütigst, daß zweymal zwey sich die Freyheit nehmen Vier zu betragen.

Kaum noch dreyßig Jahre mögen es seyn, daß die Franzosen nicht nur von der schönen Literatur der Deutschen nichts wußten, sondern auch wähnten, a priori überzeugt zu seyn, daß es keine solche gäbe. Die Deutschen wußten das; es that ihnen auch wohl hin und wieder leid, von einem gebildeten Nachbarvolke so übersehen zu werden; indessen waren wir doch weder so niedergeschlagen von dieser Nichtbeachtung, noch so imponirt von der Unfehlbarkeit der französischen Poetik, die auch der geringste unserer Literatoren sehr genau kannte, um nicht gelassen und mit freudigem Muthe den eigenen Weg im Gebiete der Kunst zu verfolgen. Dieß war weder dünkelhafte Nationaleitelkeit, noch ein Verkennen der französischen Meisterwerke, sondern die nothwendige Bedingung, ohne welche kein Volk zu einer selbstständigen Kunst gelangt. Seine eigenen Bahnen muß es sich brechen, gemäß seiner nationalen Individualität. (Das thaten die Franzosen auch.) Aber um nicht einseitig und beschränkt zu werden, muß es überdieß fleißig umherschauen nach dem, was alte und neue, was ferne und nahe Völker in artistischer und kritischer Hinsicht geleistet haben. Doch soll es diese fremden Leistungen nicht etwa oberflächlich durch das gefärbte Glas nationaler Konvention, sondern mit vorurtheilslosen, mit kunstliebenden Augen betrachten. (Das thaten schon längst, das thun noch immer die Deutschen.) Auf diese Weise kamen wir, mit Hülfe unserer Lessing und Schlegel, unserer Schiller, Goethe und Tieck und (um auch unsere neuesten Dramatiker zu nennen) durch Müllner, Grillparzer und Raupach, über Gräcomanie, Gallomanie und Anglomanie hinaus und zu uns selbst zurück. Wir gelangten, bereichert mit den mannigfaltigsten Schätzen, zu einer längst begründeten deutschen Dichtkunst, die, obgleich sie bereits unsterbliche Meisterwerke aufzuweisen hat, doch ihr sogenanntes goldenes Zeitalter, Gott sey Dank! noch nicht so bald erreichen, das heißt: die Pforte des Musenhaines hinter sich schließen wird, wie solches mit dem Tempel der französischen Melpomene unläugbar geschehen ist. Wir dürfen uns ferner rühmen, durch Nachbildungen alter und neuer Dichterwerke, durch bewundernswerthe Uebersetzungen aus den meisten Sprachen, der unsern einen Reichthum und eine Biegsamkeit gegeben zu haben, die sie zu den verschiedensten Formen prosodischen Wohlklangs, zu jedem poetischen Aufschwung, zu jeder lebendigen Darstellung geschickt macht. — So stand es mit unserer Sprache und unserer Dichtkunst, als wir (es mögen fünfzehn bis zwanzig Jahre seyn) die Nachricht erhielten, daß zwey deutsche Dramen sich eines ungemeinen Beyfalls auf der ersten französischen Bühne erfreuten. Es waren: Menschenhaß und Reue, und die Versöhnung von Kotzebue, einem Manne, den Deutschland zu seinen fruchtbaren und talentvollen, keineswegs aber zu seinen klassischen Schriftstellern zählte, indem sein glänzendes Talent, wann es sich an ernste Gegenstände wagte, von großartiger Weltanschauung, poetischer Erhabenheit und sittlicher Tiefe entblößt, nur in der Fähigkeit einer höchst lebendigen Effektmalerey bestand, die, von der Scene herab, wie ein Dekorationsgemälde täuschte, aber in der Nähe betrachtet, allen Reiz und alle Wahrheit verlor. Daher auch (obgleich durch diese erste Anerkennung eines bühnenverständigen Volkes geschmeichelt) kümmerte sich Deutschland doch wenig darum, ob und wie Frankreich die Dramen Kotzebue's für sein nationales Bedürfniß umgestaltet hatte; denn es konnte hier von keinem verbesserten Meisterstücke die Rede seyn, im Sinne Lessings nämlich, welcher bekanntlich sagt: „Ein Meisterstück verbessern, heißt es verpfuschen." — Als aber vor einiger Zeit Nach- oder Umbildungen einiger der grandiosen Werke Schillers auf dem théâtre français erschienen, da, trotz ihrer freudigen Genugthuung, den angebeteten Dichter von einem geistreichen Nachbarvolke bewundert zu sehen, erfüllte die Deutschen ein wahres Gefühl der Wehmuth; nicht sowohl ob jener für den bestimmten Zweck vielleicht nothwendigen Umbildungen, als vielmehr über die Täuschung, in welche das französische Publikum hiedurch gerieth. Es wähnte nämlich die dichterischen Glanzgemälde dieses Meisters zu besitzen, zu beschauen, zu beurtheilen, und hatte von denselben doch nur einen dürftigen, farblosen Schattenriß, und nicht einmal einen getreuen vor Augen. So hat Deutschland sich weder gegen Racine noch Voltaire, weder gegen Shakespeare noch Calderon betragen. Wir führten diese und andere Dichter in ihrer unangetasteten Nationalität und Individualität bey unserm Publikum ein, und würden es uns als Ungeschicklichkeit und zugleich als Anmaßung zugerechnet haben, wenn wir sie zu unserm Hausbedarf germanisirt hätten. Wenn wir jedoch den Franzosen über die Umgestaltungen der Schiller'schen Tragödien nur hie und da ein Wort, und nur ein flüchtiges, gesagt haben, so mag dieses wohl zwey Ursachen haben. 1) Sahen wir Frankreich, nach dem Zeugniß seiner eigenen unbefangenen Kri-

alors au public français, lequel n'y verra qu'un acte de justice, digne d'un journal impartial, qui ne voudrait, dans une discussion littéraire, déroger à l'ancienne loi: Audiatur et altera pars.

tiker, sich der Fesseln seines konventionellen Trauerspiels bewußt werden, und das erste Rütteln an denselben konnte noch kein Zerbrechen seyn; daher wäre es unklug gewesen, dieses erste Erwachen aus einem angenehmen, wenn gleich allzulang gebundenen, Traume voreilig zu beschleunigen. Das Bedürfniß, in die wirkliche Welt zurückzukehren, war ja da, und war ein hoffnungsvoller Anblick für den kosmopolitischen Freund der Kunst. 2) Wie unsterblich groß Schiller auch sey, so ist es doch kaum zu läugnen, daß er seine dramatischen Werke, mit rücksichtsvollem Hinblick auf eine bestimmte Kunstepoche, auf ein bestimmtes Publikum und dessen spezielle Bühne angefertigt hat. Daher die gewaltige Wirkung seiner Dramen; daher aber auch konnten sie vielleicht dem Loose nicht entgehen, für eine andere Bühne, für ein anderes Publikum, Umgestaltungen zu erleiden.

Wie wesentlich verschieden von dem erhabenen Genius eines Schiller die tiefe und klare Schöpferkraft Goethe's ist, braucht man dem Deutschen nicht zu wiederholen; dem Fremden aber, der unserer Kunst und Art unkundig ist, läßt sich dieses nicht so rasch, etwa durch ein Paar blendende Antithesen, darthun. Der Fremde also, bis er den Geist unserer vielseitigen Sprache vollkommen erfaßt hat und selbst urtheilen kann, möge es bis dahin auf Glauben annehmen, daß der Tasso zu jenen Dramen Goethe's gehört, die, obwohl für die Darstellung gedichtet, doch für keine heutige Scene, für kein heutiges Theaterpublikum geschrieben wurden. Es ist noch viel zu früh an der Zeit, um sie unangetastet auf die Bühne zu bringen; jede Veränderung dieser Meisterwerke ist aber nicht nur eine Verunstaltung, sondern eine gänzliche Vernichtung derselben. Der courier français wird dieses freylich am allerwenigsten zugeben; und doch hat man es hier recht eigentlich mit ihm zu thun, nicht mit dem Herrn Dûval, der seinen eigenen Tasso schrieb, nicht mit dem französischen Publikum, das sich an den Talenten eines ihrer ausgezeichneten Dramatiker erfreute. Dem courier français also, und nur ihm, sey hiemit gesagt: Gesezt es würde in einer deutschen Gesellschaft folgende Stelle seiner Kritik vorgelesen: Mr. Goethe dans un drame que Mad. de Staël juge avec une extrême sévérité, mais où l'on trouve au milieu de beaucoup d'extravagances (!!) de veritables beautés, montre l'infortuné Torquato succombant au chagrin que lui causent les mépris (?) d'une cour aux usages (!) de laquelle le génie indépendant ne peut jamais se plier etc. — so wird der jüngere Mann aufbrausen und zu allen Waffen der Polemik greifen, um von solch einem armseligen Mißverstehen des tiefsinnigsten Dichterwerks den Stahlflitterstaat des kritischen Hochmuths herunterzustreifen, und die Lächerlichkeit in ihrer ganzen Blöße hinzustellen. Der ältere, erfahrene Mann aber wird solches nicht dulden; er wird zeigen, wie der Kurier, bey seinem flüchtigen Reisegalopp durch Deutschland, so wenig Zeit hatte, unsere Sprache zu studieren, daß er sich nicht einmal ein Glas abkühlendes Zuckerwasser auf deutsch fordern kann, daß man also das Verständniß des Goetheschen Tasso's unmöglich von ihm fordern kann. Er wird in dem courier français mit gelassener Ironie also fortlesen: Mr. Duval a pris dans Goethe l'idée de la scène du duel, mais l'auteur français en a tiré bien meilleur parti que l'auteur allemand. Mit wenigen Worten wird er nun die Zartheit und die rhetorische Kunst unseres Dichters bey dieser unnachahmlichen Scene nachweisen, in welcher nicht ein Wort vorkommt, das den Edelmann, als solchen, beleidigen könnte, während man die Uebergänge nicht auffinden kann, wo das Gespräch Wortwechsel, der Wortwechsel Streit wird; dahingegen dieselbe Scene des französischen Autors, nach dem gegebenen Inhalt zu urtheilen, zwischen zwey beliebigen Fähndrichen jedes europäischen Regiments in jeglicher Garnison alljährlich vorfallen kann. Er wird ferner zeigen, wie der Goethesche Alphons, dieser Repräsentant des bewältigenden Königthums, während jenes Streites hinzukommt; wie vor diesem Antonio, der besonnene Staatsmann, beschämt, der feurige Dichter zermalmt ihm gegenüber steht; und wie tief-innerlich tragisch der Moment ist, wann nun der freyheitberaubte Torquato dem verehrten und doch verkannten Fürsten Degen und Kranz zu Füßen legt. Hierauf wird unser gelassener Mann wieder in den courier français blicken, und von dem Tasso und dem Alphons des Herrn Dûval also fortlesen: ces événements se passent en l'absence d'Alphonse qui se livre au plaisir de la chasse (!!!). Belmonte (Goethes Antonio) est déjoué par Eléonore qui en avouant sincèrement à son frère ce qui s'est passé dans ce tête à tête et qui a voulu jetter dans l'esprit du gouverneur du palais, espèce d'imbécille, (bravo!) qui n'estime que les gens de guerre, d'injurieux soupçons (!!!) sur la conduite (!) de la princesse. — „Wie roh, wie indezent!" wird hier der junge Mann ausrufen; doch der ältere wird ruhig sagen: Nur in ein schweigendes Erstaunen sollte der vernünftige Deutsche bey dieser sogenannten Verbesserung des Goetheschen Meisterstücks gerathen. Denn man muß es ja gleich inne werden, daß von Dichtern und Kritikern, die unseres Meisters organisches, lebendiges Kunstgebilde so zerreißen, zerschneiden, und die zerstreuten Glieder auf solche Weise wieder an einander binden, daß von solchen Dichtern und Kritikern kein Wort über Tasso besser verstanden werden könnte, als eben Goethes Werk selbst, welches man aber mit halber Sprachkenntniß nicht zu lesen vermag. So lange sich also die gewöhnlichen französischen Kritiker nicht die Mühe geben, deutsch zu lernen, und zwar vollkommen so gut als wir französisch verstehen, so lange kann man sich auch weniger über ihren grenzenlosen Irrthum

besprechen, als über ihren divinatorischen Tadel lächeln; — und so laßt uns, ihr Freunde, von mehr belehrenden Dingen sprechen!

(Der Beschluß folgt.)

A n e k d o t e.

Bekanntlich rutschen die Frauen auf den Knieen die Scala Santa hinan, welche die heilige Helena so geschickt war in dem gänzlich verwüsteten Jerusalem zu entdecken. Manche englische Protestanten thun dasselbe, und rühmen sich nachher der That. Vor kurzem kamen zwey junge Engländer bey derselben vorüber, als eben ein alter Mann und ein altes Weib auf der untersten Stufe niedergekniet waren. Dieß gab den jungen Herrn sogleich den Gedanken eines Wettrennens; der eine nahm den Mann, der andere die Frau unter seinen Schutz, und es galt die Wette, wer von den beyden Alten zuerst die höchste Stufe erreichen würde. Während diese nun, ohne zu ahnen, zu welchem unheiligen Spiele ihr frommes Werk Anlaß gab, und ohne vielleicht ihr gegenseitiges Daseyn zu bemerken, standen die beyden rohen Jungen laut jubelnd unten und verdoppelten ihre Wette, je nachdem bald der Mann, bald die Frau den Vorsprung gewann.

K o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t e n.

P a r i s, 9. Januar.

(Beschluß.)

Die großen Tagesblätter haben sich darüber gewaltig erbost, aber die kleinern machen sich über Peyronnet, über sein Gesetz und über die Obskuranten lustig, und haben täglich neue Witzeleyen. Da hat Peyronnet, als er noch jung war, ein Lied über die Gleichgültigkeit in Hinsicht der Liebe gedichtet. Dieses Lied haben sie, ich weiß nicht wo, aufgescharrt, und zerren es auf alle mögliche Weise umher. Den Minister muß es reuen, je die Gleichgültigkeit in der Liebe besungen zu haben, denn seine zärtlichen Verschen sind Schuld, daß man wenigstens zwanzig Mal auf Unkosten Sr. Excellenz gelacht hat. Ferner haben diese kleinen Tagesblätter irgendwo gehört, der Graf Peyronnet sey ein guter Fechtmeister; auch dieser Umstand ist nicht verloren gegangen, und sie erzählen nun, wie die Preßfreyheit von einem tüchtigen Fechter angegriffen worden sey, und wahrscheinlich im Duell erliegen werde, da der Angreifende Waffen gebrauche, deren die arme Preßfreyheit sich nicht bedienen könne. Ich glaube der kühne und mächtige Fechtmeister wird zulezt doch den Kürzern ziehen, da man sich allzu allgemein über seine Maßregeln als unvorsichtig und unklug beklagt, und gefunden wird, daß seine Verschen und seine Fechtkunst beynahe das Einzige sind, wodurch er sich bisher ausgezeichnet hat. Andere Zeitschriften nehmen einen ernsteren Gang. Der Globe macht die Franzosen mit der fremden Literatur bekannt, hat zuweilen interessante Nachrichten aus den französischen Provinzen und aus dem Auslande mitzutheilen, wovon sich in den gewöhnlichen Zeitungen nichts vorfindet, und er erörtert mit vieler Bedachtsamkeit, aber auch mit einem völlig unabhängigen und freysinnigen Geiste die wichtigen Tagesbegebenheiten; besonders wenn sie sich auf die bürgerliche Freyheit, oder auf Gewissens- und Druckfreyheit, so wie auf Aufklärung oder auf Versuche zur Verbreitung des Aberglaubens beziehen. Die Revue britanique liefert Uebersetzungen aus den besten englischen Zeitschriften. Die wichtigen gehaltreichen Aufsäze aus dem quarterly und dem Edinburgh Review, erscheinen hier unverstümmelt in französischer Gestalt, und zeigen den Franzosen, wie man in England über manche Dinge ganz anders denkt als auf dem Festlande. Besonders sind die politischen Aufsäze aus dem Edinburgh Review wichtig, da sie großentheils von den ausgezeichnetsten Mitgliedern der Oppositionsparthey verfaßt werden. Andre Zeitschriften, die zum Zwecke haben, die industriellen Erfindungen der Engländer, ihre medizinischen Erfahrungen oder sonstige nüzliche Dinge in Frankreich zu verbreiten, haben nicht denselben Erfolg als die Revue britanique, theils weil die Herausgeber nicht vermocht haben, die Aufmerksamkeit der großen Tagesblätter, welche in Paris Schiedsrichter über literarische Erscheinungen sind, auf ihre Unternehmungen zu lenken, theils weil das Reinwissenschaftliche weniger Personen angeht, theils auch, weil die Auswahl der Aufsäze nicht so gut war. Die Revue britanique soll über 5000 Abonnenten zählen, und die ersten Bände haben wieder neu aufgelegt werden müssen. Ein Tagesblatt, das nicht weniger Glück gemacht hat, ist die Gazette des tribunaux, die von den öffentlichen Verhandlungen vor Gericht genaue Rechenschaft gibt, und besonders wegen der kleinen, vor dem Polizeygerichte geschlichteten Händel interessant zu lesen ist. Solch ein Blatt war seit langer Zeit ein Bedürfniß in Paris; denn seitdem die Politik und die öffentlichen Verhandlungen der Volksvertreter einen so großen und wichtigen Raum in den Pariser Tagesblättern einnehmen, bleibt für die gerichtlichen Verhandlungen, die bey der Oeffentlichkeit des Verfahrens in Frankreich oft sehr dramatisch sind, und so merkwürdige Beyträge zur Sittengeschichte und zur Menschenkenntniß liefern, wenig Plaz übrig. Um so begieriger mußte man nach einem Blatte greifen, welches auf eine sehr anziehende Weise die täglichen Begebenheiten im Pariser Gerichtspallast, und auch die merkwürdigsten Prozesse in den Provinzen erzählt. Es hat dem Blatte auch nicht an Nachahmern gefehlt, so ist jezt ein Echo des Tribunaux, und auch ein Spectateur des Tribunaux vorhanden, die jedoch nicht mit derselben Geschicklichkeit abgefaßt sind, wie es mit den meisten Nachahmungen der Fall ist. Zwar bietet das Pariser Polizeygericht nicht das Interesse dar, das die Londoner kleinen Polizeygerichte gewähren, wo es nimmer an Originalcharakteren fehlt, und wo Leute aus allen Ständen erscheinen. Dafür kömmt bey dem einzigen Polizeytribunale in Paris mancher Sittenzug für den Beobachter vor. Zuweilen erscheint auch hier ein Originalkopf, wie deren fast täglich in London vorkommen. So mußte neulich der sonderbare Hr. Berbiguier, der drey dicke Oktavbände über das Daseyn der Quälgeister geschrieben hat, vor Gericht erscheinen, um seine Anklage wider eine Biographie zu erhärten, worin er als ein Verrückter geschildert worden war, und die er der Verläumdung beschuldigt hat. Der Mann zog eine Flasche aus der Tasche, und wollte dem Gerichte zeigen, wie man einen Quälgeist in solch eine Flasche hineinbanne. Zu Hause soll es bey diesem Manne wie in einer Apotheke aussehen, indem er alle seine vorgeblichen Feinde in Flaschen bannt, oder sie mit Nadeln an der Wand fest heftet. In seiner Schrift hat er alle diejenigen, die er als seine Feinde und Quälgeister betrachtet, namentlich aufgeführt, besonders den neulich verstorbenen Dr. Pinel, dem er es nicht verzeihen kann, daß er von ihm als ein Narr behandelt worden ist. Auch sagte er vor Gericht, Pinel müßte nothwendig jezt verdammt seyn, und als das Gericht den Hrn. Berbiguier mit seiner Klage abwies, äußerte dieser, auch mit der Seele der Richter stehe es nicht zum besten.

D g.

Beylage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Februar 1827.

Der Ring macht Ehen,
Und Ringe sind's, die eine Kette machen.

Elisabeth in „Maria Stuart.“

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

14.

„Gott sey Dank, daß Sie endlich kommen, Baron! rief Frau von Soissons ihm entgegen. Hier sitzen wir nun schon den ganzen Abend. Zuletzt, als wir uns völlig ausgesprochen hatten, nahm ich noch die Zuflucht zum Kammermädchen meiner Mutter, einer Deutschen, die weit bewanderter ist in Romanen als in dem, was zu ihrem Dienste gehört, und daher auch an jedem Orte, wohin wir kommen, die Leihbibliotheken zuerst aufsucht. Dort liegt das Buch, das sie bekommen hatte. Wer aber möchte seine Hand hergeben, die schmutzigen Blätter umzuwenden, wer es aushalten, die widerwärtigen Gerüche einzuathmen, die solches weithin aushaucht.“

„Ich hörte doch — versetzte der Baron — daß die Wirthstafel unten auch Abends besucht seyn soll. Warum nahmen Sie nicht Theil an ihr, meine Damen?“

„Weil wir — antwortete Frau von Soissons — ehrlich zu gestehen, Ihre Rückkehr früher erwarteten.“

Tangern konnte auf dieses recht schmerzlich ausgesprochene Wort kaum anders als ein gleiches Bedauern zu erkennen geben, über die sehr verdrießliche Unterhaltung, welche ihn von der angenehmsten abgehalten habe.

„Uebrigens — fuhr die reizende Wittwe fort — fehlte meiner Mutter die Lust, eine Gesellschaft aufzusuchen, von der ich ihr (da Sie schwerlich darunter waren) nicht die beste Idee beybringen konnte. Man beschuldigt gewöhnlich meine Landsleute, zumal die jugendlichen, einer zudringlichen Artigkeit. Artigkeit aber ist doch immer noch eine bessere Eigenschaft als jenes plumpe, abgeschmackte Wesen, welches so oft die jungen Herrn in Deutschland zu Tage legen. Wenn die Unverschämtheit der Blicke, die mir diesen Mittag entgegenkam, sobald ich nur einmal mein Auge vom Teller empor richtete, für eine besondere Huldigung gelten soll, so muß wenigstens ein wohlerzogenes Frauenzimmer auf dergleichen Verzicht leisten. Besonders zuwider waren mir einige davon, an deren Hand ich den Trauring zu sehen glaubte. Auch hierin beobachtet man doch, wenigstens in der gebildeten Gesellschaft Frankreichs, so viel Schicklichkeit, um das Zeichen der gelobten Treue nicht vor so vielen Menschen geradezu bloszustellen. Wenn man auch vielleicht bey uns in manchen Dingen schwerlich gewissenhafter verfährt, als hier, so weiß man doch zuverlässig die Façon weit besser zu ehren und zu beobachten.“

Schüchtern geworden aus Besorgniß, er könne vielleicht selbst in seinen Blicken gegen sie zu weit gegangen seyn, suchte Tangern nach einer Entschuldigung für seine Landsleute, und wie er so verlegen seine rechte Hand beschaute, vermißte er an dieser den Trauring, den er seit seiner Verheirathung nur selten abgelegt hatte.

„Mein Gott, was widerfährt Ihnen? rief die junge Dame. Sie werden ja bleich, wie mein Tuch.“

Ihr offenbares Erschrecken zeigte wenigstens dem Ba-

ren, daß ihre Bemerkung über die Herrn mit Trauringen an der Hand, ihn nicht hatte treffen sollen. Zugleich fiel ihm auch ein, daß er vorhin, als er sich auf seinem Zimmer gewaschen, dabey wohl den Ring habe ablegen und liegen lassen können. Beydes zusammen gab ihm die verlorne Haltung zurück.

„Ein Schwindel — antwortete er — der schon vorüber ist.“

Mit größter Theilnahme erkundigten sich die Damen, ob er dergleichen Anfällen öfter unterworfen sey, und riethen ihm allerley an zur Begegnung des Uebels. Durch ein absichtliches Zusammenraffen seiner Geisteskräfte und eine Lustigkeit, die ihm jedoch nicht aus dem Herzen kam, suchte er das Unbedeutende des nur augenblicklichen Uebels ihnen in's Licht zu setzen. Er sprang auf, und mit sichtbarer Freude bemerkten die Damen, daß auch das aus seinem Gesichte verschwundene Blut wieder dahin zurückkehrte und bald keine Spur von jener Anwandlung weiter an ihm wahrzunehmen war. Halb gedankenlos griff er nach dem vorhin erwähnten Buche aus der Leihanstalt. Es war die alte Uebersetzung eines bekannten Romans von Laclos, unter dem Titel: die gefährlichen Bekanntschaften.

„Und morgen — sprach Frau von Soissons, als er schon den Hut genommen hatte — werden wir von früh an jede Stunde mit Dank annehmen, welche Ihre Gefälligkeit für uns etwa übrig haben sollte. Vor Ihrem Ausgehen ein Mehreres darüber. Da wir Nachbarn sind, so werde ich Ihnen sagen, von welcher Zeit an Sie uns sprechen können.“

15.

Tangerns Erstes, nach der Rückkehr auf sein Zimmer, war das Suchen nach dem Trauringe. Aber nirgends ein Ring, weder auf dem Waschtische noch anderswo. Er klingelte. Allein der Kellner, den er fragte, versicherte, daß kein Mensch auf das Zimmer gekommen sey, und suchte es mit dem, von dem nachlässigen Dienstmädchen noch nicht einmal wieder in Ordnung gebrachten, Waschtische zu beweisen.

Bald ward es Tangern sogar einleuchtend, daß der Verlust unstreitig viel früher erfolgt war, und er den Ring vermuthlich schon an der Table d'Hôte nicht mehr gehabt hatte, weil die feine Soissons bey so vieler Artigkeit gegen ihn sonst schwerlich über die Männer mit Trauringen an der Hand, wie es geschehen, sich ausgelassen hätte. Ueberhaupt hatte der Ring, seitdem er ihn trug, erst einige Mal sich über das Gelenk des Fingers geschoben und das im Anfange seiner Ehe. Ganz abgefallen war er ihm nie.

Sein Gewissen legte dem Zufalle eine tiefe unglückliche Bedeutung unter. Beym ersten Wanken seiner Treue schien auch das Zeichen derselben ihn verlassen zu haben. Bey weiterem Nachdenken jedoch fing er an, in dem Verluste eine heilsame Warnung zu erblicken. Er glaubte sogar eine Wiederholung derselben in dem Titel jenes Romans sehen zu müssen. Allerdings war es auch gewiß die gefährlichste Bekanntschaft seines Lebens, vor der er sich jezt zu hüten hatte.

Allmählig ward ihm wieder recht leicht und wohl. Mochte auch das leere Zeichen vom Finger gefallen seyn; nur desto fester dachte er die Treue, von der es zeugen sollte, in seinem Herzen zu bewahren. Seine geliebte Cecilie, die zärtliche Mutter seines Kindes, stand so ganz in der Glorie ihres schönen Wesens vor seinem Geiste, daß er voll der tiefsten Beschämung sein Auge niederschlug. Aber es erhob sich wieder, theils beym Gedanken an ihre unendliche Güte und Liebe, theils in der Betrachtung, daß außer unwillkürlichen Regungen auch noch gar nichts ihm zur Last fiel. Wie aber, wenn er diesen Regungen nachgegeben, wenn er, belastet mit wirklicher Schuld, der reinsten, treuesten Gattin unter die Augen hätte treten müssen? Wahrlich, sein ganzes Lebensglück wäre dann für immer untergraben gewesen. Denn er fühlte nur allzuklar, daß solches nicht allein auf ihrer Liebe und Treue, sondern hauptsächlich auch auf der eigenen Liebe und Treue gegen sie beruhte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen,
weniger für Deutsche als für Franzosen ꝛc.

(Beschluß.)

Der eben geschilderte Auftritt (man versichert es dem courier français) kann in jeder deutschen Gesellschaft vorfallen, indem seine Ansicht des Goethe'schen Tasso's durchaus keinen andern Eindruck diesseits des Rheins hervorbringt. „Die Zeiten der Nationalfeindschaften sind vorüber,“ sagte neulich ein Pariser politisches Blatt. Man darf vermuthen, daß sich dieses versöhnliche Wort auch auf gewisse blinde literarische Feindseligkeiten bezieht. Kein unterrichteter Franzose glaubt jezt mehr, wie ehemals, daß jenseits der Gränzen Frankreichs nichts als Barbarenvölker hausen, ohne Kunst und Literatur. Selbst auf dem boulevard des italiens ist man schon von diesem klassischen Römerstolze zurückgekommen und in dieser Hinsicht tant soit peu romantisch geworden. Daher sollte man doch den deutschen Tasso deutsch und einige Male gelesen haben, bevor man, wie der courier français, den Herrn Düval über einen Dichter, einen Gelehrten und einen Weisen sezt, dem eines der gebildetsten Völker Europa's, nachdem er über ein halbes Jahrhundert in Wissen und Kunst voranschritt, den Kranz des Ruhmes flicht und ihn als den Fürsten seiner Dichter, als den Senior seiner Literatur verehrt. Dieß können die Deutschen von den fran-

zösischen Kritikern endlich fordern, und dieß sey hiemit dem voreiligen Kurier gesagt.

Wie anders, wie dezent benimmt sich der Globe; aber seine Mitarbeiter verstehen auch deutsch! diese Zeitschrift zeigt dem Herrn Düval, was er hätte thun sollen, im Fall er die Absicht hatte, ein historisches Gemälde von Tasso's Leben darzustellen, hinweisend auf Shakespeare, als auf ein Muster dieser Gattung *). Sie zeigt ferner, was Goethe, und schon in seiner herrlichen Exposition gethan hat, um in einem einzigen Ereignisse das vollständig innere Leben jenes (wir Deutsche sagen eines) Dichters zu offenbaren. Der Globe erlaube aber, daß man noch Einiges, was er vielleicht nur nicht sagen wollte, hinzufügt.

Es soll hier nicht zergliedert werden, wie unser Dichter den thätigen, nach außen wirkenden Staatsmann (Antonio) gezeichnet hat, im Gegensatze Tasso's, des in einer idealen Welt lebenden Dichters, der sich dieses Traumzustandes, obgleich fortträumend, bewußt wird; und welche innere Tragödie aus diesem Konflikte hervorgeht. Es soll nicht nachgewiesen werden, wie sittlich gebildet alle Personen dieses Trauerspiels gehalten sind, und wie hier die verschiedenartigsten Naturen, da sie sich sämmtlich zu wahrhaft brüderlicher Anschauung der Menschheit erhoben haben, sich einander ergänzen und unterstützen, sich einander so nöthig sind, wie nur die Gegenstände der freyesten Herzenswahl. Es soll nicht gezeigt werden wie Goethe dieses dargestellt hat, auf den langen Wegen der Schmerzen, des Irrthums und des endlichen Wiederzurechtfindens: die eigentlichen Wege alles Irrdischen. Man vermag auch nicht auszudrücken, welch ein italischer Glanzhimmel sich über dem Gemälde wölbet, welche südliche Balsamdüfte jeden Vers durchströmen. Nur einige Fragen sollen dem zartsinnigen französischen Publikum vorgelegt werden. — Wie vermag dieses Publikum, mit seinem so leicht verwundbaren Gefühle, mit seinem Feinsinn für zart und roh, mit seinem (wie es ihn selbst nennt) keuschen Geschmacke, kurz, wie vermögen Franzosen den Düval'schen Tasso über den Goethe'schen zu stellen? — Wie leise zeigte sich in Goethes Leonore die Liebe, als tiefe, geheime Herzenswahl, als kaum bewußte Zustimmung ihrer Eigenschaften zu Tasso's — und wie gebährdet sich, gegen alle französische, so nie zu erlassende Sitte, die des Herrn Düval? Sie läuft nach des Liebhabers Gefängniß! er darf ihr zu Füßen, und länger als einen Augenblick, liegen, ihr eine vollständige Liebeserklärung machen! und — ist es glaublich? — sie! will mit ihm davon laufen!! —

*) Der Globe deutet auf drey historische Eleonoren. Er wird aber erlauben zu bemerken, daß drey (und warum alsdann nicht noch mehrere?) gleichnamige Frauen zu sehr an das Lustspiel gränzen würden. Daher führt Goethe uns nur zwey vor.

> Die Sittlichkeit umgibt, wie eine hohe Mauer,
> Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.

Alphons, der bey Goethe die Gottheit im Fürsten, die eigentliche Majestät darstellt, deren hochgestellte Milde alles beschwichtigt und wie Sonnenlicht reinigt, wärmt und erhellt, dieser Friedensfürst muß bey Herrn Düval, weil er im Wege steht, reisen. Ein Prinz Belmonte (der gewöhnliche Nebenbuhler bey herkömmlichen Liebes-Intriguen) muß roh der Prinzessin Zimmer bestürmen und — wie im Lustspiel Almaviva den Pagen — Tasso im Gemache finden. Wie neu, wie zart ist der keusche Goethe dagegen! In seiner Tragödie wird der edle Antonio immer herbeygerufen, und zulezt von Tasso selbst. — Der Kurier beleidigt seine Nation, indem er uns überreden will, daß die Franzosen diese Zartheit und jene Nicht-Zartheit verkennen. Welche unwahre, welche indezente und extravagante Scene im Gefängnisse, wo alle fürstliche Personen hinlaufen müßen! Und dann der Schluß des Düvalschen Trauerspiels: Tasso muß sterben. Nun das ist ja das alltägliche Ende jedes alltäglichen Lebens. — Goethe aber schildert den Herzensuntergang auf die hochartigste, anständigste und ergreifendste Weise, indem er uns zulezt zeigt, daß derjenige, der aus solch einem Untergange nicht als Weiser hervorgeht, als ergebenes Gotteskind ihn überlebt, toll werden muß. Das wurde auch der geschichtliche Tasso. Aber diesen betäubenden, zerreißenden Anblick verschleyert uns der hohe, heitere und, wenn man so sagen darf, reinliche Dichter, der in diesem zarten und tiefsinnigen Gemälde so viel, ja eben so viel geleistet hat, als der große, herzvolle, von Goethen hochverehrte Racine in seinem weisesten Stücke, in seiner von ganz Deutschland gekannten und allbewunderten Athalie.

Hätten die Deutschen (das muß noch hier zum Schlusse dem geschmackvollen französischen Publikum gesagt werden), hätten die Deutschen das selbstverschuldete Unglück gehabt, irgend ein zartes, keusches französisches Meisterwerk auf ähnliche Weise umzukehren, wie Herr Düval mit unserem Tasso verfuhr, wie lange hätten dann unsere Barone, in Vaudevilles und Scherzwerken aller Art mit Zöpfen und plumper Lächerlichkeit erscheinen müssen, wie lange hätten sie dann noch Thunder-then-tronckh *) und unsere Literatur tudesque und wir Welches geheißen; und wie oft hätte man uns zu verstehen gegeben, daß wir uns schämen sollten! —

Ludwig Robert.

*) Siehe Voltaire's Candide. und bemerke wie der Geist unserer Sprache, bey Erfindung dieses Namens, so kenntnißreich aufgefaßt ist.

Neugriechisches Klephtenlied.

Der Tod des Zidros *).

Ein Vöglein kam und sezte sich hin auf das Haupt des Zidros.
Es redet' wie ein Vogel nicht, nicht wie die andern Vögel;
Das Vöglein redete und sprach mit eines Menschen Stimme:
„Du warst, mein Zidros, doch so klug vor allen Kapitänen,
Du warst der erste Exarchos vor andern in den Klöstern,
Viel Berge bist durchstrichen du, und alle haben Kräuter,
Daß du sie fänd'st und sammeltest, damit du nimmer stürbest.“ —
„Bin Armatole, Klephte bin ich vierzig Jahr gewesen,
Noch and're vierzig werd' ich's seyn — darauf dann werd' ich sterben.
Nicht klag' ich, daß ich sterben werd' und gerne will ich sterben;
Den Photis nur beklage ich, der klein ist und nicht Klephte:
Die Aga's wollen haben Geld, und Mahlzeit die Geronten,
Die Protopallikaren woll'n, daß er den Sold erhöhe.“

Th. K.

---

*) Fauriel r. 70. theilt die vier ersten Zeilen dieses Liedes mit und sagt S. 67, daß dasselbe vollständig, wahrscheinlich deutlicher und interessanter seyn werde, als das von ihm „auf die Hochzeit des Sohnes des Zidros“ (des Photis) mitgetheilte. Es bleibe Andern überlassen, zu bestimmen, ob Fauriel Recht habe.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Bekanntlich erklärt das englische Gesetz alle in England geschlossenen Ehen, die nicht in der anglikanischen Kirche eingesegnet worden, für ungültig, und die aus solchen Ehen entsprungenen Nachkommen sind wie Bastarde von der gesetzlichen Erbschaft ihrer Eltern oder anderer Verwandten ausgeschlossen. Nur die Juden und Quäker sind von diesem Gewissenszwange befreyt. Die Unitarier, oder wie sich ein Theil der Sekte nennt, freydenkenden Christen, haben sich schon lange bemüht, eine ähnliche gesetzliche Befreyung von diesem Zwange zu erhalten, und da man sie ihnen verweigert, so haben sie sich's zur Regel gemacht, so oft ein Paar derselben sich zur Verehelichung vor den Altar einer anglikanischen Kirche stellt, dem Geistlichen einen Protest zu überreichen. Dieses that auch eines derselben diese Woche; worauf der Geistliche sich weigerte es zu trauen, wenn die beyden Personen nicht den Protest zurücknehmen, und die Worte des Rituals dem Brauche gemäß wiederholen wollten. Am folgenden Tage unterwarfen sie sich dieser Forderung, aber so oft der Bräutigam den Namen der Dreyeinigkeit aussprechen mußte, erklärte er, daß er nicht daran glaube, auch brachte man ihn mit Mühe zum Niederknieen, und er kehrte sogar mehrere Male auf den Rath eines gegenwärtigen Aeltesten seiner Gemeinde, dem Altare den Rücken zu; so wenigstens wird die Sache erzählt, welche bey beyden Religionspartheyen Erbitterung erregt hat. Es ist wirklich Schade, daß die sonst so aufgeklärte Geistlichkeit der anglikanischen Kirche nicht selbst dagegen protestirt, daß sie in so vielen Fällen in die Neigungen des Volkes eingreifen muß, das doch wenigstens zur Hälfte nicht mehr zu dieser Kirche gehört; diese blinde Beharrlichkeit bey verjährten und verhaßten Vorrechten muß ihr am Ende selbst den Untergang bereiten, wie fest sie auch im Staate gegründet ist.

Man hat bereits unter den Offizieren eine Subscription zur Errichtung eines Denkmales für den Herzog von York angefangen.

Während der lezten zwanzig Jahre sind in den vereinigten Königreichen 430,308,170 Pfd. Thee verbraucht worden, welches im Durchschnitt 58,947 Pfd. auf den Tag gibt.

In der großen Waldung in Dorsetshire, Cranbourn Jagd genannt, welche ungefähr 120,000 Acker Land bedeckt, rechnet man, daß es im Durchschnitt 10,000 Rehe gibt; aber im vorigen Jahre rechnete man deren 14,000. In den lezten Tagen haben sich diese Thiere, aus Mangel an Nahrung, meistentheils in die Niederungen gezogen.

Faraday und Brunel, der Erfinder des Verfahrens, das bey dem Bau des Weges unter der Themse befolgt wird, trugen im königlichen Institut die ganze bisherige Verfahrungsart vor, und versinnlichten dieselben den Anwesenden durch Modelle und Zeichnungen vollkommen. In wunderbarem Kontraste stand das Interesse, ja der Enthusiasmus, der sich bey diesen Mittheilungen äußerte, mit dem starken Sinken der Aktien, wobey die Spekulanten, von denen eine bedeutende Zahl anwesend war, beträchtlich verlieren. Es war als ob das Vergnügen, an der Vollendung eines so merkwürdigen Werks einigen Theil zu haben, eine hinreichende Vergütung für den wahrscheinlichen Verlust dabey wäre. Es ist bekannt, daß Brunels kühner Gedanke, an die Stelle eines Schachtes einen über der Erde gebauten Thurm zu setzen, und denselben nach und nach bis zu der erforderlichen Tiefe von vierzig Fuß einzusenken, gelungen ist. Der aus Backsteinen erbaute Thurm war vierzig Fuß hoch, sein Gewicht betrug 2000 Tonnen, oder 2,000,000 Pfund, und indem man ihn abwechselnd durch Pfeiler unterstüzte und im Umkreise untergrub, gelang es ihn drey-und-dreyßig Fuß tief einzusenken, weiter vermochte man ihn nicht zu bewegen, man mußte die Erde darunter wegnehmen, und eine Mauer bauen. Wenn der Thurm durch eine Lage feuchten Sandes ging, schoß vom Druck das Wasser von allen Seiten fontainenartig hervor. Dieses Wasser wurde in einen Behälter gesammelt, und das Innere des Thurms blieb vollkommen trocken; sonderbar ist, daß man den Behälter mit Wasserstoffgas und kohlensaurem Gas angefüllt fand. Mit jedem Stoße senkte sich der Thurm ungefähr um zwey bis drey Zolle; da aber mitten in der Arbeit der Boden weniger Widerstand leistete, senkte er sich auf einmal um zehn Zolle; dieß verursachte eine Erschütterung oder Schwingung des Bodens, von der die benachbarten Gebäude wie von einem Erdbeben zitterten. Um die Mauer zum Behufe der Thüre des unterirdischen Gangs zu öffnen, mußte man von 84¾ Fuß 36¼ wegnehmen; das Mauerwerk war so fest, daß der Thurm dabey nicht litt. Das Gewicht des eisernen Rahmens, der zum Graben des Gangs dient, beträgt 80 Tonnen oder 160,000 Pfund; der Druck von Wasser und Erde, den er auszuhalten hat, ist 700 Pfund auf den Quadratzoll, oder 60,000 Pfund im Ganzen. Man stüzt diese Last durch Pfeiler, während man den Rahmen vorwärts schiebt, dadurch kann man rascher arbeiten. Die Arbeiter hatten eine fünfzehn Fuß mächtige Kiesschichte zu durchgraben; hier war die Pumpe zum Ausschöpfen des Wassers nöthig, und man konnte blos eine Stüze auf einmal wegnehmen; bald kamen sie zum Thon, und Alles wurde bald wieder trocken. Von den 1300 Fuß, welche der Gang lang werden soll, sind etwa 200 bereits gegraben. Auf jeden Fuß muß man 40 Tonnen, oder 80,000 Pfund Erde wegnehmen, und troz des Eifers, mit dem man die Arbeit betreibt, kann man nicht mehr als hundert Tonnen täglich herausfördern. Im nämlichen Zeitraum braucht man zu der Verkleidungsmauer 17 Tonnen oder 17,000 Stück Backsteine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 13.

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Februar 1827.

Du sprichst, und brausend schäumt der Woge Schwellen;
Du sprichst — und Friede säuselt auf den Wellen.

A. Schreiber.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli, und die daraus erfolgte Zerstörung eines Theils der Stadt.

(Mit einem Grundriß von Tivoli und seinen Umgebungen.)

Von A. Weißenburg.

Die Theilnahme, welcher Rom und seine Umgebungen sich von jeher zu erfreuen hatten, ist so allgemein, daß sie sich immer erhalten wird. Sie kann in der Zeiten Lauf steigen oder sinken, aber nie wird sie ganz aufhören. Die Ursachen davon sind zu bekannt und Jedem zu sehr einleuchtend, als daß nöthig wäre, etwas darüber zu sagen, obwohl sie so verschieden sind als die einzelnen Fächer der Wissenschafts-, Kunst- und Gewerbsthätigkeit, denen sich die einzelnen Menschen ergeben. Jeder, der nach Rom kommt, sucht etwas Anderes, aber Alle bereichern ihre Kenntnisse und Keinen mag diese Pilgerreise je gereuen.

Befindet man sich eine Zeit lang hier, so hat man Gelegenheit genug, dieses jährliche Hin- und Herwogen der Menge der Reiselustigen aus allen Klassen, Geschlechtern und Altern der Menschen, aus allen Zonen und Gegenden der Welt ruhig zu beobachten, und das Ganze kommt einem unwillkürlich wie ein groses, wohlgeordnetes Fest vor, woran eine zahlreiche Menge nach freyem Willen Theil nimmt. Jeder sucht sich darauf im bunten Gewühl auf seine eigene Weise und nach seinem Geschmack zu ergötzen, bleibt gefesselt oder zieht weiter, wohin ihn sein Hang besonders treibt. So wie aber hier doch die Meisten über den Totaleindruck übereinstimmen, und sich dem Genuß desselben mit Vergnügen hingeben werden, eben so geschieht es auch mit den Naturschönheiten in den Umgebungen Roms. Das Interesse an diesen ist unabhängig und frey von aller menschlichen Fessel, und Jeder genießt sie daher ungetrübt.

Von den Umgebungen Roms aber ist von jeher Tivoli (das alte Tibur) das gefeyertste gewesen. In der alten und neuen Zeit war es der Lieblingsaufenthalt der Dichter und der Reichen. Es ist der Ort, welchen sich der feine, genußliebende Horaz vor allen andern nach den überstandenen Mühseligkeiten der Jugend als den Sitz seines Alters wünscht. Bietet es auch jezt die Herrlichkeit nicht mehr in dem Grade, als noch Horaz, Virgil, Properz ihre Besitzungen dort hatten, als noch die ausgedehnten, reichen, herrlichen Villen des Mäcenas und Varo vorhanden waren, als noch die von Statius vielbesungene Villa des Vopiscus dort blühte, als es noch im vollen Glanz seiner prachtvollen Tempel prangte, und überhaupt die Grosen Roms dort im Genusse schwelgten, so ist ihm doch seine schöne Lage, seine gerühmte Fruchtbarkeit mit den viel besungenen phantastischen Gewässern des Anio (jezt Teverone) *) geblieben, welche es zum unerschöpflichen Studium der Maler und zum kühlen Sommeraufenthalte

*) Weßwegen der Fluß jezt il Teverone heißt, sind manche Muthmaßungen aufgestellt; allein es ist keine davon gegründet, man weiß daher weder warum er so heißt, noch wann er diesen Namen erhalten.

der Landfreunde machen. Wer hat in der That Tivoli gesehen, und gedenkt nicht stets mit Freuden des lieblichen Orts? Diese Betrachtungen lassen mich daher glauben, daß ich den Lesern dieser Blätter einen angenehmen Dienst erweise, wenn ich denselben eine klare Darstellung seines jetzigen zerstörten Zustandes zu verschaffen suche. Damit aber die Leser eine möglichst klare Anschauung von der Sache gewinnen, ist nöthig, daß wir zuerst den nächsten Urheber seiner Verheerung, den Fluß Anio, etwas genauer betrachten.

Der in der Geschichte berühmte Fluß hieß vordem im grauen Alterthum nach Plutarch *) Pareusio. Dieser erzählt die Ursache seiner Namensveränderung also: Anio, König der Toskaner, hatte eine Tochter von seltner Schönheit, deren Name Salvea war, und vom Vater sorgfältig bewacht wurde. Catbetus, ein edler Jüngling aus seiner Gegend, hatte sie gesehen, während sie mit andern Jungfrauen spielte, und wurde von ihrer herrlichen Gestalt so bezaubert, daß er der Heftigkeit seiner Liebe nicht widerstehen konnte und den Entschluß faßte, sie gewaltsam zu entführen. Er vollzog auch sein Vorhaben und floh mit der geraubten Jungfrau gegen Rom zu. Der Vater verfolgte den Räuber, allein als er bald die Unmöglichkeit einsah, ihn einzuholen, stürzte er sich in den Fluß Pareusio, und dieser wurde deßhalb Anio genannt. Sein Ursprung ist im päpstlichen Staat gegen die Gränze von Neapel hin zwischen Felettino und Trevi etwa 60 Miglien (15 Stunden) von Rom. Er entsteht aus zwey Quellen, die in den Bergen von Treba Augusta nach der Benennung der Alten (jezt heißen sie trevi di Subiaco) entspringen. Gleich nach seinem Ursprung wird er durch einen kleinen Bach vermehrt, welcher von Valle preta kommt, geht hierauf bey Tenna, Vita eterna und S. Lorenzo vorbey und kommt dann in die Nähe von Subiaco; hier bildete er zu den Zeiten des Plinius (gerade zwischen jenem schauerlichen Geklüfte, wo man heutiges Tages die Höhle des heiligen Benedikts bewundert und verehrt) drey Seen, welche wegen ihrer Annehmlichkeit im hohen Rufe standen. Dieselben (auch Frontin und Selins ꝛc. erwähnen deren) hießen nach Tacitus die Simbrivinischen Seen und gaben dem Ort den Namen Sublaqueum, das heutige Subiaco **).

Nachdem er Subiaco verlassen, und ein Stück längs der Straße nach Subiaco (die alte Via Sublacensis) gelaufen ist, geht er in die alte Via Valeria ein, nimmt unweit St. Cosimato die Digentia auf, welche aus der Horazischen Quelle Blandusia entspringt, bewässert die berühmte Varia des Horaz, jezt ein Städtchen Vico Varo genannt, und gelangt endlich nach vielen Krümmungen in die Gemarkung von Tivoli. Er verfolgt ruhig seinen Lauf durch dieselbe bis er in dieser Stadt ankommt. Wie er zu den Zeiten der Alten in derselben floß, davon soll weiter unten geredet werden, in unsern Tagen aber nahm er hier, bevor die gegenwärtige Zerstörung eintrat, folgende Gestalt an. Er zerfiel nämlich in drey Theile. Ein Theil des Wassers floß auf dem linken Ufer ab, wo der größte Theil der Stadt liegt, durch mehrere künstliche Canäle, die theils offen, theils unter dem Boden sich befanden, um die vielen Frucht- und Oelmühlen in und außer der Stadt, dann die Eisen- und Kupferwerke und die Pulvermühlen, die theils in der Villa des Mäcenas sind, zu treiben. Nachdem diese Gewässer alle diese Gewerbsgebäude in Thätigkeit gesezt hatten, trugen sie dann keinen geringen Theil zu der Schönheit Tivoli's mit bey. Sie flossen nämlich wieder in verschiedenen kleinen Wasserfällen (s. den beygefügten Plan a) von dem Abhang herab in den Anio, und bildeten unter dem Namen der so berühmten Cascatellen eine Hauptschönheit des der Stadt gegenüber liegenden Thales. Gewiß haben die meisten der Leser schon ein Bild oder eine Zeichnung dieser Ansicht gesehen, welche ihrer einzigen Schönheit wegen gar oft wiedergegeben wird. In den noch vorhandenen Ueberresten der Villa des Mäcenas bildete dasselbe Wasser mehrere Fälle, wodurch deren magischer Reiz gar sehr erhöht wurde. Ein anderer Theil des Wassers ging zur rechten Seite des Flusses bey (b) in einen Kanal (b c), der meist durch Felsen gehauen ist (er wurde von Bernini angegeben und unter dessen Leitung ausgeführt und heißt auch deßhalb l'emissario di Bernini), und sich als ein kleiner Wasserfall in dem Felsenkessel zwischen der Villa des Vopiscus und den Tempeln der Vesta und Sibylle, diesen gegenüber bey (c) unter dem Namen der Stipa (ein zusammengedrängter Haufen) in die Tiefe herabstürzt. Außerdem, daß dadurch die Schönheit dieser so malerischen Stelle vermehrt wird, mag dieser Kanal hauptsächlich dazu gedient haben, einen Theil des Flusses darin abzuleiten, um etwaige Beschädigungen des Hauptwehrs, über welche er sich stürzt, desto bequemer wieder ausbessern zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Plutarch Parall. 77.

**) Nach der Meynung des Pater Volpi wären diese Seen nicht durch die Natur allein gebildet, sondern Kaiser Nero, als er bey ihnen seine prächtige Villa baute, hätte sie erweitert, und in diese Epoche fiele auch der Name des Orts Sublaqueum sowohl als die Gründung der Via Sublacensis. Früher aber habe nach alten Zeugnissen der Ort und seine Umgegend Mandrae geheißen, und zwar deßwegen, weil sich bey der Gelegenheit der großen Arbeiten, welche man sowohl bey Anlegung besagter Villa, als der Aquaducten und der Seen daselbst machte, eine Menge Lastthiere, Heerden und Sklaven dort versammelten, und ihre Wohnungen aufschlugen. p. Giuseppe Rocco Volpi De Tiburtibus lib. 18. Cap. 14.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

16.

Den festen Vorsatz, der hierauf in ihm entstand, suchten zwar während seines Nachtschlafs leichtfertige Träume ihm aus der Seele zu gaukeln; aber kaum verscheuchte der Morgen den Schlummer, so sammelten sich auch alle seine Gedanken wieder um das fromme Bild seiner geliebten Frau.

Seine Geschäfte am Orte machten nun vor Allem Anspruch auf seine Thätigkeit. Und wie er eben dasaß und schrieb, klopfte es an die Thüre, welche aus dem Zimmer der beyden Damen in das seinige führte. Der ganz leise guten Morgen! der ihm darauf geboten wurde, vollendete die reizende Gestalt der Wittwe, welche schon bey jenem Klopfen seine Einbildungskraft vor ihn hingezaubert hatte.

Hinüber mußte er. Er war es der eigenen Ehre schuldig, die Bekanntschaft zweyer sehr gebildeten Damen nicht auf unhöfliche Weise abzubrechen und um so fester entschlossen, den Vorwand von seinen Geschäften zu einer Reise zu nehmen, da ohnehin die Erklärung, nach welcher er eben geschrieben hatte, unter einigen Tagen gar nicht eintreffen konnte, und eher sich kein Schritt weiter thun ließ.

Einen neuen, ganz unerwarteten Eindruck aber machte die Art, wie die junge Wittwe dem Eintretenden entgegen kam, auf diesen. Der heitern Dame standen Thränen in den Augen; ihre Mutter war eben erkrankt. Der unmittelbar drauf aus dem Alkoven heraustretende Arzt bestätigte mit Achselzucken die schon besorgte Bedeutsamkeit ihres Uebels. Während sie mit ihm sprach, wollte Tangern sich wieder entfernen, aber sie bat ihn so dringend, noch einen Augenblick zu verweilen, daß er's unmöglich verweigern konnte.

Der Arzt verschrieb ein, jedoch erst dann anzuwendendes, Heilmittel, wenn der Schlummer, der sich einstellen zu wollen schien, vorüber seyn würde.

„O mein Freund — seufzte, als der Doktor hinweg war, die niedergeschlagene junge Frau — was wird das nun wieder einmal geben? Fast einzig mit den Bitterkeiten des Lebens vertraut geworden, muß ich bey jedem Unfalle mich immer sogleich auf das Aergste vorbereiten!“

Unter vielen Thränen gab sie ihm hierauf einen kurzen Abriß ihres an seltsamen Unglücksfällen überaus reichen Lebens. „Wahrlich — fügte sie hinzu — nichts als der mir verliehene heitere Sinn hat mir über so manche schreckliche Klippe hinausgeholfen. Er nur erhält mich aufrecht und der Trost, den mir oft gerade in der bösesten Zeit die Vorsehung zugesandt hat. So gewährt mir jezt Ihre werthe Bekanntschaft, der Umstand, daß Sie noch eine Zeit lang hier verweilen, die köstliche Beruhigung an diesem fremden Orte, wenigstens in den ersten Tagen, nicht ganz allein zu seyn, sondern mich im Nothfalle Ihres gewiß heilsamen Rathes erfreuen zu dürfen.“

Das Zutrauen in den von Thränen gerötheten schönen Augen konnte Tangern bey seinem weichen Herzen unmöglich Lügen strafen. Er wäre — so sagte er sich — ein Tiger gewesen, wenn er solches hätte täuschen und die, an sich ganz unnöthige Reise noch vornehmen wollen, um die arme Leidende ihres jezt einzigen Trostes zu berauben! —

(Die Fortsetzung folgt.)



Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen so spät erst von den Neuigkeiten des Jahres berichte, aber ich verschanze mich hinter den Gemeinplatz: es gibt nichts Neues unter der Sonne, und kann es in dem gegenwärtigen Falle dreist wagen, da sich hier in der That nichts Neues und Bemerkenswerthes zugetragen hat. Dieß würde freylich bemerkenswerth seyn, wenn es nur neu wäre. So lassen Sie uns auch lieber unbemerkt darüber hinweggehen. Was sagen Sie aber dazu, daß jezt ein Schauspieler aus Wien im Königstädter Theater seine Gastspiele als „Wölfin“ begonnen hat, als „Bär“ fortsetzen und als „Hund,“ wie es heißt, beschließen wird. Weil nämlich das Publikum jezt die Königstädter Schauspieler vergöttert, verwandeln sie sich in Thiere, um das Gleichgewicht und rechte Maß herzustellen. Und es wäre freylich gut, wenn die Vergötterten bald einmal möchten für gewöhnliche Schauspieler angesehen werden. Erstaunen werden Sie aber höchlich, wenn ich meinen Bericht mit der Neuigkeit fortsetze, daß Herr Raupach eine Mißgeburt auf die königliche Bühne gebracht habe, doch erinnern Sie sich an so manches Schiefe, was auch andere Söhne dieses Vaters durch ihre russische und türkische Kleidung, statt zu verbergen, erst recht zur Schau tragen, so werden Sie finden, daß dieß lezte Kind nur durch die Größe des Muttermahls sich von den übrigen Geschwistern unterscheide. Jedoch ragt es an Adel der Geburt über alle hervor, denn es rühmt sich von dem alten Fürsten der Dichter, dem edlen Spanier Don Pedro Calderon de la Barca, herzustammen. Wer kennt nicht „die Tochter der Luft,“ aber wer erkennt sie in der „mythischen Tragödie“ des Herrn Raupach „nach der Idee des Calderon“ wieder, da sie nirgend Calderonische Züge an sich trägt, sondern überall nur die Idee des Herrn Raupach personificirt. Die Ausführung dieser Idee kommt uns so vor, wie wir wohl glauben können, daß Holbein den Goetheschen Faust für die Bühne bearbeiten würde, so nämlich, daß von Goethe und Faust nichts übrig bleiben möchte als die Namen auf dem Theaterzettel; doch indem wir anklagen, haben wir die Nothwendigkeit des Beweises auf uns geladen.

Die beyden Calderonischen breyaktigen Dramen, welche unter dem Titel „die Tochter der Luft,“ den Calderonischen Charakter der Semiramis entwickeln, gehören zu den Schicksalstragödien dieses Meisters. Und zwar ist das Calderonische Schicksal sowohl von dem antiken als auch von dem modernsten so zu unterscheiden, wie die Vorstellung von der Allwissenheit Gottes, von den dunkelen Aussprüchen der delphischen Pythia und den zufälligen Einfällen irgend einer Zigeunerin oder sonstigen Wirkung eines beliebigen Fluches oder Ahnung-erregenden und erfüllenden

Dolches. Der erste Kreis Calderonischer Dramen nämlich enthält die Tragödie des ersten Christen; durch Aufgebung aller eigenen Wünsche und Begierden, und aller weltlichen Interessen und Thaten überhaupt das verkündete, geoffenbarte Himmelreich in sich lebendig zu machen, und seine Heldenschaft im Martyrthume zu beweisen. Ein zweyter Kreis läßt nach jener ersten Heiligung des Menschen, nach seinem Kirchenleben nun auch die menschlichen Interessen zur Darstellung kommen. Doch zunächst haben diese Zwecke, welche auch schon in dem ersten Kreise die einfache Entwicklung der Grundsituation vermannichfachten und verlebendigten, noch keinen weitern Inhalt als den der ganz inhaltslosen persönlichen Ehre, so wie den Schmerz, die Sehnsucht, die Eifersucht und Anbetung einer ritterlichen verehrenden Liebe, und die Kollisionen von Ehre und Liebe, Freundschaft und Treue in immer wechselnden, tausendfach veränderten Situationen, und was sonst menschlicher Inhalt ist, Familien und Staatszwecke werden nur zur Grundlage, zum allgemeinen Boden, auf welchem jene ersten Interessen sich trennen, bekämpfen und vereinen. Die glanzvolle Form, die Pracht der Bilder weiß die Armuth dieses Inhalts so zum Reichthum auszuschmücken, der Wechselgesang des Verses, die Melodie des Reimes, so die Stimme weiterer Anforderungen zu übertönen, die ganze Natur so ihren Reichthum zu spenden, und der berechnendste Verstand mit der vollendetsten Geschicklichkeit der Erfindung den einfachen Gang jener inhaltleeren Zwecke so zu verwickeln, zu verwirren und zum befriedigenden Schlusse zu führen, daß wir zwar in dieser spanischen Welt nicht die unsrige wiederfinden, aber sie doch als das erfreuende Bild einer schönen Vergangenheit vor uns können vorübereilen lassen. — Der dritte Kreis schließt sich den beyden Führern auf die Weise an, daß die Darstellung der menschlichen Zwecke und Handlungen nur als die Vollbringung des Willens der Vorsehung angesehen wird, indem der Mensch nur sein Schicksal vollführt. Dieß Schicksal ist dann entweder das allgemeine Schicksal der Eifersucht, oder der Liebe und Ehre, welches die ergreift, welche von diesen Mächten erfüllt sind, und dadurch dieß Schicksal zu dem ihrigen, und deßhalb zu einem auf bestimmte Weise gestalteten, machen oder es stellt sich noch selbstständiger als das Schicksal eines bestimmten Charakters. Dann hat es den Sinn, daß, was das Individuum vollbringt, nur die nothwendige Folge seines Charakters sey und die Anschauung der Nothwendigkeit zeigt sich eben darin, daß die Vorsehung diese Folgen beschlossen, und durch Träume und Weissagung verkündet hat. Ein solcher Charakter ist die Tochter der Luft. In welche Situationen die Ehre und Liebe kommen können, ist zufällig, und hängt, wie Calderon es selbst darstellt, von Wandschränken, Blumen, Schärpen und tausend anderen Glücks- und Unglücksfällen ab. Bethätigte aber früher der Held nur die Zwecke des Himmelreichs, und hat er sich in's Himmelreich erhoben, so wird jezt seine That zugleich Zweck der Vorsehung, und dadurch das nothwendige Schicksal seines Lebens. Weil aber sein Charakter, und die Folgen dieses Charakters den Inhalt ausmachen, welcher als vorausbestimmtes Schicksal erscheint, so ist die Entgegensetzung des eigenen inhaltlosen Willens ein leeres Gerede, an welches beym wirklichen Thun nicht mehr gedacht wird; erst nach der Ausführung, wenn das Schicksal nun dadurch eingetroffen ist, kehrt die Erinnerung an die Vorhersagung zurück, deren Wahrhaftigkeit sich rechtfertigt. Doch wird die That nicht darum ausgeführt, weil sie vorhergesagt ist, sondern darum, weil sie in dem darzustellenden Charakter liegt, und sie ist deßhalb nur vorhergesagt, weil sie jenem Charakter gemäß ausgeführt werden muß, und der Charakter sich als ein in sich nothwendiger beweisen soll. Ihn trifft nur sein eigenes Schicksal. Daher ist es nicht die Vorsehung, welche handelt, sondern das Individuum vollbringt sich, und seine innere abgeschlossene Welt; doch kommt die Reflexion, daß diese Vollbringung in sich selbst nothwendig, und von Gott gewußt und gewollt, so wie daß das bestimmte Individuum ein Zweck Gottes sey, hier noch mit zu einer selbstständigen Darstellung in astrologischen Weissagungen und in Träumen. (Die Fortsetzung folgt.)

London.

(Fortsetzung.)

In den Schauspielhäusern hat man seit Kurzem nichts Neues gegeben, man sagt aber, sie sollen eine Menge neuer Schau-, Lust- und Singspiele vorräthig haben. Kean ist wieder in Drurylane erschienen, und mit rauschendem Beyfall aufgenommen werden, und der Sünder scheint ganz über dem beliebten Schauspieler vergessen zu seyn. Der Franzose Laporte, welcher es unternommen, auf der englischen Bühne zu erscheinen, ist noch immer sehr beliebt, obgleich nicht zu läugnen, daß er in seiner eigenen Sphäre, dem hiesigen kleinen französischen Theater, mehr Beyfall zu erhalten pflegte — und auch verdiente. Es muß jedoch als ein Beweis der zunehmenden Humanität des Zeitalters betrachtet werden, daß der hiesige Pöbel nicht den Franzosen mit einem Schauer fauler Aepfel begrüßt hat. Aber Laporte ist nun einmal Mode, und geht in Kurzem nach Dublin, wo er ein sehr einträgliches Engagement hat.

Ich habe Ihnen oft Beyspiele von den Widersinnigkeiten in der englischen Gerichtspflege mitgetheilt, hier ist wieder eines: Vor wenigen Tagen wurde ein des Diebstahles angeklagtes Weib freygesprochen — nicht weil deren Unschuld bewiesen worden, oder auch das Zeugniß gegen sie zweifelhaft gewesen wäre, nein — weil die Anklägerin, oder vielmehr ihr Anwald, in der Anklageakte die gestohlenen Dinge das Eigenthum derselben nannte, sie aber nicht gerichtlich darthun konnte, daß ihr Mann nicht mehr am Leben sey, und es folglich nicht ihr, sondern ihres Mannes Eigenthum war, welches gestohlen worden — ein wahrhaft Salomonischer Ausspruch!

Vor einigen Tagen ereignete sich folgender Vorfall im Kanzleygerichtshof, der Großkanzler wandte sich nämlich auf einmal an zwey Advokaten, und sagte: „Meine Herrn, ich bin über die Sache Ihrer Klienten NN. und BB. zur Entscheidung gekommen: NN. brauchte den bewußten Kontrakt nicht zu halten.“ Die beyden Herrn standen, wie aus den Wolken gefallen; „Mylord,“ stammelte endlich der eine, „die Sache ist so lange her, daß ich mich der Umstände gar nicht mehr erinnere; ja ich weiß es sogar nicht einmal mehr, auf welcher Seite ich gewesen; indessen zweifle ich nicht, der Ausspruch werde allen Partheyen gefallen.“ Der andere Advokat meynte, „dieß sey kaum wahrscheinlich; erklärte aber, er befände sich in derselben Lage wie sein gelehrter Hr. Bruder, und bat nur, der Aktuarius möchte die Entscheidung niederschreiben, bis man sich der genaueren Umstände erinnert habe, damit dieselbe nicht vergessen werde.“ Denn es hat sich wirklich zugetragen, daß Entscheidungen in diesem Gerichtshofe wegen Befolgung dieser Vorschrift vergessen wurden, und langwierige Prozesse auf's Neue angefangen werden mußten. Und doch gibt es bey uns Leute die Zeter schreyen, wenn irgend Jemand das ehrwürdige Gebäude englischer Gerichtspflege, das Werk „der Weisheit unserer Väter“ anzutasten wagt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Ein Steinabdruck.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Februar 1827.

Die höchste Liebe kennt nur Ja und Nein, keinen Mittelstand, kein Fegefeuer, nur Himmel und Hölle.

Jean Paul.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

17.

Die Krankheit der ältern Dame nahm schon am Nachmittage einen noch weit bösartigern Charakter an. Der Doktor glaubte den, wahrscheinlich sehr schlimmen, Ausgang nicht auf seine Schultern allein nehmen zu können und brachte den berühmtesten Arzt in der dortigen ganzen Gegend mit vor der Kranken Bette. Auch dieser meynte, daß sie, wenn nicht besondere Umstände einträten, kaum den folgenden Tag erleben würde.

Als die Aerzte hinweg und nur noch die geängstete Tochter und Tangern im Zimmer waren, faßten die Schauer ihres Alleinstehens die allem Vermuthen nach bald Verwaiste. Tangern hielt es für Pflicht, alle Trostgründe aufzusuchen, aber was er ihr auch sagen mochte, schien sie nur tiefer in die wilden Wogen der Verzweiflung zu versenken.

Erst bey seinem Worte: „Wahrlich, so lange ich lebe, sollen sie nicht allein seyn!" erst da kehrte ihr Blick zurück aus der düstern Nacht zu ihm. Ihre Hand erfaßte die seinige, wie der in den Fluten Verunglückte die vom Ufer herüberreichende Baumwurzel, durch welche er Rettung zu finden glaubt.

Die Auslegung, welche sie ganz offenbar seinem Worte gab, traf ihn betäubend gleich einem Donnerschlage. Ihr Wesen nahm von diesem Momente eine völlige Hingebung gegen ihn an und aus ihren nassen Blicken quollen Ströme von Liebe, denen er nicht widerstehen konnte. Während er die schmerzliche Erläuterung jenes Wortes bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ruhiger geworden seyn würde, sich vorbehielt, bekam ihr ganzes Verhältniß unvermerkt eine andere Gestalt, und mit der Liebe, welche sie ihm nunmehr bey jeder Gelegenheit unverholen zeigte, entfaltete sich auch eine Liebenswürdigkeit an ihr, die, unterstützt von den feinsten Berechnungen der Koketterie, allmählig Sinne und Herz immer mächtiger gefangen nehmen mußte.

Die Nacht, welche gar oft mit dämonischer Gewalt auf die menschlichen Gefühle einwirkt, vollendete das Uebel.

Das Entzücken über die ganz unerwartete Besserung der Mutter warf die Tochter in ihrem Beyseyn an den Hals des Geliebten. Mit zwey Worten sagte sie der Patientin, was er ihr verheißen, und Tangern war außer Stande, die Frau, von der die Aerzte so eben geäußert hatten, daß ihre Herstellung einzig bey der sorgfältigsten Vermeidung aller widrigen Gemüthseindrücke möglich sey, merken zu lassen, daß der Segen, welchen sie mit Inbrunst über ihre Tochter und ihn aussprach, wie der tödtlichste Fluch auf seine Seele wirke.

18.

Die Befolgung der ärztlichen Vorschriften, die sich seit der für die Kranke eingetretenen gewissen Lebenshoffnung sehr vervielfältigt hatten, nahmen am Tage nachher die Aufmerksamkeit der jungen Wittwe besonders in Anspruch.

Dafür ging es auch, nach der Aerzte Versicherung, zusehends besser mit der Patientin, deren Natur sie eine beyspiellose Kraft zuschrieben. Tangern hatte auf mehrere Geschäftsbriefe umständliche Antwort zu geben, was ihm den ganzen Tag wegnahm. Als er fertig war, plagte ihn wie ein böser Geist der Gedanke der Pflicht, an seine Gemahlin zu schreiben, da er nun schon so lange ihrer Nachricht über das kranke Kind vergebens entgegengesehen hatte. Er mußte glauben, daß etwas Schlimmes vorgefallen, daß vielleicht sie selbst krank geworden war. Wie aber wäre er auch nur eines Wortes an sie fähig gewesen bey dem unglückseligen Verhältnisse, welches sich eingeleitet, in dem Labyrinthe, worein er sich gestürzt hatte? —

Einzig um der trostlosen Einsamkeit zu entfliehen, ging er in's Nebenzimmer. In einem ceremoniösen Tone, wie er gar nicht mehr zwischen ihm und der jungen Wittwe üblich war, begann diese: „Herr Baron, ich habe vorhin einen Fund gethan und wollte ihn dem Kellner abgeben, da sagte mir dieser, daß es vielleicht derselbe Gegenstand sey, den Sie am Tage Ihrer Ankunft hier vermißt hätten."

Und mit seinem Trauringe, den sie ihm vorhielt, wich ihm plötzlich alles Blut aus dem Gesicht. Er sank am Sopha, wo sie saß, zu ihren Füßen. Die Worte: „Wo fanden Sie den Ring?" bebten von seinen bleichen Lippen.

„Unter dem Sophakissen. Unstreitig ist er Ihnen vom Finger gefallen, als Sie, unmittelbar nachdem man Sie in dieses Zimmer gewiesen, hier Platz genommen hatten. Sie sind also verheirathet?"

Sein stummes Bekenntniß preßte ihr die Thränen in Strömen aus den Augen.

„Herr Baron — sprach sie — Sie haben unrecht, höchst unrecht an mir gehandelt. Verlassen Sie mich!"

„Und kostete es mir das Leben, so könnte ich das nicht in diesem Augenblicke! Ich könnte es nicht ohne Ihre Verzeihung!" rief er, ihre widerstrebende Hand mit Gewalt an seine Lippen pressend.

„Verzeihen soll ich Ihnen — erwiederte sie mit Heftigkeit — verzeihen, noch ehe Sie mir gelobten, Ihr Unrecht gut zu machen?"

„Wodurch, Theuerste, sagen Sie mir, wodurch? Mit Freuden, mit tausend Freuden soll es geschehen!"

„Seltsame Frage — antwortete sie, immer heftiger werdend — Ihre Schuld macht hier Ein Opfer durchaus nothwendig. Wer soll das seyn, ich oder die Person, von der dieser Ring herrührt?"

„Theuerste — rief Tangern aus — lassen Sie hierüber die Zukunft walten. Daß mein Herz Ihnen zugehört" — —

Ein plötzlicher, heftiger Fall dicht hinter der offenen Zwischenthüre schauerte Beyden durch das Mark. „Gott, was war das?" rief die davon aus dem Schlafe geschreckte Kranke im Alkoven. Das eingetretene, abendliche Dunkel vermehrte noch das Grauen. Lange starrten die junge Wittwe und Tangern nach der Thür, wo der Fall geschehen und wo kein Laut weiter zu vernehmen war.

Endlich erhob sich der Baron, um nachzusehen. Schweigend nahm er dem so eben Lichter herbeybringenden Kellner eins aus der Hand und eilte damit zu jener Thüre. Die böse Ahnung drohte ihm die Pulse zu zersprengen, als dort eine schwarz verschleyerte Dame am Boden lag. Seine Rechte ließ vor Kraftmangel das brennende Licht zur Erde fallen, als er mit der Linken den Schleyer aufhob, und ein völlig bleiches Leichengesicht, das Gesicht seiner geliebten Gemahlin, erblickte. Seine Sinne waren dahin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli 2c.

(Fortsetzung.)

Der dritte Theil endlich, welcher den Fluß selbst ausmacht, bildete bey (D) den sogenannten großen Wasserfall von Tivoli (la gran cascata di Tivoli), indem sich das Wasser über ein quer in den Fluß gemauertes Wehr (K) von einer Höhe von ungefähr 50 römischen Palmen (35 französische Fuß) herabstürzte, dann über Felsenboden forteilte, und durch die Neptunsgrotte, wo es ebenfalls wieder einen kleinen natürlichen Wasserfall bildete, sich in den vorhin genannten Felsenkessel, der Stipa ungefähr gegenüber, mit vielem Getöse niederstürzte. Ich unterlasse es, über die phantastische Eigenthümlichkeit dieses zauberischen Ortes etwas zu sagen, denn kaum vermag das ausgeführteste Bild, wie man neuerlich noch das Vergnügen hatte, hier eines von dem trefflichen Landschaftsmaler Robden aus Kassel *) zu sehen, mehr als den Schatten von solch einer wunderbaren Naturbildung wieder zu geben, und fahre daher in meinem Berichte fort. In dem Kessel vereinigt sich der Fluß wieder mit dem Wasser der Stipa und geht in die Grotte der Sirenen bey (F), verliert sich unter den Ruinen des ehemaligen Wasserfalls (jetzt ponte lupo genannt) und verschwindet, so daß man glauben sollte, er sey für immer vom Abgrunde verschlungen. Allein ein kleines Stück weiter kündigt das Geräusch sein Erscheinen wieder an, und nachdem er sich wieder in Absätzen [illegible] einer Höhe von ungefähr 220 Palmen (etwa 152 französische Fuß) über Felsentrümmer herabgestürzt hat, beginnt er seinen ruhigen Lauf, geht durch die römische Campagne und ergießt sich bey Rom unweit von Ponte Milvio (jetzt Ponte Molle) in den Tiberstrom.

*) Dieses Bild befindet sich gegenwärtig in Deutschland. Es ist mit der bekannten Treue, Gewissenhaftigkeit und Farbenkraft dieses Malers gemacht, und muß jedem Liebhaber der Landschaftmalerey große Freude gewähren.

Die hier gewöhnlichen starken Regen zur Herbst- und Frühlingszeit, welche seit sechs Jahren ausgeblieben waren, so daß alle Wasserleitungen an Mangel litten und viele Brunnen und Fontainen sehr kärglich Wasser gaben, stellten sich dieses Jahr mächtig ein, so daß alle Flüsse dadurch zu einer beträchtlichen Größe anschwollen. Der Anio, der wie alle Gebirgsflüsse, die einen kurzen Lauf haben, sich leicht vergrößert, wuchs stark an und wurde zu einem reißenden Strom und zwar in dem Maße, daß er sogar in der Campagne zwischen Tivoli und Rom, wo er ruhiger fließt, über seine Ufer trat und zu einer Höhe stieg, daß er über Brücken und Straßen ging, diese aufwühlte, und von jenen die Brustwehren niederriß. In Tivoli selbst aber brach er am 16ten November das gemauerte Wehr auf der Seite nahe beym rechten Ufer (V) durch, und zwar geschah dieß nach dem Berichte der dortigen Einwohner auf folgende Weise. Seit mehreren Jahren schon fehlten an dem Wehr unten auf dem Boden etliche Steinblöcke, so daß das Wasser nach und nach ein Loch ausspülte. Aus Nachlässigkeit versäumte man diesen Schaden auszubessern, und bey der eingetretenen vermehrten Kraft des Flusses mag das Wasser mittelst dieses Lochs, dessen Tiefe man nicht kannte, sich unter dem Wehr einen Weg gebahnt haben, hob dasselbe von dieser Seite in die Höhe, wodurch es zerplatzte und zusammen fiel. Durch diese Oeffnung, die etwa 15 Palmen (10 – 11 französische Fuß) anfangs betrug, stürzte sich nun der Strom mit seiner ganzen reißenden Gewalt, und führte einen großen Theil des angeschwemmten Kieses, aus dem sein Bett bestand, mit sich fort. Da der Fluß durch das Wehr an dieser Stelle seit 236 Jahren gespannt war, so hatte er in diesem Zeitraume so viel angeschwemmt, daß sein Bett schon in einer Entfernung von etwa anderthalb Miglien (anderthalb Viertelstunde) vor der Stadt künstlich erhöht war, so daß er auch von dort an schon anfing, den Kiesboden mit fortzureißen, und nicht eher aufhörte, als bis er wieder einen natürlichen Fall und sein ehemaliges Bett gewonnen hatte. Er verließ daher seinen vorigen obern Lauf, und geht jetzt unten 50 Palmen (35 französische Fuß) tiefer, und der Theil des Wehrs, welcher stehen geblieben, ragt als ein starkes Mauerwerk trocken hervor. Er unterwühlte nun, von der angegebenen Entfernung von der Stadt an bis zu dem Wehr auf beyden Seiten, die Ufer, und riß ganze Stücke von Feldern und Weingärten fort. Da er gegen das linke Ufer her in (O) eine starke Krümmung macht, so wüthete er auch auf dieser Seite desto gewaltiger, und als das Ufer, welches nur aus lockerem Erdboden besteht, untergraben war, so mußten auch die Häuser, welche noch dazu keine Fundamente im Boden hatten, sondern blos darauf hingebaut waren, zusammen fallen. Dieses geschahe dann auch noch in derselben Nacht vom 16ten Nov. auf den 17ten. Das im Plan durch die krumme Linie bezeichnete Stück (GH) ist die Grenze des eingestürzten Stücks. Die Anzahl der eingefallenen Häuser beläuft sich auf dreyßig, worunter der Pallast Boschi das beträchtlichste ist, sammt der kleinen Kirche S. Lucia. Obgleich dadurch zwey Hauptstraßen, Strada degl' Abbruzzi und Via Palatini (M und N) unterbrochen sind, und viele Einzelne dabey großen Schaden gelitten haben, so ist dieß doch noch nicht das Härteste, was Tivoli durch diese unglückliche Begebenheit getroffen hat, denn durch das Folgende leidet die ganze Stadt noch weit empfindlicher. Die Kanäle nämlich, welche das Wasser zu allen Mühlen und Werken in und außer der Stadt leiteten, liegen so hoch als früher das Flußbett oder das Wehr war, und da jetzt der Fluß fünfzig Palmen tiefer läuft, so ist denselben alles Wasser entzogen, so daß alle jene Gewerbsgebäude still stehen. Ein Haupttheil der Tivoleser Industrie ist daher gänzlich zerstört, es mußten sich eine Menge Menschen, die in jenen Fabriken ihr Brod fanden, entfernen, und die Einwohner Tivoli's, welche sonst für andere Frucht und Oel mahlten, mußten jetzt in der Umgegend ihre eigene Früchte mahlen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

(Beschluß.)

Eine Neu-Yorker Zeitung enthält eine sonderbare Begebenheit. Ein Arzt hatte spät in der Nacht einen Kranken zu besuchen, und band sein Pferd, das an eine Kalesche gespannt war, an einem Pfosten vor dem Hause an. Als er den Kranken gesehen hatte, und wieder einsteigen wollte, bemerkte er einen Mann am Kopfe des Pferdes, welcher eben die Zügel gefaßt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, streckte er ihn mit einem Faustschlage zu Boden, und sprang in die Kalesche. In demselben Augenblick sprang ein anderer Mann auf der entgegengesetzten Seite hinein und setzte sich neben ihn, während der Arzt schnell davon fuhr. Der Unbekannte, ein Gefährte des Diebes, den jener niedergeschlagen hatte, hielt ihn für diesen, und sagte ihm zu wiederholten Malen, welche Straßen er einschlagen sollte, um bald auf's Feld zu kommen; als er aber fand, daß dieser gar nicht auf ihn achtete, sondern immer weiter in die Stadt hineinfuhr, rief er am Ende ungeduldig: „aber zum Geier, wo führst du mich denn hin?“ — „In's Zuchthaus, du Spitzbube!“ erwiederte der Doktor. Bey diesem Donnerworte sprang der Kutschendieb aus der Kalesche, fiel aber mit dem Kopf gegen das Rad, das über ihn weg ging, und ihn halb todt liegen ließ.

Es ist vor Kurzem ein Prozeß hier vorgekommen, welcher in vielen Beziehungen mitgetheilt zu werden verdient. — Bekanntlich verlangt das englische Gesetz für die Zusicherung des Eigenthumsrechtes auf literarische Werke, oder dafür, daß es den Verfasser oder dessen Erben, oder jedem anderen, welchem derselbe sein Recht überträgt, für 28 Jahre und darüber, wenn der Verfasser länger lebt, gegen Nachdruck sichert, daß er erstens sein Werk in einem gewissen Amte, Stationer's Hall genannt, einschreiben lasse, und zweytens, auf Verlangen eilf Exemplare auf dem besten Papiere, worauf er das Werk drucken läßt, an die sieben Universitäten von England, Schott-

land und Irland, dem brittischen Museum und drey anderen Kollegien zu Edinburg und Dublin kostenfrey abliefere – eine Besteurung, welche schon viele Klagen erregt, und oft besonders bey Kunstwerken zur wirklichen Umgehung des Gesetzes geführt hat. So sind eben jezt z. B. Ansichten der vornehmsten öffentlichen Gebäude in England blos im Kupferstich, und ohne alle Erklärung erschienen, und dadurch von dieser Steuer frey, später aber wird eine Beschreibung ohne Kupfer nachfolgen, womit die öffentlichen Bibliotheken sich werden begnügen müssen. Die Steuer kann auch dadurch vermieden werden, daß das Werk blos für Subscribenten gedruckt wird, welches auch manchmal geschieht. Das Schlimmste aber bey der Sache ist, daß jene Bibliotheken, sobald nur ein einziges Exemplar von dem Verleger an einen Nichtsubscribenten verkauft worden ist, auf ihre Exemplare Anspruch machen können, selbst wenn dieser dem Schutze des Gesetzes entsagt, und es auf den Nachdruck ankommen läßt, welcher bey ausgedehnten Kunstwerken selten zu befürchten ist, wenigstens nicht für's Ganze. Diesem Rechte gemäß geschah es nun, daß die Vorsteher des brittischen Museums von dem Verleger eines großen botanischen Werks, Flora Graeca genannt, welches in Nummern, deren jede einen halben Band bildet, erscheint, und wovon bereits neun Nummern herausgekommen sind, die vier lezten Nummern forderten, und ihn deßwegen gerichtlich belangten. Diese Herrn, scheint es, hatten niemals an dieses Werk gedacht, bis Sir Joseph Banks, der einer der Subscribenten gewesen war, starb, und ihnen in seiner reichhaltigen Büchersammlung, die er nach dem Tode seines alten Bibliothekars dem Museum vermachte, die fünf ersten Nummern desselben zufielen. Nun zeigte es sich, daß der Ursprung dieses Werkes von einer Art ist, welcher es einer Anstalt, wie das brittische Museum, zur Pflicht zu machen scheint, die Herausgabe desselben durch ihre Subscription aufzumuntern, wie auch die beyden englischen Universitäten wirklich gethan haben, aber so weit ging die Großmuth der Vorsteher nicht; der Oxforder Professor Sibthorpe, welcher im Jahre 1796 starb, hatte nämlich in seinem Testamente ein Gut angewiesen, von dessen Ertrag dieses Werk in zehn Foliobänden, jeden zu 100 Kupfern, und in eben so vielen Oktavbänden, ohne Kupfer, herausgegeben werden sollte, und zwar jedes Jahr ein Band von jeder Ausgabe. Aber das Gut erträgt nicht mehr als 220 Pfund des Jahres; und die Unkosten für die Herausgabe der vier ersten Bände, welche erst im Jahre 1806 anfing, betrugen schon 8300 Pfund Sterling, während die Einnahme für die verkauften Exemplare sich nicht über 3663 belief. Man nahm jezt seine Zuflucht zu Subscriptionen, und vermochte in ganz Großbritannien nicht mehr als 27 Subscribenten für das größere Werk zu finden, worunter die beyden genannten Universitäten und die beyden Testamentsvollstrecker des Stifters, aber nicht Einen für die kleinere zu finden; und so beschloß man das Werk in Nummern, deren jede zwölf Guineen kostet, herauszugeben, und druckte nicht mehr als man wirklich Subscribenten hatte, von denen sogar einige durch den Tod eingegangen sind. Die Angeklagten stellten auf diese Weise das Ungerechte des Verlangens vor, und zeigten, daß die Unkosten für den erneuerten Druck der verlangten Exemplare, besonders wenn die übrigen zehn öffentlichen Bibliotheken gleichfalls auf ihrem Recht bestehen sollten, so groß seyn würden, daß das Werk nicht fortgesezt werden könnte. Alle diese Vorstellungen aber vermochten nichts gegen das Gesetz; und der Verleger würde verurtheilt worden seyn, wenn es sich nicht zu seinem Glücke gefunden hätte, daß ein Band bereits herausgegeben war, als das jetzige Gesetz gegeben wurde, so aber wies die Jury auf die Weisung des Richters die Klage ab.

Berlin, im Januar.

(Fortsetzung.)

Da nun aber in dem christlichen Gott nicht zugleich auch das Prinzip des bestimmten Charakters liegt, so muß die Poesie, wenn sie ihn als nothwendig und von Gott herkommend darstellen will, an die Stelle des christlichen Gottes einen poetischen setzen, der das Prinzip des bestimmten Charakters in sich enthält. Dieß ist z. B. in der Tochter der Luft so dargestellt, daß eine Nymphe Arceta, die sich ganz Dianens Dienst geweiht, und die Liebe eines Jünglings, der für sie glühte, verschmäht hatte, dennoch einst von diesem Jüngling überrascht, durch Zwang erdulden mußte, was sie willig nicht schenken wollte. Aber mit rächender Sprödigkeit tödtete sie den Unedlen, und als nun endlich die Zeit herankam, wo die Frucht jener strafbaren Liebe das Licht der Welt erblicken mußte, sandte auch Diana die vierfüßigen Raubthiere des Waldes, das Kind der betrogenen Sprödigkeit zu tödten, aber Venus ließ es durch die Thiere der Luft vertheidigen, so daß ihr Priester es finden und auferziehen konnte. Doch verkündete ihm Venus diese Tochter der Luft. Diana, die stete Feindin der Venus, werde die ihr angethane Schmach rächen wollen, und Semiramis Loos sey daher, durch sich selbst unterzugehen. Nachdem sie tausend Schrecken erzeugt, und einen nie besiegten König zum Tyrannen umgewandelt, so ist denn also der Charakter weiblicher Herrschsucht durch diese Geburt der Semiramis, durch den Haß der Nymphe und der Diana gegen die Liebe allegorisch bezeichnet. Denn die antiken Götter haben bey Calderon die klassische Bedeutung, ihren Inhalt vollendet darzustellen, verloren, und sind zum bloßen Bilde, zur Metapher herabgesezt. Wie aber Calderon zu diesem Charakter weiblicher Herrschsucht komme, ist leicht zu sehen. Denn die Sprödigkeit ist die Ehre des Weibes, die Jungfräulichkeit der schönste Schmuck und die Liebe in stetem Kampf mit der Sprödigkeit. Befreyt diese sich nun von allen Fesseln der Liebe und schwingt sie sich zur Alleinherrscherin auf, so wird sie in ihrer lezten Vertiefung zur weiblichen Herrschsucht, die nichts beugen kann, sondern der sich Alles unterwerfen soll. Doch indem die Liebe die eigentliche Natur des Weibes, und die Sprödigkeit nur die Waffe gegen alles Ehrlose ist, so wird die Sprödigkeit der lieblosen Herrschsucht und des ungebeugten Stolzes zugleich die Schuld und der Untergang der übermüthigen Königin, die Strafe und Vorhersagung der Venus. Daß die Liebe aber zur Natur des Weibes gehöre, zeigt Semiramis darin, daß sie, wohin sie kommen mag, Liebe verbreitet, und auf diese Weise den unbesiegten König in einen Tyrannen verwandelt, indem ihre Schuld darin besteht, die Liebe, die sie anfacht, nicht zu theilen, sondern zum Mittel ihrer Herrschsucht zu verwenden. Wie hat nun Herr Raupach sogleich die ganze Geburt und Genealogie unserer Semiramis verwandelt. Der menschliche Ursprung, dem Venus und Diana, allbekannte Gestalten, eine wesentliche Bedeutung gaben, ist verschwunden, und Semiramis unmittelbar zur Tochter der Astaroth (Mond und Liebesgöttin erklärt der Theaterzettel) gemacht. Konnte die Bearbeitung nun, wenn sie überhaupt Sinn haben sollte, nur in dem Sinn unternommen werden, das Calderonische Stück dem heutigen Theaterpublikum näher zu rücken, so ist diese Veränderung gewiß so unzweckmäßig als möglich. Wer hat eine eben so bestimmte Vorstellung von der Göttin Astaroth als von Venus und Diana, und wer interessirt sich für die Astarothischen Kinder? Wollen wir am Schicksal der Semiramis Theil nehmen, so müssen wir ihre Raupach'sche Geburt vergessen, und nicht hinhören, wenn dieß Götterkind auf seine vornehme Abstammung pocht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 16. Februar 1827.

Die Liebe nimmt Alles, aber sie gibt Alles.

Jacobi.

Der Trauring.

(Fortsetzung.)

19.

Als des Barons Bewußtseyn zurückkehrte, saß er neben Celicien auf dem Sopha.

„Madame — sprach Frau von Soissons, die vor ihnen stand — da der Zufall Sie von der Hauptsache unterrichtete, so lassen Sie uns jezt bey dieser stehen bleiben. Nach dem Vorgefallenen kommt, meines Erachtens, Alles darauf an, ob die Erklärung dieses Herrn für Sie ausfallen wird, oder nicht.“

Hier wendete Frau von Tangern die starr vor sich hin gerichteten Augen mit einem ihr sonst gar nicht eigenen Mißtrauen und zugleich mit einer Gleichgültigkeit für Alles, wie es schien, nach ihm herüber.

Und er stürzte vor ihr nieder und rief mit einer wahrhaft herzerschütternden Kraft: „Du, nur du bist mein; nur dir kann ich angehören, meine süße, inniggeliebte Seele!“

Sogleich warf die Andere seinen noch in ihrer Hand befindlichen Trauring auf den Tisch, eilte im größten Zorn hinweg, warf die Thüre hinter sich zu, schob den Riegel vor und noch nach mehreren Stunden war ihre Wildheit und ihr Schluchzen vernehmbar.

Die Begebenheiten bis zu jenem Falle hatten übrigens folgenden Zusammenhang: Trotz dem besten Anscheine der Besserung und den Tröstungen der Aerzte, nahm bald nach des Barons Abreise vom Hause seines Sohnes Krankheit die schlimmste Wendung. Er starb. Und um in dem Wiedervereine mit ihrem Gemahl die einzige Beruhigung aufzusuchen, die ihr geblieben war, reisete die gebeugte Mutter sogleich ihm nach. Im Gasthofe angekommen, wo er wohnte, eilte sie nach dem Zimmer, das man ihr als das seinige bezeichnete und so erstarrte sie dort hinter der Zwischenthüre vor seinem Gespräche im Nebengemache, bis sie bewußtlos zur Erde stürzte.

20.

Der Verlust des inniggeliebten Sohnes hatte Celicien in tiefen Gram versenkt und das verlorne Zutrauen zu dem Gatten ihr Leben im Innersten zerrüttet. Durch jene wahrhaft entsetzliche Scene eine ganz Andere geworden, wußte, nach ihrer Heimkehr mit dem Gemahl, Niemand mehr, was er von ihr halten sollte. Sie sprach nur noch das Nothwendigste, äußerte Mißtrauen gegen die bewährtesten Personen und bat um Gotteswillen, ihr die Trostversuche zu ersparen, weil aller Trost einzig von oben ihr kommen könne.

Dieser verklärte auch unverkennbar ihr Gesicht an dem Abende, wo sie, nach fortdauernder Abnahme ihrer Kräfte, die irdische Laufbahn beendigte. Schon an dem Tage als sie ihres Gatten Verbrechen inne geworden, hatte sie ihm völlig verziehen, aber der einmal erwachte Argwohn, seine, seit jener Scene ihr ganz verändert vorkommende, geistige Gestalt war fortdauernd zwischen ihn und sie getreten, und selbst

wenn ihr Auge einmal die frühere innige Liebe zu ihm darthat, befiel solches dann wieder gewöhnlich ein Zagen, eine Versteinerung, das auch seine zärtlichsten Zusagen nicht verbannen konnten. Als sie sterbend von ihm Abschied nahm, besorgte er daher in jedem Momente diese grausame Seelenfolter. Er fürchtete, daß sie so ihn verlassen werde. Aber es war nicht der Fall. Ihre Hand zuckte zum lezten Male in der seinigen, ihr Blick verging mit einer wahrhaften Engelsmilde in seinem Blicke. Auf ihren erblaßten Lippen schien noch ein Segen für ihn zu schweben. Uebrigens nahm sie die Begebenheit, welche wahrscheinlich ihren Tod so schnell herbeyführte, als das tiefste Geheimniß mit in ihre Gruft.

21.

Mit Standhaftigkeit scheuchte Tangern alle Versuche der Verwandten und Anderer, ihn zu zerstreuen, von sich. Am meisten von Allen vermied er Frau von Hüning, welche, geschieden von ihrem Gemahl, in seinem Wohnorte so eben einen zweyten aufzusuchen schien und mit des Barons Hand unstreitig gar nicht unzufrieden gewesen seyn würde.

Sieben Monate waren verstrichen, seitdem man Celicien an die Seite ihres Söhnleins zur Ruhe gelegt hatte. Niemand schien weiter an die fortdauernde stille Trauer ihres Gemahls zu denken. Allmählig seines blassen, ernsten Gesichts gewohnt, störte ihn kein Mensch weiter mit Bemühungen, ihn zum gesellschaftlichen Leben zurückzuführen.

Desto größer aber war die Störung, welche der eben aufsprossende Frühling in ihm hervorbrachte. Das helle, frische Laub der Bäume, der grüne, glänzende Teppich, den die Natur über die Erde breitete, führte ihm die ganze unglückliche Zeit der Reise zurück, welche das Grab seines Friedens geworden war.

Und als er nun Alles that, um durch wissenschaftliche Forschungen die Gedanken von den vorjährigen schrecklichen Ereignissen möglichst abzukehren, da trat eines Morgens Frau von Soissons zu ihm herein, reizender als er sie noch gesehen. Aber ihr Eindruck auf ihn war ganz verschieden von dem, den sie einst auf ihn gemacht hatte.

„Fanden Sie Niemand, gnädige Frau, der Sie melden konnte?“ fragte er, vom Stuhle aufspringend.

„Mein ausdrückliches Verbot“ — stammelte sie, vor dem zunehmenden Unwillen des Barons die Fassung verlierend.

Er klingelte. „Wer heißt ihn auf Verbote achten, die nicht von mir kommen? fuhr er den herzueilenden Bedienten an. Er hätte wissen können, daß diese Dame im Irrthume war, als sie zu mir wollte. Führe er sie nun auch wieder zurecht.“

„Herr Baron“ — sprach die Gedemüthigte, und ein Gemisch von Grimm und bitterm Schmerz gaben Ton und Miene zu erkennen. Aber Tangern rief in höchster Wuth: „Nur fort, fort!“ —

Bis gegen Abend war noch kein Wort wieder aus seinem Mund gegangen. Er hatte das Mittagsessen hereinbringen und unberührt wegtragen lassen: den Kaffee auch. Als der Bediente ihm erzählte, daß die hinweggewiesene Dame fast den ganzen Tag beym Oberst Horsten zugebracht habe, verfinsterte sich sein Gesicht immer mehr. Nicht über die Sache, nur über den Bericht. Er scheuchte auch endlich den Diener mit einer drohenden Geberde hinweg.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli rc.

(Fortsetzung.)

Noch härter wird das Unglück durch den Zeitpunkt, in welchen es fiel, nämlich jezt sollte eben das Oel gepreßt werden, was nicht zu verschieben ist, wie man es bey der Frucht thun kann. Auch wird das Zerstörte bis zum Frühjahr, wo der Fluß wahrscheinlich noch einmal anschwillt, nicht so weit wieder hergestellt seyn können, daß nicht wieder Schaden dadurch entstehen dürfte, und das zwar aus Gründen, die man aus dem Weitern ersehen wird. Hat nun Tivoli in seinen Nahrungszweigen beträchtlich gelitten, so hat es nicht minder hinsichtlich seiner Schönheit verloren, denn nicht allein seine große Cascata ist verschwunden, sondern auch die in ihrer Art so einzigen und reizenden Cascatellen, deren Entstehung oben beschrieben wurde, sind nicht mehr. So schön auch noch an sich das Thal ist, so hat es doch eine Hauptzierde verloren, die kein Auge unbefriedigt ließ. Eben so hat die Villa d'Este all ihr Wasser eingebüßt, das ihr in mannigfaltigen Fontainen und Wasserspielen eine so große Zierde gab. Geht man jezt die alte Straße (L) (Via Constantiana) hinauf nach Tivoli, so wird einem wundersam zu Muthe. Längs dieser Straße floß nämlich vorher auf einer Seite das Wasser in einem offenen Kanal aus der Villa d'Este wieder ab, und machte durch sein Geräusch viel Leben. Jezt ist daselbst Alles still und todt. Aengstlich geht man weiter, um endlich das volle Maß der Verheerung zu schauen. Denn das gleiche Schicksal nimmt man in der Villa des Mäcenas wahr. Waren früher die alten Ruinen durch Wasser und Gewerbe belebt, daß sie einen fröhlichen Eindruck machten, so stehen sie jezt öde und verlassen da. Eben so hat die oben erwähnte Stipa ihr Wasser verloren, weil der Kanal von Bernini ebenfalls die Höhe des vorigen Flußbettes hat, und jener bezeichnete Felsenkessel voll magischer Schönheiten hat doppelt eingebüßt, nämlich sowohl durch den Verlust des kleinen Wasserfalls, als auch, weil sich

der ganze Fluß jetzt durch die Grotte des Neptuns stürzt, so daß man sich dieser nicht nähern kann und sie auch wegen der Menge des Wassers nicht ihren frühern schönen Anblick gewährt. Allein diesem Schaden wird sich bald leicht wieder abhelfen lassen, wie der Verlauf dieses Berichtes zeigen wird.

Der Schrecken, welcher die Einwohner Tivoli's im ersten Augenblick ergriff, war groß, und die Verwirrung nahm noch besonders in der Nacht vom 16ten November auf den 17ten zu, da immer noch Häuser einstürzten. Sogar die vom Fluß entfernter Wohnenden räumten ihre Häuser aus, weil sie nach ihrer eigenen Aussage in der ersten Betäubung sich gar nicht vorstellen konnten, wohin der Fluß seine Richtung nehmen, noch wo die Verheerung enden werde, obwohl bey ruhigem Blick gleich anfangs wahrzunehmen war, daß nur diejenigen, welche in der unmittelbaren Nähe des Flusses wohnen, gefährdet seyn konnten, indem derselbe bey seinem Tiefersinken seinen Lauf, der Richtung nach, nicht mehr zu verändern vermochte, ja er hat dadurch sogar ein weit sichereres Bett als zuvor gewonnen. Immer war es aber ein großes Glück, daß dieser verderbliche Vorfall bey Tage seinen Anfang nahm, so daß die Leute Zeit hatten, ihre Häuser noch schnell zu räumen, und kein Mensch dabey umkam, was vielfältig der Fall gewesen seyn würde, wenn das Ereigniß zur Nachtzeit die Menschen schlafend in ihren Häusern überfallen hätte.

Den andern Tag, als den 17ten November, kam sogleich eine Deputation, welche aus dem Bischof und den Vornehmsten der Stadt bestand, nach Rom zum Papst. Se. Heiligkeit gab durch das Organ der Behörden die angemessenen Befehle, damit weiterem Schaden Einhalt gethan werde. Die genommenen Maßregeln sind dem Ganzen nach meist lobenswerth, doch fehlt der Ausführung, wie den meisten hiesigen Unternehmungen, die gehörige Energie. Sie bestehen darin, daß man den Fluß theils in den von Bernini gemachten emissario, der zu diesem Behuf bis zur Tiefe des nunmehrigen Flußbettes ausgegraben wird, theils in einen alten Kanal (?), den das Wasser kürzlich unweit der ehemaligen großen Cascata aufgedeckt hat, dessen Richtung unter dem Boden man aber noch nicht kennt, leiten will. Dabey werden auf dem linken Ufer, besonders wo die starke Krümmung des Flusses sich befindet, Faschinen und Pfahlwerk angelegt, um den Fluß von dieser Seite nach dem andern rechten Ufer zu lenken, wo er, vermöge der Eigenschaft des Bodens, keinen großen Schaden thun kann. Da aber dergleichen Arbeiten hier so selten vorkommen, so geht man auch zum Theil etwas ungeschickt dabey zu Werke, indem den Ingenieurs alle Erfahrung mangelt. In Deutschland, wo man gewöhnt ist größern Flüssen, wie z. B. dem Rhein Schranken zu setzen, würde man dem Uebel schneller abhelfen. Auch würden daselbst die verunglückten Einwohner durch zahlreiche Beyträge von wohlthätigen Privatleuten unterstützt werden, woran hier gar nicht zu denken ist. Die Regierung muß hier Alles thun, und man muß gestehen, daß sie sich bis jetzt sehr hülfreich gezeigt hat. Der heilige Vater hat zu diesem Ende den Monsignore Niccolai, einen thätigen, entschiedenen Mann, mit ausgedehnten Vollmachten nach Tivoli gesendet, um das Ganze zu leiten. Seit seiner dortigen Anwesenheit ist auch eine größere Thätigkeit bey den angefangenen Arbeiten eingetreten. Er kann aber doch nur die Sache betreiben, aber nicht die zweckmäßigen Mittel vorschlagen. Es würde in der That schon hinreichend seyn, wenn man den ganzen Fluß, da er jetzt wieder so wenig Wasser hat, und noch immer mehr abnehmen wird, daß er mehr ein Bach zu nennen ist, rasch in den Emissario des Bernini leitete, so daß er bey der Stipa heraus käme, um alsdann desto bequemer im Flußbette und an den Ufern diejenigen Arbeiten vorzunehmen, welche man für gut findet, statt daß die Leute jetzt ohne Ordnung vertheilt sind, sich zum Theil mit unnützen Arbeiten abquälen, und nichts mit Schnelligkeit zu Stande kommt, was doch bey dergleichen Vorfällen die Hauptsache ist.

Was die Regierung in der Folge thun wird, weiß man noch nicht. Es dürfte aber auch lange dauern, bis zur Herstellung des ehemaligen Zustandes etwas Bestimmtes beschlossen und ausgeführt wird, indem hier gewöhnlich die Berathungen viel Zeitaufwand kosten, und bey der Ausführung sich die Schwierigkeiten nur noch mehr anhäufen, da gewöhnlich diejenigen, welche damit beauftragt werden, die Hindernisse vermehren, statt sie schnell aus dem Wege zu räumen, wodurch denn auch die Arbeiten so in die Länge gezogen werden, daß der Papst bey dem besten Willen gar manches nicht zu Stande bringen kann, weil ihm die Leute zur Ausführung fehlen. Diesem Uebelstande ist hier gar nicht so leicht abzuhelfen als manchem scheinen möchte, aus Gründen, die nicht hierher gehören. So viel ist aber gewiß, daß der jetzt regierende Papst dieß gar wohl einsieht, denn er soll, dem Gerüchte nach, bey einer Gelegenheit selbst einmal geäußert haben, mi mancano le braccia (es fehlen mir die ausführenden Hände).

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefstellen.*)

Paris, December 1826.

. . . . . . Was kann ich Ihnen denn Neues von den Theatern sagen? – erstlich, daß ein ganz neues erbaut wird, der eben fertig gewordenen Börse gegenüber, die sehr schön ist. Man spricht von allerley, was auf dieser neuen Bühne

*) Die üblichen Korrespondenz-Artikel der literarischen Tagesblätter sind meist mit dem Vorwissen geschrieben, daß sie öffentlich erscheinen werden. Diese Auszüge wirklich empfangener Briefe aber, die wir hier geben, dürften vielleicht, eben weil sie keineswegs für den Druck bestimmt waren, außer dem Interesse, das die Wahrheit immer an und durch sich selbst hat, auch noch den Reitz frischer, nicht bereiteter Lebendigkeit, und das Anziehende unbewußter, ächt-individueller Farbengebung haben. Die Einsender.

gegeben werden soll, unter andern, daß Blangini's kleine Opern dort einstudirt werden. Das halte ich nun für ein gewagtes Unternehmen, weil kleine wie große Opern, um Vergnügen zu machen, dort gut gesungen werden müssen, und da ein großer französischer Sänger nicht angenehm singt, so singt ein kleiner unangenehm. Genug ich denke mir nichts Erfreuliches davon, indem dergleichen früher das Théatre de Madame fast stürzte. Etwas halbes kommt hier schwer durch. Die italienische Oper ist jezt verriegelt und versiegelt, man spielt schon seit mehreren Monaten nicht. Die Pasta *) singt in Neapel ohne Beyfall; die Italiener legen keinen Werth auf Spiel, sind bey der Oper nicht gewöhnt hinzusehen; ihre Stimme tönt ihnen nicht in dem ungeheuer großen Saale. Im Ganzen soll jezt in Italien die Musik ganz und gar herunter seyn, so berichtet unser sehr einsichtsvoller Freund NN., der eben von daher zurückkommt. Im Théatre de Madame gibt man das schönste Stück, was Scribe noch schrieb: le mariage de raison. Es hat mir ungemein gefallen; doch soll ein neueres im Vaudevilletheater noch besser seyn, es heißt: la mère au bal et la fille à la maison. Im Théatre français schreyt die Duchesnois, man weiß nicht recht ob über den verlorenen Talma, ob über Agamemnon, Hippolyt, Leicester; genug sie schreyt. Die Mars spielt ihr Repertoir durch. Die große Oper hat le siège de Corinte, von Rossini, gegeben, wobey man sich eben so langweilt, als er dafür übermäßig belohnt ist. Feydeau hat Unglück mit einer neuen Oper: Fiorilla; sie gefällt nicht, obgleich das Stück von Scribe ist. Da haben Sie alles Neue; das Allerneueste aber ist, daß wir jezt hier auf ein anderes großes Schauspiel gespannt sind, das die Eröffnung unserer Kammer uns bald geben wird, und welches . . . . . .

Berlin, im Januar.

(Fortsezung.)

Daß Diana und Venus die wirkenden Mächte bey der Geburt waren, daß Venus das Schicksal der Semiramis voraus verkündet, ist das einzig Mythische in dem Calderonischen Stück, die spätere Entwicklung ist nur eine Entwicklung des durch jene Mächte und ihren Streit bezeichneten Charakters, die Raupach'sche Tragödie aber kündigt sich als mythisch überhaupt an, und so soll denn jene Abstammung von der Göttin Astaroth, so wie die zwecklose, unmäßige, und ganz unbestimmte Herrschlust unserer Heldin, und ihr mystischer Traum von der Vermählung mit dem großen König in Osten vielleicht eine weitere Bedeutung haben, die uns jedoch nicht hat klar werden wollen. Wenigstens sind Calderons Zwecke deutlicher ausgeführt, und ein Hauptfehler der Raupach'schen Bearbeitung liegt in der Auflösung dieser bestimmten Zwecke, wodurch das Stück zu planloser Unbestimmtheit verschwimmt. Werden wir doch vom todten Meere nach Ninive, von dort an den Euphrat, von dort nach Baktra, dann wieder nach Medien, nach Babylon, zurück nach Medien, und zulezt nach Indien umhergeschleppt. Soll etwa Semiramis die plan- und zwecklose, durch sich selbst wieder untergehende asiatische Eroberungssucht und Prachtliebe seyn? Ein solcher allgemeiner Hintergrund blickt wenigstens hindurch. Wie bestimmt und in sich abgeschlossen und begründet ist dagegen die Calderonische Semiramis. Aber es ist Zeit, daß wir auch einige einzelne Proben geben. Calderon beginnt sein Stück mit der Rückkehr des Ninus, aus einem Feldzug nach Ascalon, derselben Gegend, wo Semiramis eingesperrt ist; der Feldherr Menon empfängt und begrüßt den siegenden König, und erhält, als glänzenden Lohn der Tapferkeit, die Statthalterschaft von Ascalon. Diese ganze Scene, welche bey Calderon nothwendig ist, um die Sonne der königlichen Gnade über Menon aufgehen zu lassen, damit nachher die Verfinstrung dieser Sonne durch Semiramis, die durch Venus gedrohte Umwandlung des nie besiegten Königs in einen Tyrannen, desto dunkler sey, streicht Herr Raupach sogleich weg, obgleich er Menon mit der Hauptperson erhebt, und sogar zum Grunde von Semiramis Untergange macht. So muß Herr Raupach denn sogleich mit der Scene beginnen, wo Menon Semiramis aus ihrer Gefangenschaft, in welcher sie der Priester der Venus gehalten hatte, durch Zufall befreyt. Bey Calderon tritt Semiramis gemessen, selbstbewußt und sicheren Geistes aus ihrem Kerker, indem sie sogleich selbst ihr bisheriges Leben und die Prophezeihung ihres Zukünftigen erzählt. Herr Raupach dagegen legt diese Erzählung unbedingt dem Priester in den Mund, und läßt die Befreyte dann wild und unbändig herausstürzen, und nichts als Lebensgier beweisen. Wie denn überhaupt bey der bearbeiteten Semiramis alles nur als Temperament und bewußtlose Leidenschaft erscheint, was bey Calderon sich als fester, selbstbewußter Charakter ausspricht. Außerdem fehlt der Raupach'schen Prophezeihung ihres drohenden Geschicks alle Bestimmtheit, sie soll nur Greuel überhaupt verursachen, eine Unbestimmtheit, welche mit der Maßlosigkeit des nachher gezeichneten Charakters freylich konsequent Hand in Hand geht. Warum hat aber ferner Herr Raupach den ergötzlichen Bauer, den Thalo, den steten, künftigen Begleiter der Semiramis, ganz ausgelassen den Calderon darum an Semiramis knüpft, weil er ihr närrisches Gegenstück ist, und in vollendeter Unselbstständigkeit sich erst von seinem Weibe und dann von jedem Zufalle auf der Nase spielen läßt. Warum, fragen wir weiter, hat Herr Raupach bey diesem allgemeinen Schiffbruch der Calderonischen Reichthümer nicht wenigstens einige Bilderjuwelen gerettet, sondern an die Stelle der ächten Krondiamanten nur immer seine eigenen böhmischen Steine gesezt? Der Glaube ferner, daß dem Publikum die feinen Darstellungen und Situationen des Calderon nicht klar werden würden, und daß deßhalb diese sauberen, lebendigen Gemälde erst müßten mit einem Dekorationsmaler-Pinsel überfahren werden, um deutliche Gestalten zu zeigen, ist eine unverzeihliche Beleidigung, und die Zuversicht, diese breiten, und dennoch unbestimmten Raupach'schen Figuren würden besser in's Auge fallen, als die fest in sich abgeschlossenen Calderonischen, beweist eine Eitelkeit, die wir kaum einer Dame verzeihen möchten, wenn sie auch als Schriftstellerin herrschsüchtiger wäre wie Semiramis als Königin.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Ein Aufsatz in diesen Blättern, der von jener tragischen Darstellerin handelt, hat mannichfache Schicksale erfahren. Eine Zeitschrift hat ihm die Ehre erwiesen ihn wörtlich nachzudrucken — eine andere, in einem Korrespondenz-Artikel aus Wien erwähnt desselben, bey Gelegenheit, daß man die Pasta in der Kaiserstadt erwartet. Die vergötterte Pasta, sagt dieses Journal, denn so sey noch Niemand vergöttert worden als diese Sängerin im Morgenblatte. Von der Sängerin ist in jenem Aufsatze (der ebenfalls eine Briefstelle ist) nur beyläufig die Rede, von der tragischen Schauspielerin aber wird in der That mit Enthusiasmus gesprochen — jedoch keineswegs mit üblich leeren Interjektionen, mit stereotyper Lobhudeley, sondern ihre Darstellung der Desdemona ist, so treu als es mit Worten möglich war, wieder gegeben, ihre Grundauffassung dieser Rolle nachgewiesen worden. Auf welche andere Weise könnte die Kritik ihren Enthusiasmus rechtfertigen, und sich von alberner Vergötterung unterscheiden? Es gibt in dem gebildeten Wien noch viele nicht italienisirte Deutsche, die das tragische Genie der Pasta beachten, und ihm Gerechtigkeit anthun werden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Februar 1827.

Der fällt am tiefsten, der stolz genug ist in seine Tugend kein Mißtrauen zu setzen.

Gellert.

Der Trauring.

(Beschluß.)

22.

Der Oberst Horsten ward ihm angekündigt. Noch nie, selbst nicht bey der größten Feyerlichkeit, hatte Tangern ihn in Uniform gesehen. Dießmal blickte sie aus dem Mantel, den er trug, hervor.

„Lange — so begann der Mann, und sein Blick schien in der Flamme des Zorns verlodern zu wollen — lange glaubten wir, einzig das Ableben Ihres Kindes sey die Ursache des Verwelkens meiner geliebten Nichte in ihrer schönsten Lebensblüthe. Endlich aber ist das scheußliche Geheimniß an's Licht gekommen. Sie, Baron — Sie haben Ihr herrliches, tugendhaftes Weib ermordet, und wissen, was ich auf diesen Fall für meine Pflicht achte!"

Hiermit legte er den Mantel ab und zog zwey Pistolen aus demselben hervor.

Tangern lachte laut auf. „Da, da! rief er aus, die Brust entblößend, immer zu!"

Der Oberst trat zurück. Das Auge des Barons und sein ganzes Benehmen trug die Zeichen des Wahnsinns. Mit gieriger Lust funkelte es nach den Schießgewehren hin. Der Oberste riß sie hinweg und ging. Der Arzt, den er schickte, mußte die gewaltsamsten Maßregeln anwenden, den in Kurzem völlig Rasenden gegen sich selbst zu sichern.

23.

Erst nach sechs Wochen ließ sich das Uebel zu einer dauernden Besserung an. Der Oberst hatte inzwischen auch seinem Zorne Einhalt gethan. Die Erwägung, daß seine Nichte völlig versöhnt mit dem Gatten aus der Welt gegangen war, nahm ihm die Rache aus der Hand. Es ging so weit, daß er, eingenommen durch die Darstellung der Frau von Soissons von den Umständen, sogar zuletzt den Gedanken faßte, durch Tangerns Vermählung mit ihr die beyderseitige Lage zu verbessern. Denn den Empfang, welcher der Wittwe durch den Baron wiederfahren war, schrieb er schon auf Rechnung des Wahnwitzes. Frau von Soissons selbst schien sehr geneigt zu Annahme dieser Vermuthung. Uebrigens verhehlte der Oberst ihr nicht, daß die Aerzte den seit einiger Zeit in eine stille Schwermuth Gerathenen keineswegs vor allen Rückfällen in jene schlimme Krankheit gesichert glaubten. Sie erklärte, ihre besondere Neigung zu dem Baron werde auch darein sich finden, was der Oberst für das Zeichen einer Liebe betrachtete, an deren Hand der Patient noch vielleicht am ersten der künftigen gänzlichen Heilung entgegen sehen könne.

Da sogar die Aerzte den Obersten in diesem Glauben bestärkten, so benutzte er endlich eine, dem Anscheine nach günstige Stunde, dem Schwermüthigen deutlich, aber behutsam in's Licht zu setzen, welch eines Unrechts er sich schuldig mache, indem er die Frau von Soissons als eine Theilnehmerin an dem Vergehen behandle, das er durch die Annäherung an sie gegen seine verstorbene Gemahlin begangen habe, und daß die Vermählung mit der Wittwe eine offenbare Schuldigkeit von seiner Seite sey.

Tangern beharrte jedoch darauf, von Wiedervermählung könne bey ihm nicht die Rede seyn. Dabey räumte er ein, daß er Unrecht haben könne und daß seine Abneigung gegen die Wittwe einzig auf die Art ihres Benehmens im Entscheidungsaugenblicke zwischen ihr und seiner Verstorbenen sich gründe, diese Abneigung aber unbezwinglich sey. Und wenn er auch — fügte er hinzu — sich aufopfern könnte durch eine Verbindung mit ihr, so würde doch dieß gewiß seine Schuld gegen sie eher vermehren als gutmachen.

Dessen ungeachtet dachte der Oberst seinen Plan zu dieser Heirath noch nicht aufzugeben. Um so mehr aber hielt er für Pflicht, zuvor noch recht genaue Erkundigung über Frau von Soissons einzuziehen. Das Resultat derselben war so, daß er dem Projekt völlig entsagte. Wenn auch Frau von Soissons nicht gerade eine Buhlerin zu nennen war, so gehörte sie doch zu denjenigen Koketten, von denen kein verständiger und gefühlvoller Mann sein Glück erwarten darf.

Die unglückliche Weissagung der Aerzte traf ein; Tangerns Wahnsinn kehrte wieder von Zeit zu Zeit. Ein wildes Lachen war gewöhnlich die Einleitung dazu. Arzneyen wurden fruchtlos dagegen angewendet.

Zuletzt verfiel er noch von selbst auf ein großes Beruhigungsmittel. Er suchte sich eifrigst in der schon von seiner frühesten Jugend an betriebenen Malerkunst zu vervollkommnen. Als er darin zu einer gewissen Fertigkeit gelangt war, beschäftigte er sich fast täglich mit der Darstellung des Porträts seiner verstorbenen Gemahlin. Obschon einzig aus seiner Phantasie genommen, da es kein nach dem Leben gefertigtes, ähnliches Bild von ihr gab, fand doch Jedermann seine Darstellung der Verstorbenen außerordentlich ähnlich. So malte er sie nach und nach in einer Menge Situationen aus ihrem gemeinschaftlichen Leben, stattete ein ganzes großes Zimmer damit aus und war nie glücklicher, als wenn er sich in diesem an den Darstellungen einer Lebensperiode ergözte, welche seine höchste Freude und seinen tiefsten Schmerz in sich faßte, und mit der sein eigentliches Leben gewissermaßen ganz aufgehört hatte.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach meiner Einsicht wäre in gegenwärtigem Falle das Einfachste, um Tivoli ganz in seinem vorigen Zustande wieder herzustellen, und diese Stadt auch künftighin für immer vor solchen Unfällen zu schützen, folgendes. Nachdem das noch vorhandene Wasser des Flusses in den Emissario geleitet wäre, müßte man das Flußbett so reguliren, daß die zu große Krümmung (O) wegfiele, was durch den Durchschnitt (ST) leicht zu bewirken wäre. Alsdann könnte man da, wo das gemauerte Wehr und die große Cascata sich befunden, ein anderes errichten, welches mit einem Schleußenwerk versehen wäre, so daß, wenn der Fluß im Frühling und im Herbst zu stark anschwellen würde, und den Ufern Gefahr drohete, man ihm durch eine breite Schleußenöffnung nach Gutfinden Luft machen könnte. Das Stück des linken Ufers, so weit die Gebäude der Stadt reichen, müßte mit einem Steindamm versehen werden, der nach Art der ciklopischen Mauern zu machen wäre und etwa nur von der nämlichen Höhe wie das Schleußenwehr angelegt seyn dürfte; der übrige Theil des Ufers aber bis zur Entfernung, wo der Fluß anfängt seinen Fall zu verändern, etwa eine halbe Miglie (eine halbe Viertelstunde) von der Stadt an, könnte blos mit einem leichtern Wasserbau von Faschinen und Pfählen befestigt werden. Auf dem rechten Ufer wäre sehr wenig zu machen, weil da zum Theil Felsenboden ist. Das Flußbett würde sich dann bald von selbst wieder erhöhen, besonders da dieser Fluß bekanntlich so viel Material mit sich führt, wie aus den vielen Felsenbildungen, die er hier geschaffen, zu ersehen ist, und man könnte das Wasser dabey ganz nach Willen reguliren, statt daß es jezt nach dem römischen Ausdrucke a suo capriccio läuft. Der Kostenaufwand würde aus doppeltem Grunde nicht so sehr bedeutend seyn, denn erstlich ist das Material ganz in der Nähe, indem der Berg bey (U), der von dem Fluß nur durch die Via Valeria (X) getrennt ist, ganz aus Felsensteinen besteht, die nur gesprengt und mit wenig Mühe in den Fluß hineingerollt werden dürfen, und zweytens müßten auch die Dimensionen der Dämme nicht sehr ausgedehnt seyn. Auf jeden Fall aber möchte die Nutznießung sowohl von dem wieder gewonnenen Terrain als von den wieder in Gang kommenden Mühlwerken und andern eben genannten Gewerbsgebäuden reichlich die Zinsen des angewandten Kapitals decken. Ob aber das jezige Geschlecht bey dem schon angeführten hiesigen schlaffen Gang Tivoli in seinen ehemaligen Stand wieder hergestellt sehen wird, möchte sehr zu bezweifeln seyn, der Verfasser dieses glaubt wenigstens nicht daran.

Nachdem ich nun gesucht habe, den Lesern dieser Blätter Tivoli in seinem jetzigen Ruin vor Augen zu führen, so halte ich es nicht für uninteressant, noch Einiges über die Beschaffenheit des früheren Laufs des Anio hinzuzufügen, das vielleicht nicht allgemein bekannt seyn dürfte, doch aber zur klareren Anschauung des Ganzen etwas beytragen kann. Es stellen sich hieber zunächst zwey Fragen auf. Erstens: war zu den Zeiten der Alten ein Wasserfall in Tivoli, und an welchem Ort war derselbe? und zweytens: ist das jetzige Niveau des Flußbetts das alte, wie man jezt glaubt, oder war dasselbe höher? Obgleich sich der Untersuchung so viele Dunkelheit entgegen stellt, daß sich nicht alles mit Gewißheit behaupten läßt, so kann doch

mit Hülfe der Spuren, welche sich theils in den alten Schriftstellern, theils in den Annalisten und Historiographen von Tivoli vorfinden, Einiges mit Sicherheit beantwortet und Anderes mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet werden.

Daß in Tivoli zur Zeit der Alten ein Wasserfall war, ist außer allem Zweifel, indem es die Worte des Strabo [1]), welche heißen: „In Tivoli ist ein Tempel des Herkules und ein jäher Wassersturz (den man Cataracte heißt), welchen der schiffbare Fluß Anio macht, indem er sich von einer hohen Stelle in das tiefe Thal stürzt," klar aussprechen. Nicht weniger geht es aus Dionysius von Halicarnaß [2]), aus Horaz [3]) u. a. m. hervor. Allein über die Bestimmung der Stelle, wo derselbe war, bieten sich schon mehr Schwierigkeiten dar, und die Meynungen sind getheilter. Es haben mehrere gelehrte Schriftsteller darüber geschrieben, als da sind Pyrro Ligorio, Antonio del Re, der Pater Volpi u. a. m. Doch die beyden gelehrten und sachkundigen Antiquare von Tivoli, Stefano Cabral und Fausto del Re [4]), Beyde vom Orden der Jesuiten, haben zuerst die alten Substruktionen des alten Wasserfalls aufgefunden, sie genauer untersucht und seine Lage mit vielem Scharfsinn bestimmt. Die Hauptbeweisstelle findet sich unter andern in Statius [5]), der eine poetische Beschreibung der Villa des Vopiscus [6]) macht. Nach seiner Schilderung kann diese Villa an keiner andern Stelle gelegen haben als an den beyden Ufern des Anio, wo oben die Tempel der Vesta und Sibylle stehen, und auf dem Stück Land, welches ihnen gegenüber liegt. Auch findet man noch daselbst altes Mauerwerk, wovon noch mehr vorhanden war zu der Zeit des Pyrro Ligorio. Beyde Ufer waren nach Statius durch Brücken miteinander verbunden, deren Bogen eben Pyrro Ligorio noch gesehen, und das Wasser floß ruhig unter den Gewölben der Villa fort, vermehrte durch sein sanftes Geräusch die Annehmlichkeit derselben, und an ihrem Ende stürzte es sich dann mit Gewalt in das tiefe Thal hinab. Da nun noch hinzukommt, daß die Mauern jener erwähnten Substruktionen [7]) bey (Y) mit einer dicken Wasserkruste (Tarter) überzogen sind, und man gleich bey geringem Graben in den Gärten auf der entgegengesezten Seite auf Flußsand stößt, so ist kein Zweifel, daß jene alten Gewölbe (G), welche heut zu Tage porte lupo heißen, die Substruktionen des Wehrs sind, über welchem zu den Zeiten der Alten der Fluß seinen Hauptsturz machte. Der Fluß kann zwar vor und nach diesem noch mehrere kleinere Wasserfälle gebildet haben, was sogar dem Lokale nach sehr wahrscheinlich ist; allein derjenige Fall, von welchem die alten Schriftsteller oft reden, und der dem Anio den Beynamen des Jähen gegeben hat, ist gewiß an keiner andern Stelle gewesen als an der bezeichneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

1) Strabo lib. 5.

2) Dionys. Halic. lib. 5. Antiq. Rom.

3) Horat. ad lib. 1. 7.

4) Stefano Cabral portoghese e Fausto del Re nuove ricerche di Tivoli Roma 1779.

5) Statius Sylo. lib. 1.

6) Manlius Vopiscus war von Geburt ein Tiburtiner, römischer Dichter und Konsul mit Aennius Hasta 114 n. Chr. Geb.; er war Günstling Domitians, von welchem er mit Schäzen überhäuft wurde. Antonio del Re Kap. 10.

7) Diese bestehen in überwölbten Gängen von 50 Palmen Länge, 12 Palmen Breite; es sind vier solche Wölbungen neben einander, die durch Mauern getheilt sind, und in die man eingehen konnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

(Fortsetzung.)

Calderon läßt Semiramis dadurch zur Königin werden, daß Menon, der bey dem ersten Anblick für sie glühte, nun zum König eilt, um die Erlaubniß zur Verehlichung einzuholen, und bey dieser Gelegenheit dem Ninus ein solches Glanzbild von seiner Geliebten in Worten hinzeichnet, daß der edle König, jezt schon voll Liebe, ihn bittet, dieses Wunderkind der Schönheit nie vor sein Auge zu führen. Diesem Befehl, den Menon befolgt, leistet aber Semiramis Geschick nicht Gehorsam, sondern führt sie bey einer Jagd dem Könige als Lebensretterin entgegen. Nun geschieht die Umwandlung in die gedrohte Tyranney. Menon, der von seiner Liebe nicht lassen will, wird verstoßen, seiner Güter beraubt, geblendet. Aber welche interessante Verwicklungen und mannigfache Situationen stellen diesen einfachen Inhalt dar, wie vortrefflich ist das Verhältniß der Dankbarkeit unserer Heldin zu Menon und ihrer Neigung zum Thron, wie zart die stumme Liebe der Irene, einer Schwester des Ninus, zu Menon, wie lebendig die Umwandlung der Freundschaft des Königes zu seinem Feldherrn in die Willkür und Wildheit der Tyranney gezeichnet. Und womit ersezt uns Herr Raupach den Raub aller dieser Schönheiten? dadurch gewiß nicht, daß er die Schwester des Ninus dem Bruder unaufgefordert ihre Liebe zu Menon gestehen läßt, ein widerwärtiges Geständniß, da wir wissen, daß Menon sie nicht liebt; noch weniger aber dadurch, daß er den Ninus in Krieg verwickelt, um seine Heldin einen Felsen erklettern, und Pechkränze in Baktra werfen zu lassen, eine Bravour, die wir bey jedem Dragoner loben, und auch bey einer gottbegeisterten Jungfrau von Orleans, an welche sie erinnert schön finden werden, doch an der Raupach'schen Semiramis tadeln müssen, weil sie nichts als der Ausdruck einer ungezügelten Wildheit des Temperaments und eines Geistes ist, der nicht weiß, was er will, sondern nur überhaupt begehrt, und die Kraft hat zu erringen. Bey Calderon ist Semiramis nur in Vertheidigung ihrer Herrschaft tapfer, sie liefert außer ihrer Todesscene nur eine Schlacht, aber wie großartig zeigt sie sich da, während die Raupach'sche junge Wilde von Anfang an Kriegsdienste nimmt, und sich überall zwar als schön, aber als eben so unbändig darstellt. Doch es scheint überhaupt als habe Herr Raupach sich vorgenommen, in allen Beziehungen das Gegentheil des Calderonischen Sinnes auszuführen. Denn in dem zweyten Drama Calderons, welches zwanzig Jahre später als das erste spielt, sehen wir Semiramis voll Freude in dem neu erbauten Babylon ein-

sam thronen, denn sie ist in der Zwischenzeit, um allein zu herrschen, Mitschuldige am Tode des Gatten geworden. Raupach läßt aber den Ninus in seinem dritten Akt noch leben, und ihn ungehalten über den Troz und den Männerwillen der Kriegerin den Entschluß fassen, sie zu ermorden. Nur ein Zufall rettet sie, indem Ninus selber, ohne es zu wissen, den Giftbecher leert, und todt dahin sinkt. Auch in diesem Akt erhalten wir von Semiramis nur die Anschauung eines klugen und tapfern Feldherrn, der, weil er den Krieg besser als andere versteht, sich auch das Recht des Befehlens anmaßt. Außerdem aber sehen wir den blinden Menon, der bey Calderon mit Ninus nicht wieder auf die Scene kommt, in der Gesellschaft der königlichen Liebhaberin wieder, die ihm als Knabe, um ihn zu führen, gefolgt ist, sich jezt als Weib entdeckt, und plözlich zu seiner Gattin umwandelt. Diese uncalderonische Auferstehung des Menon zaubert uns Kozebue und sein ganzes Zeitalter herbey. Und so ist denn nun auch in dem vierten und fünften Akt vom Original nicht die geringste Spur übrig geblieben. Wie schön entwickelt sich jezt dagegen im Calderon der Charakter der Königin, sie muß herrschen, ihre ganze Natur treibt sie dazu hin, sie kann ihrem Stolze nicht gebieten, und wo die Gewalt nicht ausreicht, muß die List ihr den Sieg verschaffen. Der ganze Streit mit Lidor bleibt bey Raupach natürlich weg, und so geht denn wieder eine Calderonische Hauptgestalt verloren, die hingestellt war, wie Menon, die Hinfälligkeit, den Wechsel des Glücks, der Macht und Hoheit auf's Ergreifendste zu beweisen. In jenem ersten Zuge, mit dessen Beendigung das Calderonische Stück beginnt, hatte Ninus diesen König von Lydien besiegt; flüchtend und voll Liebe für Irene, Ninus Schwester, der er nach der Schlacht unerkannt das Leben gerettet hatte, sah man ihn auftreten; der Magnet seiner Liebe zog ihn an Ninus Hof, wo er sich durch treues Dienen Gunst und Ehre, und zulezt die königliche Schwester und sein verlorenes Reich erwarb. Nach Ninus Tode belagert er nun Babylon, und verlangt von Semiramis, sie solle ihren Sohn Ninias, den sie in Ninive verborgen halte, auf den Thron Assyriens sezen. Bey dem Lärm der anstürmenden Krieger sizt die Heldin ruhig bey Flötenklang am Puztisch; doch sezt sie den Helm auf die königliche Stirn, eilt hinaus, schlägt Lydors Heer, nimmt Lydor gefangen, kettet ihn als Wächterhund, da er geprahlt hatte, dem Ninus so treu als ein Hund gewesen zu seyn, an Babylons Thor, und vollendet dann das unterbrochene Geschäft ihres Puzes. Bey Herrn Raupach sizt sie statt dessen in dem eben erbauten Babylon, die unbestimmte Maßlosigkeit einer allgemeinen nimmersatten Herrschbegier schwellt ihre nie zufriedene Brust, ihr hat von einem König in Osten geträumt, der ihr Gemahl werden soll, und sie will nun nach Indien ziehen, den Traumgatten zu finden. Bey Calderon folgt unterdeß der schönste Theil des Gedichts. Ninias kehrt nämlich auf Semiramis Befehl nach Babylon zurück, das ganze Volk jauchzt ihm zu, ruft ihn zum König aus, und zum ersten Mal sieht sich die siegreiche Königin in ihrem Frauengemache einsam und machtlos. Aber Zwang kann ihre königliche Seele nicht erdulden; freywillig übergibt sie Krone und Scepter, und verbirgt sich für Keinen sichtbar im Innersten des Pallastes. So ist jezt plözlich Alles im ganzen Reiche verändert, wer in Gunst gewesen war, fällt in Ungnade, und dieß wechselnde Loos alles Irdischen zeigt sich besonders im Geschick der beyden Brüder, Phryrus, des treuen Feldherrn der Semiramis, und Kyoas, der sogleich für Ninias stimmte. Auch Lydor wird befreyt, indeß Scenen der Liebe und Eifersucht, des Verschmähens und Beglückens den einfachen Grundton des Stückes wieder auf's Mannigfachste in den verschiedensten Melodien erklingen lassen. Selbst Chato, der närrische Alte, wird nicht vergessen. Doch Semiramis findet in ihrem Frauengemache keine Ruhe, nur auf dem Gipfel der Macht und Herrschaft kann sie die Luft athmen, durch welche sie lebt, und so zwingt ihr Innres sie dem Sohne die Herrschaft, da sie Gewalt nicht gebrauchen kann, durch List und Entschlossenheit um jeden Preis wieder zu entreißen. Der Sohn gleicht der Mutter an Gestalt, Stimme und Gebährden. Darauf baut sie ihren Plan. Mit Hülfe ihres treuen Feldherrn überrascht sie den schlafenden Ninias, Phryrus schleppt ihn eilig im Schuze der Nacht in den Kerker, und am andern Morgen steht Semiramis unerkannt statt ihres Sohnes auf dem Thron. Welch neuer Wechsel! Wie wandelt sich alles kaum erst Gewandelte. Der befreyte Lydor muß zurück in die Fesseln, der begünstigte Feldherr des Ninias muß dem treuen Phryrus, seinem Bruder, weichen, und alle staunen über den plözlichen Muth, den Ernst, die Kraft des kaum noch zaghaften, heiteren, schwachen Ninias. Doch Muth und Kraft sind auch jezt erforderlich, denn Lydors Sohn zieht heran, den Vater zu befreyen. Voll Siegeshoffnung eilt ihm Semiramis entgegen, aber ihr Schicksal ist vollbracht, die Schuld ihrer Herrschsucht rächt sich an ihr, sie wird besiegt, verwundet, und sterbend sieht das Auge ihres Geistes den gemordeten Gatten, den geblendeten Menon, den gefesselten Sohn. Sie stürzt vom Gipfel ihrer Hoheit mit dem Bewußtseyn, daß dieser Tod die Rache für Ninus Tod und Ninias Kerker sey. — Von dergleichen Schuld hat sie denn freylich Herr Raupach befreyt, denn er läßt Ninias den Stiefsohn der Semiramis seyn, und von den Satrapen zum Herrscher ausgerufen werden. Da sie zum Widerstande zu schwach ist, müssen ihre Getreuen Frieden und Versöhnung heucheln, verkleidet eilt sie mit ihnen in das Lager des Stiefsohns, doch in nächtlicher Weile läßt sie es anzünden, besiegt das feindliche Heer, fängt die aufrührerischen Satrapen, daß Ninias kaum mit seinem alten Lehrer zu entfliehen Zeit hat. Siegend zieht sie nun nach Indien. Aber Ninias findet unterdessen Menon und seine Gattin, alle drey glauben sich von der Königin tödtlich beleidigt, Menon, der Geblendete, der bey Calderon vor Schmerz und Verzweiflung stirbt, stellt sich an die Spize des Heers, alle ziehen nach dem Indus, wo Semiramis von den Friedensvorschlägen und weisen Mahnungen, Ahnungen und Weissagungen des Inderkönigs nichts wissen will, sondern die Schlacht beginnt, und nun, von zweyen Heeren bedrängt, besiegt wird, fliehend, den Indus durchschwimmt, und verwundet, aber verklärt durch die Hoffnung, jezt sich mit dem östlichen Könige ihres Traumes zu vereinen, langsam hinstirbt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 36.

Wehmuth.

Charade.

Freund! nüze wohl die Ersten deines Lebens,
  Denn sie entfliehn gleich einem Augenblick.
Und sind sie fort, so rufst du sie vergebens
  Dir wiederum zurück.

O trachte nicht nach eitlen Erden Freuden,
  An ird'sche Güter hänge nicht dein Herz,
Denn ach! sie gleichen nur zu sehr dem Zweyten.
  Auf Freud folgt Leid, das Glück verdrängt der Schmerz.

Kennst du ihn wohl, vor dem die Thoren beben?
  Der weise Mann verachtet ihn.
Er leitet dich zu einem bessern Leben,
  Und mahnend hält er dir das Ganze hin.

F. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Februar 1827.

Dort, an das schlechtverwahrte Gitter
Hatt' ich mein Ohr gepreßt, und gierig sog es
Des Ritters leise Flüsterworte ein:
O Malcolm! ich vernehm ein schrecklich Wort,
Ein Wort – daß mir das Blut in allen Adern
Zu Eis gerann, und dann in heft'ger Angst
Wie glühend Eisen nach dem Herzen stürzte.

Der Erbe von Mac Allan, IV. 5.

Reiseabenteuer,

erzählt von Muffet Pathay.

Unter die vielen Dinge, die seit einer Reihe Jahren verändert worden sind, gehören die sogenannten Diligencen – und diese sind es zu ihrem Vortheil. Sie bestehen jezt in drey großen, lustigen Abtheilungen; die erste heißt das Coupé, weil sie die Gestalt der Wagen dieses Namens hat, die dritte nennt man Rotonde. Mitten inne befindet sich der ehemalige Kutschkasten, der keine Veränderung erlitten hat. In diesem nahm ich meinen Platz; das Coupé war von drey jungen Leuten besezt, und zwey Männer stiegen in die Rotonde – ein junger und ein alter, der sehr verdrießlich schien, daß sich Jemand im Kutschkasten befinde, und der, um mit seinem Gefährten allein zu seyn, bezahlte er die übrigen Pläze. Ich bin gewohnt, die Gegenstände um mich her zu untersuchen, und so entdeckte ich bald, daß von dem Kutschkasten aus Oeffnungen, durch bewegliche Kissen bedeckt, sowohl in das Coupé als in die Rotonde gingen. Die Fenster dieser leztern waren herunter gelassen, der Mond schien hell, und der junge Mann, der hinein gestiegen war, saß so, daß ich sein Gesicht vollkommen erkennen konnte. Später erfuhr ich, daß er Almire von Xivrac heiße und sich mit dem Marquis, seinem Vater, nach einem Landgut in der Gegend von Chartres begebe, welches der Leztere vor Kurzem gekauft hatte. Den Vater konnte ich, da er im Schatten saß, nicht unterscheiden; doch alles, was er sprach, ward mir, wenn der Wagen stille stand, deutlich, und der Inhalt seiner Reden schien mir so anziehend, daß ich sehr wünschte, oftmals Gelegenheit zum Zuhören zu haben. Der Zufall diente mir, denn indem wir durch eine abhängige Schlucht fuhren, lief das eine Vorderrad ab, der fortrollende Wagen ging darüber und mußte nun angehalten werden, bis das ganz zerbrochene Rad wieder hergestellt war. So hörte ich folgende Unterredung, die ich gleich nach meiner Ankunft in Chartres zu Papier brachte.

Der Vater begann nach einigem Schweigen: „In dem Stand, in dem du geboren bist, ist es unser Beruf, die Menschen und die Dinge zu Nutzen zu ziehen; dem zufolge muß man in die Werkstatt eintreten, wo man zu diesem Zwecke am vortheilhaftesten arbeitet.“ Der Sohn antwortete erstaunt: „Was ist das für eine Werkstatt und wo ist sie, mein Vater?“ – Der Vater: „Wenn man eingeweiht ist, allenthalben. Wenn ich dich besser gestimmt sehe, mich anzuhören, mir zu folgen, werde ich dir andeuten . . .“ – Der Sohn. „Vater, fordern Sie, was meinem Gewissen nicht widerstreitet, und Sie werden sich von meinem Gehorsam überzeugen.“ – Vater. „Undankbarer Mensch! doch es ist meine Schuld. Warum ließ ich dich so sorgfältig erziehen. . . .“ – Der Sohn. „Das ist eine Wohlthat, die ich ganz zu schätzen weiß, für die ich nicht genug danken kann.“ – Vater. „Und die mich vor Verdr[illegible] noch umbringen wird!“ – Sohn. „O mein Vater!“ [illegible]ter. „Schweige!“ Hier erfolgte eine Pause [illegible]er Weile begann der Mar-

quis von Neuem: „Uebrigens kommt alles auf die Wahl an: willst du das Glück deiner Familie, die Beförderung deines Vaters, oder seinen Untergang, seine Schmach?" — Sohn. „Großer Gott, welche Frage!" — Vater. „Die Maßregeln sind so geschickt genommen, daß wir keine Wahl haben. Ich bin zu weit gegangen, um innezuhalten, um dir einen Ausweg zu lassen, als indem ich dich ihrem grausamen Gericht überlasse; ich muß mich mit dir opfern oder dein Henker werden." Des Mannes Stimme war bey diesen Worten kraftvoll und erbebend; sie stimmte mit dem Uebrigen nicht überein; sie schien ein Schrey der Natur, der sogleich unterdrückt ward. „Höre mich, fuhr er fort, ich lege dir keine Verschwiegenheit auf, dein Vortheil verbürgt sie mir. Eine geheime, aber verbriefte Gesellschaft hat sich seit langer Zeit gebildet; sie hat nur Einen Zweck, alle ihre Mitglieder streben unaufhörlich diesem zu. Jeder Einzelne denkt darauf, es ist sein Sinnen bey Tag, sein Traum bey der Nacht, und diese Gesellschaft umgibt Alles wie ein Netz; sie hat die Welt in drey Klassen getheilt, in Agenten, Werkzeuge, Schlachtopfer: die erste läßt die zweyte ihren Einfluß fühlen, und diese übt den übrigen ebenfalls, allein ohne zu wissen wozu, denn sie kennt das Geheimniß nicht; deßhalb handelt sie in Treu und Glauben, ist deßhalb weniger verdorben wie die erste, aber darum gefährlicher, denn da sie überzeugt ist, hat sie die Fähigkeit, andere zu überreden; die erste zieht die zweyte unmittelbar zum Nutzen und vermittelst ihrer die dritte." — Hier sah ich, wie Almire mit einem Ausdruck von Abscheu und Schrecken seinem Vater näher rückte; dem Vater entging das nicht, er schien sich an seiner Unruhe zu weiden und nahm erst nach einer langen Pause wieder das Wort: „Denke dir ein über alle Einwohner unsers Landes verbreitetes Netz; hier hängt es schlaff und webend, dort straffer und gespannter, an einem dritten Ort auch drückend und schwer, so daß die Köpfe frey und aufrecht, oder bey jeder Bewegung gestört, oder ganz eingezwängt sind — je nachdem das Netz mehr oder weniger gespannt ist; doch kein einziger entgeht ihm ganz, und je williger man sich unter ihm bückt, je weniger fühlt man's. Dieses ist die Aufgabe der Obern; täglich werden die Schlingen dieses Netzes vermehrt; man kann sein Daseyn eben so wenig läugnen als seinem Drucke entgehen. Denen, die es flechten, sind die Ehrenstellen, der Reichthum, alle Güter der Erde vorbehalten." — Almire hörte zu, stumm, niedergeschlagen, schwerathmend als drücke ihn der Alp.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivol[illegible]c.

(Fortse[illegible]

In der lezten Hälfte de[illegible]rhunderts der christlichen Zeitrechnung, oder unt[illegible]schaft des Domitians, kann also mit Sicherheit angenommen werden, daß der Wasserfall des Anio an der alten besagten Stelle sich befand. Es bliebe daher noch die Beantwortung der zweyten Frage übrig, wann der Anio sein Flußbett tiefer gelegt habe, was eigentlich die Veränderung des Wasserfalls nach sich zog, ungefähr gerade so, wie es bey der jetzigen Ueberschwemmung geschehen, indem der Fluß, statt oben über den Gewölben zu laufen, anfing, unten durch sie zu gehen. Hierüber läßt sich, aus Mangel an Beweisstellen, nichts Bestimmtes festsetzen, indem bey keinem Schriftsteller davon Erwähnung geschieht. Vermuthen läßt sich aber, daß schon zu der Zeit Plinius des jüngern, welcher ein Zeitgenosse des Vopiscus und Statius gewesen seyn kann, der Fluß eine Veränderung erlitten habe, indem die Beschreibung, welche Plinius *) von einer Ueberschwemmung des Anio macht, es kaum anders denken läßt. Wer nicht Augenzeuge der jetzigen Verwüstung war, könnte leicht bey der Kleinheit des Anio auf den Gedanken kommen, als hätte dieser Schriftsteller die Sache etwas übertrieben; allein dieß fällt gänzlich weg, wenn man die jetzige Lage der Dinge gesehen hat. Da diese Schilderung so ganz auf den jetzigen Fall paßt, so setze ich sie in der Uebersetzung (nach Schäfer) hieher. „Ist bey Euch (an „Macrinus) auch so unfreundliches und stürmisches Wet„ter? Bey uns hören die Stürme nicht auf, und eine „Ueberschwemmung kommt auf die andere. Die Tiber ist „ausgetreten und strömt nun hoch über ihre niedrigen Ge„stade hinweg. So viel Wasser ihr auch der Kanal abge„nommen hat, den wir der unbegränzten Vorsorge unsers „Kaisers verdanken, so bedeckt sie doch die Thäler, über„schwemmt die Felder, und wo flacher Boden ist, sieht „man statt des Bodens nur sie. Strömen, die sie sonst „aufnimmt und mit sich fortführt, stemmt sie sich daher „jetzt gleichsam entgegen und bedeckt auf diese Art Gegen„den, wohin sie selbst nicht kommt, mit fremden Gewässern. „Der Anio, dieser so anmuthige Fluß, und den die an„liegenden Villen durch ihre einladenden Reize gleichsam „in seinem Bett erhielten, hat das Lustgehölze, das ihn „beschattet, großentheils niedergerissen und mit sich fort„gerafft, hat Berge untergraben, und da er durch den her„abstürzenden Schutt an mehreren Orten gesperret, seine „verlorne Bahn wieder suchte, Häuser umgestürzt und sich „mit Gewalt über ihre Trümmer erhoben."

„Die Bewohner höherer Gegenden, die also dieses Un„glück nicht traf, sehen hier Geräthschaften und kostbare „Meubeln von Reichen, dort Feldgeräthe, hier Rinder, „Pflüge und Ackerleute, dort ganze Heerden von losge„machtem, ledigem Vieh und mitunter auch Baumstämme „oder Gebälke von Villen in buntem Gemische weithin um„hertreiben. Aber auch solche Orte, zu denen der Fluß „nicht hinanstieg, blieben von diesem Jammer nicht frey. „Denn statt des Flusses hatten sie die anhaltenden Regen-

*) Plinius lib. 8. Epist. 17.

„güsse und Wirbelwinde, die aus den Wolken herabstürz„ten, die Werke, mit denen die schönsten Ländereyen ein„gefaßt waren, zerstörten und Denkmäler erschütterten, ja „sogar niederschmetterten. Und bey diesem Einstürzen „wurde dann eine Menge von Menschen verstümmelt, ver„schüttet, zerquetscht, und so der Schaden noch durch „Trauerfälle vermehrt.“

Diese Verheerung, welche die jetzige allerdings noch übertrifft, muß wohl große Veränderungen im Laufe des Flusses hervorgebracht haben und hat auch vielleicht die Veränderung des Orts des Wasserfalles bewirkt. Nimmt man aber an, daß dieses nicht stattfand, weil in den spätern römischen Schriftstellern etwa keine Erwähnung davon geschieht, und daß durch die Sorgfalt der folgenden Kaiser, wo man kein großes Unternehmen scheute, und beträchtliche Arbeiten auf ihre Winke mit Leichtigkeit ausführte, alles in seinem alten Zustande wieder hergestellt worden sey, so mag doch dadurch der erste Grund zur Veränderung der Stelle des großen Wasserfalls gelegt worden seyn, und dessen gänzliche Zerstörung ließe sich dann mit größerer Wahrscheinlichkeit zwischen dem ersten und sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung annehmen, da, wie sich aus dem Folgenden ergibt, in jenem Zeitraum eine große Ueberschwemmung vorgefallen seyn muß, und da noch, besonders in jenen Zeiten der Unruhen und der Verwüstung, das einmal Verfallene sich selbst überlassen und auf seine Wiederherstellung, vorzüglich wann sie mit beschwerlichen und kostspieligen Arbeiten verknüpft war, wenig Rücksicht genommen wurde. Da in den Zeiten des heiligen Benedikts, nämlich im Anfang des sechsten Jahrhunderts, von den oben angeführten drey Simbrivinischen Seen nur einer existirte, wie aus dem Leben dieses Heiligen, von Gregor dem Großen beschrieben, hervorgeht, so läßt sich wohl daraus folgern, daß, wenn eine Ueberschwemmung jene Dämme, Substruktionen und Arbeiten, welche die Macht der römischen Kaiser um und bey diesen Seen gegründet hat, zerstören konnte, welche die Schwäche der folgenden Zeiten nicht mehr wiederherzustellen vermochte, auch wohl der Fluß seinen Lauf und Bett dabey bedeutend verändert und der Wasserfall da erst aufgehört habe an seiner alten Stelle zu seyn. Es können bey dieser Ueberschwemmung, die alle vorhergehenden übertroffen haben muß, abgerissene Felsenstücke an den Ort des gegenwärtigen Wasserfalls von der reißenden Gewalt des Flusses gebracht worden seyn, wodurch sich dann von selbst ein natürlicher Fall bildete, welchem man später durch Mauerwerk nachgeholfen hat.

Welche Schicksale der Anio von dieser Zeit an bis zum fünfzehnten Jahrhundert erlitten, ist weder zu bestimmen noch zu muthmaßen, indem nirgends Erwähnung davon geschiedt *). Vom Jahr 1432 findet sich blos angemerkt, daß unter Eugen IV. eine schreckliche Ueberschwemmung in Tivoli durch den Aniofluß verursacht worden sey, welche gewaltigen Schaden angerichtet haben, zu dessen Wiederherstellung der öffentliche Schatz genöthigt gewesen, ungeheure Kosten aufzuwenden.

Ferner im Jahr 1489 hatte unter Innocenz VIII. eine Ueberschwemmung bey dem Wehr des Wasserfalls außerordentlichen Schaden verursacht, so daß, wenn man nicht schleunige Hülfe geleistet hätte, die Fabrikanten beträchtlichen Verlust dadurch erlitten haben würden. Der gute Papst, durch dieses Unglück gerührt, verordnete sogleich eine Beysteuer von 400 Dukaten. Da aber durch diese Umstände der öffentliche Schatz sehr erschöpft war, so erließ er noch der Stadt auf zwey Jahre eine jährliche Abgabe, die sie zu entrichten hatte.

Es war also schon um diese Zeit der Wasserfall gewiß an der jetzigen Stelle, so wie auch die Kanäle, welche schon damals das Wasser zu den Gewerbsgebäuden in die Stadt leiteten. Auch geht dieß deutlich aus Gobellinus *) hervor, der eine Schilderung von dem damaligen Zustande von Tivoli und seinem Territorium macht, und darin sagt, daß ein Theil des Wassers vom Anio in die Stadt geleitet sey, zum Gebrauch der Fontainen, Mühlen und anderer Gewerke, was der Stadt eine große Zierde verleihe.

(Der Beschluß folgt.)

*) Durch den Brand, der, als Bourbon nach Rom zog, unter Clemens VII. das Archiv von Tivoli vernichtete, ist die Geschichte der Ueberschwemmungen des Anioflusses bis zu jenem Zeitraum unterbrochen.

*) Joan. Gobellinus Com. Pii. II. lib. 5. pag. 138.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Januar.

(Beschluß.)

Daß aber Menon, an dessen Blendung sie nur die Schuld hatte, daß sie, ohne es zu wollen, von ihm geliebt wurde, und also unschuldig war, gerade die Ursache ihres Unterganges wird, und zu diesem Zwecke durch drey Akte das langweiligste, undramatische blinde Leben fristet, mag Herr Raupach selber verantworten, wir können nur damit schließen, daß wir zwar nie berechtigt waren, von dem Bearbeiter, wenn er verändern wollte, ein eben so vollendetes Drama zu erwarten, wie es in ihrer spanischen Sphäre, die Tochter der Luft, ist, daß wir aber von ihm als Dichter verlangen konnten, daß er die Schönheiten eines Dichterwerks fühlte, und nicht, um sich im eigenen Werke zu koquettiren, das ihm fremd gebliebene Fremde zerstörte. Denn wenn Herr Raupach vom Publikum fordert, mit ihm nach Rußland zu ziehen und sich an den Kollisionen des Herrn und Knechts zu befriedigen, oder sich für türkische Interessen zu interessiren, so liegt uns wenigstens das westliche Spanien eben so nah als jener Osten, und wenn wir einmal aus der Gegenwart unserer eigenen Welt herausgeben sollen, [illegible] uns theoretisch in den Geist einer uns fernen Welt[illegible]ng zu vertiefen, so wird dem

Kunstgeiste dennoch Calderons Semiramis ewig verwandter bleiben als Raupachs Raphaele und Olga, und daß er jene hohe Tochter der Luft, um sie uns näher zu bringen, zu seinem eigenen Kinde machte, ist eine Adoption, gegen welche die Kritik sich auflehnen muß, weil dadurch gerade nur verhindert worden, was zu erreichen war, und erreicht, was hätte verhindert werden müssen.

Ehe ich nun meinen Bericht schließe, erlauben Sie mir Ihnen auch einiges Musikalisches mitzutheilen. Vor einigen Tagen wurde, nachdem sie mehrere Jahre geruht hatte, Dido, große Oper in drey Aufzügen, vom Musikdirektor Bernhard Klein, auf Veranlassung seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen, wieder auf die Bühne gebracht. Leider hat der Dichter den Komponisten im Stich gelassen, und statt eines in sich gerundeten und begründeten Ganzen finden wir mancherley Scenenfragmente zufällig an einander gereiht. Dadurch geht alles Interesse verloren, indem sich im Stücke auch nicht der geringste Fortgang zeigt. Aeneas weiß von Anfang an, daß er von Carthago nach Rom muß; Selene, Didos Schwester, von Anfang an, daß sie den Aeneas, aber Aeneas sie nicht wieder liebt, und nur Jarbas bringt einen Schein von Bewegung hinein, indem er auftritt und sagt, daß er Dido liebe, als Gesandter ihre Hand fordert, und da sie ihm abgeschlagen wird, sich als Jarbas entdeckt, Krieg erklärt, doch von Aeneas besiegt, im dritten Akte stirbt. Weil diese ganze Bewegung aber von Jarbas ausgeht, für den sich auf diese Weise, wie er erscheint, kein Mensch auch mit dem besten Willen interessiren kann, bringt sie auch keine Theilnahme hervor, und geht spurlos vorüber. Dann steigt des alten Anchises Schatten aus der Erde, und mahnt den Sohn. Käme diese Mahnung zum ersten Mal, und wäre Aeneas nicht schon durch das ganze Stück der stete, unglückselige Selbstmahner gewesen, dann könnte wohl eine solche väterliche Erscheinung der Paukendonner seyn, der Rinalden aufschreckt. Doch wir wollen nicht an Armida erinnern, denn diese Erinnerung deckt alles Mangelhafte der Dido auf. Es ist eine große Einsicht der Franzosen, bey jeder Oper zunächst nach dem Inhalte zu fragen, denn was der Komponist auch thun möge, er kann einen an und für sich interesselosen Gegenstand nicht beleben. Wie schön sind in dieser Kleinschen Dido nicht alle Recitative, in denen sich die königliche Hoheit, die Unerschrockenheit, die Macht der Herrscherin ausspricht, sie erinnern an das Beste einer längst vergangenen Zeit, aber was helfen einzelne Momente, wenn sie nur Blitze sind, welche augenblicklich erst recht zeigen, was man in den anderen Stunden der Dunkelheit entbehrt. Man wird in keiner Scene heimisch, weil keine durchgeführt ist; von keinem Zustande erhält man den vollen Eindruck, weil alle Zustände zufällig einander folgen. Auch der Todesseufzer: „Aeneas," mit welchem Dido endet, scheint uns zwar neu, aber unmusikalisch. Denn die Musik kann nicht mit einer Dissonanz schließen, ohne sie vollkommen aufzulösen. Solch ein Todesseufzer ist aber im Inhalt eine unaufgelöste Dissonanz, ein festgehaltener Schmerz, ein großer Septimen- oder ein Nonenaccord, der, wenn er sich in der musikalischen Darstellung auflösen muß, den Inhalt und musikalischen Ausdruck aus einander treten läßt. Zwar kann die Musik, trotz einer Auflösung, dennoch sehnsüchtig und dadurch unberuhigt schließen, doch wenn bey der Auflösung, wie es in der Kleinschen Dido der Fall ist, doch noch der Nachdruck auf den Klang der unbefriedigten Sehnsucht, und auf diese Weise auf das Nichtaufgelöste und Ruhelose gelegt wird, so ist dieß eine musikalische Marter für das Gemüth, die freylich neu, aber raffinirt ist, und dem ganzen früheren Charakter der Dido'schen Majestät widerspricht. Denn [illegible] verwandelt sich dadurch in ihre Schwester Selene, welch[illegible] ganzen Stück im Mondenschimmer solcher ruhelosen Sehnsucht umhergeht. – Die Darstellung war von Seiten der Madame Milder, für deren königliche Stimme der Komponist die Parthie der Dido geschrieben hat, vollendet gelungen, und Herr Bader und Madame Schulz beeiferten sich, wenigstens durch ihre Schuld nicht solcher Geliebten und solcher Schwester unwürdig zu erscheinen. – Die Zelter'sche Singakademie hat jezt ihr neues Lokal, das sie, um nicht nomadisch umherziehen zu müssen, mit vielen Kosten sich hat erbauen lassen, am Anfange dieses Jahres eingeweiht. Das neuerrichtete Gebäude steht zwischen dem Universitätsgarten und dem Lokal des königlichen Finanzministeriums, und gewährt den unerfreulichen Anblick schön und antik seyn zu sollen, und doch die Schönheit in den Dienst der Nüzlichkeit zu bringen und zu zerstören. Es sieht von allen Seiten aus als habe der Baumeister ein schönes Werk ausführen wollen, aber als seyen Küche und Keller überall hindernd dazwischen getreten. – Der große, geschmackvolle innere Saal soll auch an fremde Konzertgeber vermiethet werden. – Für die nächsten Tage hat der berühmte Klavierspieler Ries, der früher in London, doch seit zwey Jahren am Rhein auf einem ihm zugehörigen Landgute lebt, ein Konzert angekündigt, und man glaubt sogar, daß er vielleicht die Stelle eines zweyten Kapellmeisters gern übernehmen würde, welche bisher Herr Seidel versah.

Wie reich wir an neuen Berliner Tagesblättern geworden sind, wenn dieß nicht vielleicht gerade Armuth beweist, werden Sie wohl erfahren haben. Doch die angekündigte Narrenzeitung hat keine Narren, und der Saphirsche Kourier, welcher schon am Morgen zu lesen geben sollte, was am Abend vorher geschehen sey, bisher keinen Censor gefunden, der Nachts dieser Berichte wegen wach bleiben wollte. Dagegen trabt die „Schnellpost" in ihrem zweyten Jahrgang fort, wenn auch mit verändertem Verleger, anderem Publikum, neuen Mitarbeitern, alten Witzen und schlechterem Papier. Der Gesellschafter wird in gute Gesellschaft noch mitgebeten, weil es doch nun einmal ein alter Bekannter ist, der seine Visiten richtig abstattet, und über eine bequeme Mittelmäßigkeit selten hinaus geht. Wenn aber das neue Berliner Konversationsblatt das Versprechen hält, das es im Vorwort gibt, so möchte es sich wohl konversirend konserviren. Nur scheint uns das Unternehmen des Herrn Verlegers, durch seine beyden Redaktoren Disparates vereinen zu wollen, nichts als ein neuer Versuch Wasser und Oehl zusammenzurühren. Von der neuen Societät für wissenschaftliche Kritik hört man vielerley in manchem Sinne sprechen. Die Einen loben, daß man endlich den Einfall habe ein Buchgericht zu versammeln, welches vollständig besezt ist, um so dem türkischen Gerichte der Jenaer oder Hallischen Cadis zu entgehen; die Anderen halten diese Cadis für englische Richter, und tadeln die Anmaßung der Societät, den Kassationshof in Büchersachen machen zu wollen. So viel ist gewiß, daß, wenn für den Anfang die Neugier dem Unternehmen günstig ist, die Namen der Mitarbeiter demselben auch für die Folge Festigkeit und Dauer versprechen. Die Wolke, welche neulich ein Furchtsamer ohne die Göttin umarmt hat, trug wesentlich dazu bey, mit ihrem Wasser die schon an sich rege Neugier frisch zu erhalten. Freylich der Schutz, den bisher deutsche Mittelmäßigkeit gefunden hat, dürfte hier schwerlich gewährt werden, und in diesem Sinne sich allerdings der große Mitschreyer-Konvent in die gefürchtete Monarchie verwandeln. Daß die Charte dieser neuen Monarchie geheim gehalten wird, soll ihr zum Vorwurf dienen; wenn aber je haben Engländer und Franzosen ihre Gesetze für Ausländer publicirt?

Beylage: Kunstblatt Nr. 15.

[V]erlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Februar 1827.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen —
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Schiller.

Bericht über die neuesten Ueberschwemmungen des Anio bey Tivoli ꝛc.

(Beschluß.)

Eine andere Ueberschwemmung fand statt im Jahre 1530, als Marc'Antonio Croce Bischof von Tivoli war, und sich um diese Stadt viele Verdienste erwarb. Er begleitete den Papst Clemens VII. nach Bologna, um daselbst Kaiser Karl V. zu krönen, und als er wieder von dort zurückkam, fiel im Herbst desselben Jahrs eine starke Ueberschwemmung der Tiber und darauf des Anio vor. Die Menge seiner Gewässer war so groß, daß mittelst ihres Ungestüms und der Last die Mauern des Wasserfalls so beschädigt wurden, daß, nachdem wie gewöhnlich das Flußbett sich erniedrigt hatte, die Wasser nicht mehr nach ihrer künstlichen Weise liefen, und die Gewerbsgebäude unthätig wurden. Um diesen verderblichen Schaden wieder herzustellen, war nöthig, große Kasten von Holz zu bauen, welche mit Erde und Faschinen angefüllt wurden, und man mußte mehrere Häuser, welche sich nahe an dem Wasserfall befanden, zerstören. Hierzu war die Summe von 2000 Scudi erforderlich, und im künftigen Jahr 1531 wurde die Arbeit, Dank dem Eifer des Magistrats und der Vorsorge des Bischofs Croce, vollendet *).

Folgendes findet sich bey demselben Annalisten im Jahr 1564 angemerkt: in diesem Jahre wurde unsere Stadt wieder dem Unglück Preis gegeben, welches durch das Austreten des Anio entsteht. Entweder im Frühjahr, welches dem Tode des Bischofs Croce vorangieng, oder wahrscheinlicher im nächsten Herbst, hatten die anhaltenden Regen ein starkes Wachsen dieses Flusses verursacht. Dieses zerstörte die Substruktionen des Wasserfalls, so daß, nachdem das Flußbett seinen natürlichen Fall verloren hatte, die Gewerbsgebäude zum größten Nachtheil der Stadt unthätig verblieben. Der Eifer des Kardinals von Ferrara *), welcher nach dem Tode Pauls III. in seine Statthalterschaft über Tivoli wieder eingesetzt wurde; die Thätigkeit des Magistrats und die Freygebigkeit des regierenden Papstes Pius IV., welcher eine Beysteuer von 700 Scudi gab, machten, daß die Ausbesserung mit der größten Schnelligkeit zu Stande gebracht und in kurzer Zeit jeder Schaden wieder hergestellt wurde.

Im Jahr 1590 wurde Tivoli abermals von einer Ueberschwemmung und von vielem andern Unglück beimgesucht. Die Stadt litt durch Hungersnoth und Krankheit, und die Felder wurden verheert durch Hagel, Eis und Schnee. Orazio Sebastiani, vielleicht der beste Bürger seines Zeitalters, sowohl durch patriotischen Eifer als durch Talente, schildert die damalige betrübte Lage der Stadt in einer Rede, welche er den 18ten Sept. zu Tivoli in einer Munizipal-

*) Carlo Ansaloni Manse. im Hause der Mission in Tivoli.

*) Hippolyt von Este regierte eine Zeit lang Tivoli unumschränkt und that viel für die Stadt, er erbaute die schöne Villa d'Este.

versammlung hielt, und worin er theils die Mittel vorschlägt, um dem Elend des Vaterlandes abzuhelfen, theils die edeln Vorzüge und das schöne Benehmen des Vicenzo Giustiniani, damaligen Governatore von Tivoli, in so kritischen Umständen beschreibt. Ich setze aus dieser vortrefflichen Rede dasjenige hierher, was zweckdienlich ist. Dieselbe fängt also an: „Unsere Stadt, meine verehrten Mitbürger, ist gebeugt von einer Reihe verderblicher Unglücksfälle, die sie überwältigt haben. Wir haben starke Mauern niederstürzen und die Substruktionen des Flusses auseinander reißen sehen." Indem er nun fortfährt das Unglück zu schildern, und dann die Mittel zu dessen Abhelfung vorschlägt, kommt er auf die Verdienste des genannten Giustiniani, wo es unter andern heißt: „Und in der That, wer von uns weiß und sieht nicht, wie groß seine Thätigkeit ist, damit das Dammwerk des Flusses beendigt werde, wie er täglich die Unternehmer dieser Arbeit bewacht, wie er genaue Rechnung hält über die dazu bestimmten Summen, und wie er alles Nöthige vorher sieht und besorgt *)."

Endlich kommen wir dann auf die lezte Ueberschwemmung, welche im Jahr 1593 vorfiel. In diesem Jahre, heißt es in Crocchiante **), kam zu anderm Unglück noch das von einer großen Ueberschwemmung hinzu. Es wuchs der Schaden noch mehr durch den Bruch des Wehrs am Wasserfall, und es vermehrte sich deßhalb die Schwierigkeit, denselben zu beseitigen. Während sich indessen die Stadt wegen dieses Unglücks in dem betrübtesten Zustand befand, hatte sich in der Nacht vom 18ten August desselben Jahrs, welche dem Feste des heiligen Hyacinths vorherging, ein übermäßig großes Felsstück umgestürzt und sich auf der zerstörten Substruktion so fest eingefugt, daß der Fluß seinen natürlichen Lauf wieder annahm, und die Wasser, welche wieder in die Kanäle gingen, gaben den Gewerbsgebäuden von Neuem ihre frühere Thätigkeit. Das Volk war der Ueberzeugung, daß das unvermuthete Herabstürzen dieses großen Steines durch die kräftige Dazwischenkunft jenes Heiligen bewirkt worden sey, indem man vorher um dessen Hülfe gefleht hatte. Um sich erkenntlich gegen denselben zu zeigen, erklärte ihn das Volk daher von damals an zum Mitbeschützer der Stadt, und zum Andenken an dieses erfreuliche Ereigniß hat es stets jedes Jahr in der Kirche der Dominikaner ein feyerliches Fest gehalten. Da dieser herabgefallene Stein nun den Reparationen zum Fundament diente, so wurden diese in demselben Jahre vollendet, und die Erinnerung daran ward durch eine passende Inschrift verewigt, welche man nach vollbrachter Arbeit sezte.

*) Lib. Dei Consegli zum Jahr 1590, befindet sich in Tivoli auf dem Rathhause.

**) Crocchiante Chiese di Tivoli lib. 6. cap. 17.

Ich füge dieselbe hier bey, sie war bis jezt am Ufer in einer Kapelle, worin das Bild der heiligen Jungfrau und das des heil. Hyacinths sich befand.

D. O. M.

Joannes Maria Cocanarius Caput Militiae Caesar De Cesaris Horatius Canaula Marius Bonfilius Civitatis Tiburtinae Priores Molem Hanc Ad Anienis Impetum Reprimendum A Thoma Crucio Capite Militiae Hercule Ciaccia Laurentio Quagliolino Flavio Bernardello Prioribus A. D. MDXCII Communi Civium Aere Atque Opera A Fundamentis Incoeptum In Publicum Commodum Perfecerunt A. D. MDXCIII Pontificatus D. N. Clementis Papae VIII. Anno Secundo Huius vero Civitatis Antistite Jo Andrea Crucio et Jo Francisco Ripano Gubernatore.

Dieses Wehr wurde unter der Leitung des berühmten Baumeisters Fontana gemacht, und hat allerdings lange gehalten, und würde wohl gewiß noch länger gehalten haben, wenn man nicht die oben angeführte Nachlässigkeit begangen hätte. Allein troz diesem ist seine Anordnung nicht ganz zu loben, indem dasselbe gerade auf der Seite, wo es durchgebrochen ist, an das lockere Ufer hingebaut ist, statt daß es sich an den nicht fern davon stehenden Felsen hätte anlehnen können, oder wenigstens ein Stück in's Ufer hinein hätte verlängert werden müssen. Doch würde es jezt schwerlich noch so gut gemacht werden, indem alles, was gegenwärtig hier gebaut wird, troz des vortrefflichen Baumaterials, nur sehr kurze Zeit dauert, und Vieles zusammenfällt, was kaum fertig geworden ist.

Aus allem diesem geht daher hervor, daß sich von dem Flußbett nicht behaupten läßt, daß es das alte sey, indem dasselbe bald hoch, bald niedrig stand. Doch möchte es in der lezten Zeit höher als je gestanden haben, so weit nämlich die Geschichte reicht. Denn in der frühesten Zeit, ehe der Fluß seine jetzige Bahn gewonnen hatte, muß das Wasser hier lange sehr hoch gestanden haben, indem sich allenthalben, selbst auf Anhöhen, sehr bedeutende Felsmassen von Wasserbildungen vorfinden. Bey der jetzigen Aufwühlung des Flußbettes sind große Trümmer einer antiken Brücke zum Vorschein gekommen, welche früher vom Flußkies bedeckt waren. Die Massen liegen da, wie sie zusammengestürzt waren und werden jezt zum Theil für die einstweilige Ausbesserung des Ufers verwendet. Der Anfang dieser Brücke ist noch vorhanden bey (Z).

Zu der Zeit der Alten war der Anio von Tivoli an schiffbar. Strabo *) heißt in der oben angeführten Stelle den Anio einen schiffbaren Fluß und sagt weiter, daß derselbe bey den Steinsägen vorüber gehe, was verursache,

*) Strabo lib. 5.

daß die Travertin und Tuffsteine mit Leichtigkeit zu Schiffe nach Rom gebracht werden können, woselbst die meisten Gebäude aus diesen Steinen gemacht würden. Auch Plinius *) sagt: der Anio sey von Tivoli an schiffbar. Die Schiffbarmachung dieses Flusses würde auch jezt noch für Rom und Tivoli große Vortheile bringen, und dieß würde gegenwärtig noch leichter zu vollführen seyn als ehemals, indem jezt die Wassermasse des Anio stärker und beträchtlicher ist, als bey den Alten, wo er, ehe er nach Tivoli kam, viel Wasser durch die drey Wasserleitungen (Anio vetus, Anio novus und aqua Claudia) verlor. Der Papst Clemens XII. dachte darauf und wendete beträchtliche Summen an, um dem Fluß diesen Vortheil wieder zu verschaffen, und das Unternehmen hatte bereits schon Fortschritte gemacht, als es plötzlich wieder in Stockung gerieth, man weiß nicht aus welcher Ursache. Auch der Papst Pius IV. versuchte von Neuem den Anio schiffbar zu machen, und schon fuhren kleine Schiffchen mit Rudern auf seinen Gewässern, allein die bekannten politischen Wechsel (sagt ein Tivoleser Historiograph) seines Pontificats verschlossen den großen Ideen dieses herrlichen und gerechten Fürsten die Straße und verhinderten die Vollendung dieser Arbeit.

* * *

Nachtrag. Während dieser Bericht geschrieben wurde, ist durch den eifrigen Betrieb des Monf. Niccolai, der zum Glück für Tivoli dieselbe Thätigkeit beweist als jener oben gerühmte Governatore Vicenzo Giustiniani, und daher ganz dem Vertrauen Sr. Heil. entspricht, der oben bezeichnete Kanal (P) geöffnet (er war zugemauert) und gereinigt worden. Man fand seine Richtung durch die Stadt nach (PQ), so daß das durchgehende Wasser wieder einige Mühlen (37) treibt und die Caskatellen (34) bildet, indem dieselben auf dem niedrigen Theil der Stadt liegen. Der Kanal ist 4 Palmen breit und 14 hoch, so daß man bequem darin gehen kann, und hat gewiß früher in einer jener angeführten Perioden der christlichen Zeitrechnung, wo das Flußbett mehrere Male dasselbe Niveau hatte als jezt, ebenfalls dazu gedient, die Gewerbsgebäude in der Stadt durch sein Wasser in Thätigkeit zu setzen. So vortrefflich dieser unvermuthete Fund für den Augenblick auch ist, so würde doch der Nachtheil den Nutzen weit überwiegen, wenn die Regierung dadurch bewogen würde, die ganze Wiederherstellung des Schadens zu unterlassen oder auch nur zu verschieben, indem die höher gelegenen Theile der Stadt doch nur dann wieder Wasser bekommen können, wenn das Niveau des Flußbettes wieder erhöhet wird. Noch ist nachzuholen, daß im Diario di Roma vom 23. Dec. ein kurzer Bericht, von Monf. Niccolai verfaßt, abgedruckt ist, worin angegeben wird, daß in den Jahren 1669, 1670, 1671, 1680, 1688, 1693, 1742, 1757 und 1779 Ueberschwemmungen stattgefunden haben; allein diese können in Vergleich der gegenwärtigen nicht in Anschlag gebracht werden, indem der Schaden, da das Wehr dabey nicht aufgebrochen wurde, leicht wieder herzustellen war. Auch ist darin angegeben, daß 1822 das Wehr mit neuen Travertinblöcken ausgebessert wurde; dieses ist aber nur auf der Horizontalfläche des Wehrs geschehen, der schadhafte Theil hingegen war, wie oben angegeben, unten am Fundament, wo sich dasselbe an das rechte Ufer anlehnt. Es wurde daher durch jene Reparation die Gefahr eines zu entstehenden Bruchs nicht beseitigt.

*) Plin. lib. 3. art. 9.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Willst du, Unseeliger, denn deinen Kopf in das Joch beugen, und die Fähigkeiten, die du so hoch anschlägst, die Unabhängigkeit deiner Gedanken nicht mehr geniessen? ....“ — Sohn. „Eben um diese zu behaupten, will ich frey bleiben, lehne ich jede Verbindung ab ....“ Vater. „Du wirst Sklav seyn, wenn du nicht in diese Gesellschaft trittst. Ihren Mitgliedern erlaubt sie alle Freyheit des Denkens und Handelns, selbst das Verbrechen zu ihrem Vortheil begangen, bleibt unbestraft, — ja noch mehr! es wird belohnt ....“ — Sohn. „O mein Vater! und Sie ... und ich sollte ...“ — Der Vater sagte sanfter: „Mein Kind, rechtliche Leute bedürfen keiner Ausnahme; was ich dir sagte, sollte dir nur einen Begriff von unsrer Macht geben ... Du begreifst, daß diese Fälle selten sind; aber es ist doch besser zu einer Klasse zu gehören, welche gebietet, als welche gehorcht; reich zu seyn als arm; frey als dienstbar.“ — Sohn. „Wie, mein Vater, wenn man nicht in Ihrer Verbindung ist, verliert man sein Vermögen ....“ — Vater. „Wozu nützt es, wenn man es nicht nach Willkür benützen kann, wenn es seinen Besitzer zum Gegenstand einer strengen Bewachung macht? wenn er, wie ansehnlich er sey, keinen Zutritt bey Hof, keinen zu der Person des Königs hat?“ — Sohn. „Aber, Vater, wie macht es denn Ihre Gesellschaft unter einem biedern, gesetzliebenden König?“ — Vater. „Sie umgarnt ihn mit ihren Veteranen und den von uns hintergangenen Gimpeln; diese haben die Aufgabe ihn glauben zu machen, daß alle Vorschläge, die man ihm macht, weder seiner Gerechtigkeit noch seinem Willen entgegen stehen, und zwischen dem Fürsten und der Wahrheit eine eherne Mauer zu errichten, — so bald diese Wahrheit uns Nachtheil bringen kann.“ — Sohn. „Wenn sie der Fürst nun aber durchaus wissen will?“ — Vater. „So stellt man ihm einen trügerischen Popanz vor Augen, und verhütet dabey durch untrügliche

Mittel, daß er den Unterschied nicht wahrzunehmen vermag — und das ist der Triumph unsrer Sache. Denn hat er einmal dieses Trugbild für die Wahrheit gehalten, so würde er die ächte, sollte sie ihm je vor Augen kommen, als eine Täuschung zurückstoßen — und daß er diese jezt erblicken könne, scheint mir unmöglich. — Sohn. „Aber ein Fürst, welcher ruft: keine Hellebarden?“ — Vater. „Diese verschwinden, und ihre Schwenkungen entdecken...“ — Sohn. „Was entdecken sie?“ — Vater. „Die Unsrigen, welche dem Fürsten wie sein Schatten folgen, hinter ihm, vor ihm, ihm zur Seite sind sie, und immer sie — und ist er allein, so haben sie ihm einen solchen Eindruck gelassen, daß er, ihm selbst unbewußt, noch bey uns ist. Die meisten dieser Leute sind von der zweyten Klasse: Ueberzeugte, denn da sie aufrichtig sind, erzeugt ihre Treuherzigkeit keinen Verdacht, doch sie selbst läßt man nie ohne einen der ersten Klasse, einen Aufseher, einen unsichtbaren Direktor, der die Ungeschicktheiten, welche ihre Treuherzigkeit begehen könnte, sogleich wieder gut machen kann. Auf diese Weise lebt der Fürst in einem abgeschiedenen Dunstkreise, den er aber für denselben hält, der Alles einschließt. Stets von uns und zu uns gehörigen umgeben, ahnt er gar nichts: denn diese selbst wissen nicht, daß sie uns eigen sind, rühmt er sich, wenn man uns anklagt, gegen uns, die ihn umgarnt halten, daß er uns zu beschränken verstehe. Wer als Gott selbst, der Alles sieht, könnte gegen solche Mittel Stand halten? Geduld ist die uns bezeichnende Tugend, und Geduld siegt über Alles! sie macht die Verstellung vollkommner, undurchdringlicher, sie gibt ihr das, was sie der vollkommensten Treuherzigkeit ähnlich macht.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 19. Januar.

Das Neujahrsfest konnte in unsern geldarmen, auch in andern Rücksichten so beschränkten Zeiten, nichts Außerordentliches darbieten. Am reichsten ging es etwa noch bey Hofe zu: die königlichen Kinder der herrschenden und der Neben-Familie wurden sowohl vom König als von den Prinzen und Prinzessinnen, mit dem ihrem Alter angemessenen Luxus beschenkt; die Kunst, die dabey vorzüglich mitwirkte, war die der Silberarbeiter; Herr Odiolle hatte eine Menge Kinderspielzeug von Silber geliefert. Auch die Konditorey ist in unsern Tagen in die Reihe der plastischen Künste emporgestiegen, so daß sie jezt unter den Gaben des Jahrswechsels allgemein die erste Stelle einnimmt; „auch ich bin ein Maler,“ können einige unserer Zuckerbildner des Palais-royal ausrufen, denn sie haben die Farbenmischung auf Zucker auf einen Grad hoher Vollkommenheit getrieben, und das Kolorit ihrer Erfindung hat nicht nur das Verdienst, daß es ohne alle Gefahr mit dem Stoffe, auf welchen sie es auftragen, verschluckt werden kann, sondern ihre Farben sind auch meistens in den Stoff selber in unzähligen Nüancen vermengt. Wir sprechen hier nicht von der hochberühmten Marzipankunst, die auch hier, wie in Italien und Deutschland, sehr weit getrieben wird, sondern von der Bildnerey von Figuren, Früchten, Spielzeug und allerley Geräthe aus Zucker selbst. Hier in dem Lande des Witzes und der Satyre schließt sich zugleich die Devisenliteratur an die Zuckerbäckerey in unzähligen Werken des Witzes und des Aberwitzes an; man hat Devisen von Einer Zeile, die ein Epigramm aussprechen, bis zu ganzen Ausgaben irgend eines Geisteswerkes, zum Beyspiele das, in neuern Zeiten zum Gelegenheitsstück gewordene Meisterwerk Molières, der Tartüffe, findet man, mit äußerst feinen Lettern auf das schönste Kunstpapier gedruckt, in einer Figur von Zucker. Eine traurige Bemerkung ist, daß das ganze Palais-royal zusammen, das sonst auf eine Million Franken Erlös an Goldarbeiten und Juwelen für Neujahrsgeschenke zählen konnte, und schon seit dem Börsenspiel alle Jahre weniger Erlös hatte, dießmal kaum 50,000 Franken für dergleichen einnahm; auch ist nicht zu erwarten, daß dieser Erwerbszweig je wieder empor kommen werde, indem alle diejenigen, die sonst reichliche Geschenke mit freygebiger Hand spendeten, jezt ihr Geld an der Börse verspielen, und wenn sie vormals eine Nadel mit einem Brillanten von zwey Karaten kauften, so begnügen sie sich jezt mit einem fetten welschen Hahn mit Trüffeln gefüllt.

In den Tagen der Neujahrswoche wird auch hier, so wie in andern großen Städten Europens, viel in den Magazinen umher gewandelt; diese Mode, etwa von zwölf bis zwey oder drey Uhr die Zeit mit Beschauung neuer Hüte, oder mit Aufsuchung eines niedlichen Bandes eines neuen Romans, oder etwa auch in der Bude des Pastetenbäckers mit dem Genusse einiger feinen Stücke Backwerkes zuzubringen, ist übrigens nicht neu, nur die Sprache ist dadurch mit einem neuen Worte bereichert worden; man heißt dieses Umherspüren von Butike zu Butike boutiquer; wenn der Hausherr seine Neugierde bey der Nachhausekunft so weit treibt, daß er die junge, schöne Hausfrau fragt, wie sie ihren Morgen zugebracht habe, so antwortet sie: „ich habe bey meiner Nätherin meine Corsage à la Sevigné probirt, et ensuite j'ai boutiqué.“

Der große Gewinn, den die Kunst im vergangenen Jahre gemacht hat, ist das Gebäude, worin die Börse gehalten wird. Paris ist an Meisterstücken der Architektur nicht reich; das Louvre behauptet kaum seine königliche Würde durch die Regelmäßigkeit seiner Anlage, aber gerade sein Peristyl, das größte Werk der französischen Baukunst, ist nicht an der Wasserseite angebracht, sondern einer Reihe alter, armseliger Gebäude gegenüber. Die Börse ist auf einem, durch seine Regelmäßigkeit und Ausdehnung des Gebäudes würdigen Platze angebracht; ein unermeßliches Parallelogramm ist rings um auf seinen vier Seiten mit prächtigen Kolonnaden umgeben. Die Fläche des Daches gibt dem Ganzen seine edle, große, antike Gestalt. Wenn je Paris künftig wieder der Reise des Kenners und des Künstlers werth werden sollte, so wird es diesen Vortheil seiner Börse zu verdanken haben; Schade nur, daß Börse in Paris nichts anders heißt als Spieltisch für das falsche Spiel in Staatspapieren!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Februar 1827.

Sie stürmen an, sieh, wie so wild sie fechten!
Sie dringen vor, als wären unsre Kugeln
Von Wachs und schmelzen an des Pulvers Blitz!
„Das ist nicht Muth, Freund! das ist Opium;
Das treibt sie in die blanken Bajonette.
Berauscht von Mohnsaft stürzen ihre Tapfern."

Die Sulioten.

Nachrichten über die Birmanen.

Der Major Snodgreß, Militär-Sekretär des Oberbefehlshabers der Expedition gegen die Birmanen und politischer Mitagent auf Ava gibt in seiner Narrative of the Burmese War (Geschichte des Birmanischen Krieges) unter anderem folgende interessante Notizen:

Die Unverletzbaren.

Dieses Korps besteht aus mehreren Tausend Mann, welche in mehrere Klassen eingetheilt sind, wovon aber nur ein auserwählter Haufe auf die obige Benennung Anspruch machen kann. Sie zeichnen sich durch ihr kurz geschnittenes Haar und die Art sich zu tatowiren aus, indem sie die Gestalten von Elephanten, Tigern und andern wilden Thieren unauslöschlich und schön auf den Armen und Beinen gezeichnet haben; die Soldaten aber kannten sie am besten an den kleinen Stückchen Gold, Silber und sogar Edelsteinen, die sie in den Armen hatten, und welche wahrscheinlich in früher Kindheit unter die Haut gesteckt wurden. Diese Leute werden von dem Volke als unverletzlich angesehen, und nach der thörichten Art, womit sie sich dem feindlichen Feuer aussetzen, sollte man vermuthen, daß sie entweder selbst dieses Glaubens sind, oder es doch für nöthig halten, durch ein besonder muthiges Auftreten diesen Glauben aufrecht zu erhalten. In allen Verschanzungen der Feinde fand man gewöhnlich einen oder zwey dieser Helden, welchen die Pflicht oblag, auf den gefährlichsten Stellen den Kriegs- und Herausforderungstanz aufzuführen, welches sie dann auch zur Ermuthigung ihrer Landsleute und der Unterhaltung ihrer Feinde treulich thaten. Diese armen Schelme, von der betäubenden Kraft des Opiums aufgeregt, setzten oft ihren Tanz so lange fort, bis sie durch ihren Fall bewiesen, wie wenig Anspruch sie auf ihre Benennung hatten.

Bey einer Gelegenheit hatte ein Haufen von diesen sich freywillig erboten, den Britten die große Pagoda bey Rangun wieder abzunehmen, in welche sich diese verschanzt hatten. In der Stille der Nacht stürzten sie auf einmal mit gräßlichen Flüchen gegen die Schänder ihres Tempels aus dem Dickicht hervor. Die Vorposten zogen sich langsam zurück und ließen sich bis in den engen Pfad verfolgen, welcher zum großen Thore des Tempels führt. Hier hatte sich die Besatzung in tiefer Stille aufgestellt und empfing die siegträumenden Unverletzlichen mit einem solchen Feuer, daß ihnen keine Wahl zwischen gänzlicher Aufreibung und schneller Flucht blieb. Die meisten wählten auch die leztere, und da sie Niemand bey sich hatten, der sie hätte verrathen können, so haben sie wahrscheinlich ihr unglückliches Abenteuer zu ihrem Vortheil zu erklären gewußt.

Die Carians.

Die Häuser dieses sonderbaren Volkes sind von der elendesten Art, nicht besser als Taubenhäuser, welche auf Pfählen in die Luft gebaut sind, und keinen andern Zugang

haben als einige Einschnitte im Holze; aber sie beschützen ihre Bewohner gegen die regelmäßig wiederkehrenden Ueberschwemmungen, und noch mehr gegen die furchtbaren Anfälle der Tiger, welche die hiesigen Wälder füllen. Die Carians sind das friedfertigste und harmloseste Volk von der Welt und zugleich eines der kräftigsten; der Anbau des Landes in Pegu und den untern Provinzen ist meistentheils ihnen überlassen; und so groß ist die Fruchtbarkeit des Bodens, daß, obgleich ihre Anzahl gering, sie nicht nur eine hinlängliche Getreidemenge für den Gebrauch ihrer Provinzen erzielen, sondern auch noch jährlich eine große Menge davon zum Besten der weniger begünstigten Landesgegenden nach Ava senden. Sie entrichten sehr hohe Steuern, sind aber von allen Kriegsdiensten frey. Die Weiber altern früh, wahrscheinlich in Folge der schweren Arbeiten, die sie zu verrichten haben. Sie beweisen sich gegen die Engländer dienstfertig und treu.

Etiquette.

Wer unter den Birmanen in einem Hause von höherer Bauordnung wohnt als ihm seinem Range nach zukömmt, wird am Leben bestraft, und er ist beschimpft, wenn er sich in einem niedrigeren aufhält als ihm geziemt. Daher ist es gewöhnlich, daß die Vornehmen auf Reisen sich auf jedem Nachtlager ein standesmäßiges Haus errichten lassen; die armen Bauern, welche es thun müssen, erhalten nur sehr kurze Nachricht von des großen Mannes Annäherung, und wehe ihnen und ihrem Dorfe, wenn das Haus bey seiner Ankunft nicht vollendet, oder irgend etwas an der Bauart versehen, oder auch nur ein Bambus weggelassen ist.

Heimtückische Bestrafung.

Der Statthalter von Sumza hatte einen Tag vor der Ankunft der brittischen Truppen die Stadt mit seinen Leuten verlassen, nachdem er dieselben erst ein Paar Mal ihre Flinten hatte abfeuern lassen, um den Glauben zu erregen, er habe sich zuvor mit den Feinden gemessen; doch vermochte dieses nicht, ihn vor der Rache seiner Vorgesetzten zu sichern. Er schien dieß bald inne geworden zu seyn, denn er schickte mehrere Botschaften an die Engländer mit dem Erbieten, sich unter ihren Schutz zu begeben; aber von Spionen umgeben, die alle seine verzweiflungsvollen Schritte bewachten, vermochte er nicht, der Aufsicht seiner Wächter zu entgehen. Zuletzt trat einer dieser Elenden mit einem angeblichen Verzeihungsschreiben von dem Prinzen Sarrawaddy zu dem Unglücklichen und hieb ihm, während er es las, mit einem Streiche den Kopf ab.

(Der Beschluß folgt.)

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, es war der heilige Augustin, welcher von Gott sagte: patiens quia aeternus. Um ewig zu seyn, ist unsere Gesellschaft geduldig; weil sie dieses vernachläßigte, hörte sie auf, oder schien vielmehr aufzuhören, denn sie bestand immer fort. Ihrer Geduld wird sie die Herrschaft der Welt zu verdanken haben. Daß sie sich, bey allen ihr zugefügten Beleidigungen gänzlich leidend verhält, darin besteht ihre große Tugend, sie ersezt ihr alle andere, sie wird sie triumphiren machen. Den Streich zur rechten Zeit führen, das ist ihr Grundsatz — bedenke wohl, ich wiederhole es — daß du ihr Genosse oder ihr Opfer seyn mußt, daß du ihrer Macht, ihrer Wirksamkeit, ihrem Einfluß nicht entgehen kannst und daß dein Vortheil demzufolge erfordert, daß du willig einer ihrer Agenten werdest, wodurch du . . .“ — Sohn. „Vater, ich bin nicht ehrgeizig. Ruhe . . .“ — Vater. „Armseliger Mensch! Ruhe in deinem Alter! . . .“ — Sohn. „Ruhe des Gewissens und Thätigkeit des Lebens.“ — Vater. „Du hast keinen Ehrgeiz! Was weißt du davon? Diese Leidenschaft gehört nicht für dein Alter; die kommt in den Dreyßigen, kommt plötzlich, und wenn man nicht auf sie vorbereitet ist, verbittert sie, von Bedauerniß und Reue begleitet, das Leben; sie macht uns deutlich, was wir hätten erstreben sollen, um das, was sie uns wünschen macht, zu besitzen, und was nun unsern Bestrebungen entflieht; sie borgt die Sprache der Liebe, der Familienbande, sie spricht aus deiner Frau, deinen Kindern — die Ehre selbst spricht in ihr . . . aber vergebens! es ist zu spät. Allein du wirst das nicht fühlen, die Hoffnung wird dich täuschen, du wirst Hirngespinnste verfolgen, wirst mit Mißmuth von dem Einen zum Andern übergehen, und dabey stets an das denken, was du in der Vergangenheit hättest thun können und sollen, um dir das Gelingen deiner Wünsche zuzusichern. — Und so schleichst du dem Alter zu, mit welkem Herzen, einem Häufchen Kinder und Enkeln, welche dir ihre dunkle Unbedeutsamkeit zu danken haben . . .“ — Sohn. „Sagen Sie lieber ihre Ehre!“ — Vater. „Ey ja doch! diese Ehre taugt auch in einem Zeitalter, wo das Gold alles gilt, um dessen Besitz man alles thut. Die Ehre! du armer Pinsel, die Ehre!“ — Sohn. „Ja, die Ehre. Und dieses Wort bringt mich wieder auf den loyalen Fürsten . . .“ — Vater. „Du kommst immer wieder auf den loyalen Fürsten! Das wird er nicht weniger seyn, wenn er nach unserm Willen thut. Man muß ihm nur die Beweggründe und den Erfolg verhehlen, ihn nur überreden, daß er Gutes thut. Dazu haben wir tausend Mittel in Händen — ich sage wir, denn ich bin in der ersten der drey dir genannten Klassen, und in dieser hat man weder Gattin, Kind noch Freund.

Ich hab es dir schon gesagt: der Fürst kann uns nicht entgehen." — Sohn. „Aber seine ersten Aeußerungen . . ." — Vater. „Die sind uns bekannt. Er mußte also handeln, er mußte Pfänder geben, daß der Weihrauch der Popularität ihm köstlich däuchte. Das liegt in unsern Planen: er soll sich zuerst beliebt machen, furchtbar kann er werden, sobald wir es wollen." — Sohn. „Aber er handelt selbst, er untersucht selbst." — Vater. „Sobald es Zeit ist, treten ihm unsere Kreaturen in den Weg." — Sohn. „Und sein Sohn?" — Vater. „Dessen sind wir gewiß, sobald wir ihn wollen. Wie thätig auch ein Fürst seyn mag, muß er nothgedrungen doch immer durch andere Augen sehen, und wir schieben ihm die unsern unter. Begreifst du? wir stehen da, immer da, neben ihm, neben seinem Vater. Sobald die Popularität, welche sie gewinnen, uns gefährlich scheint, verleiden wir sie ihnen; anfangs hinterbringen wir Reden, die Niemand ausgesprochen hat, dann lassen wir ihnen Schmähschriften zukommen, die wir unsern Feinden zuschreiben; und man glaubt uns, man klagt sie an, man zieht sie vor Gericht. Scheinen die Beweise gegen sie diesem auch zweifelhaft, der Fürst hält sie für zuverlässig, und wir haben den doppelten Vortheil, ihm Mißtrauen gegen die Richter, welche uns nicht anstehen, einzustößen, und ihn von einer uns verhaßten Parthey zu entfernen. Wir verläumden das Volk, wenn wir es wollen, wenn es Zeit dazu seyn wird — nichts ist leichter. Spricht ein Einzelner ein Sprüchwort, so sagen wir: alle Welt thu' es. Champfort sagte: Wie viele Pinsel bedarf es, um ein Publikum zu machen? Das ist unsere Sache, und da wir immer zwischen diesem Publikum und dem Fürsten stehen, so wird es immer nur was wir wollen gesagt haben, und wo es nöthig ist, daß es spreche, mag es zehnmal schweigen, wir geben ihm dennoch eine Sprache. Laß uns die Sache ein für allemal erschöpfen. Uns ist schon recht, wenn der Monarch gefällt; die Popularität ist recht gut, sobald wir über das walten, was sie bewirkt. Daß ein Fürst vor seiner Thronbesteigung wegen seiner Freymüthigkeit, Leutseligkeit, seines edeln, gütigen, zuvorkommenden Wesens beliebt sey, hindern wir nicht, nicht daß er diese Vortheile auf dem Thron beybehalte — das ist eine Varietät, aus der wir eben so viel Vortheil ziehen wie aus dem Gegentheil, das heißt aus einem falschen, widrigen, verschlossenen Fürsten. Der Thron ist ein Nest, auf dem wir immerfort brüten, ein Adlernest, und wir leiten den Flug seiner Jungen so bald sie aus dem Ey schlüpfen. Keine Handlung eines fürstlichen Kindes entgeht uns, wir kennen dessen gute wie dessen üble Eigenschaften, und wir errichten demzufolge unsre Batterien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 4. Januar.

Die heftigste und allgemeinste Klage führt man jezt bey uns über den schlechten Winter, und die jezt erst in ihrer ganzen Ausdehnung fühlbar werdenden Nachwehen des vorigen Sommers. — Schon seit einigen Decennien machen unsre Meteorologen die durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung, daß die russischen Winter, die sonst regelmäßig um die Mitte Novembers begannen, und ununterbrochen mit 15 bis 25, oft auch bis zu 30 Graden Reaumur Kälte, bis zum Schlusse des Märzes fort dauerten, ganz von uns gewichen sind. Vom Oktober bis über die Mitte des Decembers hatten wir hier keine Spur des Winters. Monate lang war unsre, für die vorgerückte Jahrszeit beyspiellos milde Atmosphäre in einen dichten Wolkenschleyer gehüllt, der sich fast täglich in Regen oder Schnee entlud, und des Schmutzes auf den Straßen, troz der in dieser Rücksicht musterhaft eingeführten Anordnungen unsrer Polizey, kein Ende machte. Zu diesem, in die Länge höchst drückenden Ungemache gesellten sich öfter heftige Südwestwinde, wobey uns zwey Mal im November die Wiederholung des schrecklichen Phänomens von 1824 drohte; die Fluthen des finnischen Golfs drangen wirklich, wie damals, mit Heftigkeit in die Stadtkanäle, überfüllten diese, sezten einige, am niedrigsten gelegene Stadttheile unter Wasser, namentlich die beyden Kolomnas, und hätten neues großes Unglück über die schöne Kaiserstadt gebracht, hätte sich nicht um zwey Uhr nach Mitternacht der Wind glücklich gewandt, und bald darauf besänftigt. So währte es bis einige Tage vor dem Eintritt unsrer Weihnachten, wo sich denn der Winter mit fünf Graden Reaumur einzustellen schien, und gegen eine Woche in diesem Bestande forthielt. Alles schöpfte neuen frohen Muth, und über den sicher erwarteten soliden Winter vergaß man gerne das viele Ungemach der Vergangenheit; doch nur kurz währte diese Freude, seit einigen Tagen ist wiederum warmes Thauwetter eingetreten, und der Winter steht im Begriff, uns nach einem momentanen Besuch sein Lebewohl zu sagen. Nichts wirkt nachtheiliger auf den Russen, vorzüglich auf den gemeinen Mann, als ein schlechter gelinder Winter. Er erregt in seiner physischen und intellektuellen Konstitution eine völlige Desorganisation, er wird muthlos in seinem Geschäftsverkehr, und überläßt sich um so eher einer düstern Geistesstimmung; dagegen befindet er sich bey einem solid-strengen Winter immer wohl, einige Gläser starken Brandweins kräftigen seine Gesundheit und seinen Muth, seine Laune ist stets heiter und froh; gerne erträgt er die Kälte, wenn er bey seiner Arbeit nur trinken und singen darf. Die über drey Monate hindurch mit ewig feuchten Nebeldünsten geschwängerte Atmosphäre, und der fühlbare Mangel an frischen Lebensmitteln, eine Folge der so lange grundlos gewesenen Heerstraßen, wodurch die Produkten-Zufuhr aus den innern Provinzen fast stockte, und auf eine Population von 300,000 Menschen fühlbar wirken mußte, haben eine Menge Krankheiten hier erzeugt, und selbst die Mortalität bedeutend befördert. Nächst diesen Uebeln kämpfen nun noch alle Bewohner-Klassen hiesiger Residenz, mehr oder weniger fühlbar für ihren Börsenbestand, mit den großen Nachwehen des vergangenen Sommers. Seine bekannte beyspiellos große Hitze und Dürre, erzeugten in fast allen Theilen des Reichs eine totale Mißernte in den meisten Feld- und Gartenfrüchten, diese traf vorzüglich das Heu, den Hafer, Kohl, die Kartoffeln und anderes Gemüsewerk, welches ganz mißrieth, und jezt in enorm hohem Preise steht. Andre Konsumtionsartikel, wie Brennholz, konnten des unerhört niedrigen Wasserstandes der Ströme wegen, vermittelst der Kanäle, nicht zur Re-

sidenz geschafft werden, und mußten auf dem halben Wege hieher Halt machen; ein Umstand, den die Holzaufkäufer hier gar trefflich für ihren Vortheil zu benuzen verstanden; in Eile kauften sie von allen ankommenden Barken die Holzvorräthe für einen im Herbst noch erträglichen Preis weg, und zwingen nun die unbemittelten Volksklassen, zu dreyzehn bis vierzehn Rubel den Faden (ein bisher hier beyspiellos hoher Preis), von ihnen zu kaufen. Gerade aber der milde Winter hat diesen Gewinnsüchtigen ihre Rechnungen doch verdorben — diese Wohlthat möchte vielleicht die einzige seyn, die ihm unsre dürftigen Bewohner zu verdanken haben. Die ungeheuern Waldbrände, welche vergangenes Jahr von der Mitte des Juni bis zum Ausgange des August, in den Ostsee-Provinzen und den meisten der großrussischen Gouvernements fortwütheten, haben unstreitig auch viel zur hohen Theurung des Holzes hier beygetragen.

Auch für die Halbinsel Krimm wurde der vorige Sommer äußerst unheilbringend. Er züchtigte sie wieder mit der fürchterlichen Landplage, den Heuschrecken, welche ihren Bewohnern nun schon vier Sommer hindurch die Erzeugnisse ihres schönen und fruchtreichen Bodens bis auf jede Spur wegfressen. Unglaublich waren die Verwüstungen, die sie auf den Landgütern mehrerer angesehener Gutsbesizer anrichteten. So schwand z. B. auf dem Landsize eines Grafen St. Riest, gleich nach ihrer Erscheinung, innerhalb weniger Stunden alles Grün aus den Feldern und Gärten; in den leztern beugten sich selbst und brachen bald die Baumäste von der Masse der Heuschrecken, die sich auf sie sezten. Der General Cobelet, Besizer eines schönen Gütchens, in der Nähe Odessas, sah im Mai und Juni zahllose Schwärme derselben zu sich angeflogen kommen; zu ihrer Vertilgung gebrauchte er alle möglichen, unter den Bewohnern der Halbinsel für diese Zwecke bekannten Mittel, doch alle halfen nichts. Die Getödteten wurden im Juli durch neue Wolkenzüge ersezt, die ein heftiger Nordwind daselbst absezte. Der Besizer konnte sich von dieser fürchterlichen Landplage nicht anders retten, als daß er zu stark rauschenden Instrumenten seine Zuflucht nahm, zu deren Anregung er alle seine Bauern aufbot. Dieß Mittel glückte, die den Erdboden bedeckenden zahllose Heuschrecken-Schwärme erhoben sich plözlich in die Lüfte, der scharfe Windzug führte sie mit sich fort, und stürzte sie alle in das Meer. Eine Woche später fanden Reisende die ganze Küste dieser Gegend auf mehrere Werste weit mit todten Heuschrecken bedeckt, und Schiffskapitäne, die aus Cherson nach Odessa kamen, versicherten, ihrer eine große Menge im Meere selbst getroffen zu haben. Die vor drey Jahren in der Krimm beabsichtigte Begründung einer Aktiengesellschaft zur Kultur des dortigen Weinbaus, für welche sich selbst damals höchsten Ortes der für die Beförderung des innern Wohlstandes der Halbinsel so unermüdet thätige Generalgouverneur, Graf Woronzow, lebhaft interessirte, hat sich bis jezt nicht realisiren können. Die schon für diesen Behuf zusammen getretenen Glieder des Vereins werden sich wahrscheinlich nächstens auflösen, denn es mangelt ihm das so nothwendige Vertrauen des Publikums, hauptsächlich steht seiner Begründung wohl der allgemeine Geldmangel entgegen, der hier schon so manches gemeinnüzige Institut zu Grabe gebracht hat. Die Industrie der Landeigenthümer hätte viel gewonnen, wäre derselbe in's Leben getreten, denn seine Gründer wollten nicht nur, dem entworfenen Plane zufolge, eine bessere Kultur des Weinstocks erzielen, sondern auch durch praktische Erfahrung bewährte Grundsäze zu seiner langjährigen Erhaltung und seiner bequemern Verführung in die innern Provinzen des Reichs aufstellen. — Eines weit günstigern Erfolgs erfreut sich die Regierung bey ihren, in den lezten Jahren angestellten, Versuchen zur Verbreitung des Weinbaus in Bessarabien. In einigen Jahren hat derselbe die bedeutendsten Fortschritte in dieser Provinz gemacht, früher war er ganz der Natur allein überlassen; jezt bearbeitet man den dazu dienlichen Boden mit der möglichsten Sorgfalt, und sucht auf demselben Weinstöcke aus Frankreich, Ungarn und dem fernen Rhein zu verpflanzen. Zwar war der vorigjährige Weinertrag nicht so ergiebig wie der einiger frühern Jahre, aber von ganz vorzüglicher Güte, darum ging er auch zu sehr hohen Preisen ab. Nach den offiziellen Berichten der Lokal-Autoritäten betrug der Gesammtertrag der lezten Weinernte 44,797 Wedros (Eimer), jeder Eimer kostete an Ort und Stelle zwischen 5—7 Piaster. Weingärten-Besizer rechnet man in ganz Bessarabien 278, größtentheils Griechen oder Armenier.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, 19. Januar.

(Beschluß.)

Im vorigen Jahre hat die Singkunst in Paris drey merkwürdige Epochen erlebt; sie besaß die Demoiselle Sonntag; sie verlor die sogenannte Göttliche (la diva) Pasta; und am Ende wurde das italienische Opernhaus auf einige Monate gar geschlossen. Das liebliche Bild der mit allen Verdiensten und Reizen, wie sie die Pariser so selten an den Kindern des Auslands anerkennen, begabten Sonntag würde ihnen auch dann unvergeßlich bleiben, wenn es auch nicht unter den großen Bildern des einheimischen und fremden Verdienstes bey den Kunsthändlern, vortrefflich in Kupfer gestochen, ausgestellt wäre. Ihr allein hat die deutsche Singkunst es zu verdanken, daß sie nun in Frankreich auf immer anerkannt ist, und eine reichliche Frucht davon erntet bereits schon jezt eine Madame Schüz, die vor der Ankunft des Wunderkindes Sonntag durchaus nicht empor kommen konnte, und nun im Odeon, wo man deutsche und italienische Opern und Operetten französirt darstellt, alle Schwierigkeiten besiegt, welche ihr sonst auf der italienischen Bühne entgegen gewesen waren, und die ihr auf der französischen Bühne die Unkunde der französischen Aussprache noch nebenher schuf. Den Verlust der Dem. Sonntag ersezte Mad. Pasta nur auf kurze Zeit; diese ging über die Alpen, aber keine andere Nachtigall zog dagegen herüber, und so verstummten die himmlischen Gesänge in dem Geiste Mozart's und Rossini's. Und da las man nun viele Wochen hindurch den traurigen Anschlagzettel der Italiener mit dem unglaublichen, traurigen Worte: Relâche. Schon der Sinn des Worts erregte ein schmerzliches Gefühl; denn man hatte die Gewißheit, daß keine andere Sängerin zu hoffen war, und doch wollte das Wort so viel sagen, daß die italienische Oper nur eine Zeitlang geschlossen bleiben würden. Endlich ist nun freylich das Haus wieder geöffnet, aber die einzige Stimme, die dort erschallte, kömmt aus der süßen Kehle der Dem. Cinti, die in Frankreich erzogen, aber mit italienischer Lehre und Methode genährt ist; man hatte sie von den Italienern zur großen französischen Oper verführt, aber die weite, gefährliche Halle des grenzenlosen Opernsaales wäre das Grab des unersezlichen Talents, der für eine begränztere Bühne geschaffenen Natur der Künstlerin geworden, wenn nicht das Machtwort des Arztes sie von dem Rande des Abgrunds zurückgerissen hätte; wir sagen: unersezlich, denn über Dem. Cinti sprechen die ersten Kenner und Meister das unglaubliche, aber wahre Wort, daß sie noch nie einen falschen Ton aus der Brust gestoßen, und diese wundersame Unschuld nicht einmal auf der großen Opernbühne verloren habe, wo die zarten Ohren der Dilettanti gewöhnlich so vieler Gefahr ausgesezt sind.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Februar 1827.

Manche bilden sich ein, sie können den Zeitgeist wie die Kinder den Drachen steigen lassen, und dann wiederum nach Wohlgefallen an dem Bindfaden auf die Erde ziehen.

Welt und Zeit. V.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

„Man muß viel weniger auf das, was ein Fürst sagt, aufmerksam seyn, als auf das, was er thut. Ist denn der Minister, gegen den man so viel geschrieen hat, fortgeschickt worden? Nein, und es wird nicht geschehen. Gegen Mazarin schrie man noch ganz anders und er starb als Minister. Tapferer wie der heutige — denn er scharmuzirte mit ganz andern Leuten wie dieser — behauptete er sich, und der heutige wird sich auch behaupten, denn die Verhältnisse sind wider dieselben. Der höchst feine Italiener hatte es mit Leuten seiner Art zu thun, denen aber der Geist abging, den er selbst im höchsten Grade besaß; der heutige, ein Gascogner, besizt in der heutigen allgemeinen Mittelmäßigkeit dasselbe Uebergewicht. Die Staatsmänner mögen die Einzelnheiten immer vernachlässigen, man vergißt nicht, daß, so wie in der Moral kleine Vorsichtsmaßregeln die großen Tugenden sichern, auch in der Politik die kleinste Unterlassung durch einen unvorhergesehenen Zufall selbst die geschicktesten Kombinationen vernichten kann. Alles im Voraussehen, ist deßhalb die Devise einer Gesellschaft, welche es nie vergessen wird, daß sie ihren Untergang herbey führte, wie sie dieselbe ein einziges Mal vergaß. Aber für sie ist die Lehre der Erfahrung nicht verloren." — Sohn. „Da die Presse für die Zeitblätter ungehindert ist, kann der Fürst . . ." — Vater. „Niemals! (der Marquis rief dieses mit auffallender Lebhaftigkeit und dem Ton, mit welchem man einer Wahrheit auszuweichen gedenkt, weil man den Einwurf vorher sieht, den man fürchtet und den man sich besser im Stande fühlt zu beseitigen als zu widerlegen oder aufzulösen). Niemals!" wiederholte er ruhiger. — Sohn. „Nehmen wir an, daß ein Artikel in einem Oppositionsblatt . . ." — Vater. „Der Fürst liest einen andern." — Sohn. „Wie das?" — Vater. „Man läßt das Blatt dieses Journals umdrucken, nimmt den fraglichen Artikel heraus oder ändert ihn ab; und so sieht das Blatt allen andern, die im Publikum umlaufen, ähnlich. Das hat zwey für uns gleich günstige Folgen: der Fürst erfährt das nicht, was wir ihm verhehlen wollen, und das Publikum, welches im Wahne steht, er habe es gelesen, schließt, daß er ihm keine Aufmerksamkeit geliehen, es sogar tadelt, und uns stillschweigend Beyfall gibt. Wir gewinnen dabey nach und nach noch einen Punkt, den wir eifrig wünschen und betreiben; das Volk erkaltet, sein Enthusiasmus verraucht, es denkt endlich, der Fürst wäre wie die andern, die es auch betrogen, und fängt an, nun seinerseits ein gleiches zu thun . . . denn wenn uns die Popularität gleich Nutzen bringt, so taugt und doch die Tyranney eines uns gehörigen Fürsten viel, erfordert von unsrer Seite weniger Geschicklichkeit, weniger Mühe. — Unser Regiment ist dann vollständig." — Sohn. „Sie erklären mir wohl, wie man den Fürsten rücksichtlich der Zeitblätter einmal, zweymal betrügen kann, aber endlich . . ." — Vater. „Meinst du, daß die täglichen Deklamationen der Journale gegen den Minister uns

beunruhigen? im Gegentheil, ihr Stillschweigen würde uns schaden. Sie schreiben fast auf unser Geheiß. Ich kenne noch eine Art von Demagogen, die sich für sehr wichtig hält, weil sie in einem kleinen Bezirk eine Erschütterung hervorbringt — etwa wie eine Fliege, die sich in einem Spinnengewebe fängt. Einer dieser Demagogen hatte einen der Unsern zu Rath gezogen — der rieth ihm derb zuzuschlagen und so persönlich wie möglich zu seyn. Er that es und wir sorgten dafür, den Fürsten auf diesen Artikel aufmerksam zu machen, ihn vermöge Zusammenstellung mit andern Artikeln aus der gleichen Fabrik zu überreden, daß man ihm seine Handlungen, sein Betragen vorschreiben, ihn zurechtweisen wolle. Das reichte hin. Der Fürst nahm die Gefahr wahr, er sah, daß man, um in Zukunft das Ministerium zu ändern, die Journale nur mit Deklamationen anzufüllen brauchte — und fortan ward nicht mehr dessen gedacht." — Sohn. „Allein es könnte sich in der Umgebung eines der beyden Fürsten ein unbestechlicher Mann befinden . . ." — Vater. „Hast du denn die Antwort vergessen, welche der rechtschaffenste Mann an Ludwig XIV. Hofe der Königin*) gab? Nun! wenn der Mann, der des Fürsten Vertrauen besaß, theurer wie der Abbé Terrasson wäre . . ." — Sohn. „Nehmen Sie aber mit mir an, daß es einen — einen einzigen redlichen, unzugänglichen Mann gäbe . . ." — Vater. „Mag es! er wird, ohne es zu wissen, unser Werkzeug seyn, also von den Unsrigen. Was du immer für eine Hypothese machen willst, mein Sohn, so muß sie innerhalb der Möglichkeit liegen. Der Tugendhafte hat irgend eine Schwäche, sein Herz ist an irgend einer Stelle angreifbar; diese müssen die Unsern erkunden, die Ausgänge alle erspähen — und nichts entgeht ihrem Forschen! die Tugend verräth weder ihre Absicht noch ihre Plane, dann wäre es gar keine Tugend mehr. Und setzen wir den schlimmsten Fall, so wäre unser Spiel gar nicht verloren. Kannst du je berechnen, was unermüdliche Geduld vermag? Sie ist ein Gewicht, das allzeit und unsichtbar wirkt, einzig kraft seiner Schwere; sie ist der Wassertropfen, der endlich den Stein höhlt. Und zu dieser kommt noch die viel mächtigere Gewalt einer stets gleichen Sprache, die immer dieselbe ist, unter tausend Gestalten immer wiederkehrt, die Aufmerksamkeit erregt, wenn sie verstummt, die durch eine beabsichtigte Lücke, durch eine Bewegung, eine Haltung, einen Zweifel fortspricht! Wer könnte so einer Uebereinstimmung von Mitteln widerstehen?" — Sohn. „Unglückseliger Fürst!" — Vater. „Warum unglückselig? Was geht ihm ab? Gewalt? wir machen ihn unbeschränkt — ist er da zu beklagen?" — Sohn. „Wenn nun aber diese seine Gewalt durch den Gehorsam gegen die Gesetze eben so unumschränkt wird? wenn, wie gar nicht zu zweifeln, die unbegränzte Macht mit diesem Gehorsam vereinbar ist . . ." — Mit feyerlichem Ton rief der Marquis: „Halt ein, Uneingeweihter! das wollen wir nicht. Der Fürst mag diese Gewalt haben, allein wir müssen sie theilen, wir müssen deren Aufbewahrer seyn. Sie ist der Lichtstrahl, der, ohne schwächer zu werden, einen unermeßlichen Raum durcheilt. Es gibt eine feste Basis, von deren man mit Sicherheit weiter rechnen kann: der Eigennutz. Was will der, welcher der Macht genießt? daß diese Macht so ausgebreitet sey wie möglich, also unumschränkt." — Sohn. „Gut! mit der Charte kann er dieses in der That seyn, und vereint dann mit der Macht, von der Sie sprechen, glänzenden Ruhm. Seine Gewalt ruht auf unerschütterlichen Säulen, auf der Liebe seines Volks." — Vater. „Philosophie! alte Begriffe, die in die Bücher gehören. Du denkst dir die Menschen, wie sie seyn sollten, wie sie aber zu keiner Zeit waren, noch sind, noch seyn können. Die Gesellschaft, in die ich will, daß du eintretest, nimmt sie, wie sie sind. Höre deinen Vater und laß ihn reden! Begreife doch endlich, daß diese Gesellschaft über alle andere Macht erhaben ist, sie weiß, daß der regierende Fürst im Ganzen denen mehr mißtraut, die ihm, ohne zu seinen Vertrauten zu gehören, nahe kommen, als denen, die ihm ferne stehen, daß der Einfluß dieser lezten, wenn sie zu Einfluß gelangen, wirksamer ist, weil er weniger vorhergesehen, weniger vermuthet ward, und langsam gewonnen um so fester begründet ist. Die Gesellschaft schüzt diesen Einfluß, nachdem sie sich von der gränzenlosen Ergebenheit dessen, der ihn übt, überzeugt hat."

„Studium und Erfahrung haben ihr das Kapitel „von den großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen entsprungen," ergründen gelehrt; sie vergißt nicht, daß ein berühmter Mann des Alterthums, um die Aufmerksamkeit des Publikums abzulenken, seinem Hund den Schwanz abschneiden ließ. Des Menschen Geist liebt das Geheimnißvolle, Wunderbare; diesen Tribut zahlte seine Schwäche selbst in den entferntesten Zeiten; je höhern Standes man ist, je größer ist diese Schwäche. Um Nutzen aus ihr zu ziehen, verbindet die Gesellschaft mit dem Wesen der Großen unserer Zeit etwas Wunderbares, das ihnen gefällt. So vergötterte man ehedem die römischen Kaiser und beredete sie, sich anbeten zu lassen. In einer Zeit und bey einer Religion wie die unsere, ist das unmöglich; allein eben diese Religion dient uns für einen großen Theil der Menge, die nicht allesammt aufgeklärt ist, und

*) Dieser Abbé schrie laut über ein Urtheil, weil, wie er behauptete, die Richter sich hatten bestechen lassen. Die Königin (Marie Leczinska) sagte scherzend zu ihm, er würde es eben so wie sie gemacht haben, und schäzte, wäre er Richter gewesen, seine Stimme auf 500.000 Franken. Der Abbé verwarf diese Summe mit bitterm Unmuth; sie steigerte sie, bis sie endlich eine Million bot — und der Abbé sagte ganz kleinlaut: Wahrhaftig, Ihre Majestät treiben es so weit, daß ich nicht mehr weiß, was ich sagen soll.

für die Andern haben wir Geheimes, Verführung, Schrecknisse, Ehrgeiz und Leidenschaft zur Verfügung."

(Der Beschluß folgt.)

Nachrichten über die Birmanen.

(Beschluß.)

Henzedah.

Henzedah und Keaum-zeik, welches daran stößt, bilden eine beträchtliche Stadt, welche zum wenigsten zwey englische Meilen lang, aber sehr schmal ist. Der unter einem hohen Ufer wegfließende Strom ist tief und reißend. Wir fanden den Ort ganz verlassen, außer von Rudeln magerer Hunde, welche die Luft mit ihrem Heulen nach ihren Herrschaften erfüllten, obgleich in diesem Lande die Hunde wie die Katzen mehr Anhänglichkeit an den Ort als an die Personen zu haben scheinen, und man sie nicht leicht aus den Häusern wegbringt, worin sie eine Zeit lang gefüttert worden. Nichts als die vielen Pagodahs und andere Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauch unterscheiden diese Stadt von dem elendesten Dorfe, und dieß ist eine Bemerkung, welche sich beynahe auf alle Städte in Ava anwenden läßt; die Häuser sind sich alle ziemlich ähnlich und meistentheils von derselben Art von Materialien gebaut. Die Wohnungen der Vornehmen und Priester allein zeichnen sich durch die vielen übereinander emporsteigenden Dächer und andere Standeseigenheiten aus. Henzedah ist ein bedeutender Handelsplatz. Es wohnten hier einige Armenier und andere Kaufleute, welche Indigo zogen, der in diesem Lande sehr gut fortkommt, und zwar ohne die Gefahren für die Ernte, denen diese Pflanze in Bengalen ausgesezt ist. Die Fluren waren voll Rindvieh, welches aber gegen uns wilder war als die Bergrehe, und es geschah nur mit Mühe, daß das Kommissariat so viel von ihnen verschaffte, als der tägliche Bedarf des Heeres erforderte.

Zusammenkunft der brittischen und birmanischen Oberhäupter zur Erlangung eines friedlichen Vergleiches.

Nachdem alle Einrichtungen über die Form getroffen waren, so daß keiner der Theile sich etwas vergeben zu haben scheinen sollte, verließen beyde das Lager in demselben Augenblicke, und trafen vor dem Konferenzhause zusammen, in welches sie, nachdem sie sich gegenseitig die Hände geschüttelt und auf's freundlichste begrüßt, zusammen eintraten, und sich auf zwey Reihen Stühle einander gegenüber sezten. Die Wongies und ihr Gefolge, in Allem fünfzehn Personen, deren jeder die Adelskette trug, und seine prächtige Hofkleidung anhatte, fanden es augenscheinlich sehr unbequem auf Sitzen, an die sie nicht gewohnt waren, die sie aber nicht aufgeben wollten, damit nicht der kleinste Unterschied zwischen beyden Theilen stattfinden möchte; ja sie waren in dieser Hinsicht so ängstlich, daß kaum auf der einen Seite eine Bewegung gemacht werden konnte, die nicht augenblicklich auf der andern nachgeahmt wurde, und ihr vorzügliches Augenmerk schien dahin gerichtet zu seyn, sich in den europäischen Sitten vollkommen zu Hause zu zeigen.

Nach vielen freundschaftlichen Erkundigungen nach dem Wohlbefinden des Königs von England und der königlichen Familie, worin jede Anspielung auf den General-Gouverneur und die Ostindische Gesellschaft sorgfältig vermieden ward, baten die Wongies, daß alle Unterhandlungen bis auf den folgenden Tag verschoben werden möchten, damit, ehe man zu dem wichtigen Geschäft schreite, weßwegen man zusammen gekommen, eine nähere Bekanntschaft zwischen beyden Partheyen stattfinden möge, und beschränkten sich für jezt auf allgemeine Freundschaftsversicherungen und gute Wünsche zu einem baldigen Frieden, bedauernd, daß zwey so große und aufgeklärte Völker durch Irrthum oder Mißverstand gegen einander in Krieg verwickelt seyn sollten.

Nichts war auffallender während der Unterhandlung als die Begierde der Oberhäupter, sich mit den Sitten und Gebräuchen der europäischen Nationen vertraut und ihre eigenen Ansprüche, denselben in Bildung gleich zu stehen, zu zeigen, indem sie jede Gelegenheit ergriffen, um, von ihrer eigenen Nation und England redend, sich des Ausdrucks: „Die zwey großen und gebildeten Völker" zu bedienen und das Morden der Gefangenen und andere grausame Handlungen zu tadeln, deren sie sich beständig schuldig machen. Im Ganzen indessen betrugen sie sich mit vieler Umsicht und Gutmüthigkeit, und wir schieden mit den freundschaftlichsten Ausdrücken von einander. Ehe sie gänzlichen Abschied nahmen, speisten sie mit dem General Campbell und benahmen sich bey Tische auf's ungezwungenste und anständigste, indem sie auf's genaueste die Bewegungen ihrer Wirthe beobachteten und solche mit erstaunlicher Leichtigkeit nachahmten. Sie aßen von Allem, besonders aber schien ihnen ein Schinken zu behagen, welcher auch dem Kie Wongie auf sein Verlangen gegeben ward; aber entweder aus Neigung, oder aus Achtung gegen den Befehl ihres Monarchen, welcher den Genuß des Weines und der geistigen Getränke bey Todesstrafe untersagt hat, enthielten sie sich fast gänzlich des Trinkens. Ob die Herrn unter vier Augen so enthaltsam gewesen seyn würden, ist eine andere Frage, denn das gemeine Volk ergreift jede Gelegenheit das Verbot des Königs zu verletzen.

Neugriechisches Klephtenlied.

Nikotzaras.

Durch diesen Engpaß geht Nikos, Nikos, der Sohn des Tzaras. —
„Zum zweyten Male wirst du nicht durch diesen Engpaß gehen.“ —
„„Woher, mein Vöglein, weißt du es, daß du es mir verkündest?““ —
„Als gestern und vorgestern ich herflog durch Vlachochori,
Da hörte die Geronten so ich in Livadia sprechen:
Den Nikos wollen tödten wir, den Nikos, Sohn des Tzaras,
Der gleicht der Blume im Gebirg, im Felde der Cypresse,
Den Nikos, der dem Thurme gleicht, im Meere fest gegründet.“ —
Da Nikotzaras das vernahm, ward er darüber zornig,
Reißt seinen Pflegesohn herbey, und sprach zu den Gefährten:
„Umgürtet schnell die Schwerter euch und nehmet eure Flinten,
Und laßt uns nach Livadia gehn, daß wir es niederbrennen.“
Sie zogen aus und gingen hin und kamen nach Livadia,
Und warfen Feuerbrände ein und banden die Geronten,
Und schleppten in die Berge sie und quälten sie gar grausam. —
Wen wollt, Geronten, tödten ihr? den Nikos, Sohn des Tzara?
Den Nikos, der 'ne Rose ist, und in der Welt bewundert?

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, im Januar.

(Fortsetzung.)

Durch ausgezeichneten und industriensen Fleiß zeichnet sich in Rücksicht des Weinbaues eine Schweizerkolonie, aus ungefähr zwölf Familien bestehend, aus, die man vor vier Jahren in der Nähe der Stadt Ackermann ansiedelte. In einer so kurzen Frist haben sich diese in Dürftigkeit angelangten Ansiedler durch beharrliche Anstrengungen zu einem gewissen Grade des Wohlstandes emporgeschwungen. Die Kolonie liegt in jener überaus romantischen Gegend am Liman, den die angepflanzten Weinrebenhügel begrenzen, die Hütten tragen alle das Gepräge schöner wirthschaftlicher Ordnung und lieblich ansprechender Reinlichkeit. Partikuliers und die Regierung unterlassen nichts, um durch Hülfe der Kunst den Wein möglichst zu veredeln. In dieser Hinsicht zeichnen sich die Etablissements der Herren Kollin und Krinitzky aus, die selbst in diesem Sommer von dem Hrn. von Ribeaupierre und Grafen Woronzow, während ihrer diplomatischen Geschäftsleitung mit den Agenten der Pforte, mit beyfälligem Interesse besucht wurden. Unter andern besitzen sie ein besonderes chemisches Verfahrungsmittel, durch das sie den Grad der Gährung bestimmen können, den der neue, in Fässer gebrachte Wein entwickeln soll, vermittelst dessen erkennen sie den günstigsten Moment, wo man ihn ohne Gefahr aus diesen abzapfen kann. Nächst der obgenannten, von Privaten gewonnenen Weinquantität, betrug die der Regierung im vergangenen Herbst 32,000 Bouteillen.

Am ersten Weihnachtsfeste, den 6ten Januar, ward in den Gemächern des kaiserlichen Winterpallastes, die unter dem verewigten Kaiser Alexander im Jahr 1818 begründete Militärgemälde-Gallerie, zwischen dem Georgen- und sogenannten weißen Saale befindlich, feyerlichst eingeweiht. Wir übergehen hier das Detail dieser religiösen Weihe, denn sie ward schon von uns früher einigen politischen Tagesblättern des Auslandes mitgetheilt. Es wird daher an seinem Orte seyn, von dieser Gallerie, in Beziehung auf ihren Kunstwerth, zu sprechen. Es war gewiß eine erhabene Idee des verewigten Monarchen, eine Kunstgallerie in's Leben zu rufen, in der die ausgezeichneten Waffengefährten bey den so glorreich von ihm in den Jahren 1812, 13, 14 und 15 geführten Feldzügen aufgestellt würden, und so ihr ruhmwürdiges Andenken für Gegenwart und Nachwelt auf immer erhalten werden möchte. Die Ausführung dieser Idee übertrug er dem durch sein Talent im Porträtzeichnen so rühmlichst bekannten Engländer Dowe, der diesen Auftrag auch ganz allein ohne fremde Beyhülfe in sechs Jahren vollzog. Der Architekt Rosse, derselbe, der den schönen neuen Michailow'schen Pallast aufführte, richtete auch in Auftrag des jetzt regierenden Kaisers diese Gallerie im Winterpalais ein. Sie ist hoch, geräumig, und von bedeutender Länge, als bogenförmige Halle gebaut, die schöne Malerey ist von Scotti ausgeführt. Sie formirt unstreitig eine der ersten Zierden dieses antiken kaiserlichen Pallastes.

Durch Kolonnaden zerfällt die Gallerie in drey Abtheilungen, zwischen den Säulen sind prachtvolle Candelabres angebracht. Der Haupteingang zur Gallerie ist von der Schloßkapelle, und gleich der erste Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des Eintretenden fesselt, ist das Bildniß des Kaisers Alexander in Lebensgröße, in reichverzierten Rahmen gefaßt, und von kostbaren Vorhängen umhüllt. Er ist in der Chevaliers-Gardeuniform, und man muß die frappante Aehnlichkeit bewundern, die das Gemälde mit dem erlauchten Verblichenen hat. Der himmlische Zauber seines menschenfreundlichen Blicks scheint noch wohlwollend auf den Schaaren seiner tapfern Krieger zu ruhen, die ihn in der glorreichen Epoche jener vierjährigen Feldzüge umgaben. Das Bildniß ist aber wirklich zu klein für seinen Standpunkt, dieß hat man allgemein erkannt, und wird es nächstens durch ein andres, in unweit größerm Maßstabe ersetzen. Dowe ist in diesem Augenblick damit beschäftigt, und wird gewiß allen Eifer seines Talents aufbieten, um durch dessen wundervolle und tadellose Darstellung das Werk seiner sechsjährigen Arbeiten ruhmvoll zu krönen.*) Zu beyden Seiten des Verewigten sind die Stellen bestimmt, die nächstens die Bildnisse seiner hohen Verbündeten, des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen in Lebensgröße einnehmen werden. In der mittleren Gallerie-Abtheilung, den beyden Hauptthüren gegenüber, von welchen die eine zum Georgen-, die andre zum weißen Saale führt, werden die Porträts des Großfürsten Konstantin, der Feldmarschalle Fürsten Kutusow, Barclay-de-Tolly, und Herzogs von Wellington aufgestellt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Es wird den Kaiser gleichfalls in Lebensgröße zu Pferde darstellen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 23. Februar 1827.

Weit hinaus auf jenen Höhen,
Auf der Berge blauen Reih'n,
Durch der Nebel dichtes Wehen
Darf das Auge sich erfreu'n.
Wie sie stolz gen Himmel ragen
Riesenkinder der Natur,
Geisterwehn von alten Sagen
Wiegt sich durch die stille Flur.

Th. Körner.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

Man hatte mir in Straßburg so viel von den Vogesen gesagt, daß ich mich entschloß, einen Theil derselben zu durchwandern, und ich kann versichern, daß es Niemand reuen wird, dasselbe zu thun. Es gibt in Deutschland wenig Gegenden, welche so viel Naturschönheiten, mit so viel interessanten historischen Denkmälern verbinden, wie sie die Vogesen und das Elsaß überhaupt darbieten, und es ist zu verwundern, daß dieses Land von Deutschland aus so wenig besucht wird, daß besonders unsere reiselustigen Musensöhne nicht diese linke Seite des Rheins mit in ihre Wanderungen hineinziehen. Es würde mich sehr freuen, wenn dieser kleine Reisebericht meine Landsleute vermöchte, sich von dem hergebrachten motus peristalticus der Rhein- und Schweizerreisen ablocken zu lassen. Ihr Patriotismus braucht sich dieser kleinen Untreue nicht zu schämen, denn hier ist, wenigstens auf dem Lande, noch Alles deutsch; kaum daß hier und da einmal ein übergescheidter Wirth, oder ein Soldat von der alten Armee uns französisch anredet, und auch diese sind froh, wenn sie es sich wieder bequem machen und deutsch sprechen können. Die Bauern verstehen größtentheils nicht einmal Französisch. Wollte aber der Patriotismus eine Rechtfertigung haben, so braucht er nur um einige Jahrhunderte zurückzugehen — was er ohnedieß nur zu oft thut — um das Elsaß als einen der schönsten Edelsteine der deutschen Kaiserkrone zu betrachten. Besonders aber war ja Straßburg eine Zeit lang in mancher Hinsicht die erste deutsche Reichsstadt, sowohl vor als während der Reformation. Das bürgerliche Leben, wie es sich in Straßburg entwickelte, und das daraus hervorgehende Streben in Kunst und Wissen bietet, vielleicht mehr als das irgend einer andern deutschen Stadt, interessante Vergleichspunkte mit der Geschichte der griechischen Städte dar. Besonders hat Straßburg den Vorzug eines trefflichen Chronisten, der sich zuweilen bis zum Geschichtschreiber erhebt. Doch zu meinem Ausflug in die Vogesen zurück.

Um nicht unnöthigerweise Zeit zu verlieren, nahm ich meinen Plaz in der Diligence bis Zabern; was am Fuß der Gebirge liegt, doch stieg ich in Maßmünster aus, um die dortige Kirche zu sehen, welche im byzantinischen Styl und wahrscheinlich aus dem neunten Jahrhundert ist. Von Maßmünster oder Marmoutier ist es nur noch eine kleine Stunde bis Zabern (Saverne), wovon aber nicht viel zu sagen, als daß es ein altes Städtchen ist, worin jedoch viele wohlhabende Leute zu wohnen scheinen. Die Kirche ist gothisch, aber ohne weiteres Verdienst. An einem Fenster ist ein Schwalbennest eingehauen mit einer Schwalbe, die eben hineinkriecht; dieß gehörte in der guten alten Zeit zu den Merkzeichen, welche ein gewanderter Maurergeselle nicht vergessen oder übersehen durfte; kein alter Meister glaubte ihm, daß er in Zabern gewesen sey, wenn er die steinerne Schwalbe und ihr Nest nicht kannte. Der ehemalige bischöfliche Pallast hat nach hinten zu eine

schöne Façade, die aber nicht vollendet ist; sie ward unter dem, durch die Halsbandgeschichte berüchtigten Kardinal von Rohan erbaut, welcher auch der letzte Straßburger Bischof war, der hier residirte. Gegenwärtig gehört das Gebäude der Stadt, welche alle öffentlichen Behörden und sonstige Bedürfnisse, als Kornhalle, Schlachtbank, Gefängniß u. dgl. hinein verlegt hat.

Etwa eine Stunde von Zabern liegt das kleine Dorf St. Jean des choux; diesen Namen hat es wenigstens auf der Karte; in der Gegend kannte ihn kein Mensch, und erst als ich nach St. Johann und dem Michelsberg fragte, ward ich zurechtgewiesen. Im Elsaß, wie in einigen andern Gränzländern, haben die meisten Orte zwey Benennungen, und aus der französischen, die man auf den Karten findet, kann man oft die deutsche, besonders wie die Landleute sie aussprechen, unmöglich errathen. In St. Johann ist eine alte Kirche, wovon das Chor von außen den ältesten byzantinischen Styl zeigt. Auf dem Sims des Mittelfensters liegen zwey sehr ungeschlachte Löwen, die Herr von Hammer ohne große Mühe unter seine Basomete anwerben könnte. Das Dorf liegt am Fuß des sogenannten Michelsberges — ein mit prachtvollen Kastanienbäumen bewachsener Hügel, über welchen sich ein kahler Sandsteinfels erhebt, auf dessen steilstem Vorsprung eine kleine Kapelle steht. Sie ist dem Erzengel Michael geweiht, gegenwärtig halbverfallen, war aber früher ein sehr besuchter Wallfahrtsort und soll es wieder werden. Einige Schritte von der Kapelle, am äußersten Vorsprung des Felsens, bemerkt man eine runde, in den Felsen gehauene Vertiefung von etwa zwölf Schritt im Durchmesser und zwey bis drey Fuß Tiefe. Nach der Volkssage sollen hier die Hexen ihren Sabbath gefeyert haben, und hoffentlich bald wieder feyern. Einige Gelehrte haben in dieser Vertiefung ein Druidendenkmal gewittert, was ungefähr eben so vernünftig seyn mag, wie jene Volksmeynung. Mir schien dieser Kreis nur den Ort anzudeuten, wo einmal vielleicht zur Bequemlichkeit der Klosterfrauen von St. Johann ein Zelt oder Pavillon errichtet war, der zur Aufnahme vornehmer Wallfahrer oder, wie man bey Wallfahrtorten noch heut zu Tage findet, für einen Kramladen oder dergleichen benuzt ward. Noch bemerkt man ringsum mehrere Löcher, worin wahrscheinlich die Pfähle gesteckt haben. Am Fuß des Felsens, worauf die Kapelle steht, befindet sich im Gebüsch versteckt eine Höhle, das Hexenloch genannt; sie war früher von einem Einsiedler bewohnt, und in der Mitte derselben sieht man noch ein Grab eingehauen. Diese Kapelle, diese Höhle erinnerte mich lebhaft an die Beschreibung in Schillers „Kampf mit dem Drachen," und es wundert mich, daß sich keine ähnliche Sage an diesen Ort knüpft; ich wüßte wenigstens kein angenehmeres Logis für einen Lindwurm als diese Höhle. Die Aussicht aus derselben ist herrlich in die fruchtbare Ebene des Unterelsaß, nach Straßburg und über den Rhein. Eine Sage, welche mit der Gründung des Benediktinerklosters zu St. Johann in Verbindung steht, will ich doch hier anführen, sie hat das Eigene, daß sie in gewisser Hinsicht durch Dokumente bestätigt wird. Der Gründer des Klosters, Graf Peter von Lützelburg, dessen alte Burg ebenfalls nicht weit von Zabern liegt, besaß außer vielen andern guten Dingen auch eine ehrsame Gräfin, die sich aber zum Zeitvertreib auf Hexenkünste und Wettermachen gelegt hatte. Wie es sich für einen frommen Rittersmann ziemt, verbot Graf Peter seiner Gräfin all dergleichen unheimliches Treiben auf's strengste; an einem Sommertage jedoch, als Beyde sehr von der Hitze zu leiden hatten, gestattete der Graf nach vielem Bitten und Beten seiner boshaften Frau, ein kleines Lüftchen wehen zu lassen zur Kühlung. Die Gräfin hatte nicht sobald diese Erlaubniß, als sie einen Sturmwind durch die Thäler rasen ließ, wodurch drey Dörfer mit ihren Ernten und Früchten zerstört wurden. Zum Schadenersatz mußte dann der Graf diesen Dörfern einen Antheil an seinen Waldungen einräumen, und für seine und seiner Gemahlin Seelenheil gründete er das Kloster St. Johann. Die gräfliche Hexe aber hat ohne Zweifel als fromme Aebtissin des Klosters ihre Tage beschlossen, wenigstens wäre dieß nicht zu verwundern, da noch heut zu Tage Hexen von Stand sich auf diese oder ähnliche Art mit dem Himmel abfinden. So viel aber ist gewiß, daß noch bis auf diesen Tag die drey Dörfer, welche jener gräfliche Sturmwind beschädigte, besondere Vorrechte in den Lützelburgischen Waldungen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

R e i s e a b e n t e u e r.

(Beschluß.)

„Der Carbonarismus, ein allgemeiner Ausdruck, der alles Unbestimmte in sich begreift, ist eine reiche Mine, die man schon bearbeitet hat und die, geschickt benuzt, noch viel Ausbeute verspricht. Nach einer Revolution, die alle Throne erschütterte, ist es leicht, die Besitzer dieser Throne zu bereden, daß sie noch immer Feinde haben, die sich im Verborgnen gegen sie verschwören. Je weniger man deren findet, je geschickter müssen sie seyn, je geschickter sie sich der Aufsicht zu entziehen wissen, je mehr sind sie zu fürchten. So hält sie die Könige in ihrer Hand, die nicht wissen können, ob man sie hintergeht, denn sie hat, um ihre Besorgnisse wach zu erhalten, Mittel, die sie selbst veranstaltet. Beweise für eine Klasse gefährlicher, im geheimen verbündeter Menschen sind allzeit bereit ..." — Sohn. „Wie

wollen Sie aber diese vorgebliche Klasse von Menschen zur Strafe ziehen? Was soll diese Mischung?" — Vater. „Sie soll dem Fürsten die Gefahr eines Systems, welches die Herrschaft der Gesetze verlangt, fühlbar machen, denn diese können sie nicht erreichen. — Und man versucht auch nur . . . . Nun sollst du aber auch erfahren, wie, Dank uns! — das Laster die Ehrenbezeugungen der Tugend erhält. Du bist bey Frau von ** gewesen; was denkst du von ihr?" — Sohn. „Sie ist liebenswürdig, eine angenehme Wirthin, gibt gut zu essen, große Gesellschaften, glänzende Bälle . . ." — Vater. „Du gestehst also ein, daß sie Achtung genießt?" — Sohn. „Besonders daß sie achtungswerth ist." — Vater. „Nun höre wie sie ihr Vermögen erlangte: ihren gegenwärtigen Ruf verdankt sie ihrem Eifer für uns; ihr Vermögen den uns geleisteten Diensten durch gegebene Nachrichten und zahlreiche Anwerbungen. Ehedem hielt sie ein Spielhaus; sie gewann, verlor, gewann wieder, und verlor Alles. Wir erfuhren, daß sie viel Verstand habe, besonders den ränkevollen, der mit Klugheit zu warten, zur rechten Zeit zu handeln weiß. Wir sahen ein, daß sie uns sehr nützlich seyn könnte; aber ihr Ruf war dahin! Wir lehrten sie ihre Lage einsehen, boten ihr Geld, Kredit, Ehrenbezeugungen — sie ging unsre Vorschläge ein, und ist reich und angesehen." — Sohn. „Sie sind ihrer nicht sicher . . ." — Vater. „Doch! ihr Vortheil bürgt für ihre Treue, und sie weiß, daß man uns nicht ungestraft verläßt. Wir haben Zugang zu ihren geheimsten Gedanken, alle ihre Bedienten sind in unserm Sold, so wie in allen Häusern, aus denen wir Nachrichten bedürfen. Jedermann, der auf irgend eine Art uns nutzen kann, gehört von rechtswegen uns an. Wir umgarnen ihn wie den Fürsten, wissen was er sagt, was er thut, was er vorhat, kennen alle, die sich ihm nahen, kennen alle, die ihm lieb sind . . . Das sind alles Mittel zur Erreichung unseres Zwecks . . ." — Sohn. „Das ist schaudervoll!" — Der Marquis rief verächtlich: „Und du bist bejammernswerth! So kriche denn in deiner Unbedeutendheit fort . . ." hier unterbrach eine Bewegung des Wagens, durch die Arbeiten bey dessen Ausbesserung veranlaßt, das Gespräch.

Ich hatte schon früher beobachtet, daß der Kondukteur bey jeder Wegverzweigung an die Rotonde trat, und mit dem Marquis einige Worte wechselte. Schon lange brannte ich vor Ungeduld, die Ursache dieses Verfahrens zu erfahren, als der Zufall mich begünstigte. Der Wagen fuhr einen steilen Weg hinan, und um die Pferde zu erleichtern, bat der Kondukteur die Reisenden auszusteigen — nur der Rotonde ward diese Zumuthung erspart. Ich nahte mich sogleich dem Kondukteur, zeigte auf diese Abtheilung des Wagens, und fragte ihn: ob diese Reisende nicht auch ausstiegen; er verneinte es, und ich schwazte nun mit ihm von seinen Mühseligkeiten, seinen Trinkgeldern, seinen Vortheilen, und gelangte endlich geschickt zu der Frage: warum jene Reisende in der Rotonde nicht ausgestiegen seyen? „Ja, mein Herr, antwortete er, die sind die Herren." — „Sie gehören also zu euren Postbeamten?" — „Noch viel mehr." — „Wie das?" — „Herr, davon weiß ich nicht mehr wie Sie; ich weiß nur, daß ich Befehl habe ihnen in Allem zu gehorchen, auf die Gefahr hin abgesezt zu werden und meinen Platz zu verlieren. Gott behüte mich dafür! aber es ist immer ärgerlich, links gehen zu müssen, wenn man rechts gehen und seinem Beruf redlich folgen möchte. Mein Beruf ist aber, meinen Wagen, meine Pferde, meine Passagiere zu besorgen, ohne mich darum zu bekümmern, ob sie zur Messe gehen, oder ob sie getauft sind " — „Freylich! wenn sie Euch nur bezahlen." — „Darauf kommt es an. Die da in der Rotonde wollen aber alles wissen, ich muß ihnen mein Marschbüchlein geben, sie zeichnen sich den Namen, den Stand, den Weg der Reisenden auf, befehlen mir, sie zu behorchen . . ." — „Werdet Ihr ihnen auch unser Gespräch sagen?" — „Ey sie sehen uns ja nicht sprechen — und wenn sie fragen, sage ich, Sie wären stumm wie ein Fisch." — „Aber warum geht Ihr denn bey jeder Wendung des Wegs an die Rotonde, mit ihnen zu sprechen?" — „Weil ich den Befehl habe, sie bey jeder Verzweigung des Wegs um Rath zu fragen. Als ob ich die beste Straße nicht wüßte! das ärgert mich eben am meisten. Ich darf aber nichts dagegen einwenden. Doch man beobachtet uns, lassen Sie uns auseinander gehn!" Und bey diesen Worten schritt der Kondukteur auf die andere Seite des Wegs, die Reisenden aber stiegen wieder in den Wagen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, im Januar.

Der neue Gesetzesvorschlag gegen die Preßfreyheit zieht in ganz Frankreich die öffentliche Aufmerksamkeit, besonders in seiner literarischen Tendenz auf sich; der politische Gesichtspunkt mußte sich dabey ganz verlieren, sobald man eingesehen hatte, daß bey der Verdopplung der Stempelkosten alle Tagblätter, auch die literarischen, größtentheils aufhören müßten, und daß künftig kein Buch mehr herauskommen könnte, weil den Buchdruckern bey ungeheurer Strafe verboten wäre, etwas Zweydeutiges zu drucken, so daß jeder Buchdrucker zum Censor gemacht würde. Man hat erst bey dieser Gelegenheit entdeckt, wie weit in Frankreich die Liebhaberey zum Lesen gediehen ist; und man kann ohne große Anstrengung beweisen, daß künftig beynahe alle Gewerbe darunter Noth leiden würden, wenn es keine Zeitungen und wohlfeile Bücher mehr gäbe. In allen Departementen von ganz Frankreich ist in jeder Stadt und jedem Städtchen ein's, zwey und noch mehr Lesekabinette, wo man beynahe alle guten, großen und kleinen Blätter findet; in

jedem Kaffeehause in ganz Frankreich findet man, in Paris bis an zehn Zeitungen aller Art, in den Städten und Städtchen wenigstens zwey. Alle Modehändlerinnen in ganz Frankreich haben wenigstens ein literarisches Blatt, worin von Mode, Theaterkostümen u. s. w. gesprochen wird. Jede Theaterdirektion hält zwey bis drey Theaterjournale. Alle Musikliebhaber von beyden Geschlechtern lesen durch ganz Frankreich ihr Kunstblatt. Alle Landhäuser bestellen sich wenigstens auf sechs Monate lang im Jahre ein Unterhaltungsblatt. Der Schneider, der Schuster, der Haarkräusler, der Krämer wegen seines Handels mit Kleinigkeiten der Mode, der Künstler, aufmerksam auf die Schritte der Kunst, der Fabrikant aller Arten von Stoffen, der Handelsmann im Großen und von Mittelgröße, sogar der Händler mit den Artikeln der täglichen Konsumtion, vielleicht alle Städter der hohen und Mittelklasse, und unter den Landbewohnern alle Beamte, alle ehemaligen Soldaten, alle seit den lezten Jahren auf den Gang der politischen Welt aufmerksam gewordene Landeigenthümer, lesen alltäglich. Man hat bisher bey der Kritik des vorgeschlagenen Gesetzes nur die Freyheit der politischen Presse in Gefahr gesehen, und darüber das allgemeine Bedürfniß aller Stände vergessen. Man wird keine übertriebene Schilderung des Bildes machen, das Frankreich am Tage der Einschränkung des Lesebedürfnisses darstellen würde, wenn man sagte, das ganze große Reich würde an einem Tage alle Bande seines bürgerlichen Lebens gelöst, und sich alle Befriedigung seiner täglichen Lebenswünsche entzogen sehen. Wir sprechen hier geflissentlich nicht von den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts, noch von der Wirkung eines solchen Gesetzes in einem Lande, wo eine Staatsreligion angenommen ist, auf die Religionsverwandten der blos geduldeten. Bis jezt beschränkt sich die allgemeine Besorgniß darauf, daß sie sich in Satyren gegen das neue Werk und gegen seine Meister ausspricht; man wird also wohl thun abzuwarten, ob diese Waffe scharf genug seyn wird, um der Macht des allgemeinen Gegners zu widerstehen.

Noch ist das furchtbare Gesetz nicht erlassen. Noch begnügt man sich, über dasselbe zu lachen. Noch sind die Kaffeehäuser und die Foyers der Theater überall voll Leser und Hörer. Die Bälle haben bereits wieder angefangen, die andere Hälfte der Nacht auszufüllen, welche man in der ersten Hälfte in den Theatern getödtet oder etwa auch belebt hatte, je nachdem man so glücklich war, unter dem unzähligen Gemische von guten, mittelmäßigen und abscheulichen Werken der dramatischen Kunst oder des musikalischen Talents seine Liebhaberey zu nähren. Aber im italienischen Theater, dessen so nahen Zerfall wir neulich gemeldet hatten, ist bereits wieder durch die einzige Demoiselle Cinti das Bedürfniß vollkommen befriedigt. Wie das zuging, mag man aus folgendem lebhaften Bilde sich erklären, das die leichte Hand eines Kenners der hiesigen Welt gezeichnet hat. „Die Dem. Cinti, auf deren Person gegenwärtig das Schicksal des italienischen Theaters beruht, und deren lange Krankheit alle Freunde dieses Genusses beunruhigt hatte, ist wieder am Horizont erschienen, zwar bleich, doch glänzend wie das Gestirn, das die Nacht erleuchtet. Man sah auf ihrem niedlichen Gesichte einige Spuren der Leiden, aber sie gefiel darum nur noch mehr, und ihr halb schmachtendes Auge schien nur ein Kunstgriff der Gefallsucht zu seyn. Ihre Stimme schien etwas an Kraft verloren zu haben, aber noch hatte sie ihre ganze Lieblichkeit und Frische. (Man vergleich fast immer die Namen Cinti und Sonntag.) Eine Stimme, wie die der Cinti, würde auch ein häßliches Gesicht verschönern. Sie ist sowohl als Sängerin wie als Schauspielerin von einem solchen Werthe, daß man sie nothwendig schonen muß. Nie soll sie wieder ihren Weihrauch auf die Altäre des Baals bringen; sie soll ihr leichtes Stimmchen nicht wieder anstrengen unter den weiten Wölbungen der Oper. Sie ist geschaffen zu gefallen und nicht in Erstaunen zu setzen. Sie begnüge sich mit einem solchen Looſe; es ist das angenehmste für die Frauen; lasse sie so manche andere schreyen in der königlichen Akademie, und möge sie singen bey den Italienern. Die Barbaren hatten sie als Opfer ihrem furchtbaren Orchester geweiht, wie einst die Druiden junge zarte Jungfrauen dem Gotte der Stürme und des Donners opferten. Aber das Opfer Cinti ist ihnen entgangen. Freylich werden wir anfänglich an ihr nicht wiederfinden, was sie war, als man sie uns raubte; aber ein wenig Ruhe wird sie bald wieder eben so reizend machen, als sie in ihren schönsten Tagen war. Nur nehme sie sich künftig vor abermaligen Unglücksrathgebern in Acht; für ihr Leben so wie für ihren Ruhm ist das Theater Favart das Kapitol, aber die Straße Lepelletier (wo die große französische Oper ist) der tarpeische Felsen."

(Der Beschluß folgt.)

Petersburg, 4. Januar.

(Beschluß.)

Die Porträts der russischen Generale, alle in zierlichst gearbeitete goldne Rahmen gefaßt, umgeben den Kaiser zu beyden Seiten. Von jeder laufen fünf Parallellinien derselben fort, die unterste enthält blos die Generals en Chef und Generallieutenants, die zweyte sezt leztre fort, die drey übrigen stellen die verdienstvollsten Generalmajors dar. Nur bis zu diesem Rang gehen die Helden jener Epoche. Unter jedem Porträt liest man unten eine Aufschrift, welche seinen Rang, seine Ehrenzeichen, zugleich das Jahr und den Tag nennt, wann und wo er sich hervorthat. Beyde Seiten, rechts und links vom Bildniß des Kaisers, enthalten in den fünf Reihen eine gleiche Zahl von Porträts. Die ganze Sammlung beläuft sich auf 352, doch bemerkt man noch viele Rahmen leer, zwar mit Inschriften versehen, zu denen die Porträts in Kurzem hinzukommen sollen.

Die drey denkwürdigen Jahre 1812, 13 und 14 befinden sich mit goldnen Buchstaben an den drey, zur Gallerie führenden Hauptthüren angedeutet. Neben ihnen erblickt man in gleichen Inschriften die vier, in jenen drey Feldzügen gelieferten, Haupttreffen, von Lorbeerkränzen umwunden. — In einer so großen Zahl von Gemälden hat Lowes Meisterpinsel dennoch eine bewunderungswürdige Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit zu bringen gewußt, bey einigen thut dieß eine besondre Stellung des Kopfes, die der Physiognomie einen eignen charakteristischen Ausdruck gibt, bey andern ein umgeworfener Militär-Mantel, in die kunstvollsten Falten geschlagen. — Eine rührende Scene war für den ruhigen Beobachter am Tage der obgedachten religiösen Weihe dieser Gallerie der Moment, wo es den dienstthuenden Garden gestattet ward, die Porträte beschauen zu dürfen. Mit dem leidenschaftlichsten Interesse stürzten sie hinzu, erkannten ihre frühern Chefs gleich auf den ersten Blick, erinnerten sich der unter ihnen verlebten Helden-Epoche, erzählten sich gegenseitig mit der innigsten Theilnahme Scenen heroischer Auszeichnung aus jenen Befreyungs-Kriegen, und konnten nur mit Mühe von diesen Gegenständen ihrer ganzen Verehrung und Liebe getrennt werden.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Februar 1827.

„Ah! eine Geistergeschichte; eine Geistergeschichte!" ging der Ruf rings um den Tisch; und Jeder rückte seinen Stuhl ein wenig näher.

Washington Irving.
Erzählungen eines Reisenden.

Die Gespensternacht.

Ein Winterabendmährchen.

Vor vielen Jahren starb in Oberschwaben ein Edelmann, der, wie viele andere seines Gaus, sein Vermögen vergeudet hatte. Er hinterließ — die letzten ihres Geschlechtes — zwey Söhne, deren ältester, der Sitte gemäß, die verschuldeten Güter erbte, der jüngste aber, ein schmuckes, goldlockiges Bürschchen von vierzehn Jahren, hatte einen Pathen in M*, der ihn, wie er von der betrübten Lage desselben hörte, zu sich kommen ließ, wo es ihm, bey seinem glatten Angesicht und artigen Manieren mit einem altadeligen Namen verbunden, bald als fürstlichen Pagen unterzubringen gelang. Der wohlthätige Pathe glaubte nun genug gethan zu haben, und bekümmerte sich wenig um des Neffen weitere Bildung; der fürstliche Page aber ward von Niemand zum Briefschreiben angehalten, und so kam es denn, daß die beyden Brüder bald einer von dem andern nichts mehr hörten, wenig mehr aneinander dachten. Das war sehr erklärlich, da beyder Lebensweg sehr von einander abwich. Hildebrand von Eichfels, der älteste, heirathete ein unbemitteltes altadeliges Fräulein, mit dem er auf seinem verfallenen Stammschloß in den Bergen des Algaues hauste. Seine vier Junker lernten vom Schulmeister lesen und schreiben, vom Dorfpriester Gottes Wort und sonst von Niemand etwas, denn nach damaliger Sitte reichte im Kriegsdienst und in der Kirche — in der sie ihren Weg zu machen hatten — ein altadeliger Name hin. Hildebrands Fräulein lernten lesen und schreiben, Gottes Wort aber viel besser als die Junker, denn das findet in einem guten Mädchenherz eine viel offenere Stätte als bey ungestümen Knaben; außerdem lehrte sie ihre wackere Mutter nähen und stricken, und zu ihrer Gemüthsergötzung durften sie die Wälschen füttern, die Eyer ausnehmen und hatten die Erlaubniß jede einige Hühner auf ihre Rechnung brüten zu lassen, auf deren wohlgezogene Küchlein, die man nach Füssen zu Markt schickte, ihr Taschengeld angewiesen war. Dieses dem Paradiese nahekommende Unschuldsleben hatte auch die paradiesische Aehnlichkeit, daß die guten Leute auf ihrem Schloß im Algau so wenig von der Welt wußten, als sey es, wie das alte Eden, vom Phrat und Pison umflossen.

Calixt, der Bruder des Erbherrn, war, wie oben gesagt, von seinem Herrn Pathen in M* in seinem vierzehnten Jahr zum fürstlichen Pagen befördert worden. Er lernte fechten, tanzen, reiten; die Hofsprache, das Französische, ward ihm geläufig, er belustigte den frommen Fürsten, gefiel den schönen Frauen, war ein guter Jäger und lustiger Tischgenoß bey den Domherren, und durch alle diese Verdienste gehoben, ward er Kammerjunker, dann Kammerherr, und erzeigte endlich, aus besondern Gründen, seinem Pathen Hofmarschall einen wesentlichen Dienst, indem er seine einzige Tochter und Erbin, eines der schönsten Fräulein des Hochstiftes, zur Frau nahm. Auch hier ermüdete das Glück noch nicht, ihn mit seinen Gaben zu überschütten. Ein sehr reicher Domherr, des Hofmar-

schalls Hausfreund, faßte zu des Kammerherrn Töchterlein, die sein einziges Kind blieb, eine so ausgezeichnete Vorliebe, daß er ihr bey seinem Absterben ein sehr großes Legat hinterließ.

So war also Calixt ein vornehmer und reicher Mann zu eben der Zeit, wo sein Bruder Hildebrand seinen ältesten Sohn und Stammhalter nebst seinem kleinen Bündelchen nach A. brachte, um ihn als Unterlieutenant in der dasigen Garnison einreihen zu sehen.

Herr von Eichfels war seit seiner Heirath nicht weiter als in das, seinem Schlosse nächste, Reichsstädtchen Gsey gekommen, wo er je zuweilen mit seinen Advokaten und Gläubigern zu unterhandeln pflegte. Die Reise nach A. war ein großes Wagstück für ihn; er machte in seinem Bräutigamsrock mit verblichenen Goldtressen, breiten Aufschlägen, gebauschten, aus jenen hervortretenden Hemdärmeln und riemenschmaler batistener Halsbinde, deren silberne Schnalle unter der kurzen Beutelperücke hervorglänzte, einen possierlichen Aufzug. Der Oberst seines angehenden Kriegshelden lud ihn zu Tisch; neben ihm saß ein M*er Domizelar, der in Geschäften seines Stiftes nach Wien geschickt wurde. Bey dem Namen Eichfels fragte er unsern Landjunker, ob er den fürstlichen Kammerherrn dieses Namens, der am Rhein begütert sey, unter seine Verwandten zähle? Bey dieser Frage tauchte das längst versunkene Andenken an seinen Bruder plötzlich in Hildebrands Seele auf. Ueberzeugt, wie es Leute bey einem Eichfels'schen Paradiesleben leicht werden, daß seine Angelegenheiten der ganzen Welt Antheil erregen müßten, versicherte der alte Herr, es gäbe außer ihm und seinen Söhnen gar keinen Eichfels mehr auf der Welt, denn sein einziger Bruder, der als Knabe am M* Hofe Page geworden sey, müßte schon längst todt seyn. Der Domizelar verzog spöttisch den Mund und versicherte, dieser Schicksalszug sey noch nicht ganz am M* Hofe vergessen, und der M* Kammerherr müsse aller Wahrscheinlichkeit nach sein Bruder seyn. Hildebrand glaubte zu träumen. Bruder Calixt Kammerherr und Gutsbesitzer am Rhein! Er erzählte es der ganzen Tischgesellschaft, so wie einer von ihr sich mit der Kaffeetasse in der Hand nach aufgehobenem Tische ihm nahte, und sobald sein Sohn sicher in der Uniform stak, eilte er auf sein Schloß im Algau zurück, um seiner Schloßdame die erstaunliche Kunde zu berichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

In geringer Entfernung von einander und von Zabern erheben sich die Ruinen der Burgen Hohbar und der beyden Geroldsecke. Von keiner derselben ist weder historisch noch sonst viel zu sagen. Hohbar gehörte von jeher, glaube ich, den Bischöfen von Straßburg, es ward 1580 neu befestigt, und in dem Krieg von 1744, den man hier zu Lande den Pandurenlärm nennt, gänzlich zerstört, so daß nur noch einige Ringmauern davon stehen. Die beyden Geroldsecke gehörten im zwölften Jahrhundert den Bischöfen von Metz, später der Abtey Masmünster (Marmoutier). Die Bauern nennen diese drey Schlösser auch Hohbar, Mittelbar und Unterbar, oder die Barerschlösser, und mein Führer wußte eine Geschichte zu erzählen von zwey Brüdern, wovon der ältere den jüngern auf der Jagd fing und auf seinem Schloß Hohbar in einen tiefen Kerker warf; nach langen Jahren gelingt es dem jüngern zu entfliehn; er besucht darauf seinen Bruder, der ihn nicht erkennt, und durch seine Antwort auf des jüngern Fragen sich selbst das Urtheil spricht, worauf dieser ihn ersticht.

Der ehrliche Kerl hatte mir mit dieser Geschichte einige lange Weile gemacht, und ich suchte daher nach Lützelburg den Weg allein zu finden, hatte mich jedoch bey den vielen durchkreuzenden Waldwegen so verirrt, daß ich bald ohne irgend einen Weg umherlief und endlich, statt bey Lützelburg, bey den sogenannten Habraker, oder Ochsensteiner Schlössern an's Tageslicht kam. Ich will übrigens Jedermann rathen, sich wo möglich eben so zu verirren, denn prachtvollere Buchenwälder als diese kann man nirgends zu sehen bekommen. Die drey Ochsensteiner Schlösser liegen in geringer Entfernung von einander auf drey Sandsteinfelsen, die sich nicht sehr hoch über waldige Hügel erheben; von der Ebene aus und überhaupt aus einiger Entfernung sieht man nur einzelne Mauern dieser Ruinen sich über die Gipfel der Bäume erheben. An dem mittleren Ochsenstein ist eine Thüre in den Felsen gehauen, welche durch eine Wendeltreppe, ebenfalls im Felsen, in's Schloß hinaufführt. Die Besitzer und Erbauer dieser Burgen gehörten eine Zeit lang zu den mächtigsten Herren des Landes. Ein Ochsenstein heirathete eine Schwester Rudolphs von Habsburg, und als dieser später Kaiser ward, vermehrte er die Lehen und die Macht der Ochsensteiner in dieser Gegend. Otto von Ochsenstein, der Neffe Rudolphs, erklärte sich nach dessen Tod für den Kaiser Adolph von Nassau, und erstickte in der Schlacht bey Gelnheim vor Hitze in seinem Harnisch. Südöstlich von den Habrakerschlössern steht in geringer Entfernung ein hoher Sandsteinfels, seiner Gestalt wegen der Sprillfelsen (Spindelfelsen) genannt. Quer durch das Gebirge suchte ich nun wieder Lützelburg zu erreichen und kam auch bald an die Zorn, einen kleinen Fluß, der bey Zabern vorbeyfließt, und ein sieben bis acht Stunden langes Thal belebt, worin er viele Mühlen treibt, besonders Sägmühlen, und auch Holz flößt. Außer mehreren kleinern Orten liegen in diesem Thal und auf benachbarten Höhen Lützelburg, Dagsburg und der Leonsberg mit seinen alten Burgen. Das

Zornthal war aber nicht nur im Mittelalter der Sitz muthiger Geschlechter, sondern die, besonders in der Gegend von Dagsburg, gefundenen Basreliefs und einzelne Ueberreste, vielleicht celtischer, Befestigungen, beweisen, daß die Zorn schon vor Jahrtausenden vielleicht in diesen grünen Thälern Menschenwerke hervorgerufen und bethätigt hat. Grüne Wiesen breiten sich aus, wo das Thal etwas weiter ist, die Hügel sind mit herrlichen Waldungen bedeckt, und lassen zuweilen dem klaren Fluß kaum einen Ausweg. Um eine Waldecke biegend, hat man die Ruine von Lützelburg vor sich, auf einem steilen vorspringenden Hügel, zu dessen Füßen in den Windungen des Thals das Dorf sich hinzieht. Zwey hohe Thürme und doppelte Ringmauern von ungeheuren Steinen bilden die Ruine; einer der Thürme hat die Gestalt eines sehr platt gedrückten, verschobenen Vierecks, ohne daß ich aus der Oertlichkeit diese ungewöhnliche Bauart erklären könnte. Wer etwa nach solidern Genüssen als schiefen Thürmen verlangen sollte, dem empfehle ich die Forellen, welche in dem Wirthshaus zu den drey Tauben in Lützelburg zu finden sind.

Der Weg von Lützelburg nach Dagsburg führt Anfangs an der Zorn fort; dann über ziemlich steile Hügel, über welche sich einzelne Sandsteinfelsen oft in sonderbaren Gestalten erheben. Dagsburg selbst liegt am Fuß eines steilen Kegels, auf dessen Spitze sich ein runder, nach allen Seiten senkrecht abgeschnittener und oben flacher Sandsteinfels erhebt. — Der Fels mag ungefähr hundert Fuß hoch seyn, und sieht in der Entfernung aus wie ein Faß. Auf diesem Felsen stand sonst die Burg Dagsburg, der Sitz der mächtigen Grafen von Egisheim-Dagsburg, aus dem Hause des alten Elsassischen Herzogs Eticho. Dieß Geschlecht starb 1225 aus, indem die beyden lezten Sprößlinge desselben, zwey Brüder, sich unvorsichtigerweise gegenseitig tödteten, da sie nach Knabenart ein Turnier nachahmen wollten, welches ihr Verwandter Balduin von Flandern gegeben hatte, eh' er in's gelobte Land zog. So ging ein mächtiges Geschlecht unter, und wurde eine Herrschaft zersplittert, die vielleicht, wie so viele andere jener Zeit, Keim und Kern großer Reiche seyn könnte.,. Vergebens wird sich der Geschichtschreiber bemühen das Gesetz aufzufinden, wonach aus den vielen mächtigen Häusern und Herren jenes Zeitalters einige wenige sich erhoben, um nach und nach die Reiche zu bilden und zu beherrschen, die jezt zu dem europäischen Staatenbund gehören — oder die Ursachen anzugeben, welche die Bildung eines mächtigen, unabhängigen Staates zwischen Frankreich und Deutschland verhinderten, da doch die Elemente dazu alle vorhanden waren, und mehr wie ein Mal nach einer Vereinigung zu streben schienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefstellen.

(Fortsetzung.)

. . . . . n im Nov.

Ueber ein weibliches Portrait.*)

Es ist in vieler Hinsicht ein gelungenes, wünschenswerthes Bild. Ein Maler, der eine so vollkommen schöne Person, so ähnlich machen kann, reißt sich selber die Lorbeerzweige vom Baum, die man ihm flechten muß. Augen, Stirne, Haar vortrefflich! Haltung, Miene! — bey dieser bleib' ich stehn. Wer solch vollkommenen Zügen die Miene abgewinnen kann, ist schon ein halber Künstler, wer sie wiedergeben kann, ein ganzer; weil nämlich vollkommen schöne Gesichter beynahe keine Miene machen können, heißt: die Züge bewegen, ohne der großen Harmonie zu schaden, die schwerste Aufgabe; daher auch nur Büsten in ihrer Schönheit ertragen werden können, und in der Natur hübsche Menschen vorgezogen werden. Unsere Freundin aber hat eine Miene, die das Glück hat, ihr bestes Innere auszudrücken; es ist die Festhaltung mannigfacher Bewegung ihrer Gedanken und ihres Zumuthe-Seyns; es ist der Moment — etwa wann sie einer guten, hübschen, geehrten Frau vorgestellt wird — wo sie aufmerksam, klug und unschuldig ihren Gegner (der gegenüber steht) betrachtet, zugleich weiß, daß sie betrachtet wird, und in kindischer Bescheidenheit ihr Bestes aus der Seele reicht, und doch fürchtet zu mißfallen, welches eine leichte, menschenfreundliche Schaam auf das schöne Gesicht führt. Dann ist sie schön und äußerst hübsch; und diese schöne Miene, diesen herrlichen Ausdruck hat der glückliche Maler mit seinen Augen abgeschöpft, mit den Kunsthänden auf die Leinwand gebannt. Heil dem jungen Künstler! das spricht für künftig. Sie hat noch einen Moment zum Malen: den, wenn sie sibyllenartig aussieht und mit keinem Menschen, keinem Gegner zu thun hat, ganz allein steht mit ihrem angebornen Muthe — von der besten Sorte — (zornfertig, nur fertig, er könnte kommen, wenn er sollte) und allein mit der Natur, die sie wohl zu schauen und ihrem Wesen nach zu fassen weiß. Diesem Ausdrucke strebte der Maler nach, der sie hier früher malte, und zwar nicht schlecht; nur konnte er den Thiermenschen, Haut, Haare Knochen, Schatten, Licht nicht so zusammenhalten als schon unser M . . . . . Mit der Nase aber hätte auch dieser glücklicher verfahren können. Ich weiß, auch auf die richtigsten, schönsten fallen oft Schatten und Lichter, die ihnen ihre Regelmäßigkeit rauben; das ist wahr, und schadet solcher Nase in der Natur nicht; denn augenblicks nachher wendet sich der Kopf, und sie wird wieder vollkommen schön. Weil aber ein Bild gefesselt ist, soll der Maler auch lügen, um wahr zu seyn. Das ist seine Sorge, wie: zu Gunsten der Wahrheit im Nachbilden; er muß sie schaffen die Wahrheit, und ließe er auch einen oder mehrere Schatten weg, auf die Gefahr von Schatten-Messenden getadelt zu werden. Kurz die schöne Nase muß er mir zeigen, mit dem Pinsel keck lügen, oder eine andere Stellung wählen. Dieß nur (obgleich hier mein Gegenstand) nur zum Exempel der Fälle überhaupt, wo gelogen werden muß, wie es (mein altes Beyspiel!) in Fresko so offenbar geschieht. Auch

---

*) Wir geben diese Ansicht, theils wegen ihrer Originalität, theils wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit. Inhalt sowohl als Form dieser Kritik sind total von dem unterschieden, was uns bisher über Porträt-Malerey vorkam. Ob es den Lesern so interessant seyn wird, als es uns zusagt, steht zu erwarten. Leichtlich hätten wir das Ganze durch einige gangbare Schul-Ausdrücke anfputzen können; aber wir haben uns gehütet, selbst Nachläßigkeiten des Styls auszufeilen, um nur ja die Eigenthümlichkeit, oder, wenn man will, die Eigenheit dieses kritischen Naturproduktes unangetastet wiederzugeben.

der Mund ist nicht ganz so wie er ist, dargestellt, wodurch er im Bilde an Feinheit verliert; nicht aus Unfähigkeit, das bin ich überzeugt; sondern aus Verführung, aus dem Irrthum, aus welchem das Ideal mißbraucht wird. Das Ideal ist ein Maß, weiter nichts! jedes Produkt aber ein Wesen, mehr oder weniger sichtbar schön, und nach dem Ideale beweislich abzumessen; das Maß selbst aber bleibt wissenschaftlich-lebendiges, doch hier, als Todtes, aus dem Spiele *). Vielleicht sind die Lippen unserer schönen Freundin nach dem Maße zu dünn. Gut! der Geist ihres Gesichts braucht sie aber so und hat glücklich auch sie sich so bereitet; das schien der Maler zu übersehen, und gab diesen Lippen, nach einem Ideale, etwas zu viel Fülle, und weg sind unserer Schönen ihre wahre Lippen und deren Feinheit. Einem jungen Künstler, von seinen Meistern entzückt, kann dieß geschehen. Wie vortrefflich hat er die Haare gemacht, den Kopfputz behandelt! Wir sind nicht gewöhnt die Person mit gescheiteltem Haar zu sehen; er hat es so wundervoll schön gescheitelt und gelegt und verziert, daß er alles, was dieses Haar leisten kann, zugleich geleistet hat; und wir sind Alle befriedigt, auch die Verwöhnten, denn es zeigt die vergangne, jetzige und künftige Mode. Die Miene aber dieses Bildes ist so vortrefflich, daß ich's besitzen möchte.

Berlin, Ende Dec. 1826.

Was das hiesige gesellschaftliche Leben betrifft, so würdest du es sehr verändert finden. Schon bey deinem lezten Hierseyn machtest du selbst die Bemerkung, daß die früheren, interessanten Kreise, die sich mit dem Besten, was der Art in den besten Zeiten zu Paris stattfand, füglich messen konnten, weil geistreiche, kunstsinnige und lebenskundige Wirthinnen die schöpferischen Mittelpunkte dieser Kotterieen waren, daß diese kleinen Kreise zu großen breiten und flachen Thee-trink-gelagen zusammengeflossen waren, in welchen man, troz aller Gebundenheit, doch nicht den mindesten Zusammenhang fand; weil Kunst und Nichtigkeit, Prüderie und Laune, Geist und Kartenspiel, Frommthuerey und Heiterkeit, und was sonst noch für heterogene Dinge dort anzutreffen waren, nie einen Kreis der Geselligkeit bilden können. Aber selbst diese ungeselligen Gesellschaften scheinen jezt sich auflösen zu wollen, und es zeigt sich nun doch, daß die Stadt nicht groß genug für so viel Theaterleben ist. Durch die vielen Vorstellungen, die man alle sehen will, gehen wenigstens die Abendzirkel zu Grunde; denn von Herzen sehnt sich hier Alles um eilf Uhr nach dem Bette. Und — sonderbar! — dabey kommt kein Theater auf einen grünen Zweig, weil jedes das andere übertreffen will, nicht an Kunst, sondern an kostspieligen Darstellungen des dümmsten Zeuges und — einiger vortrefflichen Opern, zu welchen aber Webers Oberon, wie es scheint, nicht so bald gehören soll. Dagegen dominiren auf unserer großen Bühne Lewin'sche Pantomimen, worin — wir sind doch recht geschlagen! — fortwährend geprügelt wird, welches aber gar nicht übel wäre, wenn nur die Rechten die Prügel bekämen; wären exempla nicht odiosa, so würde ich sagen z. B. eigensinnige, filzige Vormünder. Ferner dominirt dort Joko der Affe, ein edles Vieh, welches so natürlich spielt, so unmenschlich natürlich, wie wir Berliner sagen, daß man gar nicht einsieht, warum man nicht, um der Oekonomie willen, lauter wirkliche Affen ꝛc. auftreten läßt, und den theuren Tempel der Kunst, mit kalkulatorischer Offenherzigkeit, in einen wohlfeilen Stall verwandelt. — Aber nein, es singen fünf wirkliche Menschen Tiroler Lieder; und dazwischen werden elende Uebersetzungen kleiner französischer Lustspiele einstudirt. Und doch ist es zum Brechen voll im Theater, wenn hie und da unsere Stich, Wolffs, Devrient in einem alten klassischen Stücke auftreten. Apropos von der Stich! Sie wird nicht mehr lange so heißen; sie ist mit einem Herrn Crelinger verlobt (keinem Schauspieler) und Ostern wird die Vermählung stattfinden. Carl Blum (der Dichter und Komponist) wird Direktor des Königstädtischen Theaters, hat jedoch seine Entlassung von dem königlichen noch nicht erhalten. Raupach dichtet für Spontini eine Oper zur Vermählungsfeyer des Prinzen Carl, und der Tonsetzer zieht ihm die Verse unter der Feder weg, um sie zu komponiren. Es ist erfreulich, daß jezt namhafte Dichter sich der verlassenen deutschen Oper annehmen; und daß man zu solchen Hoffest-Vorstellungen nicht mehr kleine französische Poetchen nach Deutschland beruft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Ideal ist ein Maß (Regel), das Maß außerhalb der Kunstdarstellung in der reinen Wissenschaft gelegen. Wir kennen keinen kürzeren oder bündigeren Beweis für das Unstatthafte und Fruchtlose jener Bemühung, das leibhaftige Ideal in bildender oder redender Kunst vorführen zu wollen.

Paris, im Januar.

(Beschluß.)

Unter den Büchern, welche sich Freunde oder Freundinnen zum Neujahrsgeschenke gaben, waren besonders die Gedichte der Madame Tastu, Gattin des vortrefflichen Buchdruckers dieses Namens; man sagt, Herr Tastu besitze an seiner Dichterin zugleich die tugendhafteste Hausfrau, und die würdigste Mutter. Die große Epoche der französischen klassischen Literatur hat keine Dichterin aufzuweisen; nur die Prosa der Madame de Sevigné, der Mademoiselle Lafayette u. s. w. ist auf die jezige Nachwelt gekommen; vielleicht ist dieser Mangel an Vorbildern die Ursache, daß die Corinnen jezt in Frankreich selten sind. Madame Dufresnoy ist zu Grabe gegangen, und ihre Nation hat sie erst seit ihrem Tode durch die Anerkennung ihrer großen Verdienste gekrönt; die schöne Jungfrau Delphine Gay scheint die Myrthen für ihre Gegenwart, dem Lorbeer für ihre Zukunft vorzuziehen. Nun erhebt sich eine junge Dame, die Frau Tastu; ein Band Gedichte erscheint von ihr, und eine allgemeine Stimme des Triumphs erhebt sich zugleich zu ihren Ehren, und zu Glückwünschen für ihren Gatten, als Buchdrucker. Das Buch ist einigermaßen eine Prachtausgabe; aber daran ist nicht nur die feine Aufmerksamkeit des Buchdruckers für seine geliebte Dichterin zu loben, sondern auch das Werk selbst lobt seine Meisterin. Jedes Gedicht hat seine eigene geschmackvolle Vignette, je im Sinne des Gedichts, Die Gesänge der Madame Tastu zeichnen sich durch jene gefällige Melancholie aus, welche den französischen Dichtern ganz fremd ist, aber außerdem spricht sie auch die kräftigern Gefühle für Vaterland und Freyheit so aus, daß dabey noch immer die zarte Stimme der Frau anzieht. Ihre Verse haben einen ganz besonders reinen Bau. Der Geist Hölty's herrscht z. B. in dem Gedichte, Vorabend von Weihnachten.

Auflösung der Charade in Nr. 42.

Stundenglas.

Räthselfrage.

Kennst du mich? dein eigener Sinn, du züchtiges Mädchen,
Mahnt dich an mich; dein Bild unter den Pflanzen bin ich.

— v —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Februar 1827.

Trauernd denk' ich, was vor vielen Jahren,
Diese morschen Ueberreste waren:
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Matthisson.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von dem Schlosse Dagsburg steht übrigens gar nichts mehr, es ward von den Schweden zerstört, und die Ueberreste in neuerer Zeit zu Bauten verschleppt. In einer Höhlung in einer Ecke der Grundmauern fand man noch vor einiger Zeit zwey grüne Gläser von ungewöhnlicher Gestalt.

Auf das Plateau des Felsen gelangt man nur vermöge einer Leiter; die Aussicht von da herab über die umliegenden Thäler und Berge, in die Lothringer Ebene hinein bis Metz, ist sehr schön. Auf dem Leonsberg, der tiefer im Gebirge sich erhebt, und noch einige Trümmer trägt, ward der Papst Leo IX (1050) aus dem Geschlechte Egisheim-Dagsburg geboren. Etwa eine halbe Stunde von Dagsburg liegt auf dem Plateau eines länglichen, steilen Hügels das Dorf Haselburg; hier soll, wie die Leute sagen, vor alten Zeiten eine große Stadt gestanden haben; diese Sage erhält durch ein Stück von einem hohen Erdwall vor dem Dorfe einiges Gewicht, obgleich durchaus keine weiteren Ueberreste oder Münzen an diesem Ort gefunden worden sind. Nach dem noch vorhandenen Stücke zu urtheilen, bildete der Wall ein Oval von großem Umfang, das ganze Plateau einnehmend. Diese Form erkennt man besser von dem Felsen der Dagsburg herab, wo man Haselburg tief unter sich sieht und von wo aus die Lage desselben etwas sehr Auffallendes hat. In dem Dagsburger Wirthshaus waren einige Arbeiter, reisende Käsehändler u. dgl. versammelt, worunter mehrere gar geheimnißvoll von den Schätzen sprachen, die auf der Dagsburg zu heben wären, und zum Theil schon gehoben seyen, wobey die „Jesuwiter" (so sprechen sie aus) eine große Rolle spielten. Der Glauben an verborgene Schätze ist wohl kaum irgendwo so allgemein wie in den Vogesen, was auch bey den vielen Ruinen von Burgen, Klöstern und Kirchen, die es hier gibt, nicht zu verwundern ist. Ich habe kaum ein solches Gemäuer besucht, wo nicht an mehreren Orten Spuren von Schatzgräbereyen bemerklich gewesen wären. Zuweilen mußten diese Arbeiten viel Zeit und Mühe gekostet haben. Ich ging denselben Tag noch bis Wangenburg, einem ziemlich großen Dorf in einem schönen, von Wald eingeschlossenen Thal, an dessen Ausgang in die Elsasser Ebene Haslach mit einer alten Abtey und Kirche liegt. Wenige Schritte von dem Dorfe liegt das alte Schloß Wangenburg*), am Rande einer tiefen, waldigen Schlucht; ein gewaltiger Thurm vertheidigte den Eingang nach dem Dorfe zu, wo es ganz eben ist. In diesem Thurm soll vor mehreren Jahren eine große Summe Geldes gefunden worden seyn. Der Maire des Dorfes hatte seinen blödsinnigen Bruder daselbst eingesperrt; dieser fand einen Kasten voll Geld, und theilte ihn seinem Bruder mit, der nebst seiner Familie plötzlich sehr wohlhabend ward.

*) Wangenburg gehört noch jezt einem Herrn von Wangen, der in russischen Diensten ist.

Durch herrliche Waldungen geht es von Wangenburg nach dem Nidecker Wasserfall; was diesem an Höhe abgeht, ersezt die romantische Lage. Ein bedeutender Waldbach stürzt sich eine etwa hundert fünfzig Fuß hohe Felswand herab, die eine enge, waldige Schlucht schließt. Ueber dem Rande des Felsen erhebt sich aus dunkeln Tannen ein gewaltiger Thurm, die Ruinen der Burg Nideck, von der ich nicht begreife, wie Jemand auf den Einfall kommen konnte, sie in diese Wildniß hineinzubauen. Doch hat die Geschichte aus dieser Einöde und aus dieser Zeit, die eben so dunkel und wild war als sie, einen Zug der Menschlichkeit aufbewahrt, der mit dem Eindruck, den der Ort macht, sonderbar kontrastirt. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte ein Ritter Wirich, der auf Nideck hauste, eine Fehde mit dem Grafen von Liechtenberg und den Straßburgern, die er vielfach beleidigt hatte. Endlich ward er in seiner Burg belagert, und der Graf hatte geschworen, ihn und die ganze Besatzung aufzuhängen, wenn er die Burg erobere. Bald sahen die Belagerten, auf's Aeußerste gebracht, nichts als einen schmachvollen Tod vor Augen, als die schwangere Gattin des Ritters allein in's Lager des Grafen von Liechtenberg hinausging und ihn um Gnade für ihren Mann anflehte. Von ihren Bitten gerührt, verzieh der Graf seinem Feinde und die Fehde ward beygelegt. Die Hirten, welche in diesen Wäldern hüten, wagen es auch bey Tage nicht, ihr Vieh innerhalb der Ringmauern des Schlosses weiden zu lassen, ein boshafter Geist hause darin, sagen sie. Nicht weit von dem Wasserfall steht ein Försterhaus, wo man gut bewirthet wird, und frisches Fleisch oder Wildpret findet, was man in vielen Dörfern dieser Gegend — außer an Sonntagen — vergebens sucht. Von diesem Försterhaus nahm ich einen Führer, der mich über den Neller nach der Hochtenne bringen sollte. Eine Merkwürdigkeit dieser Gegend mußte ich übergehen, weil sie zu weit von meinem Wege ablag: den sogenannten Lottelfels auf dem Schneeberg, ein ziemlich bedeutendes Felsstück, das, auf einem andern aufliegend, ohne Mühe mit einem Arm bewegt werden kann. Aehnliche Felsen finden sich bekanntlich auch anderwärts, z. B. an der Küste von Cornwallis und in der Nähe des Escorial in Guadarama, auch bey dem Alexandersbad im ehemaligen Fürstenthum Bayreuth. Der Schneeberg hat außerdem noch das Eigene, daß in einigen seiner Schluchten den größten Theil des Jahres durch Schnee liegt, obgleich er keiner der höchsten Gipfel der Vogesen ist.

Mein Weg führte eine Zeit lang bergauf bis auf eine freye Stelle im Walde, den sogenannten Pandurenplatz, wo mehrere hohe Erdhügel den Ort bezeichnen, wo ein Haufen Panduren während des sogenannten Pandurenlärms von den Bauern überfallen und niedergemacht wurde. Auch in den lezten Feldzügen von 1813 und 15 fielen in diesen Wäldern ähnliche Scenen vor, und an mehreren Orten, z. B. in Wangenburg und Fremont, bezeichnete man mir Leute, die an der Spitze kleiner bewaffneter Haufen gestanden, und den feindlichen Truppen nach Kräften geschadet hatten. Mangel an Einigkeit und besonders an einer kräftigen Aufforderung von Seiten des Kaisers, oder noch mehr von Seiten der Deputirtenkammer von 1815, welche sich mit schönen Reden und Theorien zankte, wo es darauf ankam sich zu schlagen, verhinderte einen allgemeinen Ausbruch und ernsthaftere Folgen für die Alliirten sowohl als für das Land. Jene sogenannten Partisans stehen indessen noch immer in einem gewissen Ansehen bey dem Volke.

Eine Stunde sehr beschwerlichen Steigens, den sogenannten Eichelberg hinauf, durch einen schönen Tannenwald, brachte mich auf die Höhe des Gebirgs, wo ein einzelnes Bauernhaus, der Neller, steht. Von diesem Bergrücken aus sieht man zu beyden Seiten über das Gebirge hinweg in die Elsasser und Lothringer Ebene, nur nach Süden schließen höhere Gipfel die Aussicht, worunter sich die kahlen Kegel der beyden Dannons auszeichnen. Der höchste von beyden ist seiner Alterthümer und der herrlichen Aussicht wegen, die er darbietet, merkwürdig; vom Neller geht es noch etwa anderthalb Stunden größtentheils auf der Höhe des Gebirges fort, bis an den Fuß des Kegels. Auf den Gipfel desselben führt der Weg anfangs durch den Wald, dann bis auf eine Art von Terrasse, von wo sich erst der eigentliche Gipfel kahl und sehr steil erhebt. Die Abhänge dieses Kegels sind ganz mit Felsstücken bedeckt, welche los übereinander liegen, so daß der ganze Berg ein Haufen von Felstrümmern zu seyn scheint. Doch zeigt sich auf dem Gipfel noch der eigentliche Kern, von dem sich diese Trümmer abgelöst haben, eine Felsenplatte von geringem Umfang und nach drey Seiten senkrecht, etwa fünfzehn Fuß hoch. Das Heraufsteigen wird noch beschwerlicher durch das hohe Heidekraut, auf dem man beständig wieder herabgleitet, wenn man sich nicht mit den Händen festhält und heraufzieht. Die Aussicht von der Höhe ist herrlich und erstreckt sich nach drey Seiten über das ganze Gebirge hinweg, weit in die Ebenen hinein bis Nancy, Metz, Straßburg und über den Rhein, wo der Schwarzwald den Horizont begränzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Die wackere Frau von Eichfels hatte mehr praktischen Verstand als ihr Eheherr; sie faßte sogleich den Nutzen auf, der aus diesem Verhältniß gezogen werden könnte, und vermochte ihren Ehegatten, dem Bruder Kammerherrn und Gutsbesitzer zu schreiben. Der Brief ward lang. Zum Eingang bezeugte der Stammherr seine Freude und Theilnahme an den günstigen Schicksalen, von denen er so un-

erwartet Nachricht bekommen; dann drückte er sein aufrichtiges Bedauern aus, daß Sprößlinge Eines Stammes sich im Leben so fremd geworden, und machte — diesem Uebel abzuhelfen — mit einem genauen Bericht über den Bestand seiner Familie und ihre mannichfachen Bedürfnisse den Schluß. Bey Erwähnung dieser lezten bat er den Kammerherrn mit brüderlichem Vertrauen, des von Gott empfangenen Segens eingedenk, möge er etwas für seine Neffen thun, vorzüglich für den, Familiengebrauch zufolge, als zweyter Sohn wie der Kammerherr, Calixt genannten; dieser, ein bildschöner Blondkopf, wie der Herr Bruder bey seiner Abreise aus dem elterlichen Hause gewesen, nun im siebzehnten Jahr, solle — da er durchaus die Tonsur nicht nehmen wolle — ebenfalls Kriegsdienste suchen, sobald der väterliche Beutel, durch des älteren Sohnes Equipirung erschöpft, einer neuen Ausgabe wieder gewachsen seyn würde.

Dieser Brief fand den Kammerherrn Calixt von Eichsfels bey sehr übler Laune. Der Hofmarschall, sein Schwiegervater, war vor Kurzem gestorben und seine Gemahlin hatte dessen sämmtliches Vermögen geerbt. — Das war sehr gut; allein seit dieser Zeit sah sich der Kammerherr von dem Hofadel, vor allen von den Verwandten des schon früher verstorbenen Domherrn, oft mit einer Nachlässigkeit behandelt, die seinen Stolz niederschlug, ohne sein Gewissen zu erwecken. Die Kammerherrin, der diese Kränkungen eben so wenig erspart wurden, ließ sich aber nicht niederschlagen, sondern begegnete ihnen mit hochfahrender Wiedervergeltung, richtete ein glänzendes Haus ein, gab eine köstliche Tafel und stopfte durch diese Politik den müßigen Höflingen den Mund. Aber Affra, ihre einzige Tochter, der Liebling des hochseligen Domherrn, ein Mädchen von einnehmender Schönheit, und wenn man ihre Güte und Demuth wahrnahm, neben der französischen Gouvernante wahrscheinlich von unsichtbaren Engeln erzogen, begründete ihre sicherste Hoffnung, alle Feinde zu beschämen. Sie war im sechszehnten Jahr, und die Kammerherrin intriguirte aus allen Kräften, um ihr einen Neffen des Fürsten zum Gemahl zu gewinnen. Aber dieser edle Sprößling wies den Vorschlag mit Anführung unangenehmer Gründe zurück. Erboßt machte sie dann einen zweyten Versuch, der auch nicht gelang, und war eben mit ihrem Gemahl in einem sehr verdrießlichen Zwiesprache über diese Fehlschlagungen begriffen, als diesem der Brief seines lange vergessenen Bruder Stammherrn zugestellt wurde. Er war zur guten Stunde angelangt. Der Kammerherr fühlte die Vereinzelung seiner Stellung, ein Neffe mit gewinnendem Aeußern, ein guter Schüler, wie sein Vater ihn rühmte, konnte mit dem altadeligen Namen seines Stammes unter günstigen Umständen zu seiner Stütze heran wachsen; der Weg, wie er selbst sein Glück gemacht hatte, war immer noch gangbar; er konnte ihn im siebzehnten Jahre nicht mehr als Page, aber auf irgend eine andre Art betreten. Seine Gemahlin hörte den ihr gethanen Vorschlag mit einigem Nasenrümpfen an, allein sie mußte doch auch Vortheile dabey sehen, denn sie erlaubte dem Kammerherrn den blondköpfigen Neffen nach M* kommen zu lassen.

Calixt langte auf den ersten Ruf bey dem großmüthigen Oheime an. Ja, ein schöner Jüngling war er! Je nachdem er ernst oder muthwillig aussah, glich er einem jungen Johannes, oder der Maja beflügeltem Sohne: immer war Geist und Anmuth in ihm vereint. Er stellte sich dem gnädigen Verwandten in seinem einzigen, das heißt, bisherigen Sonntagsröckchen dar, dem er so entwachsen war, daß es ihm bey seiner Antrittsreverenz schnell über den Rücken hinauf fuhr, aber nur langsam wieder hinunter. Sein Lächeln, das die ihn im Vorzimmer empfangenden, buntscheckig bebänderten Bedienten erregt hatten, schien statt Verlegenheit, vielmehr Ironie auszudrücken, die sich bey dem neuen Anblick vornehm modiger Zweckwidrigkeit in ihm regte. So barock Calixtens Kleidung und Benehmen mitten in der Zierlichkeit dieses Hauses und seiner Bewohner erschien, fand ihn doch Jedermann naiv und artig, denn so linkisch und theilnahmlos er auch war, wurde er doch bald mit den neuen Formen so bekannt, ja so in sie eingeübt, als habe er stets in ihnen gelebt. Wie er, zierlich gekleidet und modig zugestuzt, zum ersten Male der Salonsgesellschaft hatte beywohnen dürfen, und sorglos, wie im Scherz, die am Morgen vom Tanzmeister gelernten Verbeugungen und Schritt-Tempos praktisch benuzte, fragte ihn die gnädige Tante: „Wunderst du dich denn gar nicht über die vielen prächtigen Herrn und Damen?“ — „Nein, nicht besonders! war seine Antwort, sie kommen mir wie das Tulpenbeet in des Rathsgärtners Garten in Isny vor; die waren auch bunt, und standen eben so steif — unsre Wiesenblumen sind aber viel schöner!“ — Bey diesem Andenken überfloß das leichtsinnige Gesicht eine sichtbare Wehmuth — „und statt der bunten Sommervögel, fuhr er nach einer Pause fort, die um die Wiesenblumen flattern, schleppen sich die gezierten Herrn um die schönen Damen her, wie die Engelinge um die farbigen Tulpen des Gärtners.“ — Die gnädige Tante lachte höhnisch, und rief ihrer Tochter einige Worte französisch zu, bey denen diese erröthete, und den ungehobelten Vetter wehmüthig anblickend sagte: „Nun bist du aber von der Wiese in's Tulpenbeet verpflanzt, mache es jezt wie des Gärtners Blumen, und blühe recht lustig und schön.“ — „O daran soll's nicht fehlen! und noch besser, denn ich bin nicht in die Erde gewachsen wie sie!“ — dabey machte er zum Beweise einen Luftsprung, und stellte sich zum Käfig, um den Papagay zu necken. (Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechisches Klephtenlied.

Cazos.

Es sitzen drey Rebhühner hoch auf einem Apfelbaume:
Sie haben rothe Nägel all' und haben bunte Flügel,
Und klagten sehr und sagten laut, sie klagten und sie sagten:
Mein Gott! was ist geworden doch aus dem Erarchen Cazos,
Aus Cazos, von dem in der Welt so viel gesprochen worden?
Warum, mein Cazos, läßt du dich nicht sehen diesen Sommer?
Daß du auf einem schwarzen Roß als Armasole wanderst,
Du, dessen Kniebedeckung hell mit Gold geschmücket glänzet,
Der du auf deiner tuch'nen West' zwölf Reihen Knöpfe zählest,
Der dir verziert mit goldnem Griff das Schwert zur Seite hanget;
Daß Morgens sich und Mittags sich die Sonne drinnen spiegle?

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 10. Jan.

Die Schatzgräberey, von welcher wir vor Kurzem berichteten, hatte, wie jezt bekannt geworden ist, ein Spezereyhändler, Cartoni, unternommen. Sein Verhältniß zum Theater Argentina scheint ihn dazu genöthigt zu haben. Hr. Cartoni, ein reicher Mann, welcher sich von jeher mit Theaterunternehmungen abgegeben, und zu dem Ende früherhin mit dem Herzoge Cesarini, dem dieselbe Liebhaberey eigen ist, in Verbindung gestanden hat, ist seit einigen Jahren alleiniger Besitzer des Theaters Argentina, des größten, vornehmsten und berühmtesten aller römischen Theater, welchem ehemals das Prädikat Teatro Regio eigen war, und dem in dieser Eigenschaft die Pflicht oblag, in jedem Karneval zwey neue ernste Opern und zwey dergleichen Ballette auf die Bühne zu bringen. Die früheren Regierungen pflegten einen Zuschuß, meistens von sechstausend Thalern, dazu zu geben, weil die Vorstellungen auf diesem Theater besonders dazu bestimmt waren, dem Karneval Glanz und Leben zu geben, einen Zusammenfluß von Fremden zu veranlassen, und dadurch Geld unter das Volk zu bringen. Das Theater selbst ist, nicht durch müßigen Zierrath, sondern durch seine regelmäßigen und grandiosen inneren Verhältnisse, ein's der schönsten Italiens, man kann sagen, ganz Europa's. Die Ausschmückung der Logen mit farbigen, seidnen Tapeten, meistens mit goldenen und silbernen Borden besezt, deren Kosten von den jedesmaligen Miethern bestritten werden, übrigens aber von ihrer Willkür abhängen, selbst die Wachskerzen, welche in den Logen der Botschafter (den einzigen, denen dieß Vorrecht zusteht) brennen, wodurch einige Punkte sehr hell erleuchtet werden, während der ganze übrige Schauplatz, wie in allen italienischen Theatern, fast stockfinster ist; alles dieses trägt zu dem imponirenden Anblick bey, welchen dieses Theater gewährt. Die jezige Regierung hat sich, wie es heißt, zu dem erwähnten Zuschusse nicht verstehen wollen, und somit der Unternehmer, dem keiner vorwerfen kann, daß er auf's Gerathewohl zu Werke geht, sich außer Stande befunden, ein sogenanntes Teatro Regio zu eröffnen, und hat blos eine schon bekannte ernste Oper ohne Ballet veranstaltet, und somit die Kosten für lezteres, so wie für die Komposition einer neuen Oper gespart. Dabey wäre für ihn sowohl, wie für das Publikum, nichts verloren gewesen, wenn er bessere Sänger gewählt hätte. Aber diese sind sämmtlich so unter dem Mittelmäßigen, daß auch der nachsichtigste Theil des Publikums unbefriedigt gelassen wird. Die Pastori, eine junge, hoffnungsvolle Sängerin, welche vor zwey Jahren im Balletheater ausnehmend gefiel, weil dort ihre Stimme auszureichen vermochte, wird im weiten Raume des Argentina-Theaters kaum in den Solostücken vernommen; die Orlo ist im eigentlichen Verstande ein unlaugliches Subjekt; der Tenorist, ein Dilettant von Stande, wird jeden Abend ausgelacht, und selbst über Benaghi, einem Sänger von Ruf, schwebt ein Unglücksstern. Das ungeheure Theater gleicht jeden Abend einer Einöde, und Hr. Cartoni wird wahrscheinlich von der Theaterkommission (Deputazione de' Publici Spettacoli) gezwungen werden, die Logeninhaber ihres Kontrakts zu entlassen; man versichert sogar, dieß solle bereits heute oder morgen geschehen. Somit gleicht Hr. Cartoni für dießmal wirklich einem Impresario in angustie, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er durch die Schatzgräberey wieder zu gewinnen sucht, was er dießmal bey seinem Theater einbüßt. Die zweyte Oper wird der Rossinische Tancred seyn. Für diese ist noch eine zweyte Sängerin, Namens Pericoli, im Hintergrunde, deren Name aber allein schon im Stande ist, zur bösen Vorbedeutung zu dienen. Das Theater Valle theilt das Schicksal der Argentina. Hier hat die neue Oper Olivo und Pasquale, von Donizetti, zwar keinen absoluten Fiasco gemacht, bedarf doch aber des recitirten Schauspiels, wo vor wie nach die Polvaro, besonders aber Modena, gefallen, um nothdürftig das Haus zu füllen. Herrschte in dieser Komposition nicht von der ersten bis zur lezten Note ein zu hörbares Haschen nach komischer Charakteristik, ihr würde der ernste wissenschaftliche Musikkenner vor allen neueren komischen Opern Italiens den Preis zuerkennen. Es ist troz dem eine höchst verdienstvolle Komposition, welche ich jeden Abend mit neuem Vergnügen höre. Mich dünkt sie dürfte, wenn hin und wieder gestrichen würde, auf den deutschen Theatern großen Beyfall erhalten, um so mehr, da auch der Text, nach einem beliebten Lustspiele bearbeitet, (zwey Brüder, der eine heftigen, der andere sanften Gemüths, in Opposition gesezt) bey weitem zu den besseren der Gattung gehört.

Neapel, im Januar.

Herr Zahn, welcher von dem Könige die Erlaubniß erhalten hat, alle im vorigen Jahre zu Pompeji ausgegrabenen Gemälde zu zeichnen, ist mit einer äußerst interessanten reichen Ausbeute von dort zurückgekehrt. Besonders zeichnet sich darunter eine Reihenfolge von zehn Gemälden aus, welche folgende Gegenstände vorstellen. 1) Ein Gemälde mit acht Figuren, einen Traum oder den Tod vorstellend. Dieses ist wohl eines der interessantesten der bisher in Pompeji gefundenen. Es sind erst zwey Monate, daß es ausgegraben wurde. 2) Eine sehr schöne Gruppe von zwey Figuren; Faun und Bachantin. 3) Ein Gegenstück, ebenfalls Faun und Bachantin. 4) Eine komische Scene, fünf Figuren. 5) Bachus und Ariadne in lieblicher Stellung, von Amor begleitet. 6) Ein Jupiter mit einem Nimbus auf einem Throne sitzend, neben ihm ein Adler und andere Attribute. 7) Eine schwebende Gruppe mit zwey Figuren, die Musik und Dichtkunst vorstellend. 8) Ein Gegenstück, gleichfalls mit zwey Figuren; die Fülle. 9) Ein Bachus auf dem Throne sitzend, mit einem Tiger und anderen verschiedenen Attributen. 10) Ein Gegenstück, eine Ceres auf dem Throne, mit ihren Attributen.

Es sind außerdem in dem verflossenen Jahre noch viele schöne Malereyen gefunden worden, unter andern mehrere einzelne schwebende Figuren. Drey derselben übertreffen die berühmten Figuren aus Herkulanum.

Beylage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Februar 1827.



So raffe dich denn eilig auf,
Du bist ein junges Blut;
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

Goethe.

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Es war damals unter den deutschen Fürsten Mode, Künste und Wissenschaften zu befördern; darauf hatte der Kammerherr seinen Plan gebaut. Er insinuirte seinem Herrn, daß er einen Neffen von ganz ausgezeichneten Anlagen, aber ohne alle Mittel zu sich genommen habe, und ihn mittelst einer sorgfältigen, wissenschaftlichen Bildung zu einem tüchtigen Staatsdiener Seiner Durchlaucht zu erziehen gedenke. Beym nächsten Anlaß bat er um einen Beytrag zu dessen Universitätsstudien. Der Fürst, der von ein Paar liebenswürdigen Damen den allerliebsten Neffen des Kammerherrn, von einigen Domherrn die gescheidten Antworten des Algäuer Junkers hatte rühmen hören, versprach das Stipendium; der Kammerherr eröffnete seinem Neffen den Plan, den er für sein Fortkommen entworfen hatte; Calixtens Eitelkeit sah sich im Geist schon auf hohe Ehrenstufen gestellt, und er folgte unerschrocken seinem Oheim, wie er ihn, um für das Studiengeld zu danken, dem Fürsten zum Handkuß vorstellte. Der, auch mit den Studienanstalten beauftragte, Kanzler befand sich Geschäfte halber in des Fürsten Kabinet. Dieser sowohl wie der Fürst selbst wurden von dem Anblick des Jünglings angezogen, und der Fürst rief jenem zu: „Sehen Sie her, was ich Ihnen da für einen wackern Studenten liefre! Junker Eichfels, empfehl Er sich dem Herrn; das ist der Universitätskanzler." — Calixt, vom Augenblick begeistert, rief — unhöfisch — was zur guten Stunde am Hofe Glück machen kann — „O, Herr Kanzler, ich will recht fleißig studiren!" — Der Fürst und der Kanzler lachten laut auf, der Kammerherr zupfte ängstlich den zu täppischen Neffen beym Aermel und suchte ihn zu entschuldigen; allein der Kanzler, von Calixtens Unbefangenheit und gescheidtem Gesicht gewonnen, befahl ihm gutmüthig, den folgenden Tag zu ihm zu kommen, wo er sich von seinem Können und Wollen näher unterrichten werde.

Calixt folgte furchtlos diesem Ruf; der Kanzler mußte aus dem kleinen Examen, das er von seines Sohnes Hofmeister mit ihm anstellen ließ, günstige Hoffnung geschöpft haben, denn er gewann des Fürsten Einwilligung, daß er, statt, wie es des Kammerherrn Absicht gewesen, die Landesuniversität mit seinem Sohn und dessen Führer Göttingens Hochschule beziehen durfte. Calixtens Fortschritte lohnten des Fürsten Freygebigkeit, noch mehr des alten Kanzlers gütiges Wohlwollen. Sein Oheim hoffte die Früchte seiner Bemühungen in diesem ruhmwürdigen Neffen zu ernten. Selbst die Tante empfing ihn bey seinen Ferienbesuchen von der Universität aus mit sichtbarer Herablassung, während Mühmchen Affra vertrauensvoll ihn je mehr und mehr als Freund und Bruder behandelte. Calixt reifte in diesem Zeitpunkt selbst zum Manne, ihn konnte daher diese Veränderung in seiner Muhme Betragen nicht befremden. Bey seinem ersten Eintritt in des Oheims Haus war Affra, obschon fast in gleichem Alter wie er, als Mädchen und

Fräulein so viel gebildeter wie er, daß sie ihn als ihren Schützling behandelte, oder vielmehr sein Schutzgeist war: denn oft stand sie als solcher neben ihm, um den Eindruck der schnöden Geringschätzung, mit der Höflinge den eigentlichen Menschenwerth behandeln, von ihm zu entfernen. Wie er klüger ward, nahm er immer mehr wahr, wie sie, mit Vater und Mutter in stillschweigendem Zwiespalt, ein vereinzeltes, zwangvolles Leben führte. Und dennoch war dieses ihr Leben sichtbar eben so voll Liebe und Wohlthun, wie Jener Leben voll Selbstsucht und Kälte. Calirtens besserer Theil zog ihn immer zu ihr, sein Leichtsinn und Ehrgeiz riß ihn von ihr, und sie raisonnirte oft mit Jansenistischer Salbung und ernster Theilnahme mit ihm über den Zwiespalt in seinem Gemüth.

Wie Calirt von seinen Studien und Reisen zurückkehrte, war die gnädige Tante gestorben, und Affra's Verhältniß zu dem Kammerherren darum nicht herzlicher geworden. Calirt trat bald in ein Ministerium ein, er befriedigte seine Obern durch Kenntnisse und Leichtigkeit im Arbeiten, die Damen durch seine Artigkeit, den Oheim durch seine Fortschritte auf seiner Laufbahn — nur Affra ward schweigender gegen ihn und brach die Unterhaltung mit ihm da ab, wo sie ehedem auf seine Denkart zu wirken versucht hatte. Ungeachtet Calirt nichts that, um sein ehemaliges Verhältniß zu ihr wiederherzustellen, blieb sie doch in seinen Augen das Ideal weiblichen Werthes. Er war nun in einem Alter, wo andere junge Männer sich noch um die ersten Dienststellen bewerben, ein gemachter Mann; manche Mutter suchte Mittel, ihn im Salon neben ihre Tochter zu setzen oder sie in der Menuet à la Reine zu seiner Dame zu machen; er tafelte mit den Domherren, jagte mit den Domizelaren und suchte sich von jeder ernsthaftern Ansicht des Lebens zu zerstreuen.

So weit das ihn anging, gelang es vollkommen, allein Affra's Wohl oder Weh behielt ein Vorrecht, seine Selbstzufriedenheit zu unterbrechen. Er bemerkte, daß ihr gleichmüthiger Ernst seit Kurzem in Traurigkeit übergehe, und in eben dem Grade des Oheims anständige Gleichgültigkeit in ein gespanntes, auch wohl herrisches Wesen. Bald vertraute ihm eine alte Dame, deren Spielpartbie er zuweilen machte, seine Fräulein Muhme bestehe darauf, in ein Kloster zu gehen. Calirt hatte wohl schon einige Mal daran gedacht, daß Affra, schön, hochgebildet und reich, schon längst hätte heirathen können, allein bey der Strenge ihrer Denkart fand er es nicht zu verwundern, daß keiner von Seinesgleichen ihr gefalle, so wie er Seinesgleichen sehr gut begriff, wenn sie nicht geneigt waren, eine Frau von so entschiedener Ueberlegenheit zu wählen. Aber so wie er Affra kannte, hülfreich und thätig, helldenkend und die kirchlichen Formen nur für das achtend, was sie werth sind, mußten sehr wichtige Gründe, sehr unglückliche Verhältnisse sie nöthigen, einen Entschluß, der ihrer Denkart gänzlich widerstrebte, zu ergreifen. Daß er, dessen geringste Schicksale sie von jeder mit Theilnahme behandelt hatte, sich um ihre Verhältnisse so wenig bekümmert, daß sie ohne sein Vorwissen zu solch einem Entschluß geschritten seyn sollte, erregte die ersten Selbstvorwürfe in ihm, die er je sich gemacht haben mochte. In seiner Bestürzung that er der alten Dame einige Fragen, von denen diese nur das beantwortete, was ihr das Wichtigste schien; sie gab ihm Winke über die ansehnliche Erbschaft, die ihm bey Affra's Eintritt in's Kloster von seinem Oheim zufallen würde. Geldsucht hatte nie unter Calirtens Fehler gehört, und sein Leichtsinn ward in diesem Augenblick von seiner Sorge um Affra's Schicksal besiegt. Er spielte mit unleidlicher Zerstreuung, denn er sann auf einen Plan, Affra dem Kloster zu entreißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Was nun die Alterthümer des Daunou (woraus das deutsche Hochtonna gemacht ist, obgleich der französische Name nichts mit tonneau zu schaffen hat) betrifft, so ist eigentlich wenig darüber zu sagen. Sie bestehen gegenwärtig aus einigen sehr grob gearbeiteten Basreliefs, wovon sechs oder sieben, zerstreut unter den Felsträmmern herumliegend, menschliche Figuren, ungefähr in Lebensgröße darstellen. Einige derselben haben gewundene Schlangen in der Hand, jedoch ohne Stab und ohne Flügel, andere haben Attribute, die kaum mehr zu unterscheiden sind, und scheinen zum Theil weibliche Figuren zu seyn. Diese Figuren nun sollen den Merkur vorstellen, und daraus schließen die Gelehrten, daß auf diesem Gipfel ein Tempel des Merkur gestanden habe. An der einen Seite des Felsens ist auch noch ein Hund und ein Eber eingehauen, diesen Thieren kommen wenigstens die groben Figuren am nächsten, die einander übrigens ganz ruhig gegenüber stehen. Unter dem Hund ist das Wort BELLICCUS eingehauen und unter dem Eber das Wort SURBUR. Auf der Terrasse oder dem Absatz, von dem sich der höchste Gipfel des Daunou erhebt, sieht man noch einige geringe Ueberreste von Mauerwerk; zu Schöpflins Zeiten, also im Anfang des vorigen Jahrhunderts, soll man jedoch noch deutlich die Ueberreste eines römischen Tempels hier erkannt haben, welche auch Schöpflin in seiner Alsatia illustrata beschreibt und abbildet, so wie auch die Basreliefs, von denen ich oben sprach, und deren damals noch vierzehn vorhanden waren. Jener Tempel soll, wie aus einer Inschrift geschlossen wird, dem Jupiter geweiht gewesen seyn. Das mag seyn! was aber die Herren Gelehrten seit Don Calmet und Schöpflin über den Merkurstempel auf dem

Gipfel des Berges gesagt haben, will mir eben nicht sehr einleuchten. Ob dieser Tempel dem römischen oder gallischen Merkur geweiht war, ob diese Basrelief's druidischen, oder celtischen, oder römischen Ursprungs sind, ist eben so wenig ausgemacht, als wer eigentlich dieser sogenannte gallische Merkur war; denn daß Cäsar sagt: Galli praecipue Mercurium colunt, hilft uns nicht viel, und gegen einen römischen Merkurstempel auf diesem hohen Bergkegel und mit so grober Bildhauerarbeit ließe sich doch auch viel einwenden. Will man durch Hypothesen beyde Meynungen vereinigen, so kann man sagen, daß schon vor der römischen Herrschaft dieser Gipfel durch die Religion der Druiden geweiht war, daß die Römer hier Darstellungen Einer Gottheit fanden, die durch ihre Attribute an den Merkur erinnerten, und daß so der druidische Andachtsort nach und nach zu einem Merkurstempel umgeschaffen ward. Ich für meinen Theil werde alles dieß an seinen Ort gestellt seyn lassen, und finde die archäologische Ansicht des Holzhackers, der mir den Weg zeigte, eben so beyfallswürdig als die seiner gelehrten Vorgänger: er versicherte sehr bestimmt: voilà monsieur, le tombeau du roi Pharamond. (Hier sehen Sie das Grabmal des Königs Pharamund).

Dieser Berg, von dem aus der Blick weit über Gebirg und Ebene hinschweift, war auf jeden Fall einst der Gegenstand der Furcht und der Verehrung des ganzen Landes; von ihm gingen vielleicht die ersten Keime der Civilisation in diese Wälder aus, als noch von den Vogesen bis zum Schwarzwald der Rhein seine Fluten rollte und der erste kühne Schiffer seinen Nachen an die höchsten Felsen der Vorgebirge band. Noch zeigt der Landmann an mehreren Orten eiserne Ringe in den Felsen, denen er diese Bestimmung andichtet. Wie aber die Religion bald als ein Werkzeug der Herrschaft in den Händen ihrer Priester die Civilisation aufhält, welche sie angeregt hat, und das Geschlecht versteinert, das sie einst belebte, so mag auch von dieser Höhe, wie vom Vatikan und aus den Grüften egyptischer Riesenwerke und aus dem Allerheiligsten aller Tempel, die Menschenhände bauten, eben so viel Dunkelheit und Unheil ausgegangen seyn, als Licht und Wahrheit. Auch auf diesem freyen Felsen hat der Mensch das Heiligste gemißbraucht und das Wort den Geist getödtet, und Völker sind ringsum in Barbarey untergegangen, um andern Platz zu machen, die wieder mühsam nach Wahrheit und Freyheit rangen, und statt ihrer, Priester und Fesseln fanden — und vor Jahrtausenden beleuchtete die untergehende Sonne den Felsengipfel und warf seine Schatten über Berge und Thäler wie heute, und Gewitter umspielten ihn wie jenes, dessen ferner Donner mich wieder von meiner Höhe herabzusteigen zwang.

Am Fuße des Dannon liegt das wohlhabende, betriebsame Städtchen Fremont, dessen Eisenschmelzen die ganze Gegend beleben, und von da führt eine vortreffliche Chaussee durch das Bruschthal nach Straßburg. Das Thal von Fremont öffnet sich bey Schirmeck in das noch reichere und betriebsamere Thal der Brusch, das in hohem Grade die Schönheiten der Natur mit dem Interesse verbindet, das die Schöpfungen des menschlichen Kunstfleißes und der Gewinnsucht haben, wenn sie zu einem tüchtigen, unabhängigen Daseyn führen. Die Lage des Landmanns in diesen Thälern, so wie in den Orten, die längs des Abhanges der Vogesen nach dem Rhein zu liegen, scheint, troz mancher nachtheiligen Umstände, welche aus den politischen Veränderungen der lezten Zeit für dieses Gränzland hervorgegangen sind, doch viel vortheilhafter zu seyn als die der Bauern in den meisten Gegenden des benachbarten Deutschlands. Besonders aber befinden sich die ärmeren Klassen die Tagelöhner und Fabrikarbeiter, hier sehr gut. Ein Tagelöhner verdient in dieser Gegend zwanzig bis dreyßig, auch wohl zuweilen vierzig Sous täglich, und hat dabey eine reichliche und gute Kost, drey Mahlzeiten des Tages von Fleisch und Gemüse, und Wein so viel er nur trinken kann oder mag. Außerdem besizt der größte Theil der Tagelöhner noch eine eigene Hütte, ein Feld oder einen kleinen Weinberg. Dasselbe gilt von den Fabrikarbeitern, welche jedoch Stückweise bezahlt werden, und keine Kost bekommen; auf diese Art kann ein fleißiger Arbeiter fünf-und-zwanzig bis dreyßig Franken wöchentlich verdienen, womit er reichlich auskommen kann, obgleich die Kornpreise hier nicht so niedrig sind wie in Deutschland, sondern sich mehr einem billigen Mittelpreise nähern, wobey der Bauer und der Käufer leichter bestehen kann. Ich habe mehrere Tagelöhner zu Führern gehabt, und mich über das rechtliche Aussehn und Wesen der Leute, so wie über ihre vernünftigen Reden gefreut. Könnten Thatsachen eingewurzelte Vorurtheile überwinden, oder engherzigen Eigennutz bekehren, so möchte es nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Feinde der Vertheilung des Grundeigenthums hier in der Nähe die Folgen sehen, welche in dieser Hinsicht die französische Revolution für den moralischen und physischen Zustand des Landvolkes gehabt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25. Januar.

Jezt ist die Zeit der Konzerte; eine junge, hübsche deutsche Künstlerin, Mad. Stockhausen, hat sich in Begleitung ihres Gatten bereits einige Mal in dem Saale der Straße Clery hören lassen; Herr Stockhausen ist ein sehr guter Harfenspieler, und an seiner Gattin hat man die süße, sanfte Stimme eben so entzückend gefunden, als die naive, unschuldige deutsche Art lieblich und löblich; die Pariser haben schon durch Dem. Sonntag gelernt, was deutsche Art und Kunst der Frauen ist, und daß diese etwas Andres besitzen, um zu gefallen, als Koketterie und reizenden Anzug. Man bemerkte wohl, daß diese Fa-

milie Stockhausen in Frankreich ansässig ist; sie wird mithin von der französischen Eifersucht als französisch angesprochen; aber die beyden Künstler haben sich unter Deutschen und in Deutschland gebildet, und der sprechendste Beweis davon ist, daß Madame Stockhausen etwas geleistet hat, was kein französischer Mund leisten kann, nämlich sie sang deutsche Lieder, besonders Tyrolerlieder in reiner Gebirgs-Mundart, und entzückte damit nicht nur die einheimischen Deutschen, welche sie verstanden, und sogar die, welche sie nicht verstanden, sondern auch die Fremden.

Unter den Romanschreibern Frankreichs wollte man neuerlich eine neue Art historischer Erzählungen einführen, die jedoch bereits wieder aufgegeben zu seyn scheint; man erzählte wahre Geschichten aus den Zeiten des europäischen Fanatism oder Thatsachen aus den neueren Kriegszeiten, und vermischte die romanhafte Dichtung so sehr mit dem wirklichen Gange der Begebenheit, und zeichnete dabey die historischen Charaktere mit so ächten Farben, daß man nicht mehr wußte, ob das Buch ein Roman war oder eine Geschichte; so erschien ein Fray Eugenio in vier Bänden, in welchem manche Kapitel schauervolle Gemälde aus den Zeiten der allerfurchtbarsten Macht der Inquisition darstellten. Die Zeitepoche, aus welcher der Gegenstand dieses Werks gewählt war, ist übrigens gerade die, welche dem lesenden Publikum derjenigen Klasse vorzüglich zusagt, die jezt ihre Befriedigung in der Mischung der leichteren Unterhaltung mit den ernsteren Gegenständen der Politik sucht, und sich besonders an Zügen der Geschichte ergözt, die eine Anspielung auf die jezige Zeit darbieten. Darum hat auch eine Histoire de Don Juan d'Autriche, von Herrn Alexander Dumesnil, die sich von der Wahrheit der Begebenheiten nicht entfernte, aber dabey dennoch in einer glänzenden, jedermann zuständigen Schreibart abgefaßt war, einen ganz außerordentlichen Beyfall gefunden; wir setzen hier eine Stelle her, die auch einzeln merkwürdig, und dabey eine Probe des kleinen Werks selber ist: „Don Juan von Oestreich gab anfänglich Hoffnungen, er werde der Freyheit huldigen, wurde derselben ungetreu, verlor dadurch einen Theil seines Ruhms, starb als Opfer der brüderlichen Eifersucht, und befleckte sein eigenes Angedenken durch einen gewissen Hang zur Tyranney. Don Juans Geburtsort ist Regensburg, wenige Tage nach seiner Geburt schickte man ihn nach Villa-Garcia bey Valladolid. Er wurde erzogen durch den Ludwig Quiriada, Oberhofmarschall des Kaisers Carls V.; im fünfzehnten Jahre erst erfuhr er, daß er Carls natürlicher Sohn sey. Sein Bruder, Philipp II., wollte ihn in ein Kloster bringen, Don Juan zog die Kriegsfahne vor. Maria von Mendoza, in die er sich verliebte, hielt ihn zwey Jahre lang ab, an den damaligen Unruhen in Spanien Antheil zu nehmen. Philipp II. hatte die Verbindungen seines Sohns, Don Carlos, entdeckt, und drohte; Don Juan wollte für Carlos bitten; aber gerade darum beschleunigte Philipp, der ihren Bund fürchtete, die Hinrichtung; Carlos wurde den 24. Juli 1568 in den Gefängnissen der Inquisition im 22sten Jahre seines Lebens ermordet. Erst nachdem er sich von Don Carlos losgemacht hatte, vertraute Philipp dem Don Juan ein Geschwader, und später eine Armee gegen die Mauren; Don Juan wurde ein großer Feldherr. Philipp rief ihn aus Eifersucht zurück, aber bald wurden die Muselmänner auf's Neue furchtbar, und in der Noth ernannte man Don Juan zum Befehlshaber einer großen Flotte. Am 7ten Oktober 1571 schlug Don Juan die Schlacht von Lepanto; 10,000 Christen sterben hier den Heldentod; 30,000 Muselmänner gehen dabey zu Grunde; Don Juan erobert zweyhundert türkische Galeeren und alle feindliche Transportschiffe. Der Feind flieht bis unter die Mauern von Konstantinopel; der Sieger will ihnen nachfolgen, aber man hindert ihn daran ꝛc. Don Juan wollte eine christliche Monarchie in Afrika stiften, und so Europa gegen die Barbaren auf immer schützen; aber Philipp fürchtete Don Juan, wenn er auf einem Throne geherrscht hätte, und rief ihn nach Europa zurück. Nun brauchte ihn Philipp gegen seine unglücklichen Niederländer, und hier scheiterte der große Charakter an dem unedeln Geschäfte, das er für den Bruder übernommen hatte. Er wollte sich selber zum Könige der Niederlande emporschwingen; Philipp entdeckte es, und Don Juan starb plözlich an fürchterlichen Krämpfen, im Alter von 33 Jahren, den 1sten Oktober 1578." Die merkwürdigste Stelle des Buchs des Herrn Dumesnil ist folgende: „Zu Anfang Novembers dieses Jahrs kam Don Gabriel Nugno de Zuniga, Oberstallmeister von Don Juan, nebst einigen andern Offizieren dieses Prinzen durch Frankreich, auf der Reise nach Spanien; einige ihrer Handpferde waren mit Bagage beladen. Ein einziger dieser Reiter hatte vornen am Sattel zwey kleine lederne Säcke und einen etwas größern Sack über seinem Felleisen; er gehörte zwar zu dem Gefolge, ging aber alle Abende allein ganz traurig zu seinen Kameraden. Auf der spanischen Grenze fragte man den Kriegsmann, was in den drey Säcken sey; er fing an zu weinen, und erzählte mit Schluchzen, sie enthalten einen kostbaren Schaz; er bringe die Ueberreste Don Juans von Oestreich in sein Vaterland zurück. In der That schaffte man auf diese Art die Gebeine des Helden, von denen man das Fleisch abgelöst hatte, unter der Bagage nach Spanien, und er, der in der Welt einen so großen Raum eingenommen hatte, war hier in einem so engen eingeschlossen. Es war noch keine zwey Jahre, daß Don Juan in seiner ganzen Kraft, und mit allem seinem Ruhme durch Frankreich nach den Niederlanden zog; aber nun zog er wieder durch, insgeheim, und welch einen Rückzug! Welch eine Schändung eines großen Namens! Freylich sobald der Oberstallmeister in Madrid angekommen war, sezt man die gesonderten Gebeine des Don Juan mit Drath zusammen; man bekleidet das Skelett mit königlichem Ornat; man bedeckt den Leichnam mit seinen Waffen, in der Hand hat er den Stab des Oberbefehlshabers. Dieß prächtige Trauerspiel wird dem Könige gezeigt, und der König hat den Muth es anzusehen. Wenigstens verlangte Tiber die Asche des Germanicus nicht zu sehen!" Unter den Beylagen des Buchs ist ein Briefwechsel zwischen Don Juan und seinem Erzieher Don Quixiada; die Kritik hat die Aechtheit dieser Urkunden nicht bezweifelt. Don Juan hatte den frommen französischen König Heinrich III. in Paris gesehen, und sagte von ihm in einem Briefe: „Heinrich trägt Ohrgehänge, und schmückt sich wie ein Frauenzimmer; seine Haare sind sorgfältig gekräuselt; an seinem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz; so erschien vor uns der Sieger von Moncontour. Gonzaga wollte die Unterredung auf einen wichtigern Gegenstand zurückbringen, aber vergebens; wir mußten die Erzählung von den Maskeraden, und dann von den gottesdienstlichen Uebungen anhören, womit der Monarch sein Leben zubringt. Wir sahen ihn einmal nach dem Pallaste zurückkommen, gekleidet wie ein Pilger in der Buße, mit einer Geisel und einem großen Rosenkranz in der Hand. Er hat sich in die Kongregation der Battus (der Geschlagenen) aufnehmen lassen, um den Ablaß des Jubiläums zu verdienen, das Gregorius der XII. verordnet hatte. Heinrich geht mit den andern Büßenden zu Fuß in den Straßen von Paris, und in jeder Kirche sagt er andächtig seine Gebete her. Er warf in unserer Gegenwart seinen Rosenkranz von Todtenköpfen auf die Tafel; alsdann spielte er mit einem Hunde, und wieder mit einem Papagey, und dabey unterhielt er uns von den Angelegenheiten seines Königreichs."

Beylage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 51.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Februar 1827.

Ach, wie viel Jahr' und Stunden sind entflohn,
Seit menschliche Gestalt am Tafelrund
Hier saß, von rothem Fackellicht beschienen. —
Mich dünkt, ich höre der Vergangenheit,
Grausige Töne flüstern durch die Oede
Der weiten Hallen, gleich wie Geisterstimmen
Der Edlen, die schon lang im Grabe ruhn.

W. Scott in Ivanhoe II. 21.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Auf der Stufe geistiger Bildung, auf der das Landvolk in den französischen Staaten sich befindet, sind diese Dinge wichtiger für dasselbe, als sogenannte Konstitutionen und politische Rechte; und in den lezten fünf-und-zwanzig Jahren hat sich die Lage des französischen Landvolks troz aller Uebel, die der Despotismus siegender Partheyen, oder der militärische Despotismus der folgenden Epoche mit sich führen mußte, um eben so viel verbessert, als sich in derselben Zeit die Lage des englischen Landmanns unter einer vorgeblich freyen Verfassung verschlimmert hat.

Von Schirmeck wanderte ich, dem Laufe der Brüsch folgend, bis Wiche, wo ich rechts ab das Gebirge hinanstieg, wo sich das Brüschthal vom Klingenthal trennt. Etwa eine Stunde unterhalb Wiche, bey dem Dorf Heiligenberg, hat man dicht an der Chaussee einen römischen Töpferofen entdeckt, der zwar jezt zum Theil wieder verschüttet ist, von dem aber auf der Straßburger Bibliothek ein sehr interessantes Modell aufbewahrt wird. Auf der Höhe hat man eine schöne Aussicht über das ganze Brüschthal. Auf einem gegenüberliegenden Bergrücken sieht man sehr deutlich das sogenannte Thürgestell, eine Felsenpartbie, welche von ihrer Gestalt diesen Namen hat; in der Entfernung könnte man sie leicht für ein Menschenwerk, etwa ein druidisches Denkmal halten, obgleich es, wie ich von solchen weiß, die es in der Nähe sahen, ein bloßes Spiel der Natur ist. Dagegen sieht man auf einem andern Berg, nicht weit von Wiche, eine runde Einfassung von trocknen Steinen, welche, so wie viele ähnliche Ueberreste, z. B. das sogenannte Heidenschloß und das Purpurschloß, dem alten Schloß Girbaden gegenüber, celtischen Ursprungs zu seyn scheint. Dieser Plaz hat bey den deutschen Bewohnern der Gegend gar keinen Namen, dagegen nennen es die französischen Bauern le chateau des fées. Von Grendelbruck, einem wohlhabenden Fabrikdorf auf der Höhe des Gebirgs am Anfang des Magelthals, welches sich nach der Ebene hinzieht, stieg ich einen langen waldigen Bergrücken hinan, an dessen äußerstem Ende nach der Ebene zu sich auf einem einzelnen Felsen, deren sich in Sandsteinformationen so viele finden, die weitläuftigen Ruinen des Schlosses Girbaden erheben. Doppelte Ringmauern schließen den Felsen ein, auf dem die Hauptgebäude (besonders ein großer viereckiger Thurm) erbaut sind, zum Theil indem man die vorspringenden Felsenecken durch kühne Bogen verbunden hat. An einigen Fenstern, nach der Westseite, finden sich noch recht zierliche Bogen und Säulen in byzantinischem Styl, auf einer Wiese, noch innerhalb der Ringmauern, steht eine Kapelle des heil. Valentin; das alte Waldbrüderlein, das dazu gehört, ersezt die menschliche Gesellschaft, die ihm zuweilen fehlt, durch eine große Menge von Uhren aller Art, womit er seine Klause vollgepfropft hat, und woran er große Freude zu haben schien. Die Aussicht von hier herab ist, wie von jedem hohen Punkte dieser Gegend, sehr schön.

Von Sirbaden geht es über ein Paar schöne Höfe und Bleichen nach dem uralten Städtchen Rosheim; einer dieser Höfe, von Wiedertäufern bewohnt, heißt der Bildhauerhof, und hier sollen die Steine zu der Kirche von Rosheim behauen worden seyn. Diese Kirche ist ohne Zweifel eine der merkwürdigsten in Deutschland, wenigstens sollte sie es jedem seyn, den die Geschichte der Kunst und also der Civilisation des Mittelalters interessirt. Diese Kirche ist wahrscheinlich aus dem neunten Jahrhundert, ganz im byzantinischen Styl, ganz ausgebaut und ganz erhalten, auch durch neuere Anbaue wenig verunstaltet. Nur die zwey kleinern Kapellen, welche ursprünglich neben dem Chor die Ecken des Kreuzes, das die Kirche bildet, ausfüllten, sind durch späteres Bauwerk ersetzt. Allein auch dieser spätere Anbau ist auf der einen Seite noch byzantinisch, welches einen sprechenden Beweis für das hohe Alter der Kirche gibt; auf der andern Seite ist der Anbau im gothischen Styl und dient zur Sakristey, welche aber noch ganz unversehrt das ursprüngliche byzantinische Bauwerk einschließt; es sieht ganz eigen aus. Auffallend ist bey dieser Kirche, so wie bey andern aus dieser Zeit, die ausnehmende Schönheit der architektonischen Verhältnisse und zum Theil die Zierlichkeit der architektonischen Details im Vergleich mit der Plumpheit der eigentlichen Bildhauerarbeit, der thierischen oder menschlichen Figuren, welche hier und da angebracht sind. Einige derselben sind ganz ohne Symetrie über den Fenstern oder Thüren oder auf dem Dach vertheilt, z. B. über der einen Thüre ein paar Bestien, die aussehen wie Seekälber und ganz nachlässig daliegen, und eine andere, die einen angrinzt.*) Bey dieser Gelegenheit will ich anmerken, daß es eine Stunde von Rosheim, in Drolisheim wirkliche Tempelherrnantiquitäten geben soll, in dem sogenannten Tempelhof, der früher dem Orden gehört hat. Ich habe weder Lust noch Beruf, die Rosheimer Kirche ausführlich zu beschreiben, und wünschte blos die Aufmerksamkeit derjenigen, die beides vereinen, auf das Gebäude, das weniger bekannt ist als es verdient, zu richten. Sollten sachkundige Männer sich entschließen, den Uebergang der alten Baukunst in die des Mittelalters bis zum reinsten gothischen Styl hinauf zu untersuchen, so würde die Rosheimer Kirche, so wie viele andere ähnliche Gebäude im Elsaß, zu den wichtigsten Materialien eines so interessanten Werkes gehören. Zunächst fehlt es freylich noch viel zu sehr an Materialien, und es würde ein sehr glückliches Zusammentreffen von Umständen, von Lust, Talenten, Gelehrsamkeit und vor allem von Unbefangenheit auf der einen, und von materiellen Hülfsmitteln auf der andern Seite dazu gehören, um ein solches Unternehmen würdig durchzuführen. Es müßten dazu nicht blos die Fortschritte und Uebergänge der Baukunst in Italien, Deutschland, England und Frankreich beachtet, sondern Spanien und Portugal, Griechenland und Rußland und der hohe Norden müßten von sachkundigen Männern bereist werden, um die größtentheils noch so wenig bekannten Denkmäler der Baukunst des Mittelalters, die sie enthalten, zu untersuchen, zu zeichnen u. s. w. Ein Laye kann in seiner Unschuld oft nicht umhin sich zu verwundern, wie die Herren vom Fach sich aus den wenigen bekannten Thatsachen ihre Ansichten zusammen schmieden, ohne auch nur ein bischen Raum für künftig hinzukommende Fakta zu lassen. Kommt dann eine solche unglückliche Thatsache nach Thoresschluß, so wird sie entweder ganz ignorirt, oder ohne Gnade abgethan.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese liegenden Thiere finden sich sehr häufig an gleichen Plätzen angebracht, so z. B. an dem herrlichen Regensburger Dom an einer Thür im Innern, wo sie der Küster ohne Umschweife den Fremden als Seekälber präsentirt, in Brenz, am Flüßchen dieses Namens unweit Dillingen, in Donauwörth an der Hauptkirche, in Arnstadt ebenfalls an der Hauptkirche, und wahrscheinlich an vielen andern liegen solche Seekälber.

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Gleich den folgenden Morgen suchte Calixt seine Muhme auf und sagte ihr mit einer Art Vorwurf, was er von ihrer Absicht auf's Kloster gehört hatte. Sie läugnete es keinen Augenblick und sezte hinzu, daß sie nicht sowohl das Klosterleben suche als die Gewißheit, durch dieses Gelübde den Verfolgungen ihres Vaters zu entgehen, der ihr den ledigen Stand nicht länger erlauben wolle. Calixtens guter Genius mußte seit dem vorigen Abend sonderbar an der Rinde, welche Ehrgeiz und Weltlust um sein Herz gelegt hatten, gerüttelt haben, denn er hatte, ehe er es sich versah, seine Muhme mit wahrer Innigkeit gebeten, ihres Vaters Wünschen zu seinen Gunsten nachzugeben. Affra ward tief bewegt, sie kämpfte mühselig mit ihren Gefühlen, sagte aber entschlossen: „Ich darf keines ehrenwerthen Mannes Gattin werden, und Ihr Dichten und Trachten ist dem meinen so fremd, daß Sie mir nicht die Stütze gewähren können, die mein Weg im Weltleben erfordert.“ Calixt überrascht und fast erschrocken, verlangte eine Erklärung des ersten Satzes; sie versprach sie ihm nach abgelegtem Gelübde freywillig zu geben. Er betheuerte mit Heftigkeit seinen festen Willen, im Weltleben, wie sie es nannte, mit unverbrüchlicher Treue ihre Stütze, ihr Führer zu seyn. Sie hörte eine Weile still weinend seine Betheurungen an, dann sagte sie, wie man eine Bitte abwehrend, wohl das Unmögliche zur Bedingung macht: „Wenn Sie mich als ein armes Mädchen in Ihres Vaters verfallenes Schloß einzuführen den Muth hätten, dann

wollte ich Ihre Bitte gewähren. Das können Sie nicht — so lassen Sie mich meinen Weg gehen."

Calixt war von dieser Rede wie versteinert. Er stellte sie mit einigen Erinnerungen aus der ersten Zeit seines Aufenthalts bey seinem Oheim zusammen, dann auch mit einigen geheimnißvollen Andeutungen der alten Dame von gestern, und eine Ahnung ihres eigentlichen Verhältnisses zu seinem Oheim stieg in ihm auf. — Von streitenden Gefühlen betäubt, blieb er stumm vor ihr stehen, indeß sie, Fassung erstrebend, mit einer Nadelarbeit beschäftigt zu seyn schien. Ehe er noch das Wort zu einer Erörterung finden konnte, trat der Kammerdiener mit einem Billet des Ministers herein, das ihn unverzüglich zu ihm beschied. Die Worte: Minister, Befehl, Beflissenheit, hemmten wie ein Zauber sein gegenwärtiges Ungestüm, er schwor Affra, daß dieses Gespräch weitere Erklärungen nothwendig mache, und folgte eilig dem erhaltenen Befehl. Es galt eine schleunige wichtige Sendung, die den Boten sehr auszeichnete und sichere Anwartschaft auf weitere Beförderung gab. Calixt hatte nur Zeit, seinem Oheim ein flüchtiges Lebewohl zu sagen, und unter dem Vorwand, einen Freund, der ihm in Schwalbach ein Rendez-vous gegeben habe, aufzusuchen, rollte er nach einer Stunde zum Thore hinaus.

Sein Geschäft hielt ihn viel länger als er gerechnet hatte aus M* entfernt. Die Kaiserwahl und Kaiserkrönung fanden indessen statt, und Calixt konnte erst zu der lezten in Frankfurt eintreffen. An dem kleinen Hofe, von dem er so eben kam, hatte er einige Monate lang gleich einem Glanzgestirne geprangt. Der regierende Herr hatte ihm um des Geschäftes willen geschmeichelt, die Damen hatten ihn verzogen, er war überall der Erste gewesen; jezt, in dem Zusammenfluß von angesehenen Fremden, bey einem Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, der Alles verschlang, ward Calixt, der ohne allen öffentlichen Charakter auftrat, ziemlich übersehen, und fand zum Erstenmale an dem Hofgepränge wenig Vergnügen. Er hatte in B. ein englisches Ehepaar kennen lernen, das aus Ungeschicktheit versäumt hatte, sich zu dem in M* bey der Zusammenkunft der Fürsten vorauszusehenden Zufluß von Fremden eine Wohnung zu bestellen. Die Engländerin war schön, von allen Männern bewundert, am Hofe von B. gefeyert, sie hatte Calixtens Huldigung günstig aufgenommen, er war stolz, ihr und ihrem Gemahl während der festlichen Tage seine Junggesellen-Wohnung in M* abtreten zu dürfen, sicher, bey seinem Oheim ein nothdürftiges Unterkommen zu finden. Wenig gekurzweilt von den Krönungsfesten, suchte er den Kammerherrn auf, um ihn um diese Gefälligkeit zu bitten; dieser bedeutete ihm, daß so er viele Verwandte in seinem Haus in der Stadt logiren müsse, daß er daselbst über kein Bett mehr gebieten könne, allein in der Erwartung noch zahlreicherer Gäste, habe er in Grauenhalde einige Zimmer zu deren Empfang zubereiten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Frühling.

Aus dem Neugriechischen.*)

Du lebensreicher Frühling du, du Zeit voll Lust und Wonne!
In der sich mit dem jungen Jahr auch die Natur verjünget.
Der Zephyr, sanften Hauches, schmückt, wie ein geschickter Maler,
Mit bunten Bildern ohne Zahl das freundliche Gefilde.
Wie duftet das Basilikum, wie lieblich Hyacinthe!
Und Wohlgerüche strömen aus, gleich Balsam, durch die Lüfte.
Der Himmel lacht im lichten Blau, das Meer in hellem Glanze,
Und über Alles weit und breit ist Leben ausgegossen.
Die Schiffer ziehn mit lautem Lärm die Anker auf die Schiffe,
Und scherzen zu der frohen Fahrt, bereit, mit Spiel und Tänzen.

Th. K.

*) Das Gedicht scheint kaum, nach den Worten des gereimten Originals, so wie es mir von einem Griechen mitgetheilt worden ist, zu urtheilen, der Volkspoesie anzugehören, sondern vielmehr das Werk eines λογιώτατος zu seyn. Uebrigens fühlt der Uebersetzer nur zu sehr, daß in der Verdeutschung die Anmuth, der Wohllaut des griechischen Originals ganz verloren gegangen ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

Zeit und Raum mangeln mir, um in diesen Mittheilungen alle verdienstlichen Bestrebungen zu würdigen, die sich in Beziehung auf Kunst, und vornehmlich in dem Gebiete der Bühne und der Tonkunst, seit meinem lezten Berichte geäußert haben; und ich muß mich daher auf das beschränken, was die Fortschritte unserer Institute für jene Künste im Großen bezeichnet. Ich kann daher nur flüchtig erwähnen, daß die Gastrollen des Hrn. Devrient (Mitglied des königlichen Hoftheaters in Dresden) uns einen gewandten Schauspieler zeigten, in dessen Leistungen theatralische Fertigkeit und absichtliches Hinstreben nach Effekten die innere Wahrheit der Darstellung bedeutend überwiegen. Wir könnten Scenen aus der Rolle des Ferdinand (in Kabale und Liebe) und des Carlos anführen, in denen der Darsteller, ungeachtet eines großen Aufwandes von Bewegungen und Modulationen der Stimme dennoch nicht auf das Gefühl wirkte. Seinem Bruder, der nach einer bedeutenden Krankheit als Posa zum ersten Male wieder mit ihm die Bühne betrat, müssen wir das Lob größerer Wahrheit und Einfachheit der Darstellung beylegen. Unter den Leistungen des Gastspielers ziehe ich die Darstellungen in Konversationsstücken denen der Tragödie weit vor; in seiner Darstellung des Flittner (in dem Lustspiele: der Unschuldige muß viel leiden) und des Grafen Sonnenstett (das lezte Mittel) kommt ihm Routine und Anstand sehr zu statten, und wir bedauerten nur, daß sein Gedächtniß der Hülfe des

Souffleurs zu sehr bedurfte. — Ich übergehe ferner einige kleinere Stücke, welche seit Kurzem auf die Bühne gekommen sind, unter welchen das niedliche Lustspiel: erste Liebe und Liebeley (nach dem Französischen, von Th. Hell) sich den meisten Beyfall — auch durch das reizende Spiel der Mad. Devrient — gewonnen hat. Auch führe ich nur an, daß neben Abällino, Majorat, auch Werke wie Egmont, Jungfrau von Orleans wiederholt worden sind, und Hermann und Dorothea auf's Neue die Verdienste der Darsteller (besonders des Hrn. Genast als Felbern, Devrient als Hermann ꝛc.) bewährt hat. Ich verweile aber bey einigen neuen Aufgaben von Bedeutung, welche sich kürzlich unsere Bühne im rezitirten Drama zu lösen vorgesezt hat.

Die erste war des genialen Kleist Prinz Friedrich von Homburg, und gewiß eine würdige Aufgabe, von deren Lösung hoffentlich nur die Schwierigkeit mehrere deutsche Bühnen abgehalten hat. Zwar werden wir gestehen müssen, daß auch dieses treffliche Werk mit einer Krankheit und Schwäche der Zeit, wie es Tieck in seiner Vorrede zu des Dichters hinterlassenen Schriften nennt, von einer Seite zusammenhängt; nämlich mit der Vorliebe für das, was die gewöhnte Ordnung der Natur überschreitet. An dieses überraschend Außerordentliche ist der Anfangspunkt dieses Dramas und die ganze Handlungsweise des Prinzen geknüpft. Aber geben wir die Voraussezung zu, welche hierin liegt, so müssen wir die poetische Lösung der Kollision zwischen Gefühl und Gesez, welche diesem Drama zum Grunde liegt, für das konsequenteste Meisterwerk halten, welches ein neuerer Dichter aufgestellt hat. Wie poetisch hat der Dichter den Somnambulismus seines Helden benüzt, einmal, um uns zu schildern, wie der hochbegabte Jüngling sich stufenweise zum Manne erhebt, je mehr er sich dem dunkeln Drange des Gefühls und der Macht des Bewußtlosen entringt, dann aber, um am Schlusse eine vielseitige Würdigung seines Handelns herbeyzuführen, wodurch zugleich das Ende mit dem Anfang verbunden wird. Was das Erste anlangt, so ist der Zustand des Nachtwandelns zugleich mit einer tiefen Neigung des Prinzen in Verbindung gesezt. Der Prinz träumt sichtbar von Liebe und Ruhm. Nach beyden strebt er, jedes äußere Gesez überhörend, im dunkeln Drange seines Herzens fort. Der Churfürst, der selbst in jenen Traum bedeutend eingreift (man erinnere sich vorzüglich der wichtigen Erzählung des Hohenzollern kurz vor dem Schlusse des Drama), stellt ihn auf eine harte Probe, indem er ihm in dem Schlachtplane die Rolle ertheilt, nicht vom Plaze zu weichen; ja er weiß es sogar, daß er damit etwas auf das Spiel sezt, denn er empfiehlt dem Prinzen noch beym Abgehen Ruhe und Selbstbeherrschung, mit der Warnung, ihm nicht den dritten Sieg zu verscherzen. Aber der Prinz ganz mit der Erfüllung seines Traums beschäftigt, folgt in dem Drange des Augenblicks nur seinem Herzen: er stürzt auf den Feind mit heftiger Ungeduld. Das Glück begünstigt die gesezwidrige That; er fühlt sich trunken in der Wonne des Siegs. Wie fremd muß ihn nun das Gesez in der Person, des Churfürsten ansprechen! Mit Bitterkeit nimmt sein überreiztes Gefühl die Behandlung auf, die ihm zu Theil wird; später kann er sich kaum von dem Ernste des Churfürsten überzeugen. Hohenzollern, sein Freund, bringt ihn dazu, und bestimmt ihn seine Tante um Fürsprache zu bitten. Auf dem Wege ergreift ihn durch den Anblick jener Vorbereitungen die Furcht des Todes, deren Eindruck ihn in dem Gespräche mit der Churfürstin und Natalien noch so tief bewegt, daß er bereit ist, Alles für das Leben hinzugeben. Es ist begreiflich, daß man des Dichters Absicht mißverstehen und falsch beurtheilen wird, wenn man dieses Benehmen des Prinzen, abgesehen von dem Frühern und dem bisher angedeuteten Charakter, blos nach den Forderungen eines Kriegers, oder gar eines herkömmlichen Theaterhelden, dem außer dem bekannten kleinen Fehl nichts zur Vortrefflichkeit mangelt, beurtheilen will. Und so haben sich auch in unserm Publikum viele an dieser kühnen Scene gestoßen, und viele sie eines Helden durchaus unwürdig gefunden, die gewiß bey einer zweyten Darstellung, wenn sie dem Drama mit Aufmerksamkeit folgen, anders denken werden. Aber will uns denn nicht der Dichter darstellen, wie der Jüngling sich durch das Bewußtseyn des Gesezes und durch freye Selbstbeherrschung erst wahrhaft zum Mann und Helden erhebt? Und konnte er uns diese freye Erhebung so lebendig ohne den vorhergegangenen Fall zeigen? Daß ihn sein Gefühl bis zur niedrigen Bitte um Rettung seines Lebens hinreißen kann, und daß er dann, wo diese Rettung in seine Hand gegeben ist, zum Bewußtseyn des Rechts durch die ihm gegenüberstehende Größe des Churfürsten angeregt, erwacht, und sich dem Geseze frey unterwirft, das ist ein Sieg der Menschheit, der auf der Bühne selten gefeyert worden ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, im Februar.

Anhaltender Frost und häufig gefallener Schnee erlaubten unserer vornehmen und reichen Welt länger als sonst das Vergnügen, schlittenfahrend die Straßen der Stadt zu durchfliegen, und so wurden denn für die Reitknechte Käppchen und Jäckchen mit bunten Kragen und Tressen zugeschnitten, manches Wagenpferd mußte als Reitpferd, und manches Reitpferd als Schlittenpferd Parade machen, und mit Schellen und Peitschen, Pferdedecken und Schlitten, Vorreitern und gepuzten Herren und Damen ward viel Aufwand und Lärm gemacht. Auch der Hof zeigte sich einige Male, und besonders gefielen die russischen Schlitten Ihrer königlichen Hoheiten der Prinzen Wilhelm und Carl. Auf diese Weise ward der Karneval, wenn auch nicht eingeläutet, doch wenigstens klingelnd eingeleitet. Aber auch die Künste werden nie bey uns vergessen. Herr Konzertmeister Moeser erinnerte sich des Mozartischen Geburtstages, und veranstaltete im Lokal des Hoftraiteurs, Herrn Jagor, eine Abendunterhaltung, deren Hauptlockspeise, außer Musik, Abendessen und Tanz Demoiselle Sonntag seyn sollte. Doch auch ein ihr feindlich gesinnter Recensent hatte gleichfalls eine Einlaßkarte gelöst. Die schöne Sängerin weigerte sich zu kommen, und obschon der höfliche Kritikus ihr die eine Hälfte seines Billets, und die andere Herrn Moeser übersandte, so fehlte doch, sagen einige, dem Feste die Krone, indem Dem. Sonntag unwohl zu seyn vorgab. Nun weigerten sich auch die Sängerinnen der königlichen Bühne den Tag durch ihre Stimmen zu verherrlichen, man hörte nur Symphonien, einige Duette und Terzette von Männerstimmen, Mad. Stich deklamirte ein Festlied von Fr. Förster; es ward gegessen, getrunken, getanzt — und der Mozartische Geburtstag war gefeyert. — Die erste Redoute war weniger festlich, nicht über fünfzig Personen sollen sie besucht haben. Freylich sind unsere Redouten auch so herunter gesunken, daß man sich eigentlich nur maskirt, damit es ja nicht verlaute, daß man Theil daran genommen habe. Weder für Auge noch für Ohr und Geist ist dort irgend etwas zu finden. Dennoch stieg die Zahl bey der zweyten bis auf Tausend, während der Ballsaal im königlichen Schauspielhause bey aller seiner Pracht nicht hundert Personen unter seiner erleuchteten Decke sah. Leider können Se. Majestät der König sich noch immer nicht öffentlich zeigen; die erfreuliche Gegenwart des geliebten Monarchen würde jezt Jeden herbeyziehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Einundzwanzigster Jahrgang.

1827.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, rc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, rc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst rc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beyträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beyträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, rc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergl.

VIII. Besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im Morgenblatt Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des Kunstblatts für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den lezten Decennien, troz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jezt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das Kunstblatt in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des Morgenblatts eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden, Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet. Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur, und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das Kunst-Blatt bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem Literatur-Blatt. — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns

daher genöthigt, auch diesem Theil des Morgenblatts eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des Morgenblatts beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des Morgenblats dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das Kunst-Blatt einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des Literatur-Blatts.

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das Kunst- und Literatur-Blatt, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des Morgenblatts, mit Einschluß des Literatur- und Kunst-Blatts, würde nun also kosten . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des Literatur- und Kunst-Blatts ohne das Morgenblatt . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das Literatur-Blatt . . . 3 fl.
das Kunst-Blatt . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das Morgenblatt in Würtemberg, Baiern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Erzählungen und Romane.

Länder- und Völkerkunde.

Reisen.

Biographisches.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Naturgeschichte.

Korrespondenz.

Kunst-Blatt.

Nro. 18.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Die drey Scheidewege des Jugendlebens,
Ein Angebinde
für
Jünglinge und Jungfrauen,
von
Friedrich Girardet,
Pastor in Dresden.

8. Mit einem Titelkupfer. Preis geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Die drey Scheidewege des Jugendlebens, von denen der Titel spricht, sind; die Zeit der Confirmation und des ersten Abendmahls, die Wahl des Berufs und die Wahl des Gatten.

Den 22sten Mai 1827 und folgende Tage wird in Dresden die in der spanischen und portugiesischen Literatur und Sprache wichtige Bibliothek des Herrn Hofraths Bucher daselbst versteigert werden. Cataloge derselben sind in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart zu bekommen.

Bücher-Auctionator Segnitz zu Dresden.

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1827.

Wie? waren diese Dinge wirklich hier
Wovon wir reden?
Die Erde bildet Blasen, wie das Wasser,
Und diese mögen davon seyn.

Shakespeare. Macbeth.

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Grauenhalde, jenseits des Rheins an einer wein- und obstbedeckten Anhöhe, einige hundert Fuß vom Flusse gelegen, gehörte zu dem Vermächtniß, welches Affra von dem Domherrn empfangen hatte. Ungeachtet seiner Nähe bey der Stadt, seiner zierlichen Wohnung und schönen Gärten, ward es von der Familie des Kammerherrn vernachlässigt, wenig besucht, und niemals bewohnt. Die Kammerherrin, welche zu Lebzeiten des Domherrn so vielen glänzenden Festen dort beygewohnt hatte, schien diesem Orte abgeneigt, und in der Gegend erzählte man sich ein Mährchen, wie sie in früheren Jahren einst von einer Erscheinung dort erschreckt worden sey. Selbst Affra, der das Landleben so lieb war, hatte nie die Lustfahrten nach Grauenhalde befördert, und seit ihrer Mutter Tode es niemals besucht. Diesen Widerwillen theilte Calixt nicht. Er fuhr mit seiner schönen Engländerin und ihrem breiten Ehegemahl nach M* ab, und nachdem er sie in Besitz seiner Wohnung gesezt und ein Paar Dutzend Besuche gemacht hatte, ließ er sich mit einbrechender Nacht in einem kleinen Nachen nach Grauenhalde hinüberrudern. Von Rebenranken und Blumen umgeben, empfing ihn in einer der schönsten Sommernächte das einsame Schloß. Der aufgehende Mond warf matte Strahlen auf die langen Reihen unerleuchteter Fenster, und auf einem großen Wasserbecken vor den Thüren des Gartensaals, an dem Calixt von der Flußseite her anlangte, spielte ein Springbrunnen, dessen Kristall pyramidalisch von Becken in Becken fallend, bey dem unsichern Mondlicht wie eine hohe, in Silberschleyer gehüllte Gestalt zu schweben schien. Er befahl seinem Kammerdiener, sein Gepäck in dem ihm angewiesenen Zimmer zu ordnen und zu Bett zu gehen, da er auf einem Sitz unter einigen hohen, dem Springbrunnen nahen Feigenbäumen den Abend zu genießen gedenke.

Der Wechsel zwischen Geschäftsthätigkeit und stetem Gesellschaftsleben in B., in dem ihm die schmeichelhafteste Stelle eingeräumt war, hatte Affra's Bild in seiner Seele gebleicht; bey seinem heutigen kurzen Aufenthalt in M* hatte sie ihn mit ihrer stets gleichen Milde und Theilnahme empfangen. Aber sie war blaß, sie sah leidend aus, und er hörte, wie die zärtlichen Freundinnen um sie her in lauter Molltönen und elegischen Klagen sie zum Tanzen unfähig erklärten. Jezt, in der fast schauerlichen Stille der Nacht, überfiel ihn die Sättigung, die Ermüdung, der Ekel, welche dem unaufhörlichen Taumel prunkender Feste folgen. Seine in Frankfurt wenig befriedigte Eitelkeit sah das dort aufgestellte buntscheckige Prunkgemälde in keinem günstigen Licht, es schien ihm in diesem Augenblick recht flach und verzerrt. Affra's Bild gewann dagegen an lebendigen Farben; er gedachte seines Gesprächs mit ihr vor seiner Abreise nach B., aber ihr seltsamer Vorschlag, sie als verarmt auf das verfallene Schloß seiner Väter zu führen, stand mit seinen bisherigen Lebensansichten in so grellem

Widerspruch, daß er sich in Nachdenken über den Sinn ihrer seltsamen Reden verlor.

Die dichte Finsterniß, die bey zunehmender Umwölkung des Himmels eintrat, erinnerte ihn, sein Zimmer zu suchen. Er zündete an der, auf seinen Befehl im Gartensaal brennenden Lampe eine Kerze an und stieg die Treppe hinauf. Ziemlich unbekannt mit diesem Gebäude, das er nur bey Tage und bey Lustpartien besucht hatte, trat er gleich zu Anfang eines Corridor in die Thüre eines großen Gemachs, diesem folgte ein Toilettenzimmer mit einem reich behangenen Alkoven, und erst aus diesem gelangte er in das für ihn bestimmte Kabinet. Gleich bey seinem Eintritt in das erste Gemach war ihm ein unangenehmer Modergeruch entgegen gekommen, stärker als er lang verschlossenen, jedoch reinlichen Zimmern eigen ist; doch würde dieser seine Aufmerksamkeit nicht erregt haben, wäre ihm nicht ein bleiches, zuckendes Licht aufgefallen, bey dem es ihm bedünkte, bald farbige Gewande, bald unsichere Umrisse von Gestalten zu sehen. Allein er hielt das Licht für Wetterleuchten, welches durch die nachlässig geschlossenen Fensterläden falle, und erinnerte sich, daß dieses Zimmer mit Gobelins, die Geschichten aus Ovids Verwandlungen darstellten, behangen war, und begriff, wie deren Götter und Heldengestalten ihn in dem trügenden Helldunkel zu täuschen vermochten. Dennoch ward es ihm bey dem zunehmenden Modergeruch unheimlich und trieb ihn, die Thüre seines Kabinets, sobald er es erreicht hatte, schnell hinter sich zu schließen. Eine seltsame Empfindung, halb wie Schwindel, halb wie Traum, drang ihm das Bedürfniß nach frischer Luft auf, und er lehnte sich lange ohne deutliches Bewußtseyn an das offene Fenster. Die Hähne krähten bald hie, bald da aus der Dunkelheit auf; es schlug in einem entfernten Dorfe eilf Uhr, dann in einem nähern, endlich in dem über seinem Haupte befindlichen Schloßthurm. Dieser Ton weckte Calixt aus seiner Betäubung, und er athmete, aus dem Fenster schauend, die Kühle der Nacht. Nach einer Weile schienen ihm die Wasserschleyer des Springbrunnens vor dem Gartensaal wie von einem aus den Schloßfenstern strahlenden Licht zu erglänzen; er beugte sich vorwärts und sah deutlich, daß die Fenster in den anstoßenden Zimmern erhellt waren. Daß außer ihm noch andere Gäste in dem Schlosse aufgenommen seyn konnten, hatte nichts Befremdliches, allein wie sie während der kurzen Zeit, die er hier am Fenster gestanden, ohne Geräusch die nächsten Zimmer bezogen, schien ihm unbegreiflich. Ohne darüber nachzudenken, öffnete er das anstoßende Gemach, wo er auf der Toilette und neben dem Spiegel große Kerzen in bläulichem Lichte brennen sah; aus dem anstoßenden Zimmer schimmerte der Kronleuchter durch die offene Thüre, und befremdlich schwirrende Stimmen tönten ihm daraus entgegen. Entsetzt und doch von innerem Drange angezogen, schritt er dem Lichte zu. Auf und neben dem Sopha saßen einige Personen, die sich, ihrem Bezeigen nach, so eben zusammengefunden zu haben schienen. Ihre Kleidung war sorgfältig, aber unmodig, etwas verblichen und wie feucht und mit Duft umzogen, so auch ihre Gesichter, die alle ohne Ausdruck und starr, doch lebhaft hin und her bewegt wurden. Er unterschied ihre schnarrenden Worte nicht, aber vernahm doch deutlich, als gäbe es ein anderes Vernehmen wie durch das Ohr, daß sich die Gestalten beklagten, hierher beschieden zu seyn. Oben an saß — Calixt erkannte sie auf den ersten Blick — die Kammerherrin, neben ihr ein ansehnlicher Mann, den seine Kleidung als Dombere bezeichnete. Dieser entschuldigte sich über die Ungelegenheit, die er noch einmal der Gesellschaft verursachte, und setzte hinzu: er wisse nicht, daß außer dem Kammerherrn noch jemand Anderes aus ihrem Zirkel fehle. „Behüte mich! rief die Kammerherrin und wedelte mit ihrem Fächer so heftig, daß der graue Staub von ihrem Angesicht aufflog, dann hätte meine Erlösung nicht lange gedauert.“ — „Und Fräulein Affra? schwirrte eine erdgraue, bublerisch herausgeputzte Dame, die hat sich vielleicht bey den Krönungsbällen todt getanzt. . . .“ — „Die kommt nicht zu uns, schnarrte in tiefem Ton ein Abbé, dessen Soutane noch ziemlich vom grauen Dufte verschont war, der Domvikar ist vor einer Stunde angelangt und sagte mir, sie beharre in ihrer Sittenstrenge und habe ihrem Herrn Vater erklärt, daß sie entschlossen sey, in's Kloster zu gehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

In Rosheim gibt es übrigens auch eine ganz neue Kirche, die sich nicht übel darstellt, aber so wenig solide gebaut ist, daß man die Fundamente einer ganzen Seite hat neu unterbauen müssen. Wenn ich dagegen bedenke, welchen Angriffen jene alte Kirche schon widerstanden hat, ohne daß sich ein Stein daran verschoben, so ergreift mich das Gefühl hoher Achtung vor jenen alten Meistern. Das Städtchen ist mehrere Male verbrannt worden, und noch zuletzt im dreyßigjährigen Krieg vom Grafen von Mannsfeld; auch im Bauernkrieg mußte es viel leiden. Ittel Jörg, einer der Hauptanführer der Bauern, war aus Rosheim gebürtig *).

Den Fremden, die Straßburg besuchen, wäre ein kleiner

---

*) Pour la rareté du fait will ich noch eine Art von Obelisk anführen, der vor einem Thore der Stadt steht, und worauf in goldenen Buchstaben zu lesen ist: La ville de Rosheim à Louis XVII.

Abstecher nach Rosheim um so mehr zu rathen, weil sie in einem einzigen Tag auch den merkwürdigen Odilienberg mit seinen Umgebungen besuchen könnten. Es gibt in Deutschland schwerlich eine Gegend, wo auf einem so gedrängten Raum sich so viele Naturschönheiten mit so vielen merkwürdigen Denkmalen der verschiedensten historischen Epochen vereinen. Da ich nicht einsehe, warum dieser Odilienberg dem größten Theil der deutschen Reisewelt bekannter seyn sollte, als er es mir bis jezt war, so glaube ich ein gutes Werk zu thun, indem ich eine kurze Beschreibung gebe, wobey ich mich gerade an die Ordnung halte, in welcher mein Weg mich führte *).

Der Odilienberg (etwa sechs Stunden von Straßburg, und acht von Kolmar entfernt) bildet eine, von den ihn umgebenden Gebirgen durch Schluchten und Thäler getrennte unregelmäßige Masse, die sich nach Westen ziemlich steil aus der Ebene des Elsasses erhebt. Auf einem vorspringenden Sandsteinfelsen liegt das Kloster der heil. Odilia, von welchem auch der Berg seinen Namen hat. Diese Heilige war die Tochter des Etcho oder Atticus, der unter dem König Childerich das Elsaß als Herzog beherrschte, von dem aber wenig historisch Gewisses zu sagen ist. Der älteste Theil des Klosters ist, wie die ganze Bauart zeigt, die Kapelle der heil. Odilia selbst, oder die sogenannte heilige Kreuzkapelle, ein niedriges Gewölbe mit runden Bogen ohne Rippen, auf etwas plumpen Säulen ruhend, deren Kapitäle die Form von umgestürzten Pyramiden haben. Dieser Theil des Klosters mag wohl so alt seyn als die Gründung desselben; er enthält das Grab der heil. Odilia und in einem offenen Sarg die Gebeine ihres Vaters. An diese Kapelle stößt eine größere Kirche, die, so wie die übrigen Klostergebäude, gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaut wurde; sie zeichnet sich eben so sehr durch die große Festigkeit als durch die edle Einfachheit ihrer Bauart aus. Die Klostergebäude umgeben einen Hof, der von einigen schönen alten Linden beschattet ist. Um Pfingsten ist dieser Hof und der freye Platz vor dem Kloster von den Schaaren der Pilgrime bedeckt, welche nach dem Grabe der Heiligen wallfahrten. Das Kloster gehört, so viel ich weiß, einem Straßburger, der für die Erhaltung der Kirche sehr anständig sorgt. Es wohnt kein Geistlicher hier oben, und es wird nur darin Messe gelesen, wenn der Zufall einen solchen herführt; jedoch zweifle ich nicht, daß diesem Mangel bald abgeholfen werden wird. Diese Acquisition ist bey der großen Verehrung, deren die heilige Odilie bey dem Volke im ganzen Lande umher genießt, zu wichtig für die Missionäre, als daß sie nicht danach streben sollten, sich hier festzusetzen. Zwey kleinere Kapellen, welche außerhalb der Klostermauern stehen, scheinen ebenfalls von großem Alterthum zu seyn; eine davon, die sogenannte hängende Kapelle, steht am äußersten Rande des senkrechten Felsens, und läßt auf demselben nur so viel Raum übrig, daß fromme Pilger an die Mauer gedrängt, um die Kapelle herum gehen können, welches viele zu thun pflegen. Die Aussicht von dem kleinen Garten aus, der zwischen dem Kloster und dem Rande des Felsens angelegt ist, gehört gewiß zu den schönsten, die es gibt. Das ganze fruchtbare Elsaß, mit Straßburg, Schlettstadt, Kolmar und unzähligen kleineren Städten und Dörfern, der Rhein, der Schwarzwald, der nach Süden in den blauen Jura übergeht — und hinter beyden die glänzenden Schneegipfel der Schweizeralpen. Zunächst am Fuße des Felsens, worauf das Kloster steht, öffnet sich, von dunkeln Waldungen eingeschlossen, das stille, grüne Thal von Niedermünster, von einem klaren Bach bewässert, der sich am Ende des Thals in vielen Wasserfällen in eine Schlucht verliert, welche das Thal hier vollkommen schließt. Nach oben hin, wo es sich mehr erweitert, stehen die malerischen Trümmer der Abtey Niedermünster. Sie ward von der heiligen Odilie gestiftet, um solchen Pilgern, die aus Alter oder Krankheit nicht bis zum Kloster heraufsteigen konnten, Wohnung und Pflege zu sichern. Der Weg nach der Abtey führt an dem Odilienbrunnen vorbey, dem frommer Glaube oder bewährte Erfahrung große Heilkräfte zuschreiben. Die Ruinen der Abtey bestehen noch in einigen Säulen, Spitzbögen und Fenstern von sehr schönen Verhältnissen und zierlicher Ausführung; die Steine des Gebäudes scheinen zum Theil zur Erbauung zweyer Meyereyen verwandt worden zu seyn, die sich an die Ruinen anschmiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

(Fortsetzung.)

Wenn wir nun ferner bedenken, wie viel Leben und Bewegung in dem ganzen Drama ist, welche herrliche und ächtdeutsche Gestalten der Dichter namentlich in dem Churfürsten, und in dem alten Kottwitz geschaffen hat, welche kräftige, von allem falschen Pathos und poetischen Flitterstaat freye Sprache Kleist in diesem Schauspiel redet, und wie beydes, Charaktere und Dialog hier so ganz eigenthümlich und national zugleich dastehen, so ist der Wunsch gerecht, das Publikum möge diesem Werke die gebührende Aufmerksamkeit schenken, und nicht wie vor einem Erzeugnisse des Tages kaltsinnig vorübergehen, welches einmal zu sehen genug ist. Das ist aber die Natur

*) Wer eine ausführlichere Beschreibung der Alterthümer des Odilienberges zu lesen wünscht, dem empfehle ich den trefflichen Plan dieser Gegend, den Herr Professor Schweighäuser nebst einem erschöpfenden historischen und beschreibenden Text herausgegeben hat.

des tieferen Werkes, daß es einmal mit Liebe angeschaut, zu neuer Anschauung reizt, und von Neuem gesehen, immer tiefer erkannt wird. Ich kann nun zwar nicht läugnen, daß das spielende Personale großes Interesse an dem Werke, und das Publikum die gespannteste Aufmerksamkeit verrieth; will es aber dahin gestellt seyn lassen, ob die Zerstreuungen, an welche unsere Zuschauer jezt gewöhnt sind, eine bleibendere Theilnahme an dem Gedichte werden aufkommen lassen. Die Darstellung würde dadurch gewiß an Vollendung, und durch diese wieder das Vergnügen des Publikums gewinnen.

Unter den Darstellern ist vornehmlich Hr. Devrient zu nennen. Schon seine Individualität eignet sich ganz für die Rolle des Prinzen. Die jugendliche Weichheit, das stolze Aufwallen bringt er vortrefflich zur Erscheinung, und die vorhin angeführte Scene, wo er von Todesfurcht ergriffen, Alles um sein Leben hingeben will, ist in dieser Darstellung wirklich erschütternd. Bestimmter noch wünschte ich die innere Erhebung in der Scene, wo ihn des Churfürsten Brief beschäftigt, ausgedrückt, so wie überhaupt das Fortschreiten im Charakter zu sehen. Hr. Devrient scheint auch die Schwierigkeiten im Vortrag des Dialogs dieser Rolle wohl zu kennen; denn er bemüht sich durch gehöriges Unterscheiden und Absetzen der Rede, den eilenden, oft abgebrochenen Dialog verständlich zu machen, wenn dieß auch nicht überall gleich gut gelingt (wie in den schwierigen Stellen; Heut, Kind der Götter, such ich. — Flüchtiges ich hasche dich ꝛc.)

Die Größe des Churfürsten beruht auf der Ruhe und Klarheit, mit welcher der besonnene Fürst seine Kraft beherrscht und zu großen Unternehmungen leitet. So steht der gediegene Mann dem unbesonnenen Prinzen gegenüber. Von diesem Gesichtspunkte aus hat mir Hr. Genast nicht ganz genügt. Kottwitz (Hr. von Zieten) erschien im zweyten Akte gar zu gebrechlich, und die treuherzige Festigkeit, mit welcher er vor dem Fürsten steht und für seinen Freund bittet, das: pectus dissertum facit, trat noch nicht genug hervor.

Ueber die Darstellung der Natalie (durch Mad. Genast) hätte ich nur zu erinnern, daß in der schönen Scene, wo sie für den Prinzen bey dem Churfürsten spricht, doch nicht allein die Liebe, sondern auch das Mitleid und die Trauer um das gefallene Ideal sich ausdrücken soll. Im Uebrigen hat schon das Publikum diese Leistungen mit seinem Beyfall belohnt. Hr. Capus, in der bedeutenden Rolle des Grafen von Hohenzollern, hat noch mehr Mannichfaltigkeit in seinen Vortrag zu bringen, sowohl was Modulation als was den Rhythmus der Rede anlangt. Im Anfang erscheint Hohenzollern als neckender Freund des Prinzen, der seinen Zustand leicht, und ihn für einen sonderbaren Menschen nimmt; (die Neckerey, mit welcher er ihn in der früheren Scene erforscht, muß leichter und schneller vorübergehend vorgetragen werden); in der Folge ist er sein Rath und Beystand und Vertheidiger; in der lezten Scene darf Hr. Capus nicht vergessen, daß der Graf die Absicht hat, den Churfürsten zu überzeugen, und daher mit aller Würde, welche die Subordination nur verstattet, vor denselben hintritt. — Im Zusammenspiel kann, wie gesagt, nur durch Wiederholungen Manches abgerundeter und übereinstimmender werden, z. B. die Scene, in welcher die Parole gegeben wird, und wo auch die Gruppirung zum Effekt mitwirken kann. Die Worte, welche den Handschuh betreffen, müssen mit großer Leichtigkeit dazwischen geworfen, und dürfen ja nicht bedeutend herausgehoben werden. Nur für den Prinzen ist die Bedeutung größer. In der Anordnung der ersten Scene, in welcher der Churfürst mit seinem Gefolge den Traumwandler beobachtet, ist dahin zu sehen, daß das stumme Spiel des Prinzen, indem er Natalien und den zurückweichenden Gestalten nachgeht, nicht zu lang dauern darf, wodurch es ängstlich und gezwungen werden muß. Doch ich spreche noch einige Worte über die zweyte Ausgabe unserer Bühne in der lezten Zeit. Dieß war die Aufführung der Tochter der Luft, nach einer Idee Calderons (wie es auf dem Zettel hieß) von Raupach.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Von den Karnevals-Opern war die Spontinische Nurmahal die Reigenführerin, und der nur scheinbare Kampf in ihren Kollisionen, ihr lieblicher Schmerz, die Pracht und Festlichkeit ihrer Chöre und Tänze, der königliche Glanz der Dekorationen und Kostüme macht sie ausschließlich zur Festoper, was überhaupt der Charakter der lezteren Spontinischen Arbeiten geworden ist. Euryanthe, von Weber, die zweyte Karnevalsoper, zeichnete sich durch die besondere Vorliebe aus, mit der sie aufgeführt wurde; Herr Bader vornehmlich scheint sich in dieser Musik heimisch zu fühlen, und auch Madame Seidler gefällt sich und andern in der leider etwas leeren Unschuld, und dem Verschweben in Sehnsucht und Wehmuth, und dem Hegen und Pflegen und Registriren jedweden Gefühlchens. — Alceste, die dritte Oper, wurde endlich einmal vor ganz vollem Hause gegeben; ist sie doch auch mit den Iphigenien und der Armide, da die Mozartischen Opern so selten vorkommen, unser lezter Schutz gegen die Barbarey, zu der die Ueberbildung des musikalischen Genius zurückgegangen ist, seitdem er sich in den Empfindungs- und Frömmigkeits-Rock, und in die langen blonden Haare unserer Altdeutschen von Anno sechszehn gekleidet hat. Aber welch eine Schutzwehr ist unsere Alceste! Wie fremd ist ihr alles Verschwimmen und Verschweben. Wir wollen heute nur das Verhältniß herausheben, in welchem sie zum Tode dargestellt wird. Denn in diesem Verhältniß liegt die Hauptkraft und Wirkung der Oper. Der Geist der Sittlichkeit herrscht nur auf Erden, nur im Leben; noch ist nicht wie z. B. im Don Juan oder im Figaro das Herz und Gemüth sein Feind und Zerstörer, sondern sowohl Alceste als auch Admet wissen und wollen nichts als die Zärtlichkeit und Treue ihrer königlichen ehelichen Liebe; so bleibt nur der Tod ihr fürchterlicher, unbesiegter Feind. Beym Siege dieses Feindes gibt es keinen Trost, denn er zerstört das Glück der Gatten für alle Ewigkeit; der frühzeitige Verlust, den sie durch den Tod erleiden, ist unendlich und unwiderbringlich, denn der Genuß der Sittlichkeit fordert Lebendigkeit, Daseyn auf Erden, und daß gegen den Verlust dieses Daseyns kein Trost im Himmel gesucht wird, gibt der Oper die Eindringlichkeit. Dadurch erhält auch der Tod die ganze Kraft seiner Macht, und sein Hauch und Ton erregt den gewaltsamen Schrecken und tiefen Schauer. Wird noch an ein Wiedersehen im Himmel appellirt, und zerfließt der unendliche Schmerz in Sehnsucht und wehmüthige Erinnerung, so ist die Gewalt des Todes zwar zum Theil gebrochen, doch der Geist der Sittlichkeit ist ein lebendiger, auf Erden wandelnder Geist, und der Tod für ihn nur wahrhaft überwunden, wenn er die Freuden und die Seligkeit dieses Erdendaseyns nicht vor dem nothwendigen Ende stört.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 2. März 1827.

> Halb verfallne Mauern schließen,
> Hoch hier, niedrig dort und ein,
> Sträuche, welche Moose sprießen
> Auf versunkenem Gestein.
>
> Streckfuß.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Eine kleinere Kapelle in einiger Entfernung scheint bedeutend älter zu seyn als die Kirche der Abtey, und ist vielleicht das ursprünglich von der Stifterin erbaute Gebäude. In noch größerer Entfernung auf der Höhe der waldigen Abhänge, welche das Thal von Niedermünster begränzen, bemerkt man noch hin und wieder Ueberreste von Gebäuden; diese erinnern an eine Legende, welche mit dem Eindruck, den dieses stille Thal macht, übereinstimmt.

Zur Zeit Karls des Großen, berichtet sie, sandte ein Graf Hugo, wahrscheinlich ein Nachkomme des Herzogs Eticho, der Abtey Niedermünster ein kostbares Kreuz mit vielen Reliquien zum Geschenk. Das Kreuz wurde von einem Kameel getragen, und fünf Ritter geleiteten die kostbare Ladung zum Kloster; durch Instinkt, oder durch Eingebung fand das Kameel den Weg nach Niedermünster, und die Ritter brauchten blos seinen Schritten zu folgen. Noch bezeichnet eine kleine Kapelle nicht weit von dem Dorfe St. Nabor den Ort, wo dieses fromme Thier mit seiner heiligen Bürde ausruhte. Die fünf Ritter, nachdem sie ihren Auftrag erfüllt hatten, entsagten der Welt, bauten oberhalb der Abtey Niedermünster die St. Jakobskapelle und lebten als fromme Einsiedler in der Nähe der Heiligthümer, die ihrer Hut anvertraut waren. Mag auch die strenge Geschichte an einer solchen Sage zweifeln, und nähere Auskunft über jenen Grafen Hugo verlangen, dem Wanderer, der diese Gegend besucht, kann die poetische Wahrheit in diesem Falle leicht die historische ersetzen.

Ich habe schon oben gesagt, daß das Plateau des Odilienberges von einer Mauer eingeschlossen ist, welche den unregelmäßigen Gränzen des steilsten Bergabhanges folgt, und so einen Raum von einer Million Qr.-Metres einschließt. Es ist nicht leicht ihr in ihrem ganzen Umfange zu folgen, da an vielen Stellen nur noch wenige Steine übereinander liegen, und von dichtem Gebüsch bedeckt sind; an andern Orten, wo die Mauer auf dem Felsen selbst ruht, ist sie schwer zu unterscheiden, da die gebrochenen Schichten des Sandsteinfelsens oft das Ansehen haben als wären sie durch Menschenhände aufeinandergelegt. An vielen Stellen hingegen, besonders an der Westseite, ist die Mauer noch sehr gut erhalten, gegen zwölf Fuß hoch und sechs bis acht Fuß dick. Nach den umherliegenden Steinen kann man schließen, daß die Höhe der Mauer im Durchschnitt gegen fünfzehn Fuß betragen habe. Sie besteht ganz aus großen, roh zugehauenen Steinblöcken von ziemlich unregelmäßiger Gestalt, ohne Kalk und nur durch hölzerne Schwalbenschwänze verbunden. Die Vertiefungen, worin diese eingriffen, sind an allen Steinen bemerkbar; obgleich die Schwalbenschwänze selbst größtentheils zerstört sind, so hat man doch noch einige gefunden, wovon einer auf der Straßburger Bibliothek zu sehen ist. Die Größe der einzelnen Steine ist sehr verschieden: die untersten Lagen bestehen aus den größten Stücken, worun-

ter manche fünfzehn Fuß lang und fünf Fuß dick, die oberen Lagen aus kleineren Steinen, die aber sorgfältiger behauen sind. Nirgends liegen jedoch in der Dicke der Mauer mehr als zwey Steine neben einander, so daß auch die kleinsten gegen vier Fuß breit, eben so lang und einen bis anderthalb Fuß dick sind. Der von dieser Mauer eingeschlossene Raum ist noch durch zwey quer durchgeführte Mauern von gleicher Bauart in drey Abtheilungen getheilt. Der Haupteingang scheint an der Stelle gewesen zu seyn, wo noch jezt der Weg von Rosheim über Oberrott nach dem Odilienkloster das Gemäuer durchschneidet; auf diesem Wege finden sich noch hin und wieder deutliche Spuren einer alten, aus regelmäßigen, nebeneinander gelegten Steinplatten bestehenden Straße, welche wahrscheinlich ein Werk der Römer ist. Innerhalb der südlichen Abtheilung dieser Befestigung befindet sich ein in den Felsen gehauenes Wasserbehältniß, worin gegenwärtig das Vieh getränkt wird. An der südlichen Ecke derselben Abtheilung stüzt sich die Mauer an ein Paar senkrechter Felsen, den Mennelstein und den Schafstein, und tiefer hinunter am Abhang des Berges erhebt sich mitten im Walde der Wachtelstein. Diese Benennung ist wahrscheinlich aus Wachtstein verdorben, und daß der Fels eine diesem Namen entsprechende Bestimmung hatte, wird dadurch noch wahrscheinlicher, daß er durch eine noch deutlich bemerkbare Mauer mit der Hauptbefestigung verbunden war. Nicht weit von dem Wachtelstein und außerhalb der Mauer finden sich einige roh übereinandergelegte große Steinblöcke, die eine Art von bedecktem Gang, oder eine künstliche Höhle bilden, und große Aehnlichkeit mit manchen druidischen Ueberresten in andern Gegenden Frankreichs haben.

Ueber den eigentlichen Ursprung der merkwürdigen Mauer des Odilienberges etwas Genaues zu bestimmen, ist sehr schwierig, und es kann mir nicht einfallen, den Gegenstand hier ausführlich zu behandeln. So viel ist vor allen Dingen gewiß, daß diese Mauer zum Schutz gegen äußere Angriffe errichtet wurde; die Schwierigkeit ist aber zu entscheiden, ob sie ihren ersten Ursprung den Celten, den Germanen, oder den Römern verdankt, welche abwechselnd diese Gegenden bewohnten oder beherrschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gespensternacht.

(Fortsetzung.)

Der Domherr lachte laut, wie ihn aber Calirt ansah, war sein Mund fest verschlossen, doch hörte er ihn sagen: „Da schlägt sie den rechten Weg ein . . . und doch, sezte er, sich selbst unterbrechend leiser hinzu, wenn sie Beruf hat, vielleicht könnte doch ihr . . .“ — „Domherr, schnarrte die Kammerherrin scharf, wie der Nordwind durch eiserne Thurmangeln pfeift, Domherr, diese Armesünderenoth-hülfen sind mir im Leben verhaßt gewesen, wie vielmehr jezt, wo wir ihre Elendigkeit einsehen. Fräulein Affra mag für sich beten so viel sie will, nur uns verkümmere sie damit unsern Haß, unsere Zwietracht nicht, das ist ja das Einzige, was unsere Hülle noch zusammen hält.“ — „Nun, ich dächte, nahm jene kokette Dame wieder das Wort, an Haß und Zwietracht fehlte es der Frau Kammerherrin nicht; das ist ja die einzige Kurzweil, die ihr da unten noch bleibt.“ Die Kammerherrin wendete den Kopf nach ihrer Seite, als wolle sie antworten, doch so eben trat ein Mann in modiger Hofuniform durch die Thüre des angränzenden Saals, doch ohne sie zu öffnen, weil ihm das Eichenbrett kein Hinderniß bot. Calirt erkannte, unerachtet der erdfahlen Gesichtsfarbe des Eintretenden, seinen Oheim, der mit dem eigenthümlichen Kammerherrnschritt damaliger Zeit, der viel mehr Eilfertigkeit ausdrückte als er Weg zurücklegte, auf die Gesellschaft zuschritt. „Der Kammerherr! schwirrte es von allen Seiten, der Kammerherr!“ und eine allgemeine Bewegung ohne das mindeste Geräusch entstand unter der Gesellschaft. Der Domherr war dem Ankömmling entgegengegangen, und reichte ihm die langgestreckte Hand, welche jener leise mit den zwey ersten Fingern berührte. Die Kammerherrin stand auf, schüttelte sich ein Bischen wie im Frost, beugte sich vorwärts, und schob mit fest verbissenem Munde das Kinn vor, ihr Haupt dem ihres Gemahls nähernd; und durch eine fast gleiche Bewegung von Seiten ihres Gemahls schien es, als sey mit diesem Manoeuvre ursprünglich ein Kuß gemeynt gewesen.

Da jezt die Gesellschaft sämmtlich ihre Sitze verlassen hatte, und sich gegen und untereinander bewegte, bemerkte Calirt zu seinem Entsetzen, daß keine der Gestalten einen Schatten an die Tapeten warf, ja daß sie, in verschiedenen Richtungen gegen die Kerzen gewendet, gar kein Dunkel oder Hell bildeten, sondern ihre Umrisse durch ein, aus ihnen selbst ausgehendes glanzloses Schimmern sichtbar zu werden schienen. Späterhin war er überzeugt, daß sie durchsichtig gewesen waren, und daß er durch den Haarputz, die Blonden und Stoffe hindurch bey dem Einen das Gehirn wie glührothes Eisen, bey einem Andern das Herz schwarz wie eine ausgebrannte Kohle, die Brust eines Dritten wie von geschmolzenem Erz angefüllt, gesehen hatte. Aber der arme Calirt war in diesem Augenblick keiner sichern Beobachtung fähig, die Schattenlosigkeit der Gesellschaft hatte ihn mit solchem Schrecken erfüllt, daß er lange nach ihr hinstarrte, ehe er vernahm, daß allgemeine Zwietracht unter ihr entstanden sey. Die Kammerherrin und ihr eben angelangter Gemahl schienen der Gegenstand des allgemeinen Zorns zu seyn; doch ward er ihnen mit

verschiedenem Ausdrucke bezeigt: die Dame ward mit Geberden des Drohens und des Abscheus angegriffen, ihr Gemahl mit dem Ausdruck der Verachtung überhäuft; der Domherr hatte sich hinter einen Sessel verschanzt, ächzte und tappte an einem Rosenkranz umher, von dem seine starren, grauen Finger vergeblich die Perlen abzuzählen bemüht waren. Calixt verstand die, mit erstaunlicher Schnelle rollenden Töne nicht, nicht einmal ob es Worte waren, die sein Ohr zerrissen, ihr Sinn aber war seiner Seele so verständlich, daß er ihm lebenslang unvergeßlich blieb. Noch im späten Alter versicherte er, dieses Schauspiel habe das Bild von Fegfeuer und Hölle, mit welchem der Schloßkaplan von Eichfels ihn in seiner Kindheit oft erschreckt, gänzlich aus seiner Seele vertilgt, und das viel entsetzlichere von Trostlosigkeit im Grabe durch Haß und Vorwürfe der Mitgenossen im Bösen an seine Stelle gesezt.

Das grauenvolle Geschnarr, Geschwirr und Gezwitscher ward so heftig, daß es endlich einige Fledermäuse, die in den locker hängenden Gobelins mochten geschlafen haben, aufweckte. Sie schwebten einige Zeit kreisend über den Häuptern der hadernden Gestalten, dann senkten sie den Flug und fuhren grell pfeifend in doppelten Ringen, unaufgehalten von Kopfputz, Stoffen und Kanten, durch den keifenden Haufen, und wo ihre Flügel eine der Gestalten berührten, sank sie bröckelnd wie leichte Asche zusammen, so daß in wenigen Sekunden der Raum leer war und die flatternden Thiere, denen ein hellleuchtender Blitz ein offenes Fenster deutlich machte, schwirrten mit bebendem Fittig in die Nachtluft hinaus.

Calixt stand lange betäubt. Der rollende Donner belehrte ihn endlich, daß noch eine Wirklichkeit um ihn bestehe. In dichte Finsterniß gehüllt, tappte er nach seinem Zimmer zurück, denn mit dem Einsinken der Gestalten waren Girandolen und Kronleuchter erloschen. Die Kerze, die er neben sein Bett gestellt, war tief niedergebrannt; er trat schwer athmend an's offene Fenster; die Natur ruhte erquickt von dem kühlenden Gewitterregen, die Hähne krähten wieder von Fern und in der Nähe, und in Osten verkündete ein röthlicher Schimmer die Annäherung des Tages. Calixt erwartete ihn mit Ungeduld. Diese Nacht hatten Geisterstimmen zum Wendepunkt seines Lebens gemacht. Kaum graute der Morgen, so langte ein Bote aus M* an, der ihm die Nachricht von seines Oheims plötzlich erfolgtem Tod überbrachte. Affra's Bild hatte seit einer Stunde alle andere in seiner Phantasie verdrängt, und er eilte in die Stadt, um sich mit ihr über sich selbst zu verständigen.

In dem Trauerhause schien die größte Bestürzung zu herrschen; man hatte in demselben seit mehreren Tagen Zubereitungen zu einem großen Feste gemacht, das der Verblichene zu geben gedachte; zu diesem Endzwecke war ein nördlich gelegener Saal, seiner Kühle wegen in dieser warmen Jahrszeit besonders angenehm, mit Laubgewinden, künstlichen Blumen und Spiegeln, lachend und prangend geschmückt worden. Eben auch wegen der Kühle befahl der Arzt, welcher des Kammerherrn lezter Stunde beygewohnt hatte, bey steigender Sonne den Leichnam in diesen Saal zu bringen. Hier war er bey Calixts Ankunft so eben niedergelegt worden, und einige waren beschäftigt die Kränze und Blumen, welche nun Krepp und Trauerlacken Platz machen mußten, von den Wänden zu reißen. Calixt schauderte vor diesen zusammengedrängten Bildern des Leichtsinns und des Todes. Er fragte nach Affra, und ward in ihr Zimmer geführt. Sie war von dem unerwarteten Schauspiel eines Sterbebettes körperlich tief erschüttert, aber gefaßten Geistes und milden Sinnes, wie er sie immer zu finden gewohnt war. Wir wissen nicht wie viel ihr der Vetter von den Familiengeheimnissen, die er in der verflossenen Nacht auf eine so unheimliche Art erfahren, mitgetheilt hat, noch wieviel ihr schon bekannt war. Allein ihren lang gefaßten Entschluß sprach sie jezt deutlich aus: Calixt sollte das sämmtliche Vermögen seines Oheims als rechtmäßiger Erbe in Empfang nehmen, sie werde das, ihr vom Domherrn vermachte große Legat der Familie zurückgeben, und gedenke mit dem Theil ihrer Muttererbschaft, der ihr vorausgesichert sey, im Kloster der Elisabetherinnen den Schleyer zu nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 21. Februar.

(Beschluß.)

Es ist ein seltener Fall, daß ein Dichter eines großen dramatischen Dichters Werk umarbeitet. Höchstens geschieht dieß, um es bühnengerechter zu machen. Das Leztere glaubte man würde auch mit Raupachs Bearbeitung der Fall seyn, besonders da Calderons Werk eigentlich aus zwey Stücken besteht, die nach unsern Verhältnissen kaum in einem Abend sich darstellen lassen. Aber Hr. Raupach ist nur in den ersten Akten dem Gange der Handlung gefolgt; in den lezten verläßt er auch diese Spur ganz, und überläßt sich seinem eignen Schaffen. Ungeachtet aller Kunstmittel, wodurch Hr. Raupach sichtbar auf Theatereffekt hingearbeitet hat, scheint er doch seinen Zweck nicht erreicht zu haben. Er hat der Semiramis dadurch, daß er ihr die Ruhe und Besonnenheit genommen hat, die sie bey Calderon zeigt, (nur gegen den Schluß hin tritt ein ruhigerer Zustand ein) wie mir es scheint, gar sehr geschadet. Bey Calderon wechseln ruhigere und besonnene Zustände mit leidenschaftlichen und heftigen ab. So sehen wir gleich im ersten Theil Semiramis, nachdem sie in das Leben eingetreten, in der Einsamkeit, vom Hof entfernt; und dieß Verbergen bedingt auch sehr gut den Zorn des Ninus gegen

Menon. Eine großgedachte und kühne Scene ist dann die, wo Semiramis mit dem Schmuck ihres Haars beschäftigt ist, und in dieser Situation in die Schlacht gerufen wird. Durch solche Schilderungen erhielt der Charakter Mannichfaltigkeit, Schattirung, Fortschreiten und Steigerung. Hier verändert sich nur das Aeußere, die Begebenheit geht weiter; aber das sich gleichbleibende Pathos, welches der Bearbeiter aus seinem reichen poetischen Vermögen jener Heldin beygegeben hat, bringt eine Monotonie hervor, welche den Zuhörer abspannt. Diese Semiramis befindet sich immer in einer Art lyrischer Trunkenheit; in dieser schlachtet sie und erobert die Erde, bis der Osten ihr Gränzen sezt, und der Dichter sie lyrisch-allegorisch apotheosirt, wie eine Heldin, deren großen Sinn diese Erde nicht faßt. Die Heldenschauspielerinnen der deutschen Bühnen finden hier ihr Feld. Nur werden sie es nicht undankbar finden, daß das Publikum, während es ihren lyrischen Ausbrüchen Beyfall zollt, von dem Charakter des Weibes immer mehr abgestoßen wird; sie werden es aber um so weniger, je weniger sie selbst jener Monotonie entgegenzuwirken vermögend sind. Der Mad. Miedke, von deren Darstellung man sich schon im Voraus die Lösung dieses Problems versprach, fiel diese Rolle zu, die sie auch mit großem Beyfall ausführte. Bey Wiederholungen wird sie die eigentlich mimische Seite dieser Rolle gewiß noch mehr auszubilden bestrebt seyn. Neben ihr gefiel am meisten Hr. Devrient als Menon. Das Einzige erlaube ich mir zu bemerken, daß mir in seiner Darstellung der Satrap zu schroff dem König entgegenzutreten scheint. Auch im Uebrigen war noch vieles Mangelhafte, was bey Wiederholungen wahrscheinlich wegfallen wird, und bey der ersten Darstellung sehr verzeihlich ist, da das Schauspiel an äußern Vorgängen überladen ist, und eine unruhige Bewegung hat.

Von der Oper will ich nur sagen, daß Oberon immerfort das Haus füllt, und mit steigender Begeisterung gehört und auch gesehen wird. Um die Vorstellung bey den häufig eintretenden Hindernissen nicht aussetzen zu dürfen, wird die Oper jezt in den Hauptpartbien mit einer andern Besetzung einstudirt. Was ich hier und da über die Art, wie der Komponist und Dichter, den Verhältnissen der Londoner Bühne gemäß, die Parthie des Oberon behandelt hat, gehört habe, hat mich nicht von der Ueberzeugung abgebracht, der Komponist würde sie für Deutschland anders gefaßt haben, wenn er frey gehandelt hätte.

Uebrigens war in der Oper neu einstudirt die schöne Müllerin, die heimliche Ehe (im veralteten Kostüm gegeben) und der Schiffskapitän. Die erste Oper gewann sich durch den netten Gesang und das muntere Spiel der Dem. Canzi, so wie durch die gewandte und launige Darstellung des Hrn. Genast (Pistofolo) neuen Beyfall. In der heimlichen Ehe wurde von mehreren Seiten Lobenswürdiges geleistet, aber die Vorstellung wollte sich nicht zum Ganzen runden, und blieb ohne wahren Humor. So wurde sie auch von dem Publikum lau aufgenommen. — Das lezgenannte Vaudeville war früher ungleich besser besezt. Dem. Jahn hat für naive und muntere Rollen entschiedenes Talent — aber für Singpartbien nicht.

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Die aus dem Hades befreyte und seinem Schrecken entrissene Alceste zeigt uns ganz anders, was das Glück der ehelichen Liebe sey, als der auf Wiedersehn hoffende Blick in den Himmel, der dieß Glück in eine Sphäre übersezt, welcher es nicht angehört, und seinen Trost in der Hoffnung einer höheren Seligkeit findet, die wiederum nicht das Glück und die Freude der Gatten- und Elternliebe ist. Durch dieses Hinüberschieben in ein anderes Gebiet verliert der Gegenstand in seiner Darstellung an Kraft und Gegenwärtigkeit, und indem der Trost nur durch die Hoffnung einer zukünftigen Lösung den Schmerz beruhigt, wird dem Schmerz nur seine Unendlichkeit geraubt, während die Hoffnung den Klang einer noch unerfüllten Sehnsucht behält, und so an die Stelle des kräftigen Schmerzes ein schwaches Gemisch von Freude und Klage tritt. Wir müssen es daher dem Komponisten Dank wissen, daß er uns das eheliche Glück im Verhältnisse zum Tode in der antiken Gestalt dargestellt, und von Modernem nur so viel hinzugethan hat als nöthig war, um Admet und Alceste, den Gatten und die Gattin, gleichzustellen, und nicht, wie in der griechischen Welt, das Weib hinter dem Mann noch zurücktreten zu lassen. Admet liebt in ganz modernem Sinn, aber in Gestalt des Gatten und nicht des Liebhabers. Daß er jedoch nur in Alceste und in keinem anderen Weibe das Glück seines Lebens findet, diese modernere Innigkeit ist es, die ihn unserer Empfindung näher rückt. — Beym ersten Auftreten Alcestens zeigt sich der Tod noch nicht als Macht, die das ganze Glück der zärtlichsten, treusten, sittlichsten Liebe zerstört, sondern erst als Krankheit des Gatten, als Möglichkeit des Todes; der Schmerz der ersten Arie ist bey Alceste daher zunächst noch die ruhige Klage eines hohen königlichen Gemüthes, ganz erfüllt von dem einen Gefühl: das sittliche Glück, den einzigen Inhalt seiner Wünsche verlieren zu sollen; kein Strahl der Hoffnung erheitert den Schmerz, der jezt mit allen Schrecken auf die Klagende einstürzt, und die Ruhe des ersten Leidens, mit welchem die Arie begann, in ihrem Schlusse nun mit der Kraft dieses Schreckens zu tieferem Schmerze bewegt, den Schrecken aber zu gehaltenerer Ruhe mäßigt. — In der zweyten Scene, im Tempel Apolls, tritt die unterirdische Macht des Todes in den langgehaltenen gleichen Orakeltönen zur Gewißheit heraus: Admet muß sterben, wenn sich keiner für ihn dem Tode weiht. Siegend ruft Alceste in ihrer Arie: „Nein, nicht der Tod ist's, den ich scheue!“ Wie klar und dem Tageslichte gleich bricht daher jezt die Verkündigung des Oberpriesters: „ja, dein Gemahl geneset, ja er genest, dein Gemahl.“ durch die Nacht alles bisherigen Schmerzes. Doch dafür hat jezt Alcesten die Macht des Todes durch und durch ergriffen, und seine ersten Schauer erfüllen sie in der Schlußarie: „ihr Töchter ewiger Nacht,“ mit welch siegender Kraft der Liebe sie sich dem tiefen innern Grauen auch entreißen mag. Im zweyten Akt ist von dem Gifthauch dieses Schauers das blühende Leben schon erbleicht, und je voller dieses sich uns in dem kurzen zweystimmigen Satz bey der Freude des Wiedersehns gezeigt hatte, desto tiefer treffen uns die schleichenden, geheimen Schmerzenstöne der ersten Arie Alcestens. Der Wechsel der Person hat die Gewalt des Todes nicht geschwächt. Alceste muß nach wie vor des ehelichen Glückes entbehren, und ihr Schmerz ist nur um so tiefer, je mehr sie ihn in die Nacht ihres Busens zurückdrängen will. Die zweyte Arie läßt den Todesschauer neben die volle Gegenwart des Glückes treten, das nur leise von dem Schmerzenshauche, daß es bald nur gewesen seyn werde, getrübt ist. Wie bebt Alceste in den Worten: „bis in's Reich der Schatten,“ vor den Schrecken des Hades zurück, die schon ihr Inneres erfüllen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

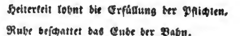
Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März 1827.



Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beschattet das Ende der Bahn.

Salis.

Die Gespensternacht.

(Beschluß.)

Calixt ließ sie, mit sichtbarer Mühseligkeit sie anhören zu müssen, ganz ausreden; dann sagte er gesammelt, als hätte er seit dem Verschwinden der nächtlichen Erscheinung auf nichts anderes gesonnen: „Affra, warum wollen Sie es nicht aussprechen? Sie sind ein Kind der Sünde, aber Sie haben nur der Tugend gelebt; ich aber, Affra, bin der Sohn beschränkter, aber tugendhafter Eltern, und habe meine Jugend dem herzlosesten Leichtsinne geopfert. Sie bedürfen den weitesten Wirkungskreis des Wohlthuns, um Ihrem Herzen zu genügen, ich bedarf Entfernung vom Geräusche der Welt, bedarf eine warnende Freundin, um meine Kräfte fortan zu einem edlern Zweck unermüdet zu verwenden; aber wir Beyde dürfen die Sünden der Todten den Lebenden nicht aufdecken, und dazu gibt es einen Ausweg. Affra, die einzige ermuthigende Erinnerung aus meinem Leben ist, daß Sie bey allem meinem Leichtsinn, all meinem selbstsüchtigen Ehrgeiz stets mein Ideal des Guten und Schönen geblieben sind — das beweist mir, daß mein besseres Selbst nie erstarb. Nun helfen Sie mir, ihm die Oberherrschaft erhalten, reichen Sie mir Ihre Hand! Affra, dann thun Sie, was das Recht fordert, und decken doch mit frommer Scheu die Blößen des Mannes, den Sie seit Ihrer Geburt Vater genannt; dann beflecken die armseligen Verwandten des Domherrn Ihr edles Betragen nicht mit dem Namen frömmelnder Reue, wie sie, träten Sie in ein Kloster, hohnlachend thun würden."

Wir übergehen den Kampf, den Affra mit ihren Gefühlen bestand, und den Widerstand, den sie Calixtens Bitten entgegensetzte. Die lange Herrschaft der Ungerechtigkeit, unter der sie gelebt, hatte sie jedem Gedanken an eine lebensfrohe Zukunft entwöhnt; und ihre Neigung zu ihrem Vetter, die von ihren ersten Blüthenjahren bis zum Wendepunkt ihrer Jugend ihr Herz erwärmt hatte, die aber ihre Altersgleichheit und sein Leichtsinn verhinderten, sich als Liebe zu entwickeln, fand in der Schüchternheit und der Demuth, welche die reife Jungfrau bey rein bewahrter weiblicher Würde von dem Gedanken an Liebe zurückschreckt, mächtige Widersacher. Calixtens Seelenzustand hingegen glich der bereiften Flur, auf der sich nach dem ersten Frühlingsregen alle Keime kräftig entwickeln; die letzte Nacht hatte den erstarrenden Reif der Eitelkeit gebrochen, er bat um Affra's Hand wie um den Sonnenstrahl, der die Keime des Guten, die er in sich aufgenommen, entwickeln sollte, und Affra willigte endlich ein, seine Gattin zu werden.

Als Affra's Gatte und Geschäftsverwalter stellte er der Familie des Domherrn die Schenkungsakte des ihr gemachten Vermächtnisses zu. Das Schloß Grauenhalde machte einen großen Bestandtheil desselben aus, und Calixt dachte mit Schauder, wie vielleicht jene nächtlichen aschfarbenen Gestalten sich noch mehrmalen dort versammeln möchten, um einen oder den andern dieser Sippschaft zu

ihrem Kreise zu empfangen. Er aber, nachdem er seine Stelle niedergelegt, führte seine Gemahlin seinen Eltern auf dem alten Schloß Eichfels im Algau zu. Der alte Freyherr und seine treue Gefährtin zweifelten lange an der Wirklichkeit, die sie nie so beglückend geträumt hatten. Der Sohn, der sie so lange vernachlässigt, kam liebend zurück, Armseligkeit und Sorge entwichen vor seinem Einzug. Das rauhe Gebirg, die verödeten Umgebungen erschreckten Affra nicht, sie brachte ein Herz voll Liebe mit, das sich hier zum ersten Mal ungestört in Wohlthun bethätigen konnte. Der Verfall des Schlosses, die Verwilderung der Felder entmuthigten Calixt nicht, er hatte es sich zur Lebensaufgabe erwählt, durch wohlthätiges Bestreben das eitle Treiben seiner Jugend zu versöhnen. Sein Bruder Stammherr war vor Kurzem im Kriegsdienst friedlich gestorben; Calixt, in seine Rechte einzutreten bestimmt, wendete die Hinterlassenschaft seines Oheim Kammerherrn zur Verbesserung seines künftigen Erbes an. Die dunkle, verfallene Wohnung im alten Schloß ward bequem, hell und einfach ausgebaut, die Felder sorgfältig benuzt und verbessert, das Schulhaus des Dorfs zur Pflanzschule des Guten, die Pfarrwohnung zum Quell des geistigen Unterrichts und Trostes, so wie das Herrschaftsschloß die Schatzgrube thätiger Hülfe in den Nöthen des Lebens. Affra gewann ihre ältern Schwägerinnen zu Freundinnen, und versöhnte sie durch ein sorgenloses und wohlthätiges Leben mit ihrem ungern erhaltenen ledigen Stand. Die beyden jüngsten, durch ein erleichtertes Daseyn verjüngt, durch die freundliche Vorsorge der Schwägerin mit einer anständigen Ausstattung versehen, wurden die Gattinnen wackerer Männer, über deren mangelnde Ahnen der gute alte Hildebrand hinwegging, da ihm seine beyden ältern Töchter die Erfahrung aufgedrungen hatten, daß die Ahnen allein keine Schwiegersöhne herbeyführen. Die Versorgung seiner beyden noch übrigen Brüder hatte Calixt allein übernommen. Nach des Vaters früherer Absicht sollte der ältere Soldat werden, der zweyte Priester; jener verabscheute den müßigen Garnisonsdienst, dieser das seelenlose Abwarten der Ceremonien. Calixt prüfte sie lange, ehe er über ihre Bestimmung mit ihnen übereinkam, aber dann führte er seinen Plan aus, so laut die alte Schloßdame reklamirte, so bestürzt und bedenklich der alte Herr, der ihm freye Hand bey der Sache versprochen hatte, bey ihrer Entscheidung aussah. Der Aelteste, der bey gänzlichem Mangel an Hülfsmitteln und Unterricht ein ausnehmendes Talent zu mathematischen und mechanischen Fertigkeiten entwickelt hatte, ward in eine Seestadt geschickt, lernte dort den Seedienst und befehligt jezt ein Schiff der Republik Buenos-Ayres; der Jüngste, der durch eigenen Fleiß seinen Schulmeister und Pfarrer schon längst überflügelt hatte, erhielt fortan zweckmäßigen Unterricht und ist noch ein berühmter Lehrer der Rechte auf einer deutschen Universität. Calixt und Affra schritten in innigem Verein dem Guten und immer Bessern zu, versammelten sich vielleicht — unsichtbar — die Geister der Abgeschiedenen um sie her, so geschah es, um sie im Wehen der Lenzlüfte zu segnen, denn ihre Enkel bedurften keiner Grabesmahner, um die Tugenden zu üben, in denen Vater und Mutter ihnen als Beyspiel vorangeschritten.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Einige ältere elsaßische Schriftsteller, z. B. Schöpflin, haben sich große Mühe gegeben, eine zusammenhängende Linie von celtischen Befestigungen längs der ganzen Kette der Vogesen herauszufinden, indem sie die einzelnen Ueberreste, die sich hin und wieder finden, mit dieser Mauer durch verschiedene poetische Lizenzen und Sprünge in Verbindung brachten. Abgesehen aber davon, daß diese kleineren Befestigungen in keinerley Art von Verbindung unter sich oder mit dem Odilienberge stehen, so ist auch ihre Bauart von derjenigen der Odilienmauer ganz verschieden, und namentlich findet sich bey keiner von ihnen, so wie überhaupt bey keinem der bis jezt bekannten druidischen oder celtischen Denkmäler in Frankreich diese regelmäßige Verbindung durch Schwalbenschwänze, welche man dagegen bey einigen römischen und egyptischen Gebäuden gefunden hat. Außerdem gibt der Ueberblick dieser Befestigung schon den Beweis, daß sie nicht zur Vertheidigung einer Gränze nach jener Seite hin, und als Theil einer fortlaufenden Linie von Verschanzungen errichtet worden ist; sie bildet im Gegentheil ein abgeschlossenes Ganzes und nirgends ist die geringste Spur einer Verbindung, etwa mit den benachbarten Höhen zu finden. Außer der Bauart, welche vielleicht zu künstlich und regelmäßig für den Kulturzustand der Gallier vor der römischen Herrschaft seyn dürfte, spricht auch der Umstand gegen den celtischen Ursprung dieser Befestigung, daß jene wirklich druidischen Ueberreste in der Nähe des Wachtelsteines außerhalb der Mauer liegen, da dieselben, besonders wenn sie mit dem Druidendienst zusammengehangen haben sollten, doch gewiß in den Schutz der Mauer aufgenommen worden wären. Alle diese Gründe reichen indessen keineswegs hin, die Hypothese, welche die Gallier vor der römischen Herrschaft als Erbauer der Odilienmauer ansehen will, vollständig zu widerlegen, und auf jeden Fall ist es noch viel unwahrscheinlicher, daß sie von den Römern erbaut worden seyn sollte, da sie mit keiner bekannten römischen Befestigung eine Aehnlichkeit hat. Der große Umfang dieser Mauer beweist, daß sie nicht zum Schutz eines einzelnen militärischen Posten oder eines Lagers erbaut worden, sondern daß sie bestimmt war, der Bevölkerung einer gan-

gen Provinz eine Zuflucht darzubieten, während doch zugleich die hohe Lage und der gänzliche Mangel irgend einer Nachricht oder auch nur eines Namens und irgend einer andern Spur es nicht denkbar machen, daß diese Mauer jemals eine Stadt eingeschlossen habe. Im Gegentheil läßt sich sicher annehmen, daß die Bevölkerung der Umgegend, besonders des flachen Landes, mit ihrem Eigenthum bey plötzlichen Angriffen eines übermüthigen Feindes sich hinter diese Verschanzung flüchtete. Gegen den römischen Ursprung der Mauer spricht auch der Umstand, daß sich nirgends eine Spur von Thürmen daran findet, oder von irgend einem andern der Befestigungsmittel, welche die Kriegskunst der Römer doch nicht versäumt haben würde. Am wahrscheinlichsten bleibt es immer, daß diese Befestigung von den Galliern errichtet worden, um bey den Ueberfällen der germanischen Gränzvölker Hab' und Gut in Sicherheit bringen zu können. Unter der römischen Herrschaft kann sie dieselbe Bestimmung gehabt haben, und es ist wahrscheinlich, daß die Römer diese Arbeiten einer weniger kriegerischen Bevölkerung unverändert ließen und nur durch einzelne, in der Nähe errichtete, militärische Posten ihr größere Sicherheit zu geben suchten. Dieß wird wahrscheinlich durch die deutlichen Ueberreste einer kleinen römischen Befestigung, die sich auf einem der untern Vorsprünge des Odilienberges gegen Norden befindet. Als später germanische Volksstämme diese Gegenden besetzten, diente wahrscheinlich der Odilienberg noch lange den ersten Eroberern zur Zuflucht gegen die nachfolgenden Züge. Der Zeitpunkt, wo diese Schutzwehr gänzlich aufgegeben worden, ist eben so unsicher als der ihrer Erbauung; doch ist es wahrscheinlich derselbe, wo die Mächtigen des Landes in festen Burgen, und die Bewohner der Ebene hinter den Mauern der Städte Schutz gegeneinander suchten, wo die Angriffe eines mächtigen, gemeinschaftlichen Feindes und die Wanderungen der Völker aufhörten.

Auch aus dieser und der spätern Zeit des Mittelalters bietet der Odilienberg merkwürdige Denkmäler dar. Außer dem Odilienkloster, den Ruinen der Abteyen Niedermünster und Truttenhausen erheben sich an den Abhängen und Vorsprüngen des Berges die Ruinen von vielen festen Burgen, die zum Theil aus den Trümmern der alten Mauer erbaut sind. Am weitesten nach der Ebene zu, auf einem Hügel am Fuß des Berges gegen Rosheim, liegen, von schönen Kastanienbäumen umgeben, die Schlösser Lützelburg und Rathsamhausen. Das erstere scheint noch bis in das sechszehnte Jahrhundert bewohnt gewesen zu seyn, und es finden sich noch Spuren von Gypsanwurf und Malereyen an den Wänden. Die Umgebungen, so wie die Aussicht von diesen Ruinen ist sehr schön, die Vegetation besonders ausnehmend reich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akte verwirklicht sich endlich der volle Todesschauer, indem nicht mehr dunkle Orakelsprüche tönen, oder das innere Beben in Alcestens Busen erklingt, sondern der Ort des Todes selbst seine düsteren Schrecken zeigt, vor denen Alceste sich entsezt, und sich nur durch die Kraft ihrer Liebe emporrafft. Doch sie versenkt sich in der Arie: „Thäter ewiger Nacht, strenge Mören!“ in die Götter ihres Lebens, in die Treue und Ruhe der Gattenliebe; es ist ihre Apotheose, sie geht zur Götterruhe hin, und so haben auch alle ihre fernern Arien den Todesschrecken hinter sich. Am reinsten aber ist dieser Schrecken in der Arie des Herkules überwunden, denn auf den Worten: „bis in den Schlund der Nacht,“ wo Alceste immer voll Grauen zusammengeschauert war, steigt er in fester Lebensgewißheit siegend auf. So überwindet er da, wo Admet verzweifelt. Aber selbst Charons Arie, welche in dem ersten Ruf, in den langgehaltenen gleichen Tönen das unterschiedslose Schattenreich zeigt, doch durch den anapästischen Rhythmus voll Kraft eindringt, und nachher ihre Feindseligkeit noch ausdrücklich erklingen läßt, kann in Alcesten nur den Schmerz der Trennung, doch weder Furcht, noch Grauen, Schauder und Entsetzen erregen. Wie matt, widerstandslos und schwankend ist dann nach dem Siege über Alceste und Admet der Chor der Geister beym Eindringen des Herkules; und wie windet sich aus diesen Schattentönen die Freude des Lebens kräftig hervor, als nun der Sieger die kaum dem Gatten Entrissene frohlockend zurückbringt, und nun der reinste Jubel die Aussicht auf das schönste, glücklichste Daseyn von Neuem eröffnet. Hier ist es noch das Leben selbst, das den voreiligen, unreifen Tod besiegt, und wie der Schmerz rein nur Schmerz ohne Wehmuth und Sehnsucht gewesen war, ist auch diese Freude reine Lebensfreude, und der Jubel, das Licht des Tages noch ferner, und ein ganzes volles Leben hindurch zu genießen. Denselben Genuß müssen wir Mad. Milder mit dankbarem Herzen wünschen; verlöre in ihr doch ganz Europa Iphigenie und Alceste. — Das recitirende Drama wurde für den Monat Februar auf die bestmöglichste Weise mit der Aufführung des Shakspearschen „König Johann“ begonnen, einer Hauptrolle Wolffs. Er verkörpert in ihr vollendet das, was Shakspeare uns in diesen Johann hineingelegt zu haben scheint, das Bewußtseyn der Macht, der das königliche Recht fehlt, und die daher die freye Ruhe der Heiligkeit und Unantastbarkeit vergeblich mit dem Trotze des Besitzes zu ersetzen versucht, doch immer die Anstrengung solchen Trotzes fühlt, und in der steten Angst leben muß, daß irgend ein Unglück, eine verlorene Schlacht, ein abfallender Vasall die Stärke dieses Trotzes zu brechen im Stande sey. So zeigt sich Johann wenigstens in allen Scenen der ersten Akte bis zur Gefangennehmung Arthurs. Gleich im ersten Auftritte kündigt der französische Gesandte Chatillon diesen Mangel des Rechts an, indem er von Johann die englische Krone für seinen Neffen Arthur (Sohn von Johanns älterem Bruder Gottfried) fordert, der sich mit seiner Mutter Constanze am Hofe Philipp Augusts aufhält. Dieß Recht ist unbezweifelt, aber Johann ist in vollem Besitz, gekrönt, von seinen Großen anerkannt, sie folgen ihm willig, und nur das Bewußtseyn der Unrechtmäßigkeit, die mangelnde Familienliebe ist der Feind, der ihn zu Grunde richtet. Kein äußerer Feind kann ihn besiegen; Frankreich muß sich ihm beugen. Diese mangelnde sittliche Familiengesinnung, getrennt von der Macht, nur im Gemüthe lebendig, ohne männliche Kraft zu handeln, finden wir in Constanze, Arthurs Mutter. Sie sucht bey Frankreich Hülfe. Frankreich sagt sie zu, aber das Handeln des Staats ist hier das Gemüthlose, das nur auf

den Vortheil sieht, und die Stimme des sittlichen Rechtes hintenansezt. So verbindet sich denn Frankreich und England, Louis, der Dauphin, heirathet Bianca, Johanns Nichte, und der Friede ist geschlossen. Das unterdrückte Gefühl der Rechte des verwandten Blutes macht sich in Constanzen nur in machtlosen Klagen Luft; was ihr an Energie des Handelns abgeht, ersezt sie durch die unendliche Kraft und Tiefe ihres Gefühls, und die Freude, der Schmerz der Mutterliebe ist nie schöner, rührender als in dieser Mutter dargestellt. Constanze handelt durch die Wirkung, welche sie auf andere durch die Macht ihrer Gesinnung hervorzubringen versucht. Doch ihr Versuch ist vergeblich, denn wie Shakspeare es den Bastard selbst sagen läßt, nur Eigennuz, dieß allverwandelnde Vermittlerwort, regiert in diesen Königen und bestimmt ihre Thaten. Doch dieß einseitige Handeln nach dem eigenen Vortheil und dem Staatsnuzen zeigt sich als das freye Selbstberuhen auf sich, und als die Lossagung von allen göttlichen Geboten und von allen Pflichten menschlicher Rechte. Johann ist nicht von Gottes Gnaden König, und so ist er auch feindlich gegen Pabst und Kirche gerichtet. Er will der Staat soll auf eigenen Füßen stehen, und kein Priester solle in seinem Reiche zinsen und verzehnten. Pandulpho, der Legat des Papstes, verkündet ihm deßhalb den Bannspruch; Frankreich trennt sich; neue Schlachten; Johann bleibt Sieger. Denn nicht sein Zwiespalt mit dem göttlichen Reich, wie es als Kirche weltlich existirt, und der Grundstein jedes Gebäudes seyn will, kann ihn zu Grunde richten; sein Feind ist ein innerlicher, ihm fehlt nicht die göttliche, ihm fehlt die menschliche königliche Heiligkeit, und sein Unrecht liegt nur darin: das Majestätsrecht wider das Majestätsrecht erlangt zu haben. Deßhalb überwindet er Philipp und Louis, nimmt Arthur gefangen, und ist auf den Gipfel seiner Macht und seines Glückes gehoben. Aber auf diese Höhe wird er nur darum gestellt, um zu beweisen, daß eben sein innres Unrecht das Gift sey, an welchem das Leben seiner Macht, seines Glückes und Ansehns langsam hinstirbt. Erst als er den Sohn seines Bruders gefangen nach England führt, als das Recht der Krone ungekrönt neben dem gekrönten Unrecht steht, wird dieser Knabe sein eigentlicher Feind. Johann kann ihn nicht sehen, ohne ewig zu zittern, die geschehene That seiner ersten unrechten Krönung zwingt sein Inners, diesem Unrecht die fehlende Macht der Heiligkeit zu geben. Das Blut des Knaben, meynt er, färbt seinen Mantel zum ächten Königspurpur. Lichtscheu, wie seine bisherige Angst, nur mit Blicken, mit Zeichen, in einzelnen andeutenden Worten, zagend, selbst ohne Muth, nur dem innern Wunsche folgend, unüberlegt, befiehlt er den Mord. Aber von diesem Augenblicke an bricht sein Troz, die Kraft seines Innern ist geknickt, er ist in sich abgestorben, und die lezten Akte zeigen nur das allmählige Sinken; die zweyte Krönung bleibt nuzlos, die Grafen fallen ab, Frankreich bricht siegend herein; vergebens versöhnt sich Johann mit der Kirche; denn diese Versöhnung führt ihn zum Tode; ein Priester bringt ihm Gift bey; wir sehen ihn ermatten, erkranken, und zulezt sterben. Schlag auf Schlag trifft ihn das Unglück; daß Arthur nicht auf seinen Befehl umkömmt, sondern indem er sich befreyen will, von der hohen Mauer seines Gefängnisses stürzt, kommt Johann nicht zu Gute, sein Verderben ist unvermeidlich, er geht an sich selber rettungslos zu Grunde. — Solche Betrachtungen stellt uns Herr Wolff auf's Lebendigste dar, und ohne, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, daß seine eigene künstlerische Reflexion aus dem Kunstwerke hervorblickte; wir müssen die Darstellung vollendet nennen, und glauben sie unter die besten zählen zu dürfen, die der Künstler uns jezt noch vorzuführen im Stande ist. Dasselbe müssen wir von Mad. Wolff als Constanze rühmen, nur daß ihr Organ ihr leider jezt oft alle Hülfe zu versagen beginnt. Die originellste Gestalt des ganzen Drama ist sicher der Bastard, ein Gegenbild Johanns. Denn er entreißt seinem Halbbruder nicht sein Erbe, sondern gibt es sogar hin, um als Bastard Richards anerkannt zu werden, ohne Eigenthum, ohne Macht steht er da, glücklich von dem Glanz des ritterlichsten Königsnamen umstrahlt zu seyn. Sein Troz ist nicht gegen die Familie gerichtet, sondern gegen den feigen Feind seines Vaters, den prahlenden Erzherzog von Oestreich, und seine ruhmvolle That, dem Räuber die Haut des Löwen wieder abzujagen, und sich selbst damit zu schmücken. „Das süße Gift für des Zeitalters Gaum" will er nicht zum Betruge bereiten, sondern um Betrug zu meiden, obgleich er den Beyschmack der Zeit nicht verläugnen kann, und nach Erhöhung geizt. Doch weil der Eigennuz nicht der Gott seines Lebens ist, und die Grenzen seines Besizes nicht den Markstein seines Rechts überschreiten, so hat er nicht den Troz der Gewissensangst und des Bewußtseyns, unrechtmäßige Gewalt zu üben, sondern Geburt und Gnade haben ihn erhöht, und er vermag mit alle demjenigen zu spielen, was an ihm das Mangelhafte ist, da es ihm nicht durch eigene Schuld anklebe. Dadurch hat er zugleich das ernste Urtheil über die eigennützigen Handlungen der Könige, wenn er auch am Schlusse desselben Monologs, der den Mißmuth über dieß Thun ausspricht, selber den Gewinn anruft, ihm als sein Gott beyzustehen. In den folgenden Akten, als nach Arthurs Tode die Grafen sich von Johann zu Louis wenden, und Johanns Stärke sich innerlich verzehrt, wird der Bastard der Thätige, sein Weg verliert sich in Dornen und Gefahren dieser Welt, aber er ist der Glückliche, dessen Gurt und Mantel dieß Wetter aushält. Sein Pochen gegen Louis, als Abgesandter Johanns, ist nicht das heitere gegen den Erzherzog in den ersten Akten, wo er in seinem eigenen Namen sprach, noch ist es Johanns schuldbewußter Troz, sondern der Pomp selbstbewußter Kraft, die sich in ihren eigenen Worten zu spiegeln liebt. Der Bastard beschließt das Stück, indem er nun nicht mehr für Johanns Unrecht, wie in den ersten Akten, ficht, sondern für England und Heinrich den III., den rechtmäßigen zukünftigen König, das Schwert zieht, und prophezeit, England werde nie zu eines stolzen Siegers Füßen liegen, wenn es sich nicht selbst verwunde. Aber wie oft verwundet sich dieß schöne, meerumflossene Land noch in den folgenden Dramen. Richard der II., der zwar den Thron rechtmäßig *erworben* hat, sinkt durch den Leichtsinn seiner *Verwaltung* in's Grab, und muß dem Bolingbroke weichen, dessen rebellischer Regierungsantritt das Schicksal seines sorgenvollen, mühseligen Lebens im Kampfe mit den Rebellen und dem anscheinenden Leichtsinn seines Sohnes bestimmt. Erst Heinrich V., der eben so von dem Unrecht des Erwerbs frey ist, als er sich auch von dem Verwaltungsleichtsinn Richards II., so wie er den Thron besteigt, befreyt hat, führt das geheilte England nach Frankreich hinüber, bis dann der Streit der weißen und rothen Rose auf den Schauplaz tritt, und in Richards III. Tod sich endet.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der *Räthselfrage* in Nr. 48.
Sinnpflanze. Mimosa sensitiva, pudica.

Charade.

Das Erste ist das Werk der Dichter,
Das Zweyte liebt die junge Welt.
Das Ganze ist des Herzens Richter,
Ihm öffnet sich des Wissens Feld.

F. R.

Beylage: Monatsregister Februar.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

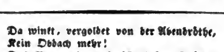
Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. März 1827.



Da winkt, vergoldet von der Abendröthe,
Kein Obdach mehr!
Das Burgrevier, wie ist es jezt so öde,
Wie freudeleer!
Von seines Thurmes Rest, der Trauersäule,
Vergangner Zeit,
Singt ungestört ihr Solo jezt die Eule
Der Einsamkeit.

Wagner.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Einen ganz verschiedenen Charakter haben die Ruinen des sogenannten Hagelschlosses, was höher hinauf, mitten im dunkeln Tannenwald, auf einem Sandsteinfelsen liegt, der nur von der Seite der alten Mauer her zugänglich ist. Diese Ruinen tragen die Zeichen von so gewaltsamer Zerstörung an sich, daß man kaum glauben sollte, es hätten Menschenhände oder die Zeit dazu hingereicht. Nicht weit vom Hagelschloß, auf ähnlichen Felsenvorsprüngen, nach dem Klingenthal zu, stehen die Trümmer der Dreysteinerschlösser, oder eigentlich des Schlosses zu den drey Steinen; denn obgleich gegenwärtig diese Trümmer leicht als drey getrennte Burgen erscheinen, so ist es doch wahrscheinlich, daß sie ursprünglich durch gemeinsame Ringmauern oder Verbindungsmauern zusammenhingen. Der Name des Schlosses rührt wahrscheinlich von drey merkwürdigen Steinen her, welche früher hier gestanden haben sollen, von denen aber nichts mehr vorhanden ist; doch läßt sich vermuthen, daß es druidische Denkmäler waren. Etwa eine halbe Stunde westlich von dem Dreysteiner Schloß, am gegenüber liegenden Bergabhang, liegen mitten im Wald die Ruinen der Burg Kagenfels, auch das Hanfmatterschloß genannt. Die Erbauung dieses Schlosses fällt in das Jahr 1285, und die deßhalb vom Kaiser Rudolph von Habsburg bestätigte Urkunde wird noch in dem Archiv des kleinen Flecken Oberehnheim aufbewahrt, auf dessen Grund und Boden das Schloß steht. Diese Urkunde ist ein merkwürdiger Beytrag zu den Sitten jener Zeit. Die Stadt überließ dem Ritter Kagen den Platz, um die Burg zu bauen und dieselben Rechte auf die umliegenden Waldungen, deren die Bürger selbst genossen, dafür bezahlte der Ritter ein Pfund Wachs an eine Kapelle, die damals erbaut wurde, und machte sich verbindlich, der Stadt in allen ihren gerechten Fehden beyzustehen, ausgenommen in solchen, die sie gegen den Kaiser führen würde. Wenn zwischen den Freunden der Kagen, oder den Kagen selbst und der Stadt Zwistigkeiten entstunden, sollten sie durch Schiedsrichter, die in Rosheim sich versammeln würden, ausgemacht werden, wenn die Stadt Unrecht hätte, behielten die Kagen sich das Recht vor, ihren Freunden zu helfen oder sich selbst zu vertheidigen. Wenn sie ihre Verpflichtungen nicht erfüllten, sollten sie der Stadt hundert Mark Silber bezahlen und alle ihre Rechte verlieren. Das gute Verhältniß zwischen den Kagen und der Stadt scheint jedoch nicht lange gedauert zu haben, denn schon 1390 — obgleich die Familie der Kagen noch nicht ausgestorben war — gehörte Kagenfels mehreren Rittern gemeinschaftlich, und ward von den Bürgern der Stadt Oberehnheim zerstört. Nicht weit von Kagenfels liegen die Ruinen von Birkenfels; sie sind so im Walde versteckt, daß man sie nicht früher bemerkt, als bis man darin ist.

Die bedeutendste der drey Ruinen, welche den Odilienberg zieren, sind die des Schlosses Landsperg, auf einem länglichen und nach drey Seiten sehr steilen Vorsprung des Berges gegen das Barer Thal zu. Die Qua-

dersteine, woraus das Schloß erbaut ist, sind besonders sorgfältig behauen und verbunden, und der Plan der Gebäude und Befestigungen läßt sich noch recht gut übersehen. An der Seite, wo sich der Haupteingang befindet, sind ein Paar Fenster mit doppelten Bogen und Säulenreihen, sehr zierlich gearbeitet, und gerade über dem Thore ein runder Pavillon von auffallender Bauart. Die Aussicht von da auf das Barer Thal, und die gegenüber liegenden Ruinen des Andlauer Schlosses und der Spesburg, so wie auf die Ebene, ist herrlich. Die Familie Landsperg, welche ihren Namen von dem Schloß trug, ist eine der ältesten im Elsaß, und die Erbauung des Schlosses fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Herrade von Landsperg ward 1167 Aebtissin des St. Odilienklosters, und stiftete 1181 die Abtey Truttenhofen, deren Ruinen man vom Schlosse aus sieht.*) Diese Herrade war auch eine gelehrte Dame; auf der Straßburger Bibliothek ist ein großer Folioband von ihrer eigenen Hand geschrieben. Er enthält die ganze heilige und profane Geschichte, nebst vielen religiösen und moralischen Abhandlungen und Liedern, zum Theil von ihr selbst in Musik gesezt. Die Landsperger zeichneten sich noch mehrere Jahrhunderte lang durch Tapferkeit und Treue aus. Als Bundesgenossen der Stadt Straßburg gegen den Bischof Walther von Geroldseck fielen in einer einzigen Schlacht vierzehn Landsperge. Ihre Gräber und die vieler andern aus diesem Geschlecht, die sich auf dem Schlachtfeld und im Rathe ausgezeichnet, umgeben die Ruinen der Kirche von Truttenhausen. Man könnte sagen, daß diese historischen Erinnerungen, so wie die andern, welche sich an den Odilienberg knüpfen, sich zu wenig auf ausgezeichnete Männer, oder entscheidende Resultate beziehen, um ein bleibendes Interesse einzuflößen, und es gibt eine Art von falscher Philosophie, oder weinerlicher Philanthropie, die besonders alle Erinnerungen aus dem Mittelalter, Ritterburgen und Klostermauern mit Abscheu und Verachtung von sich stößt; eine so einseitige Ansicht weiß ich blos durch den Ueberdruß zu entschuldigen, den das Geschwätz einer gewissen Klasse von empfindsam-romantischen Verehrern des Mittelalters und die Fouqué'schen Romane gegen alles mittelalterlich-ritterlich-milde und minnigliche Wesen erregen mußten. Aber warum sollten uns Denkmäler aus einer merkwürdigen Zeit nicht eben so sehr anziehen, als solche, die das Andenken eines einzelnen merkwürdigen Mannes, eines einzelnen Ereignisses feyern? Sie können uns im Gegentheil dadurch, daß sie ganze Jahrhunderte unsern Geist zurückrufen, tiefer ergreifen als jene. Wer, der sich mit der Geschichte der Vorzeit beschäftigte, könnte diese Gegend gedankenlos übersehen? Die finstern Opfer der Druiden wurden von dem Getümmel des fliehenden Volkes unterbrochen, das, durch Priesterherrschaft entnervt, hinter künstlichen Brustwehren vor den Angriffen wilder, germanischer Horden Schutz suchte. — Wie oft mag das Gewühl der Schlacht sich rings um die Mauer des Odilienberges verbreitet haben, wie oft mag das grüne Thal von Niedermünster, das gerade nach dem Haupteingang der Befestigung führt, mit Leichen bedeckt, mit Blut überschwemmt worden seyn, ehe die alte Mauer, deren Felsenblöcke dem rohen Muthe der Germanen widerstanden hatten, vor der Kriegskunst der römischen Legionen fielen, und unter dem Schutz des Adlers sich das Elsaß mit blühenden Städten bedeckte, um endlich von dem Strom der Völkerwanderung verschlungen zu werden. Aus dieser finstern, blutigen Zeit, in der die Verschmelzung feindlicher Völkerstämme der alten und neuen Zeit, und endlich die Bildung der Nationen des jetzigen Europa's vor sich ging, erhebt sich dann das Odilienkloster auf der höchsten Spitze des Berges als das Pfand einer neuen Zeit, einer neuen Civilisation, und dem Toben kämpfender Völker folgt der fromme Gesang der Heiligen und ihrer Schwestern. Mit dem Mönchthum beginnt das Ritterwesen, und aus den Trümmern der alten Schutzmauer erheben sich die festen Burgen, deren zerfallene Thürme und Zinnen in die Ebene herab drohen, aus denen die Mauern der Städte, und als die Blüthe der Civilisation jener Zeit, das Münster zu Straßburg aufsteigen. Von ihren Schlössern aus konnten die Ritter das Fortschreiten des Baues, die wachsende Macht der Stadt übersehen, und durch Feuerzeichen sich mit ihren Verwandten und Freunden, den adeligen Geschlechtern Straßburgs über Angriff und Vertheidigung verständigen, ehe der kühne Burkhardt Twinger die Macht des Straßburger Adels brach und seiner Vaterstadt die Freyheit gab. Man klagt wirklich mit Unrecht, daß es jenen Zeiten an ausgezeichneten Männern und Ereignissen fehle; die Geschichte hat wenig schönere Charaktere als diesen Burkhardt Twinger, und wenig dramatischere Ereignisse als die Gründung der Straßburger Freyheit, nach den Fehden der Mühlheime und der Zorne. Die meisten der Burgen, die diesen Theil der Vogesen krönen, erinnern an diese Begebenheiten, der Theil der Königshofer Chronik, der sie erzählt, enthält die besten Materialien zu einem eigentlichen historischen Roman, d. h. zu einer umfassenden Schilderung der Sitten und Menschen jener Zeit in diesem Lande. Das Andenken an diese Zeit, und somit die Denkmäler, welche es zurückrufen, hat deßhalb besonders etwas Ernstes, Wehmüthiges, weil sich überall das Daseyn vieler und großer Kräfte, tüchtiger Individualitäten, tiefes Gefühl für Freyheit und für gesetzliche Rechte, viel gesunder Verstand und wahre Weisheit in den Beschlüssen, Beharr-

*) Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschien im Jahr 1818 Herrad von Landsperg, Aebtissin zu Hohenburg, und ihr Werk: Hortus deliciarum, von C. M. Engelhardt, gr. 8., mit zwölf Kupfertafeln in Folio, illum. und schwarz.

lichkeit und Aufopferung in der Ausführung zeigt, und weil am Ende alle diese Kräfte zersplittert und endlich unterdrückt, zu keiner reinen Entwicklung gelangen, und oft nur dazu dienen, die Civilisation aufzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wichtigkeit der Buchdruckerey und der damit zusammenhängenden Gewerbe in Frankreich.

Aus den vom Grafen Daru aus Veranlassung des neuen Preßgesetzes in Frankreich herausgegebenen Notizen über Buchdruckerey und Buchhandel in Frankreich, werden einige Angaben nicht uninteressant seyn, aus denen der große Einfluß dieser Gewerbe auf eine Menge anderer, und die ungeheure Summe ersichtlich wird, die dadurch in Umlauf kommt.

Noch ehe man diese Summe und die Momente, die zu ihrer Bildung beytragen, kennt, drängt sich der Gedanke auf, daß diese Schöpfung der Presse desto reeller, desto vortheilbringender ist, weil der Urstoff, den dieser Erwerbszweig handhabt, aus beynahe werthlosen Gegenständen besteht; Lumpen, Lampenruß, etwas Oel, Bley, ein wenig Leder sind wirklich fast die einzigen Stoffe, welche das Papiermachen, das Drucken, das Binden andern Industriezweigen entziehen. In der Sprache der politischen Oekonomie ist die Arbeit das Maaß jeden Werthes, aber eben so wahr ist es, daß die edelste aller Kräfte, die intellektuelle, den unfruchtbaren Stoff in kostbare Gegenstände verwandelt, und daß hier der Gedanke wie aus nichts schafft, und zwar Ungeheures schafft.

Die Papier-Fabriken in Frankreich liefern jährlich 2,880,000 Ries Papier, welche 48,960,000 Pfund wiegen; die dazu nöthigen Lumpen wiegen 81,600,000 Pfund. Paris zählt 4000 Lumpensammler, die täglich für 1200 Franken Lumpen sammeln, dieser Werth verdoppelt sich in den Händen der Großhändler; der Werth der jährlich in Paris gesammelten Lumpen ist also 1,752,000 Franken; für das ganze Reich beträgt er 7,480,000 Franken jährlich. Frankreich zählt 200 Papierfabriken, die in der weitesten Ausdehnung 30,000 Personen beschäftigen.

Die Zahl der Schriftgießereyen ist 35; sie beschäftigen tausend Arbeiter und liefern für 650,000 Franken jährlich Waare.

Von Schwärze werden allein in Paris jährlich 38,000 Kilogramme, im Werth von 152,000 Franken verfertigt; für das ganze Reich muß diese Summe verdoppelt werden.

In Paris befinden sich 668 Kupferstecher, Lithographen, Holzschneider, Zeichner u. s. w.

Im Reiche sind 1550 Buchdruckerpressen in Thätigkeit, in Paris 850. Sie verbrauchten im Jahr 1825 930,000 Ries Papier; schlägt man das zum eigentlichen Buchhandel gebrauchte Papier zu Zweyfünftheilen der ganzen Summe an, so beträgt dieß 372,000 Ries, die 186,000,000 Bogen geben. Die Pressen beschäftigen in Allem 10,000 Arbeiter, die 15,262,500 Franken kosten.

Bände wurden bisher jährlich 13 — 14,000,000 gedruckt, von denen die Pressen von Firmin Didot mehr als 4,000,000 lieferten.

Die Satinage beschäftigt 400 Personen, und kostet auf 13,500,000 Bände 202,500 Franken. Das Broschiren beschäftigt in Paris wenigstens 1200 Menschen, ungefähr drey Viertheile vom Gedruckten werden broschirt, und die Ausgabe dafür beläuft sich auf 912,000 Franken. Buchbindermeister sind in Paris 132, im Reiche etwa 300, mit 1200 Arbeitern; sie gewinnen im Jahre 960,000 Franken. Den Werth des Leders, der Pappe u. s. w. zum Binden der Bücher schätzt man auf 1,000,000 Franken.

In Paris sind 480 Buchhändler und 84 Büchertrödler; im ganzen Reiche 1586.

Vom ersten November 1811 bis 31sten December 1825 wurden 1,152,295,229 Bogen abgezogen. Im Jahr 1825 wurden gedruckt: 774 theologische Werke, 614 juridische, 798 physische und mathematische, 331 philosophische, 264 ökonomische, finanzielle u. s. w., 132 militärische, 2687 schöngeistige, 1324 geschichtliche Werke.

Man rechnet, daß ein Fünftheil der gedruckten Bücher unverkauft bleibt, rechnet man dieß ein, so kostet der Band von zwölf Bogen den Buchhändler 1 Franken 61 Cent. bis 2 Franken 1 Cent. Die übrigen Kosten des Buchhandels und das Benefiz des Buchhändlers bringen den Preis des Bandes für das Publikum auf 2 Franken 50 Cent. Die 13,500,000 Bände bringen demnach 33,750,000 Franken in Umlauf. Diese Summe begreift vom Tagelohne des Lumpensammlers bis zum Honorar des epischen Dichters Alles in sich; rechnet man auf den Kopf 1000 Franken jährlich, so ernährt dieser Handelszweig 33,750 Personen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26 Jan. und 3. Febr.

Noch immer hört man hier dieselbe Klage über den Mangel an Fremden, welche sich schon zu Anfang des Winters erhoben hatte. Besonders fehlen die Engländer. Wie es heißt, soll auch in Neapel und Florenz kein Ueberfluß daran seyn. Liegt die Ursache in den Zeitumständen, oder hat die Reiselust, wie alle Gelüste, wenn sie bis zum Uebermaße getrieben werden, in England nachgelassen? Wäre dieß wirklich, so würde Italien, besonders die drey größeren Hauptstädte, und unter diesen wieder insbesondere Rom, die Heilung von jener Reise-Manie am schmerzlichsten empfinden. Denn, troß der übergroßen Sparsamkeit, der sich die Engländer im Auslande ergeben haben, die um so mehr auffällt, als sie nicht angeborne oder angewöhnte Leidenschaft, sondern ein Erzeugniß der Erbitterung über früher erlittene Uebervortheilung ist, und also stets etwas Individuell-Beleidigendes mit sich führt, sind sie noch immer die Schaafe, die vorzugsweise geschoren werden,

weil sie die meiste Wolle geben. Stellet einen Engländer mit der Kauf- und Verkauflust, welche das ganze Inselvolk charakterisirt, neben einen jeden andern Fremden, und der Kaufmann wird, so großmüthig auch lezterer, und so geizig auch ersterer seyn mag, den Engländer stets am meisten prellen können, eben weil dieser nie mit Ruhe und Gleichmuth kauft, überall Schlingen wittert, und darüber auf der einen Seite um so sicherer in die Falle geht, mit je größerer Anstrengung er sie auf der andern vermeiden will. Diese Eigenschaft haben die schlauen Römer seit den dreyhundert Jahren, welche sie mit den Engländern handeln, ihnen so vollkommen abgesehen, und wissen sie so vortrefflich zu benutzen, daß sie in der Regel, wie gesagt, den sparsamsten Engländer dem großmüthigsten Fremden eines jeden andern Volks vorziehen. Daher ist das Klagen der hiesigen Kunsthändler diesen Winter besonders groß. Zu diesem passiven Ungemach wäre beynahe ein aktives gekommen, dessen Schaden, hätte ihn der Himmel nicht noch zur rechten Zeit abgewendet, sich nicht leicht hätte absehen lassen, ich meyne die Wassersnoth, von welcher wir in diesen Tagen bedroht worden sind. Die ungemeine Menge Schnee, welche während der lezten acht Tage, wo wir oft (hier ein außerordentlicher Fall) eine Kälte von vier und einem halben Grad Reaumur gehabt haben, auf den Abruzzen gefallen, und dann durch den plötzlich eingetretenen Südost (Scirocco) in der allerkürzesten Frist geschmolzen war, hatte am 24sten Januar Morgens die Tiber dermaßen zum Steigen gebracht, daß ein großer Theil der Straße, die am Fluß vom Volksthore bis zur Engelsbrücke hinabläuft, unter Wasser gesezt war, und dadurch die Kommunikation der Stadt mit dem Borgo (dem Viertel der Peterskirche) gehemmt zu werden Gefahr lief, besonders da das Wasser gegen Abend fast schon die Engelsbrücke berührt hatte. Indessen fing der Strom, ganz gegen alle Erwartung, bereits gegen Mitternacht an dermaßen zu fallen, daß er sich schon am Donnerstag Morgen von den Straßen zurückgezogen hatte, und gegen Abend in sein altes Bett zurückgetreten war. Die am kleinen Hafen in der Ripettogasse aufgestellte Wasserskala zeigte am Abend des 24sten, daß der Fluß acht Eilftheile von der Höhe erreicht hatte, zu welcher er bey der größten, bisher erlebten Ueberschwemmung, im Jahre 1821 gestiegen war. Leztere ist um einige Palmen höher gewesen als die von 1598, welche bis dahin für die größte gegolten hatte, und noch immer in den Beschreibungen Roms als solche angeführt wird, ein Beweis der Genauigkeit, womit solche Forschungen hier angestellt werden. In der von 1598 brach bekanntlich zum lezten Male die Palatinische Brücke (ehemals auch Pons Senatorius, nachher Marienbrücke, und endlich vom genannten Jahre Ponte Rotto genannt), welche seitdem nicht wieder aufgebaut worden ist, und von der heut zu Tage nur noch zwey Bogen existiren. Diese Brücke ist es, welche dem geistreichen Advokaten Fea Gelegenheit gibt, die alten Römer der Unwissenheit im Brückenbau zu beschuldigen, weil sie, meynt er, dieselbe an einen Ort gebaut haben, wo sich der Fluß nach der linken Seite in's Land wühlt, hier sich sackt, und folglich um so reißender fließt, wodurch natürlich, folgert er, der linke Flügel der Brücke einer immerwährenden Gefahr, vom Strome fortgerissen zu werden, ausgesezt seyn mußte. Sollte aber Hr. Fea, statt den alten Römern eine solche grobe Unwissenheit oder unverzeihliche Unachtsamkeit vorzuwerfen, nicht viel leichter auf die Vermuthung haben gerathen müssen, die Bucht, welche hier die Tiber bildet, sey ein Erzeugniß der späteren Zeit, und die Tiber sey im Augenblicke, wo die Brücke erbaut worden, noch in gerader Linie geflossen? In diesem Augenblicke erscheint eine Broschüre von einem hiesigen Architekten, welche die Herstellung dieser Brücke behandelt. Da ich sie noch nicht gesehen habe, so kann ich für's Erste nur ihr Erscheinen melden, werde aber in der Folge Gelegenheit finden, darauf zurück zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Februar.

(Fortsetzung.)

Ein neues Lustspiel von Herrn Elsholz, „die Hofdame,“ das viele Feinheiten enthalten soll, ist dem Verfasser, wie es heißt, wieder zurück geschickt worden, weil es sich nicht geziemen wolle „die Hofdame“ auf's Theater zu bringen. Die früheren und jetzigen Verwaltungen des Königstädter Theaters streiten sich noch immer wacker herum, und das Publikum hat schon vier Schriften (zwey, welche Herr Henoch als Revisor der Rechnungen hat abfassen lassen, und zwey von den Herren Bethmann und Kunowsky) vor sich, um aus allen zu sehen, daß jede der bisherigen Direktionen die Sache nur immer verkehrt anzufassen gewußt hat. Die Oper hat das Lustspiel verdrängt, und Vaudevilles, Affen, Bären, Wölfe, Gespenster und Melodramen zu den Wochentagen ihrer Sonntage gemacht. Neulich versuchte Herr Willibald Alexis sogar einen „verwunschenen Schneidergesellen“ herauf zu beschwören, um die leeren Bänke zu füllen. Es ist kaum zu fassen, was das Berliner Publikum sich in seiner urtheilslosen Geduld alles aufbinden läßt. Der Verfasser jenes Schneidergesellen gewährt das sonderbare Schauspiel, sich gegen Alles was Theorie heißt mit allen Kräften zu sperren, und dennoch aus einer, den Tieckischen Lustspielen und Novellen entnommenen, Theorie heraus nachzuahmen. Wie ergötzlich Tieck die Kotzebuesche und Ifflandische Periode in einigen seiner Lustspiele parodirt hat, ist anerkannt, und in dieser Verdrehung der Ernsthaftigkeit jener lumpigen Gestalten zur Lächerlichkeit liegt die Hauptkraft der Tieckischen Poesie. Dieß hat sich Herr Willibald Alexis gemerkt, und hat seinen Schneidergesellen zum gestiefelten Kater der Müllnerisch-Grillparzerschen Schicksalstragödien machen wollen. Der Einfall hätte gut ausfallen können, wenn er nur nicht von sich selber abgefallen wäre, und doch auf Beyfall Anspruch machte. Relegirte Studenten, betrunkene Bauern, zänkische Eheweiber, furchtsame Dirnen sollen jenen Grundgedanken durchführen. Der Saphirsche Kourier sagt von diesem Gesellen: der Schneidergeselle soll ein verwunschener Geist seyn, aber verwünscht! es ist kein G e i s t im ganzen Stück zu merken. Leider aber enthält der Kourier seit seiner achttägigen allmorgendlichen Ankunft auch nur diesen ersten Witz, und das Stück denn doch ihrer mehrere; denn vom Publikum zu verlangen, es solle dreymal für Witz gelten lassen, daß der siebenjährige Krieg sieben Jahre gedauert habe, ist eine Forderung, die wir nicht auf den Verfasser, sondern auf den Schauspieler schieben wollen. Das von ihm mit Herrn Dr. Fr. Förster herausgegebene Berliner Konversationsblatt, von dem jezt schon für den Monat Januar zwölf Bogen erschienen sind, enthält mehrere Gelegenheitsgedichte von Fr. Förster, der in diesem Fache bey uns gern als Meister anerkannt wird. Herr Wilibald Alexis hat eine Folge kleiner Erzählungen geliefert, deren munterer Ton ganz gut unterhält. Wir glauben, solche leichte Unterhaltung sey Herrn Wilibalds eigentliches Fach. Doch jeder Journallustige wird am besten thun, selber zu lesen und selber zu urtheilen. Ein Jahresbericht über die Leistungen der königlichen und Königstädter Bühnen, Berichte über die Münchner Ausstellung und sonstige kritische Aufsätze, von Franz Horn und Fouqué, machen größtentheils den übrigen Inhalt aus.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. März 1827.

Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Goethe.

Leyer und Schwert.

„Laß deine Lyra tönen,
„Bey Mondes Dämmerstrahl,
„Geheimnißreich vom schönen,
„Vom hohen Ideal!“
Aeol entlockte nimmer
Der Harfe Melodie,
Gestaltlos blasser Schimmer
Ist keine Poesie.

„Von Liebe sing' und Frieden
„Von schöner Unschuldwelt!
„Der Dichter ist hienieden
„Zum Streiter nicht bestellt.“
Weil Unschuld, Liebe, Friede
Mit Finsterniß im Streit,
Drum kämpft in meinem Liede
Licht gegen Dunkelheit.

„Zwar nützlich ist das helle,
„Das klare Sonnenlicht;
„Doch schöpft aus solcher Quelle
„Der wahre Dichter nicht.“
Der Dichter sey auch Denker,
Und denken soll man klar;
Weßhalb der Sonnenlenker
Der Musengott auch war.

„Gewiegt auf Rosenschäumen,
„Im goldnen Wunderland
„Entschwebt zu holden Träumen
„Die Muse dem Verstand.“
Sie schwankt nicht in die Runde
Im Nebelwolkenmeer;
Sie geht auf festem Grunde
Mit festem Fuß' einher.

„Man hört ihr Lied erklingen
„Von ferner Fabelzeit;
„Nicht von den nächsten Dingen
„Gemeiner Wirklichkeit.“
Sie schau't mit Sonnenklarheit
In die Umgebung hin;
Und zeigt die Welt der Wahrheit
Als Dichtung unserm Sinn.

„Sie ist ein Weib, mein Lieber,
„Kein Krieger roh und hart;
„Du aber kämpfst mit trüber,
„Unschöner Gegenwart.“
Mit einem Rosenschleyer
Soll ich sie wohl umzieh'n?
Mir ward nicht nur die Leyer,
Nein, auch ein Schwert verliehn!

Ein Schwert, zwar nicht von Eisen,
Zu kriegerischem Mord;
Ein Schwert, um zu beweisen
Mit bildlich-scharfem Wort;

Um tapfer zu erregen
Den Kampf mit meiner Zeit.
Des wahren Friedens Segen
Erblüht hier nur aus Streit.

Ludwig Robert.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Fortsetzung.)

Von Landsperg führte mein Weg mich am südlichen Abhang des Odilienberges durch niedriges Kastaniengebüsch nach dem betriebsamen Städtchen Bar. Es fällt auf, daß man in diesen Gegenden so selten ausgewachsene, alte Kastanienbäume sieht, lauter niedriges Gebüsch; dieß rührt daher, daß man die Stämme, wenn sie etwa Armsdick sind, abschneidet und zu Rebpfählen braucht, wozu sie sich wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit besonders empfehlen. Bar ist im Elsaß auch als Badeort bekannt, und verdiente wohl von Fremden öfters besucht zu werden. Das Bad liegt etwas höher hinauf im Thal, einige hundert Schritte von der Stadt, und man findet dort, so wie in den Gasthäusern der Stadt alle Pflege und Bequemlichkeiten. Das Wasser ist, wie alle Gesundbrunnen, gegen alle mögliche Krankheiten probat, oder doch gerühmt, und enthält besonders kalische Theile; ich würde das Bad aber vorzüglich empfehlen, um von hier aus den Odilienberg und die umliegende Gegend zu besuchen, was gewiß Niemanden gereuen wird. Auf dem Gebirgsabhang, der das Barerthal von dem Andlauerthal trennt, erheben sich die Ruinen des Andlauer Schlosses und höher hinauf die von Spesburg. Das erstere war bis vor der Revolution noch ziemlich gut erhalten, ist aber seitdem bis auf die Mauern zerstört worden; doch haben die beyden Hauptthürme noch ihre Dächer, und der gegenwärtige Besitzer des Schlosses soll die Absicht haben, es so viel wie möglich zu restauriren. Die Kirche von Andlau ist zwar größtentheils aus einer spätern Zeit, doch hat sie eine unterirdische Kapelle im byzantinischen Styl. Auch der Haupteingang ist aus derselben Zeit, und mit vielen grobausgeführten und zum Theil sehr sonderbaren Basreliefs geschmückt. Von Andlau folgte ich dem Weg, der am Fuß des Gebirges hinführt, zwischen Weinbergen mit Kornfeldern und Wiesen abwechselnd unter dem Schatten uralter Nußbäume. Er ist reich an Punkten, wo man entweder in die Ebene und bis zum Rhein und Schwarzwald hinüber sieht, oder wo sich die Thäler der Vogesen nach der Ebene zu öffnen. Am Eingang des Leberthals und des Weilerthals (Val de Lièvre und Val de Villé), die durch ihre Fabriken und Bergwerke wohlhabend sind, stehen die Schlösser Ortenberg und Ramstein auf zwey Felsen, die in geringer Entfernung von einander, am Abhang des Gebirgs hervorspringen. Ortenberg zeichnet sich durch einen gewaltigen achteckigen Thurm aus, und der ganze Bau, aus sorgfältig behauenen Granitquadern aufgeführt, bezeichnet das Schloß als den ehemaligen Sitz eines mächtigen Geschlechts, wogegen Ramstein viel nachlässiger aus unbehauenen Feldsteinen gebaut ist. Die Grafen von Ortenberg werden schon im zehnten Jahrhundert genannt, und Anna von Hohenburg erhielt bey ihrer Heirath mit Rudolph von Habsburg das Schloß Ortenberg als Aussteuer; nach Rudolphs Tod ward es für seinen Sohn Albrecht von Konrad von Lichtenberg besezt und gegen Otto von Ochsenstein vertheidigt, der dem Kaiser Adolph von Nassau treu blieb. Um das Schloß härter zu bedrängen, ließ Otto von Ochsenstein im Jahr 1292 auf dem nahgelegenen Felsen den Ramstein erbauen; allein nach Adolphs Tode kamen beyde Burgen an das Haus Habsburg. Später gelangten die Müllenheim aus Straßburg zum Besitz von Ortenberg, und fast zur selben Zeit erhielten ihre Feinde, die Zorne, Ramstein als Lehn. Diese Nachbarschaft mag manche Begebenheiten veranlaßt haben, deren die Geschichte nicht erwähnt, die aber die Phantasie beschäftigen können. Weiter im Gebirge, etwa eine Stunde von dem uralten Flecken Chatenoy, der am Eingang der beyden Thäler liegt, verstecken dichte Waldungen die Ruinen von Frankenburg. Der Name dieser Burg, besonders aber die große Verschiedenheit, welche in den einzelnen Theilen ihrer Ringmauern bemerklich ist, lassen vermuthen, daß dieser Punkt schon seit den ältesten Zeiten von den Völkern, welche in dieser Gegend herrschten, befestigt wurde. Am Abhange des Berges, worauf das Schloß steht, bemerkt man große Strecken von Mauern aus Feldsteinen ohne Kalk aufgeführt, während die inneren Ringmauern zum Theil noch aus großen rohbehauenen Steinblöcken bestehen, deren eine große Menge noch umhergestreut liegen. Diese Ueberreste könnten allenfalls den Galliern und Römern zugeschrieben werden, während der Name der Burg an die spätere Herrschaft der Franken erinnert. Daß diese sich einst hier festgesezt haben, scheint dadurch noch wahrscheinlicher, daß an mehreren Theilen des Schlosses Wappenschilder angebracht waren, auf welchen man die Eidexe unterschied, die lange vor der Lilie das Abzeichen der fränkischen Könige war. Doch ist auch dieses spätere Zeichen an einem der Fenster bemerklich. Im Mittelalter gehörte Frankenburg den Grafen von Werth und später den Bischöfen von Straßburg. Den Eingang von zwey reichen Thälern und die Zugänge der Bergwerke von Ste: Marie aux mines und zugleich zwey nach Lothringen und Burgund führende Straßen vertheidigend, mußte dieser feste Punkt von jeher eine große Wichtigkeit haben. Ueber das ganze umliegende Gebirge erhebt sich ein steiler kegelförmiger Hügel, dessen Gipfel die gewaltigen Ruinen der Hochkönigsburg (Hohkinsburg) krönen. Von Chatenoy führt der Weg allmählig bergan bis Kinsheim (eigentlich

Königsheim), einem kleinen Dorf, hinter welchem die Ruinen einer Burg gleichen Namens stehen. Schon König Lothar hatte im neunten Jahrhundert an dieser Stelle eine königliche Meyerey, und man bemerkt in der Nähe des Dorfs noch einzelne Ueberreste von Mauern, deren Bauart dieselbe ist, wie anderer königlicher Wohnungen aus jener Zeit, deren Ueberreste sich häufig im Elsaß finden, wie z. B. die von Königshofen bey Straßburg. Die Ruinen des Schlosses Königsheim sind indessen aus einer viel spätern Zeit; 1298 wurde es von den Bürgern von Chatenoy zerstört, aber hernach wieder hergestellt. Gegenwärtig gehört es einem Baron Faviers, der es einigermaßen in die Anlagen eingeschlossen hat, die zu seinem hier gelegenen Landhause gehören. Er scheint in Frankreich die menschenfeindliche englische Sitte einführen zu wollen, dergleichen Denkmäler dem Reisenden zu verschließen; wenigstens sagte man mir, daß es nicht erlaubt sey, diese Ruine zu besuchen. Ich tröstete mich mit der Aussicht auf die Hohkinsburg, die ich nach einer Stunde ziemlich beschwerlichen Weges erreichte. Dieses Schloß verdiente in jeder Hinsicht den stolzen Namen der hohen Königsburg, und diese Ruinen gehören zu den imposantesten Denkmälern dieser Art. Sie bestehen aus einem großen Hauptgebäude von fünf bis sechs Stockwerken, mit herrlichen gewölbten Decken, die zum Theil, obgleich die Bogen auffallend flach sind, sich ganz vollkommen erhalten haben, und zwar so, daß auf der obersten Decke ein kleiner Wald von Birken und Tannen herangewachsen ist, in dem man herumwandeln kann, als stünde er auf dem Felsen selbst. Auch die Wendeltreppen sind noch sehr gut erhalten, und die verschiedenen Abtheilungen der Gemächer deutlich zu bemerken. Dieses Hauptgebäude hängt durch starke Verbindungsmauern mit zwey ungeheuern runden Thürmen zusammen, welche nach Westen den Zugang der Burg vertheidigten; sie haben gegen hundert zwanzig Fuß im Umfang und die Dicke der Mauern beträgt fünfzehn bis achtzehn Fuß. Das ganze Gebäude, so wie die dreyfachen Ringmauern sind aus Quadersteinen, zum Theil von ungeheurer Größe, erbaut. Aus den Fenstern der Burg übersieht man weithin die umliegenden Gebirge und Thäler, die Ebene von Straßburg bis über Kolmar hinaus, den Schwarzwald, den Jura und die Schweizeralpen; die Ruinen von Ortenberg, Ramstein, Bernstein, Rappoltstein und Frankenburg liegen tief zu unsern Füßen und scheinen die hohe Königsburg zu umgeben, wie Vasallen den Thron.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste, wichtige Nachricht für Kunst und Humanität.

Ich bin so begeistert von dem was ich so eben in Breslau in unserm Theater erlebt habe, daß ich es in einem Gedichte verewigen muß. Sie sollen es seiner Zeit erhalten; heute aber mögen sie sich mit der schlichten Anzeige einer Thatsache begnügen, von der sich vielleicht eine neue Aera in unsrer Bühnenwelt datiren wird.

Heil unserm tapfern Publikum! Heil der Menschheit! Heil dem seligen Drako!

Mit einigen Scheffeln Kartoffeln nämlich hatte sich heute unser Parterre adäquat bewaffnet; und als das Pariser Boulevard-Thier, dem die gefesselte Bühnenkunst, wie ehemals Roms verurtheilte arme Sünder, zum Fraß vorgeworfen wird, als dieser eitle Affe in der Arena erschien, wurden die drakonischen Batterien demaskirt, und es begann ein so wohlgenährtes Kreutzfeuer von Haubitz-Erdbirnen und Kartätsch-Kartoffeln, daß der überall gefeyerte, hier aber gefeuerte Orangutang, mit Hinterlassung seines Materials, in die Kulissen sprang; so daß er jezt schon wahrscheinlich in wilder Flucht die wüthende Neiße und die Katzbach durchschwommen hat, und wohl nur erst in der Lausitz sich die nöthige Ruhe gönnen wird.

-Heil uns! Schlesien ist von diesem häßlichen, viehischen Usurpator der Bühne befreyt! Aber vorwärts! Vorwärts, ihr andern deutschen Volksstämme! Jagt ihn über den Rhein bis Mont-martre, bis auf seinen heimischen Boulevard zurück, auf daß die rechtliche Herrscherin der deutschen Bühne, die schöne edle Kunst fortan in ungestörtem blühenden Frieden regiere!

Homo.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

Diese neue Gefahr einer Ueberschwemmung hat im Publikum abermalige Diskussionen und Streitigkeiten über die Frage veranlaßt, ob, wie häufig und zu verschiedenen Zeiten gedruckt und gesagt worden ist, wirklich in den lezten Zeiten der Republik oder in den ersten Jahrhunderten des Kaiserthums ein Kanal existirt habe, welcher, um den Ueberschwemmungen der Tiber vorzubeugen, vom Ponte Molle an, längs der Via Flaminia und der Via Lata (der heutigen Corsogasse in ihrer ganzen Ausdehnung vom Volksthore bis unter das Kapitolium), dann links über das Forum Trajanum, von hier über das Forum Romanum weg bis unter den Aventinus, wo er sich in den Fluß ergossen hätte, gezogen gewesen sey? Von der einen Seite ist es freylich wahr, daß nirgends und zu keiner Zeit Spuren eines solchen Kanals gefunden worden sind; von der andern dagegen würde es wirklich höchst zu verwundern seyn, wenn ein so oft und so vielfältig und zu verschiedenen Zeiten besprochenes und oft gedrucktes und geschriebenes Gerücht ganz aus der Luft gegriffen wäre, und ganz und gar keinen Grund gehabt hätte." Wie dem aber auch sey, immer wäre die Existenz eines solchen Kanals eine wünschenswerthe Sache, da die Erfahrung zeigt, daß die Ueberschwemmungen im Verlaufe der Zeit, und mit jedem Jahrhunderte immer häufiger und gefährlicher werden, ein Umstand, welcher, meiner Meynung nach, keinem andern Grunde, als dem immer rauher werdenden Klima und der daraus erfolgenden immer häufigern Erzeugung des Schnees auf den Abruzzen zuzuschreiben seyn möchte.

Mit der geringen Anzahl Fremder steht die außerordentliche Menge von Theaterbelustigungen und andern Sehenswür-

digkeiten im umgekehrten Verhältnisse; außer den eilf Theatern gibt es noch eine Bude mit Equilibristen, eine zweyte mit ein paar indianischen wilden Weibern, und eine dritte mit Thieren. Das Schicksal des Argentinatheaters habe ich bereits gemeldet. Nachdem die Sänger in der Rossinischen Zelmira dermaßen mißfallen hatten, daß schon bey der zweyten und dritten Vorstellung kaum hundert Zuschauer im ganzen ungeheuern Lokal gezählt werden konnten, ist dem Rossinischen Tancredi, welchen man über Hals und Kopf einstudirt hatte, um der unglücklichen Zelmire zu Hülfe zu kommen, noch ärger mitgespielt worden, ob er gleich jeden Tag vor wie nach il tanto applaudito Melodramma genannt wird. Die Pastori ist zwar körperlich weit hübscher, besonders beleibter geworden, aber als Sängerin hat eben dadurch ihre Stimme, an sich schon nicht sehr stark, noch mehr an Kraft verloren; sie dürfte überall für die Folge nur in der komischen Oper zu gebrauchen seyn. Die Altsängerin Otto ist eine gänzlich untaugliche Person, welche außer ein paar tiefen Tenortönen, welche klingen als kämen sie aus einer Baßkehle, keine weitere Stimme besizt. Der unglückliche erste Tenorist, dessen ich früher gedacht habe, ist von der Bühne verschwunden, und am Bariton Benaghi, der an sich brav ist, findet das Publikum keinen Geschmack, weil er die Passagen einzeln, abgerissen und jedesmal mit neuem Athem hervorstößt, eine Untugend des Gesangvortrags, welche die Franzosen bedeutungsvoll saccader nennen, und für welche wir im Deutschen keinen Ausdruck haben. Durch alle diese Unglücksfälle ist die Direktion dermaßen in Verzweiflung gerathen, daß sie einen Taschenspieler zu Hülfe gerufen hat. Dieser wird nun jeden Abend (Donnerstag ausgenommen, wo hier, des folgenden Freitags wegen, die Theater gesetzlich vor Mitternacht, und fällt ein großer Festtag auf den Freitag noch eine halbe Stunde früher geschlossen werden müssen) zwischen den beyden Akten Kunststücke machen und mit den Händen dem Publikum das Geld aus der Tasche zu spielen suchen. So wird nun das Teatro Regio, auf welchem bisher nur die ersten musikalischen Talente Italiens geglänzt, und wo nur Kaiser, Könige und Helden ihre Triller und Entrechats gemacht haben, zu einer Taschenspielerbude herabgewürdigt. Das Balletheater würde sich mit seiner komischen Oper, Olivo e Pasquale von Donizetti, in ähnlicher Verdammniß befinden, wenn ihm nicht sein recitirtes Schauspiel aus der Verlegenheit hälfe. Hier fährt der Schauspieler Modena, dessen ich schon öfter gedacht habe, fort, den größten Beyfall einzuernten, ja wirklich Furore zu machen. Dieß ist besonders in einem, unter aller Beschreibung schlechten Machwerke, il Furioso all' Isola di S. Domingo betitelt, der Fall gewesen. Ich würde dieß Produkt für eine Umarbeitung des Houwald'schen Leuchtthurms nehmen, wenn man mich nicht von allen Seiten und so bestimmt als möglich versicherte, daß der Furioso zum wenigsten schon fünfzehn Jahre alt wäre. Hat nun Houwald, ohne es zu gestehen, den Italiener umgearbeitet, oder haben beyde, zu verschiedenen Epochen, aus derselben Quelle geschöpft, und aus welcher? Das italienische Stück unterscheidet sich vom deutschen durch einen naiven Negerburschen, besonders aber durch die Entwicklung, welche darin besteht, daß der Wüthende, der nach und nach bey'm Anblicke seiner ungetreuen Frau die Vernunft wieder erhalten und dann sich in's Meer gestürzt hat, gerettet, und mit derselben ausgesöhnt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im Februar.

(Beschluß.)

Als vierte Karnevals-Oper wurde auf der königlichen Bühne statt des angekündigten Cortez die Gluck'sche Iphigenie gegeben, und so lärmten die barbarischen Becken und Pauken doch nur die kurze Scythen-Scene hindurch. Wenn wir die Hauptwirkung der Alceste der Art und Weise zuschreiben, in welcher die zärtliche treue Gattin im Verhältnisse zum Tode, als dem Zerstörer all ihres Glückes, aufgefaßt war, so wollen wir auch Einiges über dieß Verhältniß, wie es sich in Iphigenien wieder findet, hinzufügen. Iphigenie tritt mit ihrem Chor in der hoffnungslosen tiefen Klage über den Verlust des Vaterlandes und der Eltern und Geschwister auf. Die sittliche Liebe der Heimath und der theuern Verwandten läßt hier nur den Schmerz erklingen, von diesen Göttern des Lebens für immer getrennt zu seyn. Sie leben noch in dem Gemüth, das daher zu keinem Jammer, zu keiner Verzweiflung fortgeht, sondern nur beweint, daß es nicht in der Seligkeit ihres Genusses glückliche, ungetrübte Tage verleben könne. Außerdem ist der Schmerz hier die Klage der Tochter und Schwester, die ein längst verloren gegangenes Gut beklagt; es ist nicht die Gattin, welche mit einem Schlage und für immer ihr Höchstes und Bestes, Kinder und Gatten verlieren soll. Wie zart auch die Liebe der Schwester und des Kindes seyn mag, die der Gattin liegt dem Weibe näher, und erfüllt mehr die ganze Seele, so daß es keinen Ort des Herzens gibt, wohin diese Liebe nicht bringen könnte. Daher ist der Schmerz Iphigeniens durch die ganze Oper gehalten, ein Geschick der Götter, zwar ein unendlich tiefer, aber gerade durch seine königliche Würde rührender Schmerz. Doch hier hemmt wiederum nicht die Aussicht eines größeren, höheren Glückes nach dem Tode die Gewalt des Schmerzes, sondern die Klage gewinnt dadurch an Tiefe, daß das Leben keine Hoffnung gewährt, das verlorene Glück wieder zu erringen. Im zweyten Akt ist der Schmerz die Klage beym Todtenopfer; die Thränen fließen jezt einem bestimmteren Schmerz. Iphigenie weiß, ihr Vater, ihre Mutter, und selbst Orestes seyen dahin, und nur Electra weilt einsam in Mycene. Der heilige Schmerz um den Tod der Geliebten ist hier das Todtenopfer, das die Priesterin bringt, und auch durch diese Klage klingt kein Ton der Hoffnung. Es ist ein stiller, aber ein voller, unendlicher Schmerz. Eben so findet Iphigenie in der ersten Arie des dritten Aufzuges in den Worten: „Ach es ist im Orkus nur, daß ich dich mein Orest wiedersehe!" nicht etwa Trost, sondern im Gegentheil wird durch diese Vorstellung, daß sie den geliebten Bruder nie mehr werde lebend in die Arme schließen können, der Schmerz nur geschärft, und der Ausdruck des Kummers hervorgehoben. Der Trost des himmlischen Wiedersehens wäre ein Trost für die Klagende, durch den sie sich gerade vom Schmerze befreyte. Soll nun der volle Werth der Bruder-, der Kindes- und Vaterlandsliebe dargestellt werden, so darf bey dem Schmerz über ihren Verlust nicht auch der Trost über den Verlust, oder gar das, was den Gewinn dieses Verlustes ausmachen könnte, durchtönen. Und zumal sind die Gluck'schen Gestalten noch nicht dazu gekommen, sich als Personen von ihrem Inhalte abzutrennen, und aus diesem Inhalte heraus sich in sich selbst zu vertiefen. Sie sind so mit ihrem Pathos verwachsen, so ganz nur Freund, Gattin, Gatte, Schwester, Bruder, Liebender, Mutter und Geliebte, daß sie mit solchem Inhalte selber zu Grunde gehen, und kein weiteres Daseyn kennen und wollen, als die Gegenwart in diesem Inhalte. Gluck stellt die Götter des menschlichen Lebens dar, und die Gestalten, die bey ihm vom Himmel herabschweben, sind selbst nur diese Götter, deren Segen friedebringend den Schmerz verscheucht, und die Klage verstummen läßt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März 1827.

Ich sage dir, wenn ich meinen Chorrock ausgezogen habe, so ist meine Priesterschaft, meine Heiligkeit und all mein Latein mit weg, und in meinem grünen Wams will ich eher zwanzig Stück Wild erlegen als einem Christen predigen.

W. Scott. Ivanhoe.

Der kriegerische Pfarrer von Dominika.

Eine biographische Skizze.

Herr Audain, der Pfarrer von Roseau in der Insel Dominika, war ein Patriot, wie es wenige in seinem Amte gibt; nicht zufrieden gegen die Feinde seines Vaterlandes zu beten, kämpfte er auch gegen sie. St. Peter war ganz zuverlässig Eigenthümer eines Bootes, und nach der anerkannten Bibelübersetzung (und Herr Audain war ein Freund von buchstäblicher Rechtgläubigkeit) hatten mehrere der Apostel ein Schiff unter sich. Demnach baute sich Herr Audain einen Schooner und führte mehrere Jahre lang zu seinem eigenen Vortheil und Ruhm einen praktischen Streit mit den Disputanten aus der französischen Schule. Noch erinnern sich die Einwohner von Roseau als wäre es erst gestern geschehen, wie der Pfarrer einmal an einem Sonntage mitten in der Predigt abbrach, um seiner Freude Luft zu machen, als er das Schiff seines Glaubens mit einem entmasteten Fahrzeuge von Martinique am Taue in die Bucht einlaufen sah.

Es geschah kurz nach dieser Begebenheit, daß Audains Stern zu sinken begann. Sein Eifer war unvermindert, sein Muth groß wie immer, aber sein böses Schicksal trat ihm allenthalben entgegen. Ein Bekannter von mir sah ihn eines Tages auf der Straße zu Basseterre in der Insel St. Kitts von Negern umgeben, unter welche er Plantanen, Jams, Kartoffeln und andere Lebensmittel vertheilte und ihnen heimlich zusprach. Sobald er meinen Bekannten erblickte, kam er auf ihn zu und sagte: „Ich werde diese verfluchten Kerle heute Nacht alle nach Guadeloupe schmuggeln.“ Er schiffte sie auch wirklich in seinen Schooner ein, blieb aber selbst am Lande. Ein Kaper von Nevis jedoch erwischte das Schiff auf der Reise. Audain, auf's äußerste aufgebracht, eilte nach Nevis und forderte den Kapitän zum Zweykampf heraus, da die Herausforderung nicht angenommen ward, so schlug er sogleich den Namen desselben als den eines Schurken an der Mauer des Stadthauses an, und hielt in eigener Person mit einem Säbel an der Seite und vier Pistolen im Gürtel dabey Wache, damit Niemand den Zettel abnehme.

Audain rüstete einen andern Schooner aus und kreuzte selbst damit; aber das Schicksal war zu mächtig für ihn, ob er gleich wie ein Mann dagegen ankämpfte. Am zweyten Tage nach seiner Abfahrt erblickte er ein großes Schiff unter dem Winde, das ihm wie ein spanischer Kauffahrer vorkam, und da er es für ganz unbewaffnet hielt, so ging er als auf eine gewisse Beute gerade auf dasselbe los. Man ließ ihn bis auf Pistolenschußnähe herankommen, und öffnete dann vierzehn verdeckte Schießlöcher, aus denen ihn eben so viele Feuerschlünde angähnten. Der Kaperer ward nun gekapert; doch gelang es ihm und seinem Zimmermann, sich unter einigen Wasserfässern im Raum seines Schiffes zu verstecken; ein großes Glück für sie, denn alle übrigen an Bord wurden von den Spaniern in der ersten Wuth niedergehauen. Hier lagen also die Beyden die ganze Nacht, aber am andern Morgen, als man

das Fahrzeug weiter untersuchte, wurden sie entdeckt. Man brachte sie auf's Verdeck, und die Spanier standen im Begriff, sie niederzuhauen, als ihr Hauptmann plötzlich ausrief: „Halt! dieses Mannes Leben ist heilig, und auch das Leben seines Gefährten um seinetwillen." Es zeigte sich, daß Audain ehedem dem Spanier zu St. Thomas einen großen Dienst geleistet hatte, und dieß rettete ihm jezt das Leben.

Inzwischen, obgleich er oft abwesend war, verwaltete dieser Mann noch immerfort sein Predigeramt zu Roseau. Er besaß große Beredsamkeit und predigte selten, ohne den meisten seiner Zuhörer Thränen zu entlocken; sein Benehmen war artig und sanftmüthig, und sein Aeußeres hatte sogar etwas Ehrwürdiges. Gegen die Reichen war er gastfreundlich, gegen die Armen mildthätig. Aber seine vielen Verluste hätten auch den Reichsten zu Grunde richten müssen; auch wurden die Bewohner von Dominika etwas schwieriger, und es kam ein Statthalter, welcher Audain nicht kannte. Audain hatte also nichts besseres zu thun als Roseau und der Kanzel zu entsagen.

Da auf diese Weise Kapern und Schmuggeln fehlgeschlagen, so ward er ein ehrlicher Handelsmann. Er ging mit einer Ladung Getreide nach St. Domingo, verkaufte sie vortheilhaft und blieb auf der Insel sitzen. Aber auch hier verfolgte ihn sein böser Geist: er bekam einen Streit mit zwey schwarzen Generalen, forderte und verwundete sie beyde gefährlich. Christoph ließ ihn rufen und sagte ihm, wenn die beyden Offiziere davon kämen, so wolle er die Sache hingehen lassen; wo nicht, würde er an dem seinem Hause gegenüberstehenden Tamarindenbaum baumeln müssen. Da Audain es nun für möglich hielt, daß die Leute nicht davon kommen könnten, so entging er dem Tamarindenbaum in der Nacht in einem offenen Boote.

Jezt ließ er sich auf St. Eustaz nieder, zog seinen schwarzen Rock auf's Neue an und ward wieder Geistlicher. Hier gab es nun viele Sekten, aber alle waren ohne Priester, als Audain dort erschien. Seine Unglücksfälle hatten ihn freysinnig gemacht, und sein Glaube war so allgemein, daß er alle Meynungen im Christenthum umfaßte. Audain bot sich also allen Sekten zugleich zum Priester an, ein Anerbieten, welches von den ehrlichen Insulanern mit Dank angenommen ward. Also las er des Morgens lateinische Messe, betete nachher die Formeln der anglikanischen Kirche her, hielt Nachmittags einen holländischen Gottesdienst und schnarrte des Abends für die Methodisten. Diese vielfache Beschäftigung, welche ihm Geld und Ruhm einbrachte, erwarb ihm auch die Liebe einer reichen, frommen, holländischen Wittwe. Nun hatte Audain zwar eine Frau zu Bristol; aber der Mann, welcher in seinem Gewissen so großen Raum für religiöse Meynungen gefunden, wußte auch in seinem Herzen für zwey Weiber Platz zu machen: er heirathete die Holländerin und sprach sich selber den Segen zu seiner Ehe. Er hat vierzehn Zweykämpfe gefochten und ist ein guter Boxer.

Audain ist jezt ungefähr sechzig Jahre alt, und seine Sitten haben sich gänzlich verbessert. Er liebt seine holländische Frau und sagt sein Gebet des Abends so laut, daß er seine Nachbarn in der Ruhe stört. Seine englische Frau, welche seine zweyte Ehe nicht übel genommen zu haben scheint, schickt ihm jährlich ein Christgeschenk. Er ist ein Mann von sehr vielen Gaben und hat viel von der Welt gesehen. Ich hoffe, das Gerücht, daß er seine Geschichte schreibe, ist wahr, es müßte das unterhaltendste Buch unserer Zeit werden. Sollte er es nicht, so mögen ihn diese Paar Zeilen der Vergessenheit entreißen, die er nicht zu verdienen scheint.

Ausflug in die Vogesen im Sommer 1826.

(Beschluß.)

Hohkinsburg soll im dreyzehnten Jahrhundert den Hohenstaufen gehört haben, und wird in einem Dokument von 1250 Ostupbin genannt, was freylich durch die Aehnlichkeit der Namen diese Vermuthung rechtfertigen könnte; später kam es an die Herzoge von Lothringen und an Oestreich, und endlich an die Sickingen und Fugger. Im Jahr 1633 wurde es von den Schweden belagert, und auf einer benachbarten Höhe bemerkt man noch die Schanzen, welche zu diesem Zweck aufgeführt wurden. Auf einem Absatz des Berges, etwas tiefer als die Burg, wohnt ein Forstwart, bey dem man ein gutes Unterkommen findet; doch ließe sich im Schlosse selbst eine Nacht sehr wohl zubringen, und der Sonnenaufgang müßte hier auch größere Unbequemlichkeiten vergessen machen. — Der Theil des Wegs, welcher von dem Forsthause bis nach dem Schloß führt, ist mit großen Steinplatten gepflastert, weßhalb einige Schriftsteller ihn für ein Römerwerk halten; so viel ist gewiß, daß er die größte Aehnlichkeit mit den Ueberresten der alten Straße auf dem Odilienberg hat.

Von Hohkinsburg führte mein Weg mich zum Theil durch schöne Waldungen über Berg und Thal nach dem alten Städtchen Rappoltsweiler oder Ribeauvillé, am Fuß eines waldbedeckten, pyramidalischen Berges, auf dessen Gipfel und Seiten sich die Trümmer der alten Burgen Rappoltstein, Giersperg und St. Ulrich erheben. Rappoltstein oder Ribeaupierre ist die älteste dieser Burgen, und steht auf dem Gipfel des Berges; es ist wenig mehr als ein großer viereckiger Thurm davon übrig, halb im finstern Tannenwald versteckt. Ueber die Erbauung dieser Burg sowohl als über den Ursprung des nach ihr benannten Geschlechts scheint man wenig Sicheres zu wissen. Ein Ortlef von Rappoltstein wird schon bey dem Turnier von Rothenburg

942 genannt; ein anderer des Namens bey dem Turnier von Trier 919, aber freylich zweifeln Geschichtschreiber an der Glaubwürdigkeit der Turnierbücher. Nach einer ebenfalls nicht ganz historischen Erzählung ward die Burg im eilften Jahrhundert von einem Ritter aus dem Geschlecht der Herzoge von Spoleto erbaut, daher der Name Rocca Spoleti in Rappoltstein verdreht. So viel ist gewiß, daß in den nächstfolgenden Jahrhunderten die Burg so stark und ihre Besitzer so mächtig waren, daß sowohl Rudolph von Habsburg als Adolph von Nassau vergeblich das kaiserliche Banner vor ihr aufpflanzten und mit großem Verluste wieder abziehen mußten. Etwas tiefer als dieser alte Thurm, auf einer senkrecht aus der Seite des Berges hervorspringenden Felsenspitze erheben sich die abenteuerlichen Trümmer von Giersperg, was seinen Namen (Geiersberg) wahrlich rechtfertigt, indem man kaum glauben sollte, daß andere lebendige Wesen als Raubvögel sich hier hätten ansiedeln können. Man muß vor Schwindel sehr sicher seyn, um von den Zinnen des Hauptthurms in den Abgrund hinabschauen zu können, über dem er klebt. Diese feste Lage hat indessen die Herren der Burg nicht immer geschützt, und im Jahr 1422 ward Johann von Giersperg nächtlicher Weile von Max von Rappoltstein und einem Grafen von Lupfen ermordet, indem sie die Burg überfallen und ohne Widerstand erstiegen hatten. Von dem Tode eines andern Ritters von Giersperg gibt die Sage folgende Kunde. Er war ein großer Jäger, und jeden Morgen pflegte ihm sein Bruder von der nahen Burg St. Ulrich das Zeichen zum Aufbruch zu geben, indem er einen Bolzen gegen seinen Fensterladen schoß. Eines Morgens verspätete sich die Ankunft des erwarteten Zeichens; der Ritter reißt ungeduldig den Fensterladen auf, und in dem Augenblick fliegt ihm der Pfeil, von seines Bruders Hand abgedrückt, in die Brust. Ob die Geschichte wahr ist, weiß Gott, aber sie hat wenigstens Hand und Fuß, und wird durch die Lokalität nicht unwahrscheinlich. Das Schloß St. Ulrich, bey weitem das weitläuftigste von den dreyen, liegt noch etwas tiefer als Giersperg auf einem andern Felsen, durch eine tiefe Schlucht vom ersten getrennt. Die drey Ruinen stellen sich noch malerischer dar auf dem Wege vom Rappoltsweiler nach Kolmar, wo sich auch die Gesammtansicht der Vogesen immer schöner entwickelt. Die Aussicht vom Münster zu Kolmar ist vielleicht nicht so ausgedehnt als die vom Straßburger Münster, aber sie ist viel schöner, weil das Gebirge hier näher und seine Formen kühner und malerischer sind. Ich zählte von hier aus eilf alte Burgen am Abhange der Vogesen. Die Ebene selbst ist reicher und bietet mehr Abwechslung dar als die Gegend von Straßburg.

Neugriechisches Klephtenlied.

Verflucht doch sollst du Pfaffe seyn! du Pfaffe von Pouliana,
Mit deinem Brief, den du gesandt am Abende vor Fastnacht:
„Dir, Janni Karali und euch gesammten Pallikaren.
Will geben funfzig Piaster euch, und außerdem Geschenke,
Wenn ihr mir meinen Schwiegersohn, wenn ihr mir Jannis bringet,
Und wenn er selbst nicht kommen will, mögt ihr den Kopf mir bringen.“ —
Drauf zogen fünf Gefährten aus, sein Pflegesohn mit ihnen,
Und trafen Jannis trinkend an mit seinen Pallikaren.
Und sprachen: „Jannis, guten Tag! Willkommen, Pallikaren!“
— „„Sagt, Brüder, wollen essen wir, woll'n wir zusammen trinken?““
— „Zu essen nicht, zu trinken nicht, sind wir hierher gekommen:
Dein Schwiegervater rufet dich; komm, daß wir zu ihm gehen.“ —
„„Hat er was Gutes vor mit mir, will ich zuvor mich schmücken,
Und ist es Böses, was er will, dann komm ich, wie ich stehe.““

Th. K.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 26 Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

Die höchst unkluge, ja selbst höchst unmoralische Idee, den Mann zum Sühnopfer der Vergehungen der Frau zu machen (eine poetische Sünde, die ich schon vor fünf Jahren zu Wien, als der Leuchtthurm auf dem dortigen Hoftheater gegeben ward, nach Gebühr gerügt habe), findet sich zwar im italienischen Stücke ebenfalls, wird hier aber in so fern gemildert, als der Mann, wie gesagt, gerettet wird. Je schlechter das Stück ist, um so bewundernswürdiger, ja ich möchte sagen unübertreffbarer, hat Modena alle die Scenen, in welchen durch seine Tollheit lichte Zwischenräume hervorschimmern, besonders aber die, wo er dem gastfreundlichen Pflanzer seine Geschichte erzählt, herauszuheben gewußt. Wenn ich sage, daß ich dieses jämmerliche Produkt, wegen Modenas Spiel, alle vier Male, wo es hat wiederholt werden müssen *), von An-

*) In der Polizeyverwaltung der römischen Theater herrscht eine Einrichtung, welche nirgendwo anders in Europa stattfinden möchte. Sie besteht darin, daß in den drey bedeutendsten Theatern (Argentina, Tordinona und Valle) keine Familie oder kein Individuum eine Loge (Palco) ausschließlich, sondern nur mit drey andern Familien (oder Individuen) gemeinschaftlich besitzen darf, so daß an jede derselben nur den vierten Abend die Reihe kömmt. Da die Vorstellungen einer jeden Theaterzeit (Stagione) an einem bestimmten Tage anfangen und an einem bestimmten Tage enden, ohnedem die ausfallenden Festtage durch den Kalender bestimmt sind; so weiß jede Familie im Voraus, an welchem Tage sie in's Theater zu gehen hat, und kann darnach ihre häuslichen und gesellschaftlichen Vorkehrungen treffen. Es versteht sich, daß für jeden einzelnen Abend diejenige Familie, an welcher die Reihe ist, sich im völligen Besitz der Loge befindet, und damit nach Gefallen schalten und walten, das heißt sie wieder vermiethen, verschenken, oder darin aufnehmen kann wie und wen sie will, ohne Jemanden Rechenschaft schuldig zu seyn. Da in allen diesen Theatern, so wie überhaupt in allen Theatern Italiens, der Eintritt in die Vorhalle und die sämmtlichen Corridore des

fang bis zum Ende angesehen habe, so ergibt sich daraus von selbst, welche Meisterschaft der genannte Künstler dabey entwickelt haben muß. Nichts desto weniger gestehe ich, daß er alle die Scenen, wo die vernünftige, nicht die tolle Leidenschaftlichkeit auszudrücken war, übertrieben und unnatürlich (selbst gegen die italienische Natur) dargestellt hat. Dasselbe ist mit der ganzen Rolle des Iffland'schen Spielers geschehen, welche er von Anfang bis zu Ende geradebrecht hat. Von der Uebersetzung dieses Stücks habe ich schon vor mehreren Monaten gesprochen, und, wenn ich nicht irre, damals schon angeführt, daß die Rolle des Posert so gut wie gestrichen, das heißt, daß das, was man davon gelassen hat, dermaßen zusammengeschmolzen ist, daß die Rolle zu einem bloßen Lückenbüßer wird. Der Grund davon liegt in der Einrichtung der italienischen Schauspielkunst, welche für den Charakter des Posert kein Fach, also auch keinen Schauspieler besizt. Er könnte nur vom Caretterista (komischen Alten), oder vom Tiranno (so heißt auf der italienischen Bühne im Ernste, und nicht spottweise, das mit diesem Namen bezeichnete Rollenfach) gespielt werden; aber jener würde demselben lächerliche, dieser wüthende Anhängsel beymischen, ein Uebelstand, den die Italiener recht gut fühlen, und folglich dadurch, daß sie die Rolle schlecht und recht, und ohne alle Nüancirung spielen, zu vermeiden suchen. Vielleicht wäre der Carattere brillante (Chevalier oder auch Bonvivant) am tauglichsten dazu; aber diesem fehlt, wie überhaupt der ganzen italienischen Schauspielkunst, die Kunst der Charakteristik. Ich bleibe bey meiner Meynung über die Oper Olivo e Pasquale, obgleich man ganz Rom den bittersten Tadel, den ein Römer aussprechen kann, nämlich daß kein canto spianato darin sey, darüber ausgießt. Ich habe diese Musik mehr denn zehn oder zwölf Male, und immer mit neuem Vergnügen gehört, und werde sie noch ferner hören. Die mehrstimmigen Stücke sind mit seltenem Fleiße, und, was die beyden entgegengesetzten Charaktere, den hitzigen Olivo, und den phlegmatischen Pasquale anbetrifft, mit einer Kunst gearbeitet, wovon der rohe Instinkt, welcher seit zehn Jahren auf den Bühnen Europa's sein Wesen treibt, auch nicht die leiseste Ahnung hat. Auch der Liebhaber, ein gutmüthiger, lustiger Zeisig, der das Mädchen, welches aber schon heimlich einen andern liebt, heirathen soll, ist vortrefflich gehalten. Die besten Geschäfte macht das Tordinonatheater; aber wenig fehlte, so wären sie ihm in diesen Tagen, bey der Anschwellung der Tiber, zu Wasser geworden. Schon war der Zugang von allen Seiten überschwemmt, und das Theater am Mittwoch Abend nur von einigen Waghälsen entweder zu Fuß (das heißt, durch Böte, welche die Direktion in aller Eile hatte aufstellen lassen) oder zu Wagen besucht worden, als glücklicherweise am folgenden Morgen, wie schon gesagt, das Wasser gänzlich verschwunden war. Am meisten gefallen hier die beyden Ballette, von denen das große für einen, der die Pariser Ballette kennt, nicht des Ansehens werth, das komische aber in so fern interessant ist, als sich die bewundrungswürdige Kunst, welche die Italiener in der Deutlichkeit der Pantomime besitzen, darin auffallend zeigt. Außerdem hat die Direktion seit einigen Tagen angefangen, das Theater (wie es hier heißt) a giorno illuminiren zu lassen; nichts desto weniger ist es noch immer so finster darin, daß man keine Hand vor den Augen sieht. Unter den recitirten Theaterstücken hat hier besonders die Großmutter (la Nonna) gefallen, welche schon vor einem Jahre auf dem Balletheater mit großem Beyfall aufgeführt, und von mir, mit der Vermuthung, sie sey aus dem Deutschen übersezt, in diesen Blättern erwähnt worden ist. Das recitirte Schauspiel dieses Theaters, obgleich in seinem Ensemble höchst verdienstlich, mitunter sogar vortrefflich, besizt keinen Künstler von Auszeichnung. Das Theater Capranica, das vierte im Range, kleiner als Argentina und Tordinone, aber bey weitem größer als Valle, hat die bequemste, und zugleich für das Publikum die sicherste Lage, weil es völlig im Mittelpunkte der Stadt (gleich neben dem Säulenplatze) und auf einem ziemlich großen Platze steht, und daher das einzige Theater Roms ist, aus welchem das Publikum beym Nachhausegehen nicht befürchten darf gerädert zu werden. Troz dem steht es, außer im Karneval, leer, weil der Besitzer des Balletheaters durch das Amt, welches er bekleidet, Mittel und Wege gefunden hat, das einzige Schauspielprivilegium für die Zeit außerhalb des Karnevals zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theaters frey ist, so kann jeder, dem es beliebt, frey und ungehindert zu der Loge gelangen, welche er entweder selbst gemiethet hat, oder deren Zutritt ihm vom Besitzer derselben gestattet worden ist. Den Eintritt in die äußere Theaterthüre besonders bezahlen zu lassen, um dadurch die ungebührliche Ueberhäufung der Logen zu verhindern, ist eine Maßregel, welche man sich höchst selten, und nur bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, und welche dann jedesmal die allergrößte Unzufriedenheit erregt, wie es im vorigen Karneval bey der Catalani der Fall gewesen ist, welcher dafür die Kränkung widerfuhr, daß die Beyfallsbezeigungen, welche ihr verdientermaßen ihre Freunde spendeten, vom übrigen Publikum ausgezischt wurden. Wer seine gemiethete Loge für den Abend, wo ihn die Reihe trifft, nicht zu benutzen gesonnen ist, läßt es Morgens früh dem Theaterbüreau (Botteghino del Teatro) anzeigen, und dieses bemüht sich alsdann, sie an diejenigen Personen, welche eine Loge zu miethen suchen, für einen übereingekommenen Preis abzusetzen. Zu dem Ende stehen vor der Thüre des Theaterbureaus vom Einbruch der Nacht an Leute, welche die disponiblen Logen mit Stentorkehlen ausschreyen, und sich dabey folgender Phrasen bedienen: Chi vuol palchetti? Ci ho palchetti! Palchetti nobili! Primo e quart'ordine! Dabey ist zu merken, daß der erste (unmittelbar an der Erde, oder die Parterrelogen) und der vierte Rang im Preise sowohl wie im Ansehn, dem zweyten und dritten Range nachstehen, welche leztere sich gleich sind, obgleich der zweyte immer vorzugsweise gesucht wird. Die Logen der beyden lezten Reihen werden deßhalb auch Palchetti nobili genannt, welches übrigens nicht hindert, daß sie, im Falle die Besitzer am Abend keinen Gebrauch davon machen wollen, an den ersten besten Plebejer, der sie bezahlen will, vermiethet werden. So trifft es sich nicht selten, daß auf demselben Stuhle, wo am Abend vorher eine Duchessa aus einer der sechsunddreyßig famiglie privileggiate durch Putz und Schönheit geglänzt hat, sich am folgenden Abende eine Trasteverinerin brüstet und jene durch ihre Reize für den Augenblick in Vergessenheit bringt. Da, wie schon gesagt, die Reihe, seine Loge zu benutzen, nur alle vier Tage an die Miether derselben kömmt, so ist hieraus das Gesetz für den Unternehmer hervorgegangen, eine Oper, sie sey so schlecht wie sie wolle, wenigstens vier Mal zu geben, damit sich sämmtliche Logeninhaber im Stande befinden, ein Urtheil darüber zu fällen. So drückend diese Einrichtung für den Unternehmer seyn mag (weil er, im Fall die Oper wirklich durchfällt, für alle drey folgenden Abende den größten Theil der Einnahme aus dem Parterre und aus den nicht vermietheten Logen verliert), so darf er doch nur in den seltensten Fällen (das heißt höchstens dann, wenn auch nicht eine einzige Nummer der Oper gefallen hat) von dieser Regel abgehen. Mit dem recitirten Schauspiele verhält es sich umgekehrt, obgleich in demselben Sinne: hat ein Stück dermaßen Beyfall erhalten, daß es wiederholt werden kann, so muß dieß vier Mal geschehen; über diese Zahl hinaus wird selten gegangen.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1827.

Ein edler Held ist der für's Vaterland
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpfte.

Herder.

Heinrich Pestalozzi's Tod und Begräbniß.

Am 17ten Hornung l. J., Morgens gegen acht Uhr, starb zu Brugg im Aargau Heinrich Pestalozzi — der Vater Pestalozzi!

Freundlich, in mancher Beziehung, war des Verewigten lezter Aufenthalt auf seinem Neuhof im Aargau. Unter andern durch seine Erwählung zum Präsidenten der helvetischen Gesellschaft im benachbarten Schinznacherbade, einer Gesellschaft, die er im Verein mit dem unvergeßlichen Lavater und Salomo Geßner stiften half; — durch das Geschenk des Aarganischen Bürgerrechtes, wodurch die Regierung und der große Rath dieses Kantons, nachdem der deßfallsige Vorschlag einhellig wie mit Akklamation genehmigt worden, indem sie dem Greise eine unerwartete Freude zu bereiten sich beeiferten, zugleich sich selbst ein prunkloses aber würdiges Denkmal ihrer Gesinnung gestiftet *); — erfreulich insbesondere auch durch die ungetheilte zutrauliche Liebe, mit welcher Alt und Jung bis zum Schulkinde herab ihm entgegenkam und sich zudrängte. Alles dieß und anderes schien sich zu vereinigen, ihm den Abend seines Lebens zur heitern Feyerstunde eines hochverehrten und unendlich lieben Vaters unter seinen Kindern zu machen. Aber anders wollte es ein hartes Verhängniß, es wollte dem vielgeprüften Dulder noch einen bittern Schlaftrunk reichen.

In seinen Arbeiten an seinem Elementarwerke, vorzüglich über Sprache, denen er, bis zum Aeußersten seiner großen Idee getreu, mit unermüdlich frischem Eifer seinen Lebensrest zu widmen gedachte, unterbrach ihn ein, in Form eines Auszugs aus einem Schreiben des Herrn von Fellenberg, durch öffentliche Blätter mitgetheilter Angriff auf

*) Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, die betreffenden Schreiben hier öffentlich mitzutheilen, auch um einen erfreulichen Gegensatz der Verunglimpfungen zu bilden, welchen Pestalozzi in der lezten Zeit noch Preis gegeben ward. Sie lauten wörtlich wie folgt:

Wir Bürgermeister und Großer Rath des Kantons Aargau, thun kund hiermit: Nachdem die Gemeinde Effingen, Bezirks Brugg, in dankbarer Anerkennung der Verdienste des Herrn Heinrich Pestalozzi von Zürich, demselben unterm 29sten März lezthin das dortige Ortsbürgerrecht unentgeldlich zu ertheilen beschlossen hat: So haben Wir nun dem Herrn Pestalozzi auch unserseits einen Beweis Unserer aufrichtigen und hohen persönlichen Verehrung, und unseres lebhaft gefühlten Dankes für sein langjähriges, gemeinnütziges und segenvolles Wirken im Fache der Volksbildung an den Tag zu geben, und in der Absicht, durch die Aufnahme dieses würdigen Greises einen durch Edelsinn, menschenfreundliches, einsichtsvolles Streben und kräftige Thätigkeit um das Vaterland hochverdienten Mann unter unsre Bürger zählen zu können, auf den verfassungsmäßigen Vorschlag des Kleinen Rathes

beschlossen:

§. 1. Dem Herrn H. Pestalozzi von Zürich ist hiermit die Naturalisation als Bürger unsers Kantons unentgeldlich ertheilt. §. 2. Der Kleine Rath ist mit der Zustellung dieses Dekrets beauftragt. Gegeben in Unserer Großen-Raths-Versammlung in Aarau am 4ten April 1826. (Unterschriften.)

ihn, und die Biber'sche Schrift: „Beytrag zur Biographie H. Pestalozzi's ꝛc.“ — eine Schrift, die ungefähr das Maß dessen enthält, was kurzsichtig-dünkelhafte, freche Schimpf- und Schmähluft an Männern, welche den Dank der achtbaren Mit- und Nachwelt genießen und verdienen, zu verüben im Stande ist.

Tiefergriffen arbeitete Pestalozzi, und was seit vielen Jahren nie geschehen, eigenhändig an Widerlegung von Beyden; diese gewaltsame Bewegung und Erschütterung brachte dem ein-und-achtzigjährigen Greise Krankheit und Tod.

Nachdem er noch am 15ten Vormittags dem Pfarrer seiner Gemeinde den letzten Willen ausgesprochen, ließ er sich von seinem Gute, dem Neuhof auf dem Birrfeld nach Brugg bringen, weil er jeden Augenblick ärztliche Hülfe nöthig hatte, die wegen der Entfernung des Neuhofes von da, bey aller Bereitwilligkeit des Arztes doch unmöglich immer schnell genug hätte geleistet werden können. Aber die schnellste Hülfe kam ihm von Oben! — Nach einem Bade, das er am 16ten Mittags mit nur augenblicklicher Erleichterung genommen, versagten ihm Aug' und Ohr; er erkannte weder die Seinigen mehr, die mit ihm nach Brugg gekommen waren, noch die ihn besuchenden Freunde, und kämpfte den lezten Kampf die ganze Nacht hindurch.

Nach seinem ausdrücklichen Befehl ward er zur Beerdigung wieder in seinen Neuhof, von wo vor zwey-und-fünfzig Jahren seine pädagogische Laufbahn, als er daselbst die armen Kinder der Umgegend zu einer von ihm aus eignen Mitteln gestifteten Armen- und Gewerbschule versammelte, begonnen, hinausgeführt. Dort wurde sein Leichenbegängniß am 19ten gehalten, unvorbereitet, einfach, aber ernst und fromm, wie es den Seligen einzig ehren konnte. — Die Schullehrer seiner Kirchgemeinde Birr trugen den Sarg; vor demselben zog ihre Schuljugend, hinter ihm, mit ihren Lehrern, die Knabenschule von Brugg, Grablieder singend. Dem Großsohne Pestalozzi's, den ihn begleitenden wenigen Verwandten von Zürich, schloß sich die ganze Einwohnerschaft der benachbarten Dörfer an; ferner die Söhne des durch unaufschiebbare Amtsgeschäfte abgehaltenen Herrn Amtsbürgermeisters Herzog, des ältesten, in allen Lebensschicksalen treu bewährten Freundes des Seligen; der achtzigjährige Oberamtmann des Bezirks; die umwohnende Geistlichkeit; Freunde und Verehrer aus den näher liegenden Städten, selbst einige aus entfernteren; Professoren und Lehrer von Aarau, so wie von Lenzburg mit ihren Schülern. — Bey dem Grabe empfingen den Sarg die aus den Bezirken Lenzburg und Brugg versammelten Schullehrer und sangen, nach Nägeli's, eines Freundes des Verewigten, trefflicher und erhebender Komposition das Grablied:

> Ruhe sanft bestattet,
> Du, von Schmerz ermattet!
> Allen Kummer deckt das Grab ꝛc.
>
> Du, so liebreich und gesellig,
> Du, zu Wort und That gefällig ꝛc.
>
> Ruhe, Staub bey Staube!
> Unsres Freundes Glaube
> Soll auch uns das Herz erhöhn!

Eingesenkt wurde der Sarg zunächst dem auf dem Kirchhofe stehenden Schulhause, das Fundament desselben ist nun die Gruft desjenigen, der durch das neue Leben, welches er der Volksbildung und Erziehung einzuhauchen wußte, den Grund zu so vielen Schulhäusern, auch im Aargau gelegt hat; das Schulhaus selbst ist sein bedeutsames Monument.

In der Kirche dann sprach der Ortspfarrer Steiger in einer einfachen, der Bescheidenheit des Seligen ganz angemessenen Rede, unter andern folgendes:

„Gemäß seinem Wunsche liegt seine sterbliche Hülle bey dem Schulhause, in welchem er so oft mit froher Begeisterung unter den um ihn versammelten Kindern weilte, prüfend ihre Geister und die Mittel seiner Elementarmethoden. — Körperlich nie gelenk und gewandt, konnte er dieß am wenigsten in seinem hohen Alter seyn, allein deß

Das Schreiben des Kleinen Rathes an den Großen Rath, dem vorstehendes Dekret als Vorschlag beygefügt war, lautet also:

Tit. pl. Es ist Uns überaus erfreulich, Uns im Falle zu sehen, Hochdenselben einen Vorschlag zu machen, der, Wir dürfen überzeugt seyn, Ihren Gesinnungen vollkommen entspricht, indem er Sie, Tit., in den Stand sezt, auf ehrenvolle Weise die Anerkennung der hohen Verdienste eines Mannes auszusprechen, der, wie Wenige, durch ausgezeichnete Talente, reine Humanität und seltene Uneigennützigkeit während langjährigen, rastlosen Wirkens sich die Achtung und den Dank der Mit- und Nachwelt erworben und gesichert hat. Seit vierzig Jahren verehrt die Schweiz in dem nun greisen Heinrich Pestalozzi einen ihrer edelsten Männer, als Mensch, als Bürger, als Gelehrter hochachtungswerth. Was dieser Biedermann durch seine Forschungen und seine Lehren im Gebiete der Volksbildung und insbesondere der Jugendbildung leistete, welche hauptsächlich ihm den neuen, kräftigen Aufschwung zu verdanken hat, ist in ganz Europa mit Dank und Bewunderung erkannt worden, und es hat wahrlich das Vaterland die erste Pflicht, einem solchen Manne seine Verehrung zu bezeugen. Als Bürger eines benachbarten Kantons begann einst Herr Pestalozzi auf Aargauischem Boden seine rühmliche Laufbahn; hier war sein erster Wirkungskreis als Erzieher der Jugend; als Greis hat er sich wieder hieher zurückgezogen, den Rest seines segenvollen Lebens in Ruhe zu genießen. Daß nun unter diesen Verhältnissen unser Kanton diesen würdigen Mann unter seine Bürger zähle, kann dem Kanton nur zur Ehre gereichen. Bereits hat die Gemeinde Effingen, Bezirks Brugg, demselben mit Unserer Bewilligung ihr Ortsbürgerrecht geschenkt, wie der beyliegende Bürgerbrief beweist, und wir ergreifen diesen gewünschten Anlaß, Hochdemselben einen Dekretsvorschlag beyzulegen, wodurch die unentgeldliche Naturalisation des H. Pestalozzi ausgesprochen wird ꝛc.

ungeachtet lebte er frisch und kräftig, gleich dem Jünglinge. Keine Witterung und Anstrengung übte einen fühlbar nachtheiligen Einfluß auf ihn. Bey seiner wohlbeachteten Diät genoß er der besten Gesundheit. Körperlich hatte er am meisten an der Sehkraft verloren, geistig, wie er sagte, an der Treue des Gedächtnisses. Was er neu gedacht und durch eine Störung von außen ihm entfallen, das mußte er wieder neu erfinden. Sonst arbeitete er mit großer Leichtigkeit. Zeugen seiner Geisteskraft werden noch seine allerlezten Werke seyn. Seine Freunde werden und müssen es aber schmerzlich bedauern, daß die Veranlassung*) derselben nicht eine andere war. Er arbeitete, und zwar eigenhändig, an einer psychologischen Charakteristik, in der ihn Freunde und Feinde erkennen und sagen sollten: ja, so ist er! er vermochte nicht mehr so viel, als er hoffte. — Aber, wenn einmal groß in seinem Leben, so war er es in den lezten Tagen seiner Krankheit. — Hätte doch Jeder Zeuge seyn können, wie standhaft er seine Schmerzen und Leiden trug, und wie gottergeben und willig er der Welt und allen seinen Wünschen in dieser entsagte. — Seit er wieder auf seinem Neuhof lebte, waren die vielseitigen Beweise der Achtung, Freundschaft und Liebe, die er empfing, sein höchster Genuß; sie freuten und erquickten ihn bis in des Lebens lezte Stunden." — —

Nach der Rede sangen die Schulkinder der Kirchgemeinde ein Todtenlied; nach dem Schlußgebete dann die Schullehrer der beyden Bezirke Lenzburg und Brugg, und die Mitglieder der dasigen Männerchöre, ungefähr achtzig Anwesende, das folgende Lied, welches, aus dem Gefühle des augenblicklichen, tiefen Eindruckes hervorgegangen, auch einen tiefen Eindruck auf die Versammelten nicht verfehlen konnte; es hat den Herrn Pfarrer Fröhlich (den Dichter jener geist- und gemüthvollen Fabeln) zum Urheber.

Rufet Heil dem Frommen!
Der zum Herrn gekommen
Aus dem langen, bittren Leid.
Der Vergelter, der Befreyer
Spricht zu ihm: „Du Vielgetreuer!
Geh' nun ein zu meiner Freud'.

„Stets für meine Armen,
Hast du voll Erbarmen
Rath und Hülfe ausgedacht;
Stets für die verwaisten Kleinen,
Hast, als wären sie die Deinen,
Du mit Muttersinn gewacht.

„Sie zum Licht zu heben,
Dieses war dein Leben,
Rastlos, bis zur lezten Stund'!
Geh' nun ein zu meinen Wonnen
Du, der manches Pfund gewonnen
Mit dem anvertrauten Pfund."

Seines Namens Segen
Soll uns stets bewegen
Mensch zu seyn, wie Er, und Christ:
Weil von dem, was wir erringen
Und dereinst hinüberbringen,
Liebe die Erfüllung ist.

Sichtbar, allgemein und groß war Theilnahme und Rührung; jeder Anwesende hat nicht nur dem Seligen, sondern auch dessen Lebenszwecke, der heiligsten Angelegenheit der Menschheit, die schuldige Ehrerbietung bewiesen. Den vielen mitfeyernden Knaben und Töchtern aber wird dieß Leichenbegängniß um so unvergeßlicher seyn, als ihnen der Greis bey seinen öfteren Besuchen in den benachbarten Schulen eben so freundlich als hochehrwürdig entgegentrat.

Wer den Todten noch im Sarge sah, erblickte verklärte Züge des tiefen Denkers und zugleich des liebevollsten Menschenfreundes um die auf ewig schlummernden Augen und die freye, heitere Stirne. Dieß ist keine leere Redensart, sondern eine Wahrheit, welche auch bey vielen Umstehenden in den Worten laut ward: so herrlich sahen wir ihn nie! Um seinen Mund lächelte noch ein wohlwollendes, liebes Wort.

*) Die betreffenden Stellen darüber in seinem lezten Willen sind folgende: „Mit so viel Lust und Freude ich an diesem Werke (die Elementar-Mittel) arbeitete, es gelang endlich doch meinen Feinden, mir diese zu verderben. – Bibers Buch trieb mich zu einer psychologischen Karakteristik, und der Auszug aus einem Schreiben des Hrn. v. Fellenberg, in Nr. 10. der N. Z. Z., zu einer Antwort an denselben. Was seit vielen Jahren nie mehr, ich ging eigenhändig an die Arbeit, und erlag unter ihr. Getrosten Muthes meynte ich es dahin zu bringen, daß ich Freunde und Feinde fragen könne: „Kennet ihr mich besser?" — — Die Vorsehung hat es anders beschlossen, und ich verehre sie. Weil ich aber im Grabe nicht mehr reden kann, so fordere ich alle meine Feinde, die offenen und die versteckten, namentlich Fellenberg, der als offizieller Anwalt eine übelgesuchte Rolle spielt, indem ich in Folge seiner Vertheidigung unzweydeutig ein Schelm bin, oder ein zwanzigjähriger Narr, so eifrig er sich anstellen mag, in meinem Ruhme die Sache der Menschheit und des Vaterlandes vertheidigen zu wollen; — Biber, der im Gegensatze zu Fellenberg, mir geradezu auf den Leib geht, dessen Angriff aber ich gerne parirt hätte, wenn meiner altersschwachen Hand die leichte Waffe nicht entfallen wäre; Niederer, Krüsi und Näff, die für einmal ihren Biber, seiner Gegenversicherung ungeachtet, zum Verfechter zu brauchen scheinen, und durch ihn den Ruhm der Friedensliebe zu gewinnen suchen, obschon sie an allen Spektakeln schuld sind, die mir die lezten Jahre meines Lebens verbittert haben: sie alle fordere ich auf meinem Sterbebette und bey der Gerechtigkeit des Himmels auf, ihre Anschuldigungen und Anklagen vor Gericht zu bringen, und von der kompetenten richterlichen Behörde, unter der mein Haus steht, alles was ich und . . . . gesündigt haben sollen, auf's Strengste untersuchen und ahnden zu lassen. — — Möge aber meine Asche die grenzenlose Leidenschaftlichkeit meiner Feinde zum Schweigen bringen, und mein lezter Ruf sie bewegen, zu thun was Rechtens ist; und mit Ruhe, Würde und Anstand, wie es Männern ziemt.

Die Aerzte fanden bey der Oeffnung, daß von seinen innern Organen **einzig das Herz gesund** und vollkommen erhalten war: — das große, reine, liebevolle Herz, das so warm für die heilige Sache der Menschheit schlug, und aus welchem er noch die **Schlußworte seines letzten Willens** hauchte:

„Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine „Feinde zum Frieden führen! Auf jeden Fall verzeihe ich „ihnen. Meine Freunde segne ich, und hoffe, daß sie in „Liebe des Vollendeten gedenken und seine Lebenszwecke, „auch nach seinem Tode noch, nach ihren besten Kräften „fördern werden.“ Φ — y.

Sonette von Petrarka.

I.

Anmuth, vom reichen Himmel karg vergeben,
Seltsame Tugend, nicht der Erd' entsprungen,
Wo greise Weisheit Lockengold umschlungen
Und Himmelsreiz' ein irdisch Weib umschweben;

Holdseligkeit, nicht heimisch diesem Leben,
Gesang, der in die Seele tief geklungen,
Ein himmlisch Wandeln; Geist von Glut durchdrungen,
Der Härten bricht, dem Hoheit untergeben;

Und, seelenschmelzend, jenes Aug's Gefunkel,
Das Nacht erleuchten kann und Grabesdunkel
Und Leben tödten und hervor kann rufen:

Zusammt der Rede, tief und hold gesprochen,
Zusammt den Seufzern, die so süß gebrochen —:
Die Zaubrer sind es, so mich anders schufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

In Capranica spielt die Truppe des Taddei, dessen Tochter die, in Italien nicht unbekannte Improvisatrice, Rosa Taddei ist, und zugleich die erste Liebhaberin unter der Gesellschaft ihres Vaters macht. Man denke auch noch so wenig vortheilhaft von der Stegreifdichtung; so ist doch zu bedauern, daß dieses junge Frauenzimmer, welche eine nicht gewöhnliche Geistesbildung besitzen soll, keinen andern Nahrungszweig finden kann, als unter der höchst mittelmäßigen Truppe ihres Vaters die noch mittelmäßigere Prima Donna zu spielen. Das, ohne allen Vergleich beste Mitglied derselben ist der erste Liebhaber, der aber weniger dieses Fach als alle übrigen Fächer, zum Beyspiele polternde Alte, naive Bursche, Bonvivants u. s. w. spielt, und in so fern wirklich eine Ausnahme auf der italienischen Bühne ist. Ich habe ihn in diesen Tagen in einem Lustspiele, I due Ritratti betitelt (wo zwey Porträte, des Herrn und des Dieners, eine sehr natürliche und ungemein ergötzliche Verwicklung machen), die Rolle des Dieners mit einer Gewandtheit in den Lazzi's und im Extemporiren spielen sehen, welche mich in Erstaunen gesetzt haben: kein italienischer Schauspieler, so viel ich deren auch bis jetzt in Italien gesehen habe, besitzt gleich ihm die Kunst, mit den halben Wörtern (les demi-mots, wie es die französische Kunstsprache nennt) eine größere Wirkung hervorzubringen, als dieser höchst geniale Schauspieler. Ich würde die due Ritratti, in welchen sich, außer dem Arlechin, auch der spitzbübische Brighella, Pantalone, Colombine, ja sogar der Liebhaber Lelio befindet, für ein Produkt der älteren extemporisirten Bühne halten, wenn nicht der Souffleur aus einem geschriebenen Buche soufflirt hätte. Welchen Ursprunges auch dieß Stück seyn möge, immer verdiente es auf die deutsche Bühne verpflanzt zu werden. Wie oft habe ich bey Ansicht der Vorstellung solcher und ähnlicher Stücke einen oder den andern der Narren, die da, entweder weil es ihnen an Kenntniß oder Interesse oder Unpartheylichkeit, oder Zeit, oder an der Sprache, oder endlich an natürlicher, unverdorbener Geistesbildung gefehlt hat, in den Tag hineingeschrieben haben, die Italiener besäßen keine Schauspielkunst, in meiner Nähe zu haben gewünscht, um ihn von der Wahrheit zu überzeugen, daß, werden sie gleich von der Darstellung in einigen andern Ländern an Regelmäßigkeit, innerer und äußerer Haltung, ja an allem, was man übereingekommen ist, Kunst zu nennen, übertroffen, diese Italiener dennoch durch die klarste und unverdorbenste Natur über alle übrigen Nationen den Sieg davon tragen, durch die Natur, zu welcher doch immer der denkende Kunstfreund in reiferen Jahren zurückkehrt, nachdem er sich am Hautgout der Kunst übersättigt hat. Die drey übrigen recitirenden Theater, Pallacorda, Pace und Cesarini kenne ich nur vom Hörensagen. Wenn ich sie nicht besucht habe, so ist daran keine vornehmthuende Verachtung, sondern einzig der Umstand Schuld, daß es in diesen Theatern, wie in allen andern, außer dem Parterre, keine einzelne Sitzplätze gibt, wo es um so drückender wird, als das gemischte Publikum jede unmittelbare Berührung doppelt fühlbar macht. Der geringe Preis von zehn Bajocchi (drey Groschen, vier und einen halben Pfenning), für welchen hier ein vier- und mehrstündiges Schauspiel gegeben wird, macht den Genuß desselben auch der ärmsten Klasse möglich. Den eingebornen Honoratioren wird der Zutritt in so fern erleichtert, als eine ganze Parthie derselben sich zusammenschlägt, und in Gemeinschaft eine Loge miethet, welche dann mit Weib und Kind, und Magd und Vieh (denn in Rom gehen auch die Hunde mit in's Schauspiel) vollgefüllt wird, so daß das Logegeld auf jeden einzelnen vertheilt, zu einer wahren Kleinigkeit wird. Den Fremden, welche diese Familienverbindung nicht haben, bleibt nichts übrig, als auf ihre eigne Hand eine Loge zu miethen, oder (wenn ihnen dieß der Mühe nicht lohnt) aus den kleinen Theatern wegzubleiben. Das Theater Capranica ist das einzige, welches in dieser Theaterzeit angefangen hat, ein halbes Dutzend Parterrelogen durchbrechen und zu einer Art von Gallerie einrichten zu lassen, wo die vordersten Sitze mit zwanzig, die hintersten mit fünfzehn Bajocchi (das Parterre kostet, wie in den übrigen kleinern Theatern, zehn Bajocchi) bezahlt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 59.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 9. März 1827.

Ein schön Stück Fleisch, um eine solche Nase!
Sieht sie nicht aus, Herr Nachbar, wie ein Schinken
Den man so eben in den Rauch gehenkt?
„Was Schinken! wie ein rundes Mutterschwein,
Recht fett und glänzend von der Wintermastung."

Robert Randouer;
das Wettrennen.

Der Mann mit der Nase.

(Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

Wer Bracebridge-Hall, eines der trefflichsten Bücher des launigen Amerikaners, Washington Irwing, gelesen hat, erinnert sich wohl der Geschichte von dem dicken Herrn, die in jenem Buche erzählt wird. Nicht ohne Grund bezog man dieses treffliche Gemälde auf den großen Unbekannten, von welchem Washington Irwing „nur den breiten Rockschoß sah, als er in den Wagen stieg." Ein gelungenes Gegenstück in Manier und Farbe ist „der Mann mit der Nase" in Blackwoods Magazin; es rührt aber nicht von Washington Irwing her, sondern wird allgemein als Satyre auf ihn bezogen. Und in der That, dieses Schauergeschichtchen, ohne wirklichen Gespensterschauer, die Figuren im Wirthshaus, die geringsten Nebendinge bis auf das Puff — Puff — Puff der Pfeife, sind so glücklich aus den Schriften des Amerikaners kopirt, daß der „dicke Herr" hinlänglich gerächt ist. Ob der Mann mit der Nase auch noch eine persönliche Satyre auf Washington Irwings Angesicht enthalte, mögen die Bewohner Dresdens entscheiden, in deren Mitte Washington Irwing mehrere Jahre lebte.

* * *

„Ihr spracht vom Mann mit der Nase," sagte der dicke Wirth zum goldenen Löwen zu einem seiner Gäste, einem zierlichen Bürschchen mit anliegenden ledernen Hosen und grünem Rock, der mit übereinandergeschlagenen Beinen vor dem Feuer saß und eine Cigarre rauchte. „Ey ja wohl, erwiederte dieser, nun, wie gesagt, der Mann mit der Nase erschien zu York im Jahr 1823." — „Es war Anno 22," unterbrach ihn eine sanfte Stimme hinter der Thüre, welche sich eben öffnete, und einem langen, hagern Mann in völlig schwarzem Anzuge, mit silbernen Knie- und Schuhschnallen, Einlaß gab. Diese Worte, aber noch mehr die Person, die sie gesprochen, erregten eine lange Pause in der Rede des Grünrocks. Er zog die Cigarre aus dem Munde und blickte den Fremden mit stummem Erstaunen an. Eine solche Unterbrechung der Rede eines Mannes, der wegen seiner Redseligkeit so berühmt war, mußte natürlicherweise die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft erregen, welche außer dem Wirthe aus drey Personen bestand, nämlich dem Barbier, dem Stadtmusikus und dem Stadtschreiber. Sie sahen bald den kleinen Mann im grünen Rocke, bald den langen Mann im schwarzen, der sich inzwischen an's Feuer gesetzt und eine Pfeife aus der Tasche gezogen hatte, bald einer den andern an, als wollten sie fragen: „Was, zum Gukuk, soll das heißen?"

Endlich faßte der Wirth Muth zur Frage: „Wer ist Er, Freund?" — „Ich bin der Mann mit der Nase," erwiederte der neue Gast, indem er die Pfeife aus dem Mund zog und eine Wolke Tabaksrauch von sich blies. — „Der Mann mit der Nase!" murmelte der Wirth mit

starrem Blick, „und was steht denn zu Seinem Befehl?" — „Eine Kanne gutes Bier und ein Bett für die Nacht," antwortete der Fremde, indem er wie vorher die Pfeife aus dem Munde nahm und sie sogleich wieder hineinsteckte. Diese Antwort enthielt zwar nichts Merkwürdiges, vermehrte aber dennoch das Erstaunen der vorerwähnten Personen, die ihn mit einer Neugierde anstarrten, welche unverzeihlich gewesen wäre, wenn der Mann nicht eine so ungemeine Nase gehabt hätte. Es war weder eine Adler-, noch Römer-, noch Stumpfnase, ja sie gehörte durchaus zu keiner Klasse, und zeichnete sich blos durch ihre außerordentliche Länge und Röthe aus, und glich mehr einer Maskennase als der Nase eines Menschenkindes.

„Der Mann mit der Nase!" schrie der Wirth noch einmal mit aufgehobenen Händen. „Der Mann mit der Nase!" wiederholten der Barbier und der Fiedler mit gleichem Erstaunen. „Ja, der Mann mit der Nase," wiederholte der Fremde; ist das so was Merkwürdiges, daß ein Mann eine Nase im Gesicht hat?" — „Aber eine solche Nase!" rief der Stadtschreiber beynahe athemlos vor Verwunderung. „Freylich meine Nase ist etwas ungemein in ihrer Größe, das muß ich gestehen, sprach der Eigenthümer der Nase, aber dennoch, mein Freund, ist es immer — ist es immer — ist es immer" — „Was?" rief der Stadtschreiber mit gespannter Neugierde. „Eine Nase," schloß der andere, indem er die Pfeife wieder in den Mund steckte, und mit unbeweglichem Ernste fortrauchte.

Diese Antwort brachte die Gesellschaft ganz außer Fassung; sie wußten nicht mehr was sie sagen sollten, und murmelten nur noch abgebrochene Worte zwischen den Zähnen, die keiner außer ihnen verstehen konnte. Sie lehnten sich auf ihre Stühle zurück und starrten den Fremden an, der von seiner Seite ihre Musterung nicht zu bemerken schien. Je länger er rauchte, desto dringender wurde ihre Neugierde, und dieses schmerzhafte Gefühl war aufs höchste gestiegen, als der kleine Mann mit dem grünen Rock aufstand, einen Schilling als seinen Theil der Zeche auf den Tisch warf, seinen Hut aufsezte und in sichtbarer Angst aus der Stube eilte.

Jezt fing es den andern an unheimlich zu werden, ohne daß sie wußten warum. Der Fremde hatte freylich eine lange Nase — aber was gab es dabey zu fürchten, war sie auch schon länger als die längste, die einem von ihnen je vorgekommen war. Das sagte sich ein jeder von ihnen wohl hundertmal; aber was half's? sie vermochten kein Auge von dem langen Mann mit der langen Nase zu verwenden, welcher vor dem Feuer so ganz zu Hause zu seyn schien, seine Pfeife fortrauchte, und dann und wann der Kanne zusprach, die auf sein Verlangen die Magd vor ihn gesezt hatte, während sie selbst ihr gutes Bier ungekostet vor sich stehen ließen. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen; der Wirth strich sich von Zeit zu Zeit mit bedeutenden Seitenblicken den fetten Bauch; der Geiger wagte dann und wann ein halbunterdrücktes Gähnen; der Barbier starrte wie angewurzelt; der Stadtschreiber athmete schwer wie ein Blasbalg — kurz die vier Leute saßen da wie bezaubert, eben so unfähig zu reden als sich zu bewegen.

Inzwischen ging es bey dem Fremden Puff — puff — puff, und jedem Puff folgte eine Rauchwolke, die, nachdem sie ihm das Gesicht verhüllt hatte, sich entweder in der Stube verlor, oder in wellenförmigen Massen ins Kamin emporstieg. Mit jedem Puff stieg die unerklärliche Angst der Viere — ihre Wünsche führten sie weit weg von dem geheimnißvollen Raucher, aber wie von Basiliskenblicken festgehalten, wagte es keiner sich zu entfernen. Doch endlich faßte sich der Stadtschreiber, welcher der Thüre zunächst saß, ein Herz. Nachdem er sorgfältig zuerst diese, dann den langen Mann angesehen, faßte er schnell seinen Hut und war wie ein Bliz aus der Stube. Er war noch nicht drey Minuten weg, als der Geiger seinem Beyspiele folgte und den Barbier und Wirth mit ihrer Angst allein ließ. Der leztere rückte instinktmäßig seinen Stuhl näher zum Sitze des Bartputzers. Aber der Held des Rasiermessers schien wenig geneigt, ihn lange durch seine Gegenwart zu trösten; der arme Schelm zitterte am ganzen Leibe, ein kaltes Fieber schien ihn zu schütteln; leichenblaß und mit klappernden Zähnen hob er sich in die Höhe, schlich mit schlotternden Knieen um die leeren Stühle herum und sprang auf einmal wie ein gescheuchtes Reh mit einem Satze zur Thür hinaus.

(Der Beschluß folgt.)

Das Hospitalschiff Grampus auf der Themse.

Eine Menge kranker und im Elende befindlicher Matrosen, welche vormals die Straßen von London, besonders des Winters, füllten, haben im Jahr 1821 Veranlassung zur Errichtung eines Hospitalschiffs gegeben, das durch freywillige Beyträge erhalten, und durch einen Ausschuß von wackern Männern geleitet wird. Das dazu erforderliche Schiff wurde von der Admiralität, auf Verlangen des Ausschusses bewilligt, und das Fünfzig-Kanonen-Schiff Grampus dazu bestimmt, das nun in der Nähe von Deptford auf der Themse vor Anker liegt.

Matrosen und Seeleute überhaupt, welche von Jugend auf an die Gefahren des Oceans gewöhnt sind, haben einen ganz verschiedenen Charakter, und ihre Gewohnheiten vertragen sich mit denen solcher Personen nicht, welche auf dem Lande erzogen wurden. Ihr größter Feh-

ler liegt in dem beynahe gänzlichen Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit, und sie sorgen nie für den kommenden Tag, als bis es zu spät ist. Dabey haben sie einen eigenthümlichen Widerwillen gegen alle nicht ausschließend für Seeleute bestimmte Anstalten, und willigen nur dann ein, sich dahin zu verfügen, wenn ihnen das Elend zu groß wird. Dieß ist besonders sichtbar, wenn sie Krankheit halber nach einem Hospital auf dem Lande gebracht werden sollen, denn sie wollen lieber auf einem Schiffe sterben als dort wieder gesund werden.

Aus diesem Grunde, und weil es traurig ist, so viele ehemals nützliche Menschen ohne Obdach herumirren zu sehen, denen das Vaterland großen Dank schuldig ist, wurde dieses Hospitalschiff eingerichtet, dessen Anordnungen wirklich lobenswerth sind.

Jeder kranke Matrose, der sich an Bord des Hospitalschiffs zeigt, wird augenblicklich ohne weitere Empfehlung aufgenommen, wenn sein Zustand Hülfe erheischt. Häufig geschieht es, daß Schiffe aus großen Entfernungen auf der Themse ankommen, und kranke Matrosen an Bord haben, die nun augenblicklich aufgenommen werden, während man früher mehrere Tage auf Erlaubniß dazu aus dem Hospital warten mußte. Dieß war die Ursache, daß mancher Kranke entweder ein Opfer der Verzögerung wurde, oder nicht mehr herzustellen war.

Wenn kranke Matrosen hergestellt sind, so werden sie nicht augenblicklich aus dem Hospitale vertrieben, sondern dürfen bis zu ihrer völligen Genesung und bis sie Arbeit finden daselbst verweilen, wozu ihnen auch der Ausschuß behülflich ist. Dieß ist um so wohlthätiger, weil dadurch zugleich die ärztlichen Vorschriften besser befolgt werden können, jeden Genesenden nach dem Klima zu senden, das am besten für ihn taugt.

Auf dem Schiffe wird eifrig für die Verbreitung der christlichen Lehren sowohl unter den Kranken als Gesunden gesorgt, wozu ein eigener Kaplan angestellt ist. Kommen Schiffbrüche vor, und die dabey verunglückten Seeleute sind dergestalt ruinirt, daß ihre Gesundheit nicht mehr hergestellt werden kann, so werden sie mit aller möglichen Sorgfalt und Bequemlichkeit nach Hause geschafft. Andere werden gekleidet und mit sonstigen Bedürfnissen versorgt. Diese Anstalt, welche den Britten so viele Ehre macht, erstreckt sich aber nicht blos auf einheimische Matrosen, sondern sie steht auch den fremden Seeleuten aller Nationen offen, und verdient daher, daß man sie öffentlich mit Dank anerkenne.

Dieses Hospital wurde den 24sten Oktober 1821 eröffnet, und in weniger als sechzehn Monaten waren bereits 1030 kranke Matrosen darin aufgenommen worden. Der König, als Schutzherr dieser Anstalt, gibt jährlich hundert Guineen dazu, und die ganze Einnahme mag sich ungefähr auf 3000 Pfund Sterling belaufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 14. Februar.

Die am 10ten Januar dieses Jahrs so solenn begangene Feyer der hundertjährigen Existenz unsrer Akademie der Wissenschaften, der ersten gelehrten Anstalt unsers großen Kaiserstaats, gehörte gewiß zu den wichtigsten wissenschaftlichen Festen, deren sich unsre nordischen Musen in der letzten Zeitepoche zu erfreuen hatten. Zwar ward die Stiftungsakte der Akademie schon am Schluß von 1724, und noch unter Peter des ersten Regierung entworfen; doch verhinderte der Tod dieses Monarchen (er starb bekanntlich am 9ten Februar 1725) sie durch seine Unterschrift zu sanktioniren, dieß geschah erst durch seine Gemahlin, die Kaiserin Catharina die erste, am 21en Januar 1726. Am 8ten Januar desselben Jahrs hielt sie ihre erste öffentliche Sitzung, doch war die Zahl ihrer Glieder, die alle aus dem Auslande einberufen werden mußten, bey weitem noch nicht voll; dieß war erst bey ihrer zweyten, am 13ten August desselben Jahrs stattgefundenen Sitzung der Fall, die geschichtlich als ihre erste öffentliche Einweihung gelten sollte, und von Catharinen mit ihrer Gegenwart beehrt ward; billig hätte auch die gegenwärtige Säkularfeyer im letztvergangenen August celebrirt werden sollen, doch die Akademie datirte sie vom Tage ihrer zuletzt gehaltenen fünfzigjährigen Jubelfeyer, die sie auf den ausdrücklichen Wunsch der Kaiserin Catharina der zweyten, welche ihr beywohnte, am 10ten Januar 1777 beging. — Eine besondere Deputation, bestehend aus dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Admiral Schischkow, dem Präsidenten der Akademie, Geheimenrath Uwarow und einigen Akademikern, verfügte sich zwey Tage zuvor in das eigene Palais des Kaisers Nikolaus und seiner durchlauchtigsten Gemahlin der Kaiserin Alexandra, darauf zur Kaiserin Mutter, die schon vor fünfzig Jahren, noch im schönsten Lenze der Jugend als russische Großfürstin und Gemahlin des nachmaligen Kaisers Paul des ersten, strahlend an der Seite ihrer erhabenen Schwiegermutter, jener Sitzung obgedachter Jubelfeyer beygewohnt hatte, und zu allen übrigen erlauchten Gliedern unsers erhabenen Kaiserhauses, um sich das Glück ihrer Gegenwart zu dieser so merkwürdig-seltenen Feyer zu erbitten. Von allen, selbst vom Kaiser und seiner Gemahlin, (letztre erfreut sich gerade jetzt keiner ganz festen Gesundheit), erhielt sie dazu die Gewährung in den huldvollsten Ausdrücken. Der Kaiser bezeugte der Deputation sogar freywillig den Wunsch, mit seinem geliebten Sohne, seinen Brüdern und seinem hochverehrten Schwiegervater, dem Könige von Preußen, unter die Zahl der Ehrenmitglieder der Akademie aufgenommen zu werden. Die Versammlung des gedachten Tages war eine der glänzendsten, die wir in literärischer Hinsicht in neuerer Zeit hier erlebt haben. Man sah in derselben ein Publikum aus unsern höhern und gebildetsten Ständen. Der hohen Geistlichkeit, den Gliedern des auswärtigen diplomatischen Korps, den distinguirten Staatsbeamten und allen anwesenden Ehrenmitgliedern der Akademie waren besondere Plätze zu beyden Seiten des Sitzungstisches eingeräumt, um den herum die Akademiker die ihrigen einnahmen. Der schöne große Konferenzsaal, Monate zuvor für diesen

wichtigen Tag mit der ihm entsprechenden Würde eingerichtet und ausgeschmückt, ward an demselben der hohen Versammlung zum ersten Male geöffnet. In einer Vertiefung des Saals, unter Marmorsäulen, befand sich unter einem Baldachin die Kolossal-Büste Kaiser Peters des Großen, ihm zur Rechten die des jezt regierenden Kaisers, zur Linken die des Kaisers Alexander des ersten, beyde in Lebensgröße. In einiger Entfernung standen die Brustbilder der Kaiserinnen Catharina der ersten und der zweyten. Vor der Büste Peters des ersten befand sich die erhöhte Rednerbühne, an einem halbrunden Tische, vor welchem sämmtliche Akademiker ihre Sitze hatten. Um halb zwölf Uhr erschien der Kaiser, begleitet von seiner ganzen durchlauchtigen Familie, selbst von seinem Sohne, dem jezt neunjährigen Thronfolger und Großfürsten Alexander. Der Monarch und die erhabenen Seinigen wurden mit dem feyerlichsten Gepränge, unten an der großen Paradetreppe, von dem General-Kriegsgouverneur der Residenz, Herrn von Kutusow, oben aber von Herrn von Schischkow, seinem neuernannten Gehülfen, Herrn von Bludow, und der obenerwähnten akademischen Deputation empfangen und begrüßt. In einem Vorsaale ließen sich Se. Majestät die sämmtlichen Akademiker einzeln vorstellen. Sie waren an diesem Tage in die Preobraschenskische Gardeuniform, die Uniform des Leibregiments Peters des Großen, des ursprünglichen Gründers der Akademie gekleidet. Die höchsten Personen nahmen ihre Sitze auf einer Reihe für sie hingestellter Sessel, wenige Schritte von den Akademikern entfernt, die Büsten ihrer Ahnen im Auge habend. Links an den Wänden saßen die Ehrenmitglieder der Akademie, rechts die Glieder des diplomatischen Korps, im entferntern Hintergrunde des Saals die übrigen zu dieser Feyer geladenen Gäste, deren Zahl sich weit über 400 belief. — Nun bestieg der Präsident, Hr. von Uwarow, die Rednerbühne und gab der erlauchten Versammlung in russischer Sprache einen gedrängten Abriß der Geschichte der Akademie, während des ersten Säkulums ihres Bestehens. In demselben gedachte er dankbar des großmüthigen Schutzes aller wissenschaftlichen Beförderungsmittel, welche die verschiedenen Herrscher Rußlands, von Peter dem Großen bis auf Alexander, ihr zur allmählichen Vervollkommnung, mit so zuvorkommend eifriger Liebe gewährt hatten. Am längsten verweilte er in dieser Skizze bey der Regierungsgeschichte Catharinens der zweyten, die auch gewiß für Rußlands Kulturgeschichte die goldene Epoche bildete. Wir können nicht umhin, aus dieser interessanten Rede die merkwürdige Stelle hier auszuheben, die spezielle Beziehung auf den unter dieser großen Monarchie so vielfältig entfalteten wissenschaftlichen Wirkungskreis der Akademie nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, 26. Jan. und 3. Febr.

(Fortsetzung.)

Unter den drey Puppentheatern zeichnet sich, wie immer, Fiano durch seine sehr reinliche, oft sogar höchst elegante Kleidung, besonders aber durch den bis zur Vollendung gesteigerten Mechanismus der Bewegung aus. Einer der merkwürdigsten besteht darin, daß sie Bouteille und Glas ergreifen, sich einschenken und das Glas vor den Mund setzen. Da diese Spiele stets mit sehr gutem Gesang (Arien und mehrstimmigen Stücken) versehen sind, und das kleine Orchester wirklich recht brav spielt, so ist das Theater, ob es gleich jeden Abend drey Mal spielt, stets gedrückt voll. Im Parterre zahlt die Person einen Carlino (neapolitanische Münze, welche hier dem Namen nach gilt, und so viel wie sieben und einen halben Bajocchi bedeutet), und auf der Gallerie zehn Bajocchi.

Von den Theatern auf die Moden, ist nur ein kleiner Sprung: denn wo haben die Moden mehr Gelegenheit sich zu zeigen, als eben in den Schauspielhäusern? Unter den Moden des Tages zeichnen sich am weiblichen Geschlechte die ungeheuren Locken auf der Stirne und um die Schläfe herab am meisten aus. Wer die Moden getadelt hat, hat die menschliche und physische Natur getadelt, denn wem ist es bis jezt gelungen den lezten Schönheitsgrundsatz für beyde aufzufinden? Wenn aber die Römerinnen den reizendsten Schmuck, den irgend die Natur ertheilt haben kann, ihre Haare nämlich, der Mode wegen abschneiden, um sie mit künstlichen Locken zu ersetzen, und um des Guten zu viel zu thun, so kann der unpartheyische Beobachter nicht anders als eine solche jämmerliche Verkehrtheit mit Bedauern ansehen. Denn wer immer den reizendsten Schmuck, den das weibliche Geschlecht besitzen kann, und der vorzugsweise vor allen andern Frauen des Erdbodens das Haupt der Römerinnen schmückt, nach Gebühr zu schätzen vermag, dem muß der Unverstand, diese seltene Naturgabe nur darum zu vernichten, um sie durch einen ärmlichen, künstlichen Ersatz nur immer noch mehr zu übertreiben zu suchen, in seiner ganzen Jämmerlichkeit erscheinen. Die Köpfe der meisten Römerinnen von Stande, oder der, welche dafür gehalten werden wollen, sind dergestalt in einen Wust von Locken gehüllt, daß im eigentlichen Verstande nichts anders als die Nase hervorsieht. Glücklicherweise ist diese, troz der von Jahr zu Jahr immer mehr verschwindenden römischen Nationalphysiognomie, noch immer römisch, das heißt, gebogen genug, um anzuzeigen, daß das respektive Gesicht kein Pudel, sondern ein Menschenantliz ist. An den Köpfen derjenigen Frauen jedoch, welche entweder nicht reich oder verbildet genug sind, um eine bewundernswürdige Naturschönheit gegen einen künstlichen Behelf zu vertauschen, beweist die besagte Lockenmode die wunderbare Begünstigung, welche die Natur den Römerinnen vor allen andern Frauen der Erde hat angedeihen lassen, denn eben die Sorgfalt, welche auf die Bildung der Locken, und folglich auch auf die reinliche Unterhaltung der Haare verwandt werden muß, läßt leztere in desto glänzenderem Lichte erscheinen. Im Auslande hat man keinen Begriff davon, was so ein Lockenstrudel in seiner wellenförmigen Fülle und geglätteten Rabenschwärze, auf einem weiblichen römischen Kopfe, gleichfalls dem schönsten, welcher irgend auf Frauenschultern sitzen kann, sagen will. Wenn übrigens, wie nicht anders zu vermuthen steht, die Lockenmode auch im Auslande herrscht, so dürfte daselbst kein einziges Frauenzimmer im Stande seyn, sie bis zu der Uebertreibung, wie hier, mit ihren eignen Haaren mitzumachen. Hier in Rom braucht ein Frauenzimmer nur eben einen Strich eines halben Fingers breit zu nehmen, um sich acht Locken, dick wie eine geballte Faust, auf die Stirne und an die Schläfe zu machen.

Der Papst fährt fort, sich von der einen Seite, als Regent und Gesetzgeber, eben so streng als von der andern, als Vater und Freund seiner Unterthanen, gütig, liebenswürdig, ja selbst scherzhaft zu zeigen. Mehrere Anekdoten laufen davon im Publikum herum, welche sämmtlich beweisen, wie sehr er den Ernst, welcher ihm von seiner erhabenen Würde auferlegt wird, durch Leutseligkeit zu mildern weiß, wenn es die Umstände gestatten.

(Der Beschluß folgt.)

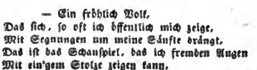
Beylage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März 1827.


— Ein fröhlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt,
Das ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stolze zeigen kann.

Schiller.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

Der vor Kurzem erschienene dritte Band der Memoiren des Grafen von Segur, Pairs von Frankreich, enthält vornehmlich die Beschreibung der berühmten Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien im Jahr 1787, auf welcher Herr von Segur, damals französischer Gesandter, die große Herrscherin begleitete, und die er folgendermaßen erzählt:

„Meine Bestimmung war, an dem Siegeswagen Katharinens ihr großes Reich und jenes Taurien zu besuchen, das in der Fabel sowohl als in der Geschichte berühmt ist, und welches diese kühne Frau den wilden Kindern Mahomets entrissen hatte. Ich sollte Zeuge der Verehrung seyn, welche ihr unterwegs eine Menge Fremder von hoher Bedeutung zollen wollten; ein König von Polen, neuerlich durch diese gebieterische Monarchin eines Theils seiner Staaten beraubt, ja sogar der Kaiser des Occidents, der sein Diadem ablegte und für einen Augenblick den Purpur auf die Seite legte, mischte sich unter die Hofleute der kaiserlichen Siegerin. Zugleich Hofmann und diplomatischer Unterhändler, sollte ich die Gunst dieser ehrgeizigen Fürstin immer mehr zu erhalten suchen, zugleich aber auch ihre Plane und Handlungen beobachten. Ihre zahlreichen Truppen standen damals an den Ufern des Dnieper und des schwarzen Meeres, und sie schien, im Einverständniß mit ihrem Alliirten, Joseph II., das ottomanische Reich mit einer nahen und gänzlichen Zerstörung zu bedrohen. Zu dieser merkwürdigen, sonderbaren Sendung ging ich ab ohne Gesandtschaftsgefolge, ohne Kanzley, ohne Sekretär. Unaufhörlich auf der Reise, unter Festen, Audienzen, Hofcerkeln und Spielen konnte ich keine Freyheit zur Beobachtung, keinen einsamen Augenblick zum Nachdenken voraussehen. Für einen Reisenden, der frey ist, wird Alles belustigend, unterrichtend oder anziehend; aber ein Hof, mit dem man reist, wird allein zum Gegenstand der allgemeinen Neugierde; der Hof ist das, was man schaut, und nicht das Land; nicht die Menschen und die Völker sieht man, sondern sie selber eilen herbey, und unter dem ewigen Lärm ihres freywilligen oder gezwungenen Zurufs hat man wenig Muße, um sich angenehm zu unterhalten oder um in der Stille zu beobachten. Darum erwartete ich auch nicht, auf dieser Reise von 800 Stunden hin und 800 Stunden her, die Länder und die Menschen in ihrem natürlichen Zustande zu sehen.

Einen Monat vor unserer Abreise nach der Krimm verließ uns der östreichische Gesandte, der Prinz von Ligne, um dem Kaiser Joseph II. den Reiseplan der Kaiserin zu bringen; zu meinem großen Leidwesen sollte er uns erst in Kioff (Kiow) wieder antreffen, und seine gewöhnlichen Gefährten wieder mit sich bringen, nämlich die natürliche und dabey anziehende Lustigkeit, jene edle und angeborne Grazie, jene immer gleiche, frohe Stimmung, die nur geistvollen und gutmüthigen Menschen angehört, und die reiche, mannigfaltige Phantasie, bey welcher die

Unterhaltung nie stockt und die Langeweile auch an einem Hofe troz aller Etikette keinen Augenblick eintritt.

Den 17ten Jaunar reisten der Herr Fitz Herbert (englischer Gesandter), der Herr Graf Cobentzel und ich nach Czarskoezelo; wir trafen da die Kaiserin; sie war gegen ihre Gewohnheit etwas düster, weil sie die Großfürsten Alexander und Konstantin nicht mit sich auf die lange Reise nehmen konnte, und weil ihr Günstling, der Flügeladjutant Graf Momonoff, ein wenig Fieber hatte. Der Cerkel dauerte nicht lange; um acht Uhr wurden wir entlassen. Wir sahen damals nicht voraus, daß dieser Triumphzug einem großen, bald nachher eintretenden Umsturz vorausgehen werden sollte. Ohne jedoch diese furchtbare Zukunft vorauszusehen, schien die große Reise gerade bey ihrem Antritt schwer auf uns zu lasten, und zwar aus ganz natürlichen Gründen; Fitz Herbert, ohnedieß melancholisch und gerne unabhängig, hätte lieber den Hof sich entfernen gesehen, und wäre mit Vergnügen bey einer russischen Dame, die er zärtlich liebte, und bey Herrn Ellis, einem der liebenswürdigsten Engländer, geblieben. Was mich betrifft, so quälten mich einige Briefe aus Frankreich; dort fing der Schleyer der Täuschungen, womit uns Herr von Calonne geblendet hatte, an sich zu lüften; eine große Krise drohte, und dieser kühne, leichtsinnige Minister beschleunigte sie noch durch seine gewagten Maßregeln, wodurch er sie entfernen wollte. Auch sollte auf dieser Reise nach der Krimm alle Korrespondenz für mich aufhören, nur selten sollte ich Nachrichten von Gattin, Kindern, Vater, Vaterland und allen andern Gegenständen meiner Liebe erhalten; ich sollte doppelt abwesend seyn. Unter uns drey behielt der Graf von Cobentzel allein seinen unveränderlichen Frohsinn, der Hof war sein Element. Uebrigens waren wir jung; in des Lebens Frühling lassen die Sorgen eben so wenig Spuren im Herzen als Furchen auf der Stirne.

Den 18ten Januar 1787 machten wir uns auf den Weg; die Kaiserin nahm in ihren Wagen die Mademoiselle Protosoff und den Grafen Momonoff, welche sie nie verließen, den Grafen Cobentzel, den Oberstallmeister Narischkin und den Oberkammerherrn Schuwaloff. Im zweyten Wagen waren Fitz Herbert und ich, nebst den Grafen Tschernitscheff und Anhalt. Der Zug bestand aus vierzehn Wagen, 124 Schlitten und vierzig Hülfsfuhrwerken; 560 Pferde warteten auf jeder Station. Wir hatten siebenzehn Grad Kälte, der Weg war vortrefflich; rasch gleiteten wir dahin, unsere hoch aufgesetzten Wagen schienen zu fliegen. Wir waren Alle in ungeheure Bärenpelze eingewickelt und unter denselben trugen wir feines, kostbares Rauchwerk; auf dem Kopf hatten wir Mardermützen; damit waren wir auch gegen zwanzig und fünf und zwanzig Grad Kälte gesichert, und in den Absteigequartieren hatten wir von den Ofen vielmehr das Uebermaß der Heitzung zu befürchten. Die Sonne beleuchtete uns nur sechs bis sieben Stunden des Tags, aber bey Nacht verschaffte uns ein orientalischer Luxus eine beständige Helle; auf beyden Seiten der Straße brannten ganz nahe aneinander ungeheure Haufen von Tannen, Birken und Fichten; die nächtlichen Feuer waren glänzender als die Lichtstrahlen des Tages, und die stolze Selbstherrscherin des Nordens sprach zu der dunkelsten Nacht — es werde Licht. Wir durcheilten unabsehliche Ebenen, gleich Meeren von Schnee, in den Wäldern glänzten die Eiszapfen an den Bäumen wie Krystalle und Diamanten; unzählige Schlitten, wie Flotten von leichten Barken, flogen in allen Richtungen durch das Land und trugen die Produkte und Waaren von Osten nach Westen, und von Norden nach Süden. Einen sonderbaren Kontrast bildete auf dem weißen ungeheuern Raume die lange Reihe von tausend Feuern und der zahlreiche majestätische Zug der erlauchten Herrin des Nordens; die tiefe Stille des Landes wurde je bey Annäherung eines Marktfleckens oder einer Stadt unterbrochen durch das begrüßende Geschrey der Bewohner.

Das Leben der Kaiserin war auf ihren Reisen immer dasselbe; um sechs Uhr stund sie auf und arbeitete mit ihren Ministern; dann frühstückte sie und ließ uns vor. Um neun Uhr machte man sich auf den Weg; um zwey Uhr hielt man an zum Mittagsmahle; wir stiegen wieder ein und fuhren bis sieben. Ueberall wartete ein Pallast oder ein für sie bereitetes niedliches Haus auf sie. Alle Tage speisten wir mit Ihrer Majestät; dann brachte sie einige Minuten mit ihrer Toilette zu, kam wieder in den Salon, sprach oder spielte mit uns, und zog sich um neun Uhr zurück, um noch bis eilf Uhr zu arbeiten. Wir wurden in den Städten immer bey reichen Einwohnern, aber in den Flecken bey den Bauern untergebracht; bey diesen konnten wir indessen wegen der Hitze ihrer Kammern nie schlafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Mann mit der Nase.

(Beschluß.)

Nie befand sich ein Mensch in einer solchen Lage als jezt der Wirth, nie sah man die Todesangst so deutlich auf ein Gesicht gemalt. So lange seine Freunde neben ihm saßen, war seine Lage noch einigermaßen erträglich; aber als sie sich einer nach dem andern entfernten, als er sich endlich mit dem furchtbaren Unbekannten allein sah, da wußte er sich vor Angst nicht mehr zu helfen. Da saß er nun auf seinem hochgepolsterten Stuhle, seinem Gaste gerade gegenüber, welcher von seiner Seite fortrauchte, ohne des andern Gegenwart durch einen Blick zu beachten. Das Feuer brannte helle, und warf einen röth-

lichen Schein auf die rein gescheuerten Krüge, Töpfe und Kessel an den Wänden umher, und die großen Speckseiten, welche von dem Boden herabhingen, warfen den Schein von ihrer fetten Oberfläche spiegelnd zurück. Er vermochte nicht, sich von seinem Sitze zu bewegen, er konnte weder sprechen noch denken. Ja er konnte nichts als hören und sehen, und er sah und hörte nur das, was seine Angst steigern konnte. Vor ihm saß die lange, unbewegliche Gestalt des Mannes mit der Nase, und das unaufhörliche Puff! Puff! seiner Pfeife fiel wie eben so viele Quecksilberkügelchen auf sein Ohr. Er versuchte es die Augen zu schließen, aber das ewige Puff! Puff! gab ihm die nur zu deutliche Versicherung von dem Daseyn seines Quälgeistes; und die geschäftige Einbildungskraft brachte ihm dessen lange Nase grinzend so dicht vor's Gesicht, daß er den Tabaksdampf, der sie umhüllte, zu fühlen glaubte; wider Willen mußte er die Augen aufschlagen, und der Mann mit der Nase saß da wie vorher und rauchte. Ein Schauder lief ihm über's Herz, aber nicht durch die Glieder, diese blieben unbeweglich — alle Anstrengungen, um aufzustehen und zu entfliehen, alle Bemühungen Hülfe zu rufen, blieben fruchtlos; an Händen, Füßen und Zunge gebunden, mußte er auf dem Sessel angezaubert sitzen bleiben und leiden. Die ganze Welt schien sich gegen ihn verschworen zu haben; weder Knecht noch Magd ließen sich hören oder sehen, seine besten Freunde hatten ihn im Stich gelassen, und der sonst so sehr besuchte goldene Löwe blieb diesen Abend ohne einen einzigen Kunden, der den armen Wirth hätte von seiner Qual befreyen können.

Dieser schreckliche Zustand hatte schon lange fortgedauert, als die Wanduhr eilfe schlug, und der Gukuk in derselben die Schläge eben so oft beantwortete. So lange diese Unterbrechung der Puff-Puff-Stille dauerte, fühlte unser armer Wirth einige Erleichterung — aber ach! die Schläge hörten auf, der Gukuk schwieg, und Puff! Puff! schallte lauter als vorher — Puff! Puff! blies der Mann mit der Nase, Tick! tick! ging die Uhr, und krach! krach! antwortete darunter das flackernde Feuer — der Wirth wollte vor Angst vergehen. Der Schweiß lief ihm in großen Tropfen über das glühende Gesicht; seine Hände waren krampfhaft gefaltet, sein Athem arbeitete sich in schweren Pausen aus seiner pochenden Brust, und versagte ihm den Trost der Klage; ja er vermochte nicht einmal seinem gepreßten Herzen durch einen Seufzer Luft zu machen.

So rollten die Minuten vorüber, langsam und schwer, und der Fortgang der Zeit verkündigte sich durch das Puff! Puff! des langen Mannes, das Tick! Tick! der Uhr, dem Sinken des Feuers, und dem Schmelzen des trübbrennenden, ungepuzten Lichtes. — Endlich schlug und pfiff es zwölf — der Wirth schöpfte tief Athem. „Es ist zwölf Uhr, dachte er, jezt geht er gewiß, und befreyt mich von meiner Pein — o, er klopft die Pfeife aus!" sezte er freudig hinzu. Aber ach, es geschah nur, um sie auf's Neue zu füllen! Der Wirth sah, daß seinem Leiden noch kein Ende werden sollte, und versank in tiefere Muthlosigkeit als je. Der Fremde schien mit jeder frischen Pfeife neue Kraft einzusaugen; immer lauter und schneller erschallte sein schreckliches Puff, immer dichter und schwärzer erschienen die Rauchwolken in der immer dunkler werdenden Küche; sie umhüllten dem Fremden den Kopf; aber die Nase, die schreckliche geheimnißvolle Nase, leuchtete wie der Schweif eines unheildrohenden Kometen, roth und feurig mitten aus demselben hervor, wenn auch das Gesicht nicht mehr sichtbar war. Je länger sie der Wirth ansah, desto mehr schien sie zu wachsen; schon schien sie einen Fuß lang, und wer weiß, wie viel länger sie geworden seyn würde, hätte nicht der Mann die Pfeife aus dem Mund genommen, um einen Zug aus einer Kanne zu thun, denn jezt verzog sich der Rauch und zeigte Mann und Nase wieder in ihrer natürlichen Größe und Verbindung. Aber diese Beruhigung dauerte nicht lange; noch einmal ging die Pfeife in den Mund zurück, noch einmal trennte der aufwallende Dampf die Nase von des Mannes Gesichte, und noch einmal wuchs sie zu riesenhafter Länge. Während diese furchtbare Erscheinung sich wiederholte, ward die Küche immer dunkler; das Geräthe an den Wänden versank allmählig in der Hülle der Nacht, die Speckseiten hingen nur noch als schwarze Massen da, die Uhr war nicht länger sichtbar, und selbst der lange Mann war sogar ohne Tabaksdampf nicht mehr zu unterscheiden; aber das Puffen seiner Lippen dauerte fort, und übertäubte das Ticken der Uhr; und die Nase, die unmenschliche Nase zeigte sich noch immer wie ein glühender Feuerbrand im Dunkeln — eine Elle lang! Dem armen Wirth schwindelte der Kopf; die ganze Küche fing an sich mit ihm umzudrehen; er hörte furchtbare Töne; er sah Teufel von allen Gestalten, Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderes Ungeziefer im Rauche tanzen, und der Fremde schüttelte den Kopf, grinzte und krächzte mit höllischer Stimme, während seine Nase wie ein rothes Banner hin und her flog, und schwarze Teufel mit Schwänzen und grünen Augen sich darauf sezten, und gräßlich jauchzten. — Dieß war mehr als eine menschliche Natur zu ertragen vermochte; der arme Mann sank zurück, und eine wohlthätige Ohnmacht verschloß ihm mitleidig Aug' und Ohr . . . . . Als er wieder erwachte, war es heller Tag; der Mann mit der Nase war fort — er war vor einer Viertelstunde weggeritten, hatte seine Zeche richtig bezahlt, und Magd und Knecht freygebig beschenkt. — Wer mochte wohl der Mann mit der Nase gewesen seyn?

Neugriechisches Klephtenlied.

Photis, der Sohn des Zidros *).

Die Nachtigall singt im Gebirg, das Rebhuhn in den Thälern;
Es singt ein schönes Vögelein dort auf des Photis Grabe:
„Hat es dir Spros nicht gesagt? ein Mal und drey und fünf Mal:
Mein Photis, putz' dich also nicht mit deinem Schmuck von Silber,
Trag' deinen Turban nicht so hoch, laß nicht dein Silber sehen!
Die Albanesen sehen es und knirschen mit den Zähnen." —
„Sie fraßen mir das Silber nicht, den Uebermuth mir auch nicht,
Es fraßen die Geronten mich, Geronten von Livadia.
Ich hatte ihnen Geld geborgt, es waren siebzig Beutel,
Und wie ich noch ein Klephte war, versprachen sie's zu zahlen,
Doch da ich in Alassona mich hatte unterworfen,
Da sprachen zu einander sie, der eine sagt's dem andern:
Den Photis wollen tödten wir, den Photis, Sohn des Zidros;
Und sandten einen Brief darauf sogleich nach Alassona:
„An Achmet Bulumbaschi Gruß und allen Pallikaren **).
Wir aßen Brod und Salz mitsamm und werden's wieder essen;
So tödtet denn den Photis nun, Photis, den Sohn des Zidros;
Denn alle Dörfer will er uns und das Gebiet verheeren."

Th. K.

*) Fauriel I. 68 folg., hat vier Zeilen eines Liedes auf den Tod des Zidros, und ein Lied auf die Hochzeit des Sohnes des Zidros, also des Photis, den er indeß nicht mit Namen nennt. Ich besitze jenes im Originale ganz, und werde es ebenfalls in der Uebersetzung mittheilen.

**) Für Sprachkenner und Sprachforscher stehe hier die Bemerkung, daß das Wort παλληκάριον ohne Zweifel mit dem altgriechischen: πάλλαξ (d. i. Jüngling in der Blüthe seiner Jahre; wie der neugriechische Konstantinos Kumas in seiner neugriechischen Uebersetzung des griechisch-deutschen Lexikons von Riemer, welche 1826 in Wien bey Haykul erschienen ist, s. v. πάλλαξ sagt: νέος, τὴν ποιότητα τῆς ἡλικίας καὶ τοῦ μεγέθους) zusammenhängt und daraus entstanden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 27. Jan. und 3. Febr.

(Beschluß.)

Vor einiger Zeit war der Graf Giraud, bekannter und geschätzter Verfasser mehrerer Lustspiele (zum Beyspiele des Ajo in imbarrazzo u. s. w.) vom päpstlichen Schatzminister, mit dem er in seiner Eigenschaft als Direktor der von ihm errichteten Escompte-Bank in Kollision gerathen war, wegen Injurien belangt worden, und die Sache schien eine üble Wendung nehmen zu wollen. Er glaubte demnach nichts besseres zu thun zu haben, als den Papst um Gnade anzuflehen, damit der Prozeß niedergeschlagen werde. Dieß geschah. Der Graf wirft sich dem heiligen Vater zu Füßen, und bittet um Vergebung seines Vergehens; dieser hebt ihn lächelnd auf und spricht: „Ich wußte, daß Sie Lustspieldichter sind, daß Sie aber auch Tragödie spielen, war mir unbekannt." Des Prozesses ward fortan nicht weiter gedacht. In diesen Tagen sind zwey andere Züge bekannt geworden, welche nicht minder als der vorige von des Papstes Liebenswürdigkeit zeugen. Der Dichter Ferretti, der Verfasser aller Operntexte, zu welchen in Rom und für die römischen Theater seit zwanzig bis dreyßig Jahren die Musik gesezt worden ist, hatte sich in einer poetischen Epistel an den Papst gewandt, und ihn um ein Almosen angefleht. Dergleichen Betteley fällt hier weiter nicht auf, wo es Styl ist zu nehmen, wenn man etwas bekommen kann; sie hat selbst dann nichts Anstößiges, wenn sie, wie hier vom genannten Ferretti, der durchaus nicht bedürftig ist, sondern blos eine Krankheit von ein paar Wochen ausgestanden hatte, von Individuen getrieben wird, welche die Hände im Schooße ruhen lassen. Der Papst nahm die Supplik mit vieler Leutseligkeit auf, und schrieb mit eigenen Händen, indem er sich mehrerer der darin enthaltenen Reime bediente, auf den Rand derselben seine Entscheidung, welche dahin ging, Ferretti solle dreyßig Scudi bekommen, im übrigen aber fortfahren poetisirend zu schwitzen und sich abzumatten. Eine dritte Anekdote, welche neulich in einem öffentlichen Blatte dem päpstlichen Censor (Maestro del Sagro Palazzo *) zugeschrieben worden ist, soll, wie man jezt erfährt, vom heiligen Vater ausgegangen seyn. Ein Ordensgeistlicher hatte ein Buch geschrieben, welchem, wegen der vielen darin enthaltenen Sonderbarkeiten, besonders wegen der Prophezeihung, daß im Jahre 1831 die Welt untergehen werde, der Censor den Druck versagt hatte. Der Pater wandte sich unmittelbar an den Papst, und dieser schrieb mit eigener Hand auf das Titelblatt: Imprimatur anno 1831. Auch die Spielergeschichte, welcher ich in einer meiner vorigen Einsendungen gedacht habe, hat, in Folge der menschenfreundlichen Gesinnung des Papstes, für die dabey interessirten Individuen einen günstigern Ausgang genommen, als man anfangs geglaubt hatte: statt der dreyhundert Scudi Strafe, welche das Gesetz verhängt, sind sie sämmtlich jeder einzeln mit fünfzig Scudi davon gekommen. Einige Bursche, welche in diesen Tagen auf der Straße beym Spielen ertappt worden sind, haben das Cavaletto (Stockprügel, die auf einem öffentlich aufgeschlagenen Gerüste, in welches der zu Strafende an Händen und Füßen krumm eingeschlossen ist, ertheilt werden) bekommen, eine Strafe, welche, selbst wenn damit ein bloßes Polizeyvergehen geahnt wurde, vom hiesigen Volke für infamirend angesehen wird, auch übrigens unfähig zu jeder öffentlichen Dienstanstellung macht.

*) Dieses Amt wird bekanntlich seit Jahrhunderten stets von einem Dominikaner bekleidet. Ehemals scheint es das, was der Titel (Haushofmeister) besagt, gewesen zu seyn, aber seit dem Jahre 1620, wo (wahrscheinlich um den Orden für den, durch die Jesuiten bewirkten Verlust an Macht und Einfluß zu entschädigen) das Amt eines Staatscensors damit verbunden ward, sich blos auf die Geschäfte des leztern beschränkt zu haben. Der Maestro del S. P. ist der lezte in der Reihe der unmittelbaren höheren päpstlichen Staatsbeamten (Famiglia Pontificia), und der einzige Klostergeistliche unter denselben. Mit ihm müssen der Prefetto de' Sagri Palazzi Apostolici, welcher zugleich Maggiordomo ist, und der Maestro di Camera, beyde gleichfalls zu der Famiglia Pontificia gehörend, aber im Range über dem Maestro del S. P. stehend, nicht verwechselt werden. Leztere sind Prälaten, also Weltgeistliche.

Auflösung der Charade in Nr. 54:
Verstand.

Räthsel.

Frühlingsboten.

Zwey Frühlingsboten nenn' ich dir,
Darin sich gleich, daß für und für,
Wenn's lenzt, die Wände sie besalben.
Wie heißen sie? das rathe mir!

— o —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. März 1827.

„O, 's isch en Engel usem Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
— zum Trost und Sege gschickt.“

Hebel.

Eine kleine Gabe dankbarer Liebe auf das Grab meines theuern Lehrers J. P. Hebel.

So wärest du so lautlos still geschieden,
Kein dankbar Wörtlein wäre dir geweiht,
Kein frommer Wunsch von allen, die hienieden
Sich deiner Lehre, deiner Lieb' erfreut?

Mich treibt's, ich muß, und kann mich nicht bezwingen,
Dem Manne, der so viel an mir gethan,
Muß ich des Dankes kleine Gabe bringen,
So gut als ich mit schwachen Kräften kann.

Mein Lob kann deinen Namen nicht erheben,
Ich weiß es wohl, den groß und zart,
So lange deine schönen Lieder leben,
Ein jedes gute, reine Herz bewahrt.

Du hast mit deinen heitern, reinen Blicken
Der Schöpfung stille Herrlichkeit durchschaut,
Aus ihren hohen Bildern im Entzücken
Ein heilig Monument dir aufgebaut.

Wenn wir uns Hand in Hand mit dir ergehen
Im hehren Heiligthume der Natur,
Scheint Gottes Odem mild uns zu umwehen,
Und freundlich reden Wald und Bach und Flur.

Das Allerheiligste ist dir enthüllet,
Und Gottes Engel geh'n vor deinem Blick,
Und die Begeistrung, die dich fromm erfüllet,
Quillt uns aus deinem Munde fromm zurück.

Bald redest du in einfach schönen Lehren,
Erhellst mit Himmelsfreuden unser Herz,
Lehrst Gott in Geist und Wahrheit uns verehren,
Erhebst uns im Gebete himmelwärts.

Du lehrst auf deine einfach klare Weise,
Die auch der schlichte Menschensinn versteht,
Wie Sonn' und Mond in wandellosem Kreise
Die lichte Bahn im Himmelsraume geht.

Du schaffst schon früh im kindlichen Gemüthe
Durch der Geschichte heilig frommes Bild
Ein dankbar Herz für Gottes große Güte;
Bewahrst die Unschuld mit des Glaubens Schild.

Wie aber soll der Jüngling dich erheben,
Der deiner Lehre, deiner Lieb' genoß,
Dem sich in deines Geistes regem Leben
Ein neues Leben voller Lust erschloß?

Verjüngt, in neugeschaffenen Gestalten
Erstand vor uns der alten Dichter Welt;
Voll frischen Lebens sahen wir die Alten
Vom Lichte deines Genius erhellt.

Du lehrtest uns das Schöne zart empfinden,
Und kluges Maß im Flug der Phantasie,
Für die Gefühle rechte Worte finden,
Der Rede feingewebte Harmonie.

Doch lehrtest du nicht bloß in eiteln Worten;
Dein Beyspiel selber war der Achtung werth,
Und aus dir selber bist du ganz geworden,
Was noch die späte Nachwelt in dir ehrt.

Du hattest für dein kurzes Erdenleben
Natur zur holden Freundin dir gewählt,
Du bliebst ihr treu, von Glanz und Ehr' umgeben,
Und scheinst ihr selbst im Tode noch vermählt.

Die zarten Zweige senkt die Trauerweide
Auf deinen kleinen Hügel bald herab,
Bald schmückt Natur mit ihrem Feyerkleide
Im Frühlingsgrün zum ersten Mal dein Grab.

Der Dank, der sich aus meiner Seele ringet,
Sey rein und warm dir über's Grab gebracht.
Gewiß, wer Todten seine Opfer bringet,
Hat nicht auf irdischen Gewinn gedacht. —

H. A. V.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Am zweyten Tage unserer Reise erhielt ich nebst dem Herrn Fitz Herbert einen Platz in dem Wagen der Kaiserin. Die Unterhaltung war lebhaft, heiter und stockte nie. Die Rede kam auf die Muselmänner; sie nannte ihre Sultane „despotische Schwachköpfe, welche, erschöpft durch die Wollüste des Serails, beherrscht durch ihre Ulemas, und Sklaven ihrer Janitscharen, weder denken, noch sprechen, noch verwalten, noch sich schlagen können; ihre Kindheit sey ohne Ende." Bald darauf sprach man von ihrem eigenen Reiche, von dessen Ausdehnung, von ihren mancherley Völkerschaften und von den vielen Schwierigkeiten, welche Peter der Große und seine Nachkommen haben mußten, um Menschen von so verschiedenen Sitten zu civilisiren. Die Kaiserin stellte dabey den Satz auf, ein großes Hinderniß der Kultur sey in ihren Ländern der Ueberfluß an Lebensmitteln gewesen, indem nur das Bedürfniß den Kunstfleiß wecke; längs der Ufer des Wolgaflusses könnten die Einwohner ihre fruchtbaren Felder und ihre zahlreichen Heerden ganz vernachlässigen, die Fischerey würde sie hinlänglich nähren; hundert und zwanzig Menschen leben von einer Quantität Störe, die kaum 50 Kreuzer Reichsgeld werth wären. Ich aber meyne, das Haupthinderniß der Civilisation sey die Sklaverey; der Leibeigene hat nur physische und beschränkte Bedürfnisse.

Wir kamen nach Porkhoff; hier empfing uns der Fürst Repnin als Gouverneur mit ziemlich eitelm Prunke; er war es, der sich in Polen durch seinen Hochmuth verhaßt gemacht hatte. Einst wohnte der König Stanislaus dem Schauspiele bey; der erste Aufzug war bereits gespielt, als der russische Gesandte kam; er meynte, man hätte ohne ihn nicht anfangen sollen, verlangte, daß man den Vorhang fallen lasse, und befahl, das Stück wieder von vornen zu beginnen.

Um keine langweilige Vorlesung über Geographie zu halten, werde ich nicht alle unsere Absteigequartiere benennen. Ueberall versammelten sich die armen Landleute trotz der Kälte und blieben mit ihren eisigen Bärten vor dem kleinen Pallaste stehen, welchen man wie durch ein Zauberwerk hingestellt hatte; da sahen sie an einer reichlich besetzten Tafel, oder auf ungeheuer breiten Kissen bequemer Divane, das fröhliche Gefolge der Kaiserin, wie es das rauhe Klima, die Armuth des Landes nicht bemerkte, und wie man uns überall die vortrefflichsten Weine, die seltensten Baumfrüchte und die feinsten Speisen auftischte.

Die Kaiserin selber wußte diese unsere Cerkel immer zu beleben, so sehr sie auch auf der langen Reise immer dieselbe Einförmigkeit darboten; eine liebenswürdige Frau, auch wenn sie Königin und Despotin ist, läßt die Langeweile nie aufkommen. Folgender Zug ist vielleicht an sich nicht merkwürdig, aber er gibt einen ganz richtigen Begriff von Katharinens Geist. Einst wollte sie im Wagen, wo ich gerade über von ihr saß, ich sollte ihr einige flüchtige Gedichte von mir vorlesen. Gewöhnlich war sie ganz zutraulich mit ihren Reisegefährten; ihr junger Günstling war gegenwärtig; wir wußten, daß sie vormals andere gehabt hatte, wir kannten ihre Philosophie, ihre Fröhlichkeit, ihre Korrespondenzen mit dem Prinzen von Ligne, Voltaire und Diderot, und ich konnte mir also nicht wohl vorstellen, daß der etwas freye Ton einer galanten Erzählung ihr mißfallen würde. Ich las ihr also etwas vor, was freylich etwas frey und heiter, jedoch in den Ausdrücken noch immer so war, daß darüber einst der Herzog von Nivernais, der Prinz von Beauvau, und sogar Damen, die eben so tugendhaft als liebenswürdig waren, nichts zu sagen hatten. Aber zu meinem höchsten Befremden sah ich plötzlich, wie die heitere Reisende den Ernst einer majestätischen Monarchin annahm, und mich durch eine gar nicht hieher gehörige Frage auf ein[...] dern Gegenstand leitete. Einige Minuten nachher [...] ihr zu beweisen, daß ich die Warnung verstanden [...] bat ich sie, ein anderes Gedicht von ganz verschiedener [...] anzuhören; nun that sie dieß mit der verbindlichsten Aufmerksamkeit. Katharina wollte, daß man ihre Ge[...]heiten in Ehren halte; sie selber zog darüber den Schle[ier] der Sittsamkeit und der Würde.

Die Eigenliebe der Kaiserin wurde immer durch beißende Kritik Friedrichs II. beleidigt, der in bitterer [...] nie von Katharinens Finanzen, von ihrer Politik, v[...] schlechten Taktik ihrer Truppen, von der Sklaverey [...] Völker und von der geringen Festigkeit ihrer Macht [...] Darum spielte auch die Kaiserin oft auf diese [...]schen Züge an, indem sie ihr unermeßliches Reich kleine Haushaltung nannte. „Wie finden [...] sagte sie, meine kleine Haushaltung? Nicht [...] sie wird nach und nach eingerichtet und größer? Vi[...] hab' ich nicht, aber es scheint mir, das wenige we[...] angewandt." Ein ander Mal sagte sie zu mir: „[...]

darauf, Herr Graf, daß Ihre schönen Damen in Paris, Ihre feinen Herrn und Ihre Gelehrten Sie sehr beklagen, daß Sie da im Lande der Bären, bey den Barbaren, mit einer langweiligen Czarin herumziehen. Ich habe alle Achtung für Ihre Gelehrten, aber die Unwissenden sind mir lieber, mir, die ich weiter nichts zu wissen brauche, als wie ich meine kleine Haushaltung zu führen habe." „Ew. Maj. wissen besser, erwiederte ich, als irgend Jemand, was Frankreich von Ihnen denkt; Voltaire drückt glänzend und deutlich genug unsere Meynung und unsere Gefühle darüber aus. Aber dagegen könnten Sie über eine gewisse Furcht und Eifersucht böse seyn, welche auch die größten Mächte über die riesenhafte Zunahme Ihrer kleinen Haushaltung haben." „Ja, sagte sie bisweilen mit Lachen, ihr wollt nicht, daß ich eure Kinder, die Türken, aus meiner Nachbarschaft vertreibe; ihr habt schöne Zöglinge an ihnen, diese Schüler machen euch Ehre. Wenn ihr dergleichen Nachbarn in Piemont oder in Spanien hättet, die euch alljährlich eine Pest oder eine Hungersnoth brächten, und wenn sie euch alle Jahre ein Zwanzigtausend Menschen umbrächten oder wegführten, wie würde es euch gefallen, wenn ich sie in meinen Schutz nähme? Dann erst meyne ich, würdet ihr mich als eine Barbarin verschreyen." Ich zog mich, so gut ich konnte, aus der Sache und zwar durch Gemeinsprüche von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Gleichgewichts und des Friedens in Europa. Meine eigene Meynung war aber, daß die größten Mächte sich selber durch die blinde und falsche Politik beschimpfen, die sie zu Freunden und beynahe zu Zinspflichtigen jener wilden und sinnlosen Mauren, Tuneser, Algierer, Araber und Türken macht, die bald die Schande, bald der Schrecken der civilisirten Welt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neues Mittel, dreyßig Mal schneller zu reisen als bisher.

Vor drey Jahren erfand Vallance, ein englischer Ingenieur, eine Vorrichtung, mittelst welcher man zehnmal schneller sollte reisen können, als mit den bisherigen Mitteln. Das vorgeschlagene Mittel ist so außerordentlich, daß die Ausführung unmöglich schien, und man die Erfindung zu den chimärischen Projekten rechnen zu müssen glaubte. Da man aber vor Kurzem Versuche im Kleinen damit angestellt hat, und man der Sache bald eine größere Ausdehnung geben will, so werden einige Notizen darüber, die von Augenzeugen herrühren, nicht uninteressant seyn.

Diese Erfindung beruht auf dem Vortheil, der sich aus der Benutzung des atmosphärischen Drucks ziehen läßt, den der leere Raum bewirkt, der sich durch das Spiel einer Pumpe bildet, die durch eine, am Ende einer großen Röhre oder eines cylindrischen Gangs aufgestellte Dampfmaschine in Bewegung gesezt wird; in diesem Gange läuft auf einer Eisenbahn ein Wagen, an dem ein Schirm oder kreisrundes Brett befestigt ist, das den Gang schließt, und auf welches der Druck der Luft wirkt. Man sieht leicht, daß die Schnelligkeit des Wagens in dieser Art von großer Windbüchse ganz außerordentlich seyn kann, weil er sich mit der Geschwindigkeit der Luft, abgerechnet die Reibung und die Hemmungen in der Umdrehung der Räder, bewegen würde. Der Erfinder behauptet, die cylindrischen Blasebälge gewisser Werke treiben die Luft aus den Röhren mit einer Schnelligkeit, die zwischen 50 und 200 Lieues in der Stunde wechselt, und er hält es für möglich, den Wagen, die in den großen Cylindern laufen, eine Geschwindigkeit von 30 Lieues in der Stunde zu geben, wenn man Dampfmaschinen von gehöriger Kraft anwendete. Die Möglichkeit eines Resultats der Art war lebhaft bestritten worden, und man sprach sogar nicht mehr von Vallances Erfindung, bis man endlich in Brighton im Kleinen einen Versuch damit machte. Der Erfinder ließ einen etwa 200 Fuß langen Cylinder erbauen, in welchem eine Menge von Neugierigen fuhr, unter andern der Herzog von Bedford und Lord Holland.

Der Cylinder hatte bey diesem Versuche neun Fuß im Durchmesser; das Fuhrwerk, in das man sich sezte, bestand aus einem Wagen auf drey Rädern; am Vordertheile desselben war ein Brett oder eine Wand angebracht, die den Cylinder ganz ausfüllt, und der Luft, die den vorne mittelst einer am Ende des Gangs angebrachten Pumpe gebildeten leeren Raum auszufüllen strebt, einen Widerstand, und so zu sagen ein Segel bietet. Am andern Ende war eine zweyte Pumpe angebracht, so daß man willkührlich vorwärts und rückwärts fahren konnte. Die Fahrenden, die hinter dem Brett sitzen, bemerken durchaus keinen Luftzug.

Diese Vorrichtung hat indessen bey weitem noch nicht die Vortheile gewährt, die sich der Erfinder davon verspricht, weil man dabey blos etwa zwey Lieues in der Stunde macht; doch muß man billigerweise bemerken, daß der Cylinder blos aus Brettern, mit Leinewand überzogen, bestand, und deßhalb nicht so luftdicht seyn konnte, als wenn er aus Backsteinen gebaut wäre; ferner, daß das kreisförmige Brett im ganzen Umfange einen Zoll frey ließ, und der Barometer durch die Verdünnung der Luft mittelst der Pumpe blos um ein Zehntheil einer Linie fiel.

Vallance macht bekannt, er wolle einen größern Gang bauen lassen, der sich von London bis zu den großen Bassins, Ost- und Westindia-Docks genannt, etwa drey Meilen weit, erstrecken soll; da hier alle überseeischen Waaren ausgeladen werden, so wäre hier eine ungeheure Menge von Ballen fortzuschaffen, und dieß kann einen Begriff vom Nutzen dieser Erfindung, in Hinsicht auf Schnelligkeit und Ersparniß geben.

In England sind die Meynungen über dieses neue Kommunikationsmittel und die Möglichkeit, Nutzen daraus zu ziehen, noch sehr getheilt. Im Allgemeinen hält man es für unmöglich, dasselbe im Großen auszuführen; indessen hat der von der russischen Regierung nach England geschickte Ingenieur Coulin vor Kurzem einen Bericht bekannt gemacht, der sich sehr günstig über diese Erfindung ausspricht. Er behauptet, der Bau eines Wegs oder Gangs dieser Art würde weniger kosten, als der Bau eines Kanals; da der Druck der Luft in jeder Richtung wirke, brauche die Röhre nicht horizontal zu seyn, sie könne allen Krümmungen und Abhängen des Bodens folgen; man könnte so gut bey Nacht als bey Tag darin reisen, da die Wagen mit tragbarem Gas erleuchtet wären; man könnte sie leicht nach Belieben anhalten, wenn man die Scheibe wendete und einen Druck auf die Räder ausübte; sie könnten nicht umgeworfen werden; durch Vermehrung der Kraft der Dampfmaschinen würde die Geschwindigkeit in's Ungeheure vermehrt und auf mehr als dreyßig Lieues in der Stunde gebracht werden können, selbst bey Transporten von bedeutendem Gewicht, weil der Luftdruck im Cylinder, auch vorausgesezt, der Raum sey blos unvollständig luftleer gemacht, sich zu einer ungeheuern Kraft steigert; kurz, man dürfe nicht so vorschnell ein Projekt verdammen, das nicht außerordentlicher sey, als es Anfangs die Erfindung des Pulvers, die Erfindung des Luftballons, des Telegraphen, des Gasmessers, der Dampfmaschine und der Dampfschiffe war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 14. Februar.

(Fortsetzung.)

Unter Catharinens der Großen Leitung (heißt es darin) wurden die Reisen der Akademiker, die schon 1733 mit der Sendung Krascheninikows nach Kamtschatka begonnen hatten, nach neuentworfenen Instruktionen mit erhöhter Thätigkeit wieder fortgesezt. Jezt thaten sich Pallas, Falk, Georgi, Gütdenstädt, Rytschkow, Rumowsky, Oserezkowsky, Gmelin, Lepenhin und mehrere andere hervor – alles unvergeßliche Namen in den Annalen unsrer Akademie und im Andenken Rußlands. Astronomische und geographische Beobachtungen zum Zweck habend, begaben sich einige von ihnen in die entlegensten Gegenden des Reichs, und kehrten nach Vergleichung und Bestimmung der Lage der Hauptörter Rußlands, und nachdem sie die Astronomie durch wichtige Entdeckungen bereichert hatten, zurück. Andere, deren Thätigkeit der Naturkunde gewidmet war, theilten unter sich das vor ihnen liegende weite und bisher noch unbetretene Feld, indem sie den Schatz der Erde durchspähend, die reichhaltigsten Quellen im Gebiete der Mineralogie zu Tage förderten; dort sah man Botaniker die schöne Flora Sibiriens systematisch bestimmen und ordnen; Zoologen endlich ihre Wissenschaft durch fruchtbare Forschungen und mannichfaltige Beobachtungen erweitern. Zu gleicher Zeit wurden zum ersten Mal glaubwürdige Nachrichten von der Bevölkerung, der klimatischen Beschaffenheit, dem Laufe der Flüsse, dem Ackerbau und der volksthümlichen Betriebsamkeit in dieser oder jener entlegenen Provinz des Reichs zusammengetragen; Mittel zur Verbesserung des Handelsverkehrs und der innern Verfassung ausfindig gemacht; eine nähere Bekanntschaft mit dem Geiste und den Gebräuchen der verschiedenen, zwar unter einem Scepter vereinten, doch noch durch den Grad der Bildung und die Kennzeichen verschiedener Abstammung sehr von einander abweichenden Völkerschaften eingeleitet. Die bis dahin von Fehlern wimmelnden geographischen Karten wurden allmählich berichtigt; Bayers, Müllers und Schlözers Erläuterungen über die Denkmäler der Geschichte und der Sprachen erregten allgemeine Aufmerksamkeit; mit einem Worte, die Wissenschaften wurden, indem sie aus dem einengenden Zimmer des Gelehrten traten, und den Charakter blos spekulativer Theorien verloren, ein Eigenthum der ganzen Gesellschaft und der bürgerlichen Thätigkeit. Nur auf dieser Bahn fortschreitend, rückte die Akademie dem ihr vom Geiste Peters vorgesteckten Ziele immer näher. – Die ausgezeichnetsten Zöglinge des damals noch existirenden akademischen Gymnasiums wurden dem Willen der Kaiserin gemäß zur Vervollkommnung ihrer Bildung in das Ausland geschickt. Der unsterbliche Euler ward wieder, nachdem er Rußland verlassen und in Berlin sich niedergelassen hatte, zurückberufen, und durfte sich des besondern Schutzes und persönlichen Wohlwollens der großen Monarchin erfreuen; einer gleichen Gnade wurden auch der treffliche Pallas und einige andre seiner Zeitgenossen gewürdigt. Dasselbe Gebäude, in dem die Akademie heute das Glück hat eine so glänzende Versammlung zu sehen, erstand auf ihren Wink. Sie schenkte der Akademie das Herschelsche Teleskop und die Keplerschen Manuscripte, welche in England und Frankfurt angekauft worden waren; alle Sammlungen, die vereint das akademische Museum bilden, stattete ihre Großmuth mit den reichsten Gaben aus, unter welchen unstreitig die von ihrer eignen Hand geschriebene Instruktion für die Gesezkommission und ihre Grundzüge zur Staatsverwaltungs-Wissenschaft die kostbarsten sind." Darauf hielt der Akademiker Fuß, beständiger Sekretär der Akademie, eine Rede in französischer Sprache, in welcher er eine systematisch-geschichtliche Uebersicht von der wissenschaftlichen Thätigkeit der Akademie seit ihrer Stiftung gab. Insonderheit bezog er leztre auf zwey Gegenstände: auf ihr nuzvolles Wirken durch die veranstalteten Reisen der obgedachten Akademiker in die entferntesten Gegenden Rußlands, wodurch sie dasselbe dem In- und Auslande in naturgeschichtlicher, statistischer und geographischer Hinsicht bekannt gemacht hätten; auf den ihnen durch ausgezeichnete russische Mäzenaten am Throne gewordenen Schutz, welcher den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Arbeiten und der Bereicherung ihrer Kabinette in den lezten Jahren überaus förderlich gewesen wäre. Nach Beendigung dieser lezten Rede wurden Ihren kaiserlichen Majestäten und allen übrigen Gliedern ihrer erhabenen Familie durch den Präsidenten Exemplare der goldnen Medaille überreicht, welche die Akademie zur bleibenden Erinnerung dieses Festes, nach der Angabe des Akademikers Köhler durch unsern bekannten vaterländischen Künstler den Grafen Theodor Tolstoy, mit Allerhöchster Bestätigung hatte verfertigen lassen. Der Avers dieser Medaille stellt das wohlgetroffene Bildniß des Monarchen mit der Umschrift: Nikolaus der Erste, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen; der Revers eine sitzende Pallas mit ihren antiken Attributen dar. In der ausgestreckten Rechten hält sie einen Kranz über einer Herme, mit den Häuptern Peters des Ersten und Alexanders des Ersten. Die Umschrift lautet: dem Stifter und den Erhaltern.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. März 1827.

Ob Fürsten Erdengötter sind,
Sie Niemand richtet, richten sie
Doch — That und Leben.

Hartmann.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Am sechsten Tage nach unserer Abreise kamen wir in Smolensk an. Die Franzosen kennen Smolensk durch große Siege und großes Unglück. Die Stadt wurde durch ihre eigenen Einwohner in Brand gesteckt, und die Flammen erleuchteten den Triumph des berühmtesten Kriegers der neuern Zeit; als er zurück zog, waren die Ruinen der Stadt das traurige Denkmal, das den Zeitpunkt der Vernichtung seiner Armeen und des Sturzes seines Reichs bezeichnete, des Reichs, gestiftet durch ihn, dessen kurzes Heldenleben in einem einzigen Gemälde und in wenigen Jahren die Triumphe der Konsuln Roms, den Ruhm der Gesetzgeber des Alterthums, die Eroberungen Alexanders, Cäsars, Trajans, Karls des Großen, die Unfälle des Cambyses, die Niederlagen Karls XII. und Prometheus trauriges Ende darstellt.

Wir hatten bis Smolensk 172 Stunden zurückgelegt; die Kaiserin war ermüdet. Hier war jedoch wenige Zeit, sich zu erholen; denn sie wollte ihren Hof halten, öffentlich sich zeigen, die Anstalten untersuchen, Audienzen geben, Beschwerden anhören, Mißbräuche abschaffen, nützliche Anweisungen geben und Belohnungen austheilen. Schon unterwegs zeichnete sie sich durch einen beständigen Aufwand von Grazie, Witz und Fröhlichkeit aus; es war ihre Gewohnheit, nur darum auszuruhen, um sich zu neuen Handlungen der Güte zu bereiten. Wir sollten drey Tage in Smolensk bleiben.

Die Kaiserin gab einen Ball, auf welchem dreyhundert reichgeschmückte Damen uns bewiesen, wie weit man bereits in den Provinzen ihres Reichs den Luxus, die Moden und die Grazie nachzuahmen wußte, welche man an den glänzendsten Höfen Europa's bewundert. Ueberall sah man die Kultur auf der Oberfläche, aber unter der leichten Rinde fand der aufmerksame Beobachter noch gar leicht das alte moskovitische Reich.

Der Erzbischof von Mohilow machte der Kaiserin seine Aufwartung; mir fiel sein mehr kriegerisches als geistliches Aussehen auf. „Das darf Sie nicht wundern, bemerkte Katharine, er war lange Zeit Dragonerhauptmann; in dieser Eigenschaft dürfen Sie ihm beichten.“ Der gute Geistliche gab uns den Beweis, daß er sein ehemaliges Handwerk noch nicht vergessen hatte, denn er begleitete uns zu Pferde bis Kioff, und galoppirte täglich fünf- und dreyßig Stunden weit, ohne sich über Mattigkeit oder über das Eis zu beklagen. Die drey Tage der Ruhe waren mir beschwerlicher vorgekommen als die Reise; wir waren beständig des Morgens schon in Gallakleidern, hatten Zünfte empfangen, lange Schmeichelreden und die einförmige Weise des griechischen Kirchengesangs in Tempeln angehört, wo Bänke und Stühle verboten sind.

Nach einer zehntägigen Reise kamen wir den 9ten Februar in Kioff, der alten Hauptstadt der ersten russischen Czare an; hier sollten wir über zwey Monate lang anhal-

ten. Die erste Stadt nach Smolensk war Mscislaff mit zwey katholischen Klöstern und einer großen Jesuitenschule. Hier hatte dieser Orden, der damals aus allen Reichen Europa's verjagt war, ein Asyl gefunden; man hielt sie nicht für gefährlich, weil sie die zwey oder drey Städte, welche man ihnen in Rußland zum Wohnort angewiesen hatte, nicht verlassen durften; auch hielt man sie nicht für fähig, daß sie ihren Einfluß in einem Lande auszubreiten suchen sollten, wo der Monarch, der Hof, der Adel und das Volk so fest an einer Kirche hängen, die sich seit vielen Jahrhunderten von der römischen Kirche getrennt hat. Allein nach Katharinens Tode wußten sie bald die Erlaubniß zu erhalten, ins Innere des Reichs vorzudringen; sie wurden in Petersburg und Moskau aufgenommen, aber die Regierung entdeckte ihre heimlichen Plane; sie hatten in mehreren Familien durch Proselytenmacherey Zwietracht gestiftet, und wenige Jahre vor seinem Tode vertrieb sie Alexander aus seinen Staaten.

Ueberall fragte die Kaiserin die Behörden, die Bischöfe, die Eigenthümer, die Kaufleute über ihre Lage, ihren Vermögenszustand, ihre Wünsche und Bedürfnisse aus; auf diese Art wurde sie beliebt und die Wahrheit drang bis zu ihr durch, um ihr die ungeheuern Mißbräuche aufzudecken, die ihr so Manche zu verbergen suchten. „Man lernt, sagte sie einst, mehr an einem Tage, wenn man mit Ungelehrten von ihren eigenen Angelegenheiten spricht, als von Gelehrten, die nichts wie Theorien besitzen und eher ihre Unwissenheit bekennen sollten, als lächerliche Antworten über Dinge zu geben, die sie nicht verstehen. Wie sehr bedaure ich die armen Gelehrten, die es nie wagen, die Paar Worte auszusprechen: ich weiß es nicht, welche für uns Ignoranten so bequem sind und uns manchmal verhindern, gefährliche Entscheidungen zu geben; denn im Zweifelsfall ist es immer besser nichts zu verfügen als schlecht zu verfügen." Bey dieser Gelegenheit erzählte sie eine sehr beißende Anekdote von dem bekannten Herrn Mercier de la Rivière, der ein Buch über die **natürliche und wesentliche Ordnung der politischen Gesellschaft** herausgegeben hatte, und den sie nachher deßhalb zu einer Reise nach Rußland auf ihre Kosten einlud. Er hatte die Sache mißverstanden und glaubte, die Kaiserin habe ihn berufen, um ihr Reich zu regieren; in Moskau richtete er äußerst geräumige Lokale ein, und schrieb über die Thüren der Bureaus: Inneres Departement, Handelsdepartement, Justizdepartement, Finanzen, Auflagen u. s. w.; er berief sogar Russen und Fremde, um ihm ihre Ansprüche zu beweisen, die sie auf Aemter haben möchten, welche er ihnen zugedacht hatte. Da kam die Kaiserin selbst nach Moskau und zog ihn mit dem Bedeuten aus seinem Irrthum, daß sie ganz und gar nicht die Absicht gehabt habe, ihn zu ihrem ersten Minister zu machen; zwar war sie mit seinen Aufklärungen über sein Buch sehr wohl zufrieden, und beschenkte ihn auch zu seiner Rückreise reichlich. Aber sie konnte sich doch nicht enthalten, über ihn folgendes an Voltaire zu schreiben: „Herr de la Rivière ist hieher zu uns gekommen, um Rußlands Gesetzgeber zu werden. Er glaubte, wir gingen auf allen Vieren, und hatte sich ganz gefällig die Mühe gegeben, aus Martinique herüber zu reisen, um uns auf die Hinterbeine abzurichten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

Wenn der Ursprung der nährenden Pflanzen in tiefes Dunkel gehüllt ist, wenn es schwer ist, durch die Nacht der Jahrhunderte die Morgenröthe der Civilisation zu entdecken, die mit der Einführung und dem Bau der Getreidearten genau zusammenhängt, so ist eben dieser Zeitpunkt eine Sache von so hohem Interesse, und hat auf das Wohl der Gesellschaft einen so großen Einfluß geäußert, daß es durchaus nicht als unnütz erscheinen kann, Untersuchungen darüber anzustellen.

Sehr schwer ist es, dieses historische Problem anders zu lösen, als daß man so viele Wahrscheinlichkeiten als möglich zusammenbringt; denn es ist bekannt, daß diese Gewächse, welche seit undenklicher Zeit bey uns gebaut werden, in unserm Klima nach der ersten Anpflanzung zwey Jahre lang sich fortpflanzen und im dritten sterben; auch der Hafer pflanzte sich, z. B. in den Theilen des Boulogner Gehölzes, wo die Bivouaks der verbündeten Heere waren, blos von 1815 bis 1819 fort. Die Botaniker, die an verschiedenen Orten die Cerealien in wildem Zustande gefunden haben wollten, hätten demnach mehrere Jahre an Ort und Stelle bleiben und genau darthun müssen, daß sie sich daselbst fortwährend von selbst fortpflanzen.

Am sichersten möchte man zu einer befriedigenden Lösung der Frage gelangen, wenn man die ältesten Traditionen, die ältesten Skulpturen mit der Erzählung der Bibel vergliche; den Ursprung und die Wanderungen des Ceresdienstes, die wahrscheinlich nichts sind als die Wanderungen der Pflanze selbst, mit den Bildern der **Aehre**, die auf den Thierkreisen im Sternbild der Jungfrau dargestellt ist, und mit dem Getreide selbst zusammenhielte, das man in den Gräbern von Theben findet.

Der Weizen (Triticum hibernum, Trit. aestivum) und die Gerste (Hordeum vulgare hexastichon) erfrieren oft in unserm Klima. Sie kommen weder in den Ländern um den Aequator von mittlerer Höhe, noch jenseits der Wendekreise in sehr bedeutender Erhebung über der Meeresfläche vor. Dieser Umstand läßt schließen, daß sie aus ei-

nem gemäßigten, nicht sehr hohen Lande stammen. Man weiß bestimmt, daß sie weder in Europa noch sonstwo im alten und neuen Kontinent, wohin europäische Kolonien drangen, sich von selbst fortpflanzen; sehr wahrscheinlich finden sich die Cerealien im wilden Zustande eben so wenig in den weiten Ländern, wo sich Jäger und Hirtenvölker umhertreiben; denn diese wären, wenn sie einmal diese sichere, angenehme Nahrungsquelle entdeckt hätten, nicht lange im Zustande von Nomaden geblieben, wie das Beyspiel der Egypter, der Hebräer, der Griechen beweist, die zu ackerbauenden Völkern wurden, sobald sie das Getreide entdeckt hatten oder dasselbe ihnen zugeführt worden war.

Nach den ältesten Denkmalen der egyptischen Geschichte finden Isis und Osiris den Weizen, die Gerste und den Weinstock wildwachsend bey Nysa oder Bethsane, im Thale des Jordans. Wo lag dieses Nysa? Eine Stelle in Homer und mehrere von Diodor versetzen diese Stadt im Allgemeinen nach Arabien, zwischen den Nil und Phönizien. Genauer verlegt sie Plinius nach Palästina auf die Gränze von Arabien; und Josephus erzählt, diese Stadt Nysa, später von den Griechen Scythopolis genannt, habe zu seiner Zeit Bethsane geheißen, und sey vor einer Ebene jenseits des Jordans gelegen gewesen. Da die Gränzen Arabiens von jeher sehr unbestimmt waren, so konnte der Theil von Palästina, der daran stößt, dazu gerechnet werden. In der alten Geschichte von Java wird die Gerste als eine eingeführte Pflanze betrachtet und heißt Jawa nusa. Sollte dieß eine alte Tradition vom Ursprunge dieser Pflanze seyn? Die Identität dee Namen ist immerhin auffallend. Ein anderer Grund, der sich auf das wohlbekannte Vaterland eines berühmten Gewächses stützt, bestätigt den Ausspruch der angeführten Erdbeschreiber und versezt Nysa ein für allemal nach Palästina. Denn um Nysa finden Osiris und der egyptische Bacchus, nach Diodor und den meisten Griechen ein und derselbe König, den wilden Weinstock, der sich meistens um Bäume schlingt. Im Lande Kanaan findet auch Noah den Weinstock (Moses I. c. 9.). Die großen Trauben, die Moses aus der Gegend von Hebron gebracht wurden, sind bekannt: nun weiß man, daß der Weinstock im Allgemeinen dem Becken des Mittelmeers angehört; er wächst weder in Aethiopien noch im eigentlichen Arabien, noch selbst in Egypten wild. Die heilige Schrift, die alte egyptische Geschichte und die Naturgeschichte vereinigen sich also über diesen wichtigen Punkt. Palästina war die Wiege des Ackerbaus, hier fand man zuerst den Weizen, die Gerste und den Wein, die Osiris nach Oberegypten einführte, und deren Anbau Kains und Seths Nachkommen vervollkommneten. Diese historische Thatsache fließt unmittelbar aus der Bestimmung der Lage der Stadt Nysa.

„Die egyptische Geschichte, sagt Diodor, versichert, Osiris aus Nysa, im fruchtbaren Arabien, wo es an Egypten stößt, habe den Landbau geliebt, und in der Nachbarschaft von Nysa den Weinstock wild und in großer Menge gefunden; hier fand auch Isis den Weizen und die Gerste, wild unter den andern Pflanzen wachsend, aber den Menschen unbekannt. Feste, bey denen man Getreidegarben, Gefäße voll Weizen und Gerste trug, sollten das Andenken an diese große Entdeckung erhalten, die bey den Egyptern dem schrecklichen Gebrauche des Menschenfressens ein Ende machte."

Auch nach der Genesis wurden die Cerealien in Palästina entdeckt, und der Ackerbau begonnen. Moses erinnert das Volk der Hebräer an diesen Umstand, der ihm das verheißene Land noch theurer machen sollte: „der Herr, dein Gott führet dich in ein gutes Land, ein Land, worin Bäche und Brunnen und Seen sind, ein Land, da Weizen, Gerste, Weinstöcke, Feigenbäume und Granatäpfel sind; ein Land, da Oelbäume und Honig wachsen; ein Land, dessen Steine Eisen sind, da du Erz aus den Bergen hauest." Gleichfalls in Palästina findet Noah den Weinstock. (I. Mos. 9.) und es ist das Vaterland des Erdharzes. (I. 4.) Dieses nämliche Land beschreibt uns die Bibel als das Vaterland der Ceder vom Libanon, des Balsambaumes, des Solanum melongena, der Dattelpalme, der Sycomorenfeige, des Dromedars, des Chakals, des Jerboas, des Löwen, des Bären und der Gazelle. Nun bestätigen sämmtliche Gelehrte, die Palästina bereist haben, daß alle diese Pflanzen und Thiere noch jezt sich wild daselbst finden; eben so ist das Vorkommen von Eisen, Kupfer und Harzseen keinem Zweifel unterworfen. Auch weist der Umstand, daß im nämlichen Lande Gewächse vorkommen, die großer Hitze bedürfen, und andere, die ein kaltes oder gemäßigtes Klima lieben, wie die Palmen oder die Ceder, der Balsambaum und der Weinstock, auf einen sehr beschränkten Landstrich hin, und namentlich auf ein Gebirgsland, das durch die verschiedene Höhe sehr wechselnder Temperatur unterliegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

Es thut mir leid, daß ich Ihrer Aufforderung, Ihnen während meines Aufenthalts in dieser Provinz, Interessantes über Eigenheiten des Volks, über Gewohnheiten, Alterthümer und Sagen mitzutheilen, bis jezt schlecht entsprechen kann, denn dieser Bezirk ist, nebst dem angrenzenden Cösliner, in Hinterpommern, sicher der ärmste und uninteressanteste der ganzen Monarchie. Es bildet derselbe den südlichen Theil der Provinz Westpreußen, in seiner längsten Ausdehnung von Westen nach Osten insektenartig eingekerbt. Der einzige Strom und schiffbare Fluß ist die Weichsel, welche, ihn von Süden nach Norden durchschneidend, zwey ziemlich gleiche Hälften bil-

bel. Er ist zusammengesezt aus einigen Bezirken des alten Königreichs Preußen (jezt Ostpreußen), wozu auch Marienwerder gehört, und denjenigen Theilen des ehemaligen Königreichs Polen, welche durch die erste Theilung im Jahre 1772 erworben, und durch die Stipulationen des Wiener Kongresses zurück genommen wurden. Mit Ausnahme eines schmalen, etwa meilenbreiten Striches an beyden Seiten der Weichsel, der Weichsel-Niederung, gehört derselbe zu den unfruchtbarsten und von der Natur am wenigsten begünstigten Ländern. Auf größtentheils dürrem Boden wohnt eine arme und unwissende Bevölkerung von im Durchschnitt wenig mehr als 1000 Menschen auf die Quadratmeile, welche zur größern Hälfte in katholischen Polen besteht. Ja es gibt Kreise, welche nur 5 bis 700 Menschen auf die Quadratmeile zählen. Die Armuth erstreckt sich so weit, daß selbst bey einer nicht schlechten Ernte, die geringern Bauern und Tagelöhner in den lezten Monaten vor der folgenden Ernte nicht selten ohne Brod sind, und allein von Kartoffeln und Kräutern ohne Salz leben, welches leztere sie noch seltener bezahlen können. Schlägt aber Mißernte das Land, so ist das Elend vollendet, die Menschen würden verhungern, wenn der Staat sich nicht in's Mittel schlüge, und das geschieht denn regelmäßig durch Veranstaltung öffentlicher Arbeiten, wozu durch die Gnade des Königs bedeutende Summen bewilligt werden, und wodurch es allein möglich wird, den Hülfsbedürftigen Erwerb zu verschaffen. Denn einen anderen Erwerbszweig als die Bebauung des unfeuchtbaren Bodens gibt es nicht. In dem ganzen Departemente gibt es keine Fabriken von einiger Bedeutung. Eben so ist der Handel nicht nennenswerth; nach dem Aufhören der Getreideausfuhr sind es allein die nicht werthvollen Produkte der weit verbreiteten Kiefernwälder, welche ausgeführt werden. Der Transitohandel von Danzig nach Polen, und umgekehrt berührt die Provinz nur auf der Straße der Weichsel, und läßt wenig Vortheil zurück. Die diesjährige schlechte Ernte ist abermals Veranlassung gewesen, daß auf verschiedenen Stellen an einer zweyten Chaussee durch die Provinz gearbeitet werden soll. Die Mittel zu diesem Aufwand vermag das Departement, welches kaum die Kosten der Verwaltung, der Unterhaltung der Truppen und Festungen hergibt, nicht aufzubringen. Die Centralfonds des Staats müssen hinzu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Petersburg, 14. Februar.

(Beschluß.)

Im untern Abschnitt liest man: die kaiserlich Petersburgische Akademie der Wissenschaften, am 29sten December 1826, (alten Styls). Darauf verlas man öffentlich die Preisfragen, die die Akademie für diesen außerordentlichen Fall aufzugeben beschlossen hatte, es waren deren drey, eine physikalische, eine historische und eine staatswirthschaftliche, die beyden leztern nehmen ausschließlich Rücksicht auf Rußland. Vorzüglich nüzlich kann die leztere für mehrere Zweige der inneren Industrie, wie des Ackerbaus, des Manufaktur- und Fabrikwesens werden, wenn ein talentvoller und dem schwierigen Gegenstande hinreichend gewachsener Mann ihre Beantwortung übernimmt. Als lezte Frist für die Beantwortung dieser leztern sezte die Akademie den 1sten Januar 1828, für die der beyden andern den 1sten Januar 1829 fest. Als Prämie für die beste Beantwortung der physikalischen bestimmte sie 200, der geschichtlichen und staatswirthschaftlichen dagegen 100 Dukaten. Nächst diesen sezten der Präsident und ein Ungenannter zwey besondere Preisfragen aus, die die Geschichte des russischen Rechts betreffen. Für die gelungenste Beantwortung jeder deponirten sie hundert Dukaten bey der Akademie. Jede einlaufende Abhandlung, muß an den beständigen Sekretär der Akademie selbst adressirt, darf in deutscher, französischer, russischer oder lateinischer Sprache verfaßt, und, was zu einer Hauptbedingung gemacht ist, in einer leserlichen Hand geschrieben seyn. In dem öffentlich abgelesenen Verzeichniß der Ehrenmitglieder bemerkte man nächst den früher genannten erlauchten Personen eilf In- und sechszehn Ausländer, unter den leztern befinden sich bekanntlich Gelehrte von der höchsten Celebrität. Zu Korrespondenten wurden vierzehn im In- und neun im Auslande ernannt. Zum Schluß der Feyer ward eine Dankrede in französischer Sprache von dem Akademiker Kollins verlesen, die der Akademiker und wirkliche Staatsrath Storch verfaßt hatte, seines überaus schwachen Gesichts wegen aber nicht selbst ablesen konnte. Mit Gefühlen ganz besonderer Ehrfurcht hatte der Verfasser in dieser Rede mehrere ausschließlich auf die Kaiserin Mutter bezogen, die bey dieser Feyer von allen Anwesenden die einzige war, welche 1776 der fünfzigjährigen Jubelfeyer beygewohnt, und das seitdem abgelaufene halbe Säkulum so außerordentlichen Handlungen der Menschenliebe für Rußlands und der ganzen Menschheit Wohl geweihe hatte. Nach aufgehobener Feyer besahen die erlauchten Gäste noch mit dem beyfälligsten Interesse mehrere auf dem Tische ausgebreitete wichtige Denkmäler der Akademie, wie die von Katharinen der Zweyten eigenhändig geschriebene Instruktion zur Verfassung eines Gesezbuchs, die 1747 von Elisabeth, und 1803 von Alexander dem Ersten bestätigten akademischen Statuten, den neuerschienenen zehnten Band der akademischen Memoiren, den vom Akademiker Frähn verfaßten Katalog der mohametanischen Münzen des asiatischen Museums, die sieben ersten Bände der russischen Ausgabe von den unter Katharinen der Zweyten gemachten Reisen der Akademiker ꝛc. Sie unterhielten sich sonach mit dem größeren Theil der Akademiker, und erst eine Stunde nach der aufgehobenen Feyer verließen sie den Saal, von den stillen Segenswünschen der ganzen Versammlung begleitet. Am Abende dieses Festtages waren sämmtliche, zur Akademie gehörende Gebäude auf's schönste erleuchtet. — Diese Säkularfeyer wird gewiß der wissenschaftlichen Thätigkeit der Akademie schon für die nächste Folgezeit einen neuaufmunternden erhöhten Schwung geben, auch sind ihre Glieder, besonders die Akademiker, jezt in pekuniärer Hinsicht in eine weit vortheilhaftere Lage versezt. Der ihnen ursprünglich von Peter dem Großen bestimmte Besoldungs-Etat von 2500 Rubel in Silber ward später, wahrscheinlich durch die willkührliche Disposition irgend eines Ministers, da alle Beamten-Gehalte hier in Papier ausgezahlt werden, auf diesen Münzfuß reduzirt. Bey dessen, durch eingetretene Umstände der neuern Zeitepochen herbeygeführtem enormen Sinken, der außerordentlichen Theurung, welcher alle Lebensbedürfnisse unterworfen wurden, kamen unsre Akademiker also wirklich in die schwierigsten Verhältnisse, sie mußten mit Nahrungssorgen kämpfen, der Würde ihres Berufs als erste Gelehrte des Reichs gewiß nicht entsprechend. Mit dem Beginn dieses Jahrs werden ihnen aber ihre Gehalte wieder, wie ursprünglich, in Silber ausgezahlt. Der Monarch war mit der Festesfeyer wie auch mit den geleisteten wissenschaftlichen Arbeiten der Akademie überaus zufrieden, und gab dieß schon, den Saal verlassend, dem Präsidenten in den wohlwollendsten Ausdrücken zu erkennen. Mehrere Akademiker und andere ihrer Beamten wurden gleich am folgenden Tage auf die ausgezeichnetste Weise durch Orden und Rangbeförderungen belohnt, wie die politischen Tagesblätter zu ihrer Zeit erwähnten.

B***g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März 1827.



Wenn mir aller Muth will sinken,
Blick' ich, wo die Sterne blinken,
Aufwärts nach dem lichten Zelt.
Wo Ein Lichtlein glüht am andern,
Wo sie kommen, wo sie wandern,
Täglich eine neue Welt.

C. Grüneisen.

Fragen an die Sterne.

Wie wandelt ihr so stille
Dort in der blauen Fern'.
Euch führt ein hoher Wille,
Ihr dienet einem Herrn.

Wißt ihr vom weisen Rathe,
Der alle Wesen führt?
Folgt euer Blick dem Pfade,
Der sich in Nacht verliert?

Ihr leuchtet nicht als Wüsten
In unsre Nacht herein,
Auf euren lichten Küsten
Muß Geist und Leben seyn.

Singt euch wohl Philomele?
Tönt dort der Wachtel Schlag?
Entsteigt der Lerche Kehle
Auch dort der Liebe Klag'?

Brennt Liebe Opferfeuer,
Die nie ein Tod bedroht?
Tönt hehr das Lied zur Leyer
Bey ew'gem Morgenroth?

Wird wohl das Herz, von Wunden
Und herbem Gram geplagt,
Im Sternenland' gesunden
Vom Schmerz', der es benagt?

Doch, still und heiter strahlet
Ihr fort und fort herab.
Sieh! Himmelsfriede malet
Sich in den Strahlen ab.

Das Land, das wir einst schauen,
Ist, wie die Strahlen, mild.
Dort in den blauen Auen
Ist unsrer Zukunft Bild.

Fr. Börsch.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Katharina hatte die Bekanntschaft des Herrn de la Rivière durch Diderot gemacht, der selber nach Petersburg gekommen war; er machte anfänglich vielen Eindruck durch seinen lebhaften Geist, durch die Eigenheit seines Genies und seines Styls, durch seine heftige, hinreißende Beredsamkeit; er bekannte seinen Glauben an das Nichts mit einem lächerlichen Fanatismus; er sprach besser als er schrieb, die Kraft seiner ungesuchten Ausdrücke riß rasch hin, so daß man keine Zeit hatte, zu bemerken, daß seine Gedanken unrichtig waren; er war der Genius des Paradoxen und der Prophet des Materialismus; jetzt sind seine Schriften mehr berühmt als gelesen. Das Urtheil Katharinens über Diderot war folgendes:

„Ich habe mich lange und oft mit ihm unterhalten, aber mehr aus Neugierde als daß ich Vortheil davon gehabt hätte. Hätte ich ihm glauben wollen, so wäre Alles in meinem Reiche drunter und drüber geworfen worden; ich hätte Gesetzgebung, Verwaltung, Politik, Finanzen, Alles abgeschafft, um unausführbare Theorien

an die Stelle zu setzen. Da ich jedoch mehr zuhörte als redete, so würde ein Zuhörer ihn für einen strengen Schullehrer und mich für eine unterthänige Schülerin gehalten haben. Wahrscheinlich glaubte er das selbst, denn da er einige Zeit nachher keine der großen Neuerungen, die er mir angerathen hatte, in meiner Regierung bemerkte, bezeugte er mir sein Befremden mit einem gewissen stolzen Mißvergnügen. Nun sagte ich ihm ganz unverholen heraus: „Herr Diderot, ich habe mit dem größten Vergnügen Alles angehört, was Ihnen ihr lebhafter Geist eingegeben hat; ich begreife gar wohl Ihre großen Prinzipien, aber damit macht man nur schlechte Arbeit, obgleich schöne Bücher. In allen Ihren Planen vergessen Sie die Verschiedenheit der Lage, in der Sie sind und in der ich bin. Sie arbeiten auf dem Papier, das Alles mit sich anfangen läßt, weil es glatt, geschmeidig ist, und weder Ihrer Einbildung noch Ihrer Feder widerstrebt, dagegen ich arme Kaiserin es mit der menschlichen Haut zu thun habe, die äußerst reizbar und kitzlich ist." Ich bin überzeugt, daß er mich von diesem Augenblick an für einen beschränkten, gemeinen Geist hielt und Mitleiden mit mir hatte; er sprach von nun an mit mir einzig von schönen Wissenschaften, und die Politik blieb weg."

Uebrigens hatte Diderot mehr Ursache, mit Rußland zufrieden zu seyn als mit Frankreich; in seinem Vaterland warf man ihn in's Gefängniß, die Kaiserin dagegen kaufte ihm seine Bibliothek, die er bis an sein Ende behalten durfte, für 50,000 Franken ab, und schenkte ihm dabey noch ein Haus in Paris. Hierher gehören Auszüge aus zwey Briefen Katharinens an Voltaire und seine Antwort:

„Mein Herr, ich habe einen eben so harten Kopf als der Name Czarin hart auszusprechen ist. Auf Ihre hübschen Verse antworte ich in schlechter Prosa. Ich mache keine Verse, aber darum bewundere ich die Ihrigen nicht weniger; Sie haben mich so verwöhnt, daß ich beynahe keine andere mehr lesen kann. Ich habe in meinem großen Bienenkorbe als Königin zu thun, und kann also nicht zu gleicher Zeit etwas Anderes treiben. Nie hätte ich geglaubt, daß mir der Ankauf einer Bibliothek so viele Lobsprüche zuziehen würde; Jedermann macht mir wegen der Bibliothek Diderots Komplimente. Aber geben Sie zu, Sie, welchem die Menschheit Dank weiß für den Schutz der Unschuld und der Tugend, den Sie der Familie Calas gewidmet haben, daß es grausam gewesen seyn würde, einen Gelehrten von seinen Büchern zu trennen."

In dem andern Briefe sagt Katharina:

„Der Glanz des Sterns im Norden ist nur ein Nordschein. Das Gute, was über einige hundert Stunden Landes verbreitet worden, und dessen Sie die Güte haben Erwähnung zu thun, gehört mir nicht zu. Die Calas haben das, was sie erhielten, ihren Freunden zu verdanken. Herr Diderot verdankt den Verkauf seiner Bibliothek seinem Freunde; aber die Calas und die Sirven verdanken Ihnen alles. Seinem Nächsten etwas Weniges von seinem Ueberflusse abzugeben, das ist nichts; aber man macht sich unsterblich, wenn man der Fürsprecher des Menschengeschlechtes, der Vertheidiger der unterdrückten Unschuld wird." Voltaire antwortete: „Verzeihen Ew. Maj. Nein, Sie sind kein bloßer Nordschein; gewiß, Sie sind das glänzendste Gestirn des Nordens und es gab nie ein so Wohlthätiges als Sie. Andromeda, Perseus und Calisto stehen weit unter Ihnen. Alle diese Gestirne hätten Diderot Hungers sterben lassen. In seinem Vaterlande war er verfolgt, und Sie suchen ihn dort auf, um ihm Gutes zu thun."

Wir sahen nun Kioff, die schwache Wiege des unermeßlichen Reichs, das so lange in der Finsterniß gelegen und nun seit einem Jahrhundert sich daraus so kolossal, so furchtbar erhoben hatte. Aus Kioff's Mauern zogen einst die ersten Armeen aus, welche den Thron der morgenländischen Kaiser erschütterten und ihre Lanzen in die goldenen Pforten der Stadt Konstantins stießen. Nach Kioff trug eine griechische Prinzessin die Fackel des Evangeliums, dessen Licht sich bald bis in die breitesten Gegenden des Nordpols verbreitete. Vielleicht werden aus Kioff die rächenden Heere ausziehen, um die wilden Muselmänner aus Europa zu jagen und um die griechischen Helden zu unterstützen, welche man so lange der barbarischen Grausamkeit und dem unerträglichen Joche ihrer Unterdrücker hülflos überlassen hat.

Die Kaiserin wollte nachher wissen, welchen Eindruck der Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen auf Herrn von Cobentzel, auf Herrn Fitz Herbert und mich gemacht habe; und seitdem sprach sie oft mit Lachen davon, wie die Verschiedenheit unserer Antworten einen ziemlich richtigen Begriff von dem Geiste der drey Nationen gebe, die wir bey ihr vorstellten. „Wie finden Sie die Stadt Kioff?" sagte sie zu dem Grafen von Cobentzel. Der Graf antwortete mit Enthusiasmus: „Ich habe nie eine so schöne, so imposante, so prächtige Stadt gesehen." Auf dieselbe Frage erwiederte Fitz Herbert: „In Wahrheit, es ist ein trauriger Ort, man sieht ja nichts als Ruinen und altes Mauerwerk." Als die Reihe an mich kam, sagte ich: „Madame, Kioff deutet auf die Vergangenheit und die Zukunft einer großen Stadt."

In der That, man sah hier mit staunendem Auge so mancherley beysammen, einen Hof voll Prunk, eine Kaiserin voll Eroberungslust, einen reichen und kriegerischen Adel, stolz und prachtliebend, Kaufleute in langen Röcken und mit herabhängenden Bärten, Offiziere von allerley Waffenarten; jene berühmten Kosacken vom Don, prächtig gekleidet in asiatischer Tracht, bekannt geworden in ganz Europa in neuern Zeiten durch ihre langen Lan-

zen, ihre Tapferkeit und ihre schlechte Kriegszucht; dann Tartaren, vormalige Beherrscher Rußlands und nun unterthänig dem Joche einer Frau und Christin; wiederum einen Prinzen aus Georgien, der den Tribut des Phasis und von Colchis zu den Füßen Katharinens legte; dann mehrere Abgesandte jener zahlreichen Kirgisenstämme, dieser Nomaden und Krieger, die man so oft besiegte aber nie zähmte; endlich jene wilden Kalmucken, ein wahres Bild der Hunnen, die durch ihre Häßlichkeit Europa eben so sehr schreckten als das furchtbare Schwert ihres grausamen Monarchen Attila. Der ganze Orient war hier beysammen, um die neue Semiramis zu sehen, welcher alle Monarchen des Occidents huldigten. Es war eine Zauberbühne, wo nebeneinander auftrat das Alterthum und die neue Zeit, die Kultur und die Barbarey, und der anziehendste Kontrast der verschiedensten, entgegengesetztesten Sitten, Gesichter und Kostüme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Hebel.

Indem ich dem Verfasser des nekrologischen Artikels in der Allgemeinen Zeitung über meinen unvergeßlichen Freund Hebel meinen Dank für die wahre und freundliche Auffassung jener seltenen Individualität zolle, erlaube ich mir, einige Zusätze und Nachträge, und einige Wünsche beyzufügen.

Eine, wie mir scheint, sehr charakteristische Anekdote aus Hebels früherem Leben habe ich von ihm selbst. Er sammelte als Knabe Puppen von Raupen, zimmerte ein kleines Kästchen zusammen, füllte es mit Erde, begrub die Puppen in diese, sezte jeder ein Kreuz, und sah sehnsüchtig nach ihrer Auferstehung.

Als Student war er Amicist, schlug sich zu Erlangen und hatte den verstorbenen K. bair. G. R. von Reinwald zum Sekundanten. Er verbarg sein Herzklopfen so gut er konnte und kam mit einer leichten Wunde im Arm davon. Er wiederholte noch nach mehreren Jahren Reinwalds pathetische Anrede auf unnachahmliche Weise.

Sein erstes Examen bestand er so unzulänglich, daß er zu einem zweyten aufgefordert wurde. Auf seinem ersten Vikariat wurde er umgeäzt *).

Seine ersten poetischen Versuche erzeugte das Heimweh. Als er berühmt geworden war, war er, nach seinem eigenen Ausdrucke, wie ein beschrieener Geist und dachte bey allem, was er schrieb, an Kritik und andere Flüche der Celebrität.

Es war 1807 die Rede davon ihn als protestantischen Prediger und Professor nach Freyburg zu versetzen. Er war unschlüssig, ob er hingehen sollte, und seine Unschlüssigkeit raubte ihm den Schlaf, als er bey einem Freunde auf dem Lande war; da hörte er den Nachwächter seine eigenen Verse rufen: „du armer Tropf bei Schlaf isch hin, Gott sorgt, es wär nit nöthi gsi! Sollst du diese Verse gemacht haben, und dich selbst nicht trösten können? fragte er sich, schlief ruhig, und wurde durch einen Boten geweckt, welcher Entscheidung seines Schicksals brachte. Er blieb in Karlsruhe.

Als Vikar hatte er eine Braut. Niemand wußte warum er nicht heirathete. Beyde blieben ledig. Sie lebte 1812 noch im Oberlande. Im Jahre 1809 hatte Hebel noch eine Art Leidenschaft für eine geistreiche Frau, welche als Schwiegermutter im Hausfreunde aufgeführt ist. Seine Brechräthsel fallen in jene Zeit. Sie war die lustigste seines Lebens.

Ein angefangenes Gedicht, in welchem eine Predigt eingewebt ist, ein Bau-Spruch, ein Idyll auf die Landstraße, ein Zusatz zum Nachtwächter in der Mitternacht sind wohl in seinen hinterlassenen Handschriften vorgefunden worden. Im Jason steht von ihm eine Rede über das glückliche Leben eines Schneiders, und ein herrlicher Aufsatz über die Juden. Er wollte den Lumpenspiegel Plouquets neu bearbeiten, und eine Auswahl der besten deutschen Volkslieder in allemannischer Mundart herausgeben, kam aber nicht dazu. Einige seiner Predigten sind gedruckt; mehrere verdienen Bekanntmachung. Ich besitze einige Polymeter von ihm, welche dem Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften zu Dienste stehen.

Der zu früh verstorbene Kupferstecher Müller, der Sohn, zeichnete 1810 in Karlsruhe Hebels Bild ausnehmend ähnlich. Es verdiente einer Herausgabe seiner Werke beygefügt zu werden.

Sein deutsches Herz, das 1810 auf die Kehler Ehrenpforte Germaniae memor! sezte, kannte Niemand besser als ich. Ob er rücksichtlich Tyrols unrecht gehabt habe, mögen unbefangene Tyroler selbst entscheiden.

Rom, 21sten Februar 1827.

Der ehemalige Adjunkt des rh. Hfr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, im Februar.

Um Ihnen noch einiges Interessante aus dem Gebiete der Musik zu berichten, so habe ich zuerst von dem Konzerte zu sprechen, welches der als Komponist und Virtuos geachtete Ferdinand Ries hier vor einem nicht zahlreichen Kreise von Musikfreunden gegeben hat. Er führte zuerst eine noch in Manuscript befindliche Symphonie auf, welche ihn als tüchtigen Meister in dieser Gattung von Neuem bewährte. In dem Finale derselben ist wohl dem Effekte zu viel zu Liebe gethan. Dann spielte er ein Konzert für Pia-

*) Umäzen; diesem Gebrauch zu Folge, welcher in vielen Gegenden Deutschlands üblich, wird der Geistliche von den Bauren des Kirchspiels der Reihe nach und unentgeldlich gespeist.

noforte, ein Rondeau brillant mit Einleitung von seiner eigenen Komposition. Das leztere hat noch mehr gefallen als das erste; sein Spiel hat man den ihm vorausgehenden Rufe nicht ganz entsprechend gefunden. Referent will nicht entscheiden, wie viel die Stimmung des Konzertgebers oder das ihm fremde Instrument daran Schuld haben mag, oder die Erinnerung der Zuhörer an den eleganten und brillanten Vortrag Moscheles, den wir vor Kurzem erst gehört hatten. Aber daß das Tragen und die Ruhe seines Vortrags höchst ausgezeichnet ist, darf ich nicht unbemerkt lassen. Die freye Phantasie, die er am Schlusse seines Konzerts vortrug, ziehe ich wegen ihrer harmonischen Kunst den von Moscheles gehörten vor.

Ein anderes Konzert gab der Flötist Guillon aus Paris im hiesigen Theater, worin auch Fräulein Canzi und Hr. Vetter einige ausgewählte Gesangstücke vortrugen. Die Fertigkeit und Eleganz des Hrn. Guillon wurde allgemein anerkannt. Es ist diesem Künstler nachzurühmen, daß er nichts, der Natur seines Instruments Widerstreitendes unternimmt. Das Gefällige herrscht auch in seinen Kompositionen vor, die übrigens für uns Deutsche nicht genug Tiefe der Empfindung und Originalität zeigen. Derselbe Künstler trat auch in einem unserer Abonnementskonzerte mit Beyfall auf. — Im lezteren hat uns das glückliche Fortschreiten des sehr begabten Fräulein Graben im feinern Vortrage (z. B. in der großen Arie aus Rossinis Semiramis) viele Freude gewährt.

Außer den großen Beethovenschen Symphoniewerken und Ouvertüren, die wir in dem gegenwärtigen Abonnement in umgekehrter Ordnung, d. h. von den neusten anfangend und fortgehend zu den älteren Werken, hörten, und außer einigen trefflichen Symphonien von Haydn, Mozart und dessen zu früh gestorbenem Schüler Eberl, haben wir auch zwey neue, noch in Handschrift befindliche Symphonien talentvoller jüngerer Komponisten kennen lernen, nämlich eine von Felix Mendelsohn-Bartholdy in Berlin (dem Enkel des berühmten Philosophen) und eine zweyte Symphonie von Kalliwoda (in Donaueschingen). In jener, scheint mir, zeigt sich das Talent noch in dem Aufstreben begriffen, die empfangenen Kunstformen mit seinen eigenthümlichen Gedanken zu vereinigen. Die freye Handhabung der Instrumentation aber steht ihm noch nicht zu Gebote, doch zeigen sich schon die Merkmale einer Kraft, die bey ruhiger Ausbildung sich zu dem Gediegenen und Vortrefflichen zu erheben fähig ist. Der zweyte genannte Komponist zeigt sich in seinen Werken schon im völligen Besitz der äußern Kunstmittel, und er handhabt sie, wiewohl ohne hervorstechende Originalität, zur Hervorbringung gemüthlicher Stimmungen.

Unter den hiesigen Künstlern, welche in der lezten Zeit aufgetreten sind, zeichnen sich aus der Klarinettist Tretbar, welcher im Vortrag eines interessanten Rondo's von Lindpaintner von seinen außerordentlichen Fortschritten in der Beherrschung seines schönen Instruments das erfreulichste Zeugniß ablegte; ferner der Posaunist Queisser. Der junge, sich zum Virtuosen bildende Schornstein aus Elberfeld, zeigte eine, in seinem Alter seltene Kraft und Fähigkeit des Ausdrucks in dem Vortrag eines Hummel'schen Rondo's. Von großen Vokalmusiken wurde C. M. von Webers Kantate, zur Feyer des Regierungsjubiläums unseres verehrten Königs geschrieben, wiederholt gehört; sie hat treffliche Parthien, unter denen der erhebende Anfang: „erhebt den Lobgesang! Orgel und Glockenklang“ und der feyerliche Schluß: „Der Herr segne uns ꝛc.“ sich hervorheben. Die Einleitungsscenen zu der von C. Claudius, einem hiesigen Musiklehrer, komponirten, aber nicht auf die Bühne gebrachten Oper Arion, empfehlen sich durch edle Haltung und Fluß der Modulation, und verrathen einen schon gewandten Harmoniker, der noch nicht völlig vom fremden Einflusse sich frey gemacht hat. Rossinis berühmtes Quartett, aus Bianca e Falliero, welches wir zum ersten Male trefflich einstudirt, von guter Stimme vortragen hörten, kündigte sich als eines seiner besten Werke an.

Am 29sten Januar verloren wir den, seit Kurzem an einem schmerzlichen Brustübel leidenden Musikdirektor des Konzerts, Chr. Schulze, durch einen zu frühen Tod. Ueber seine Verdienste um die musikalische Welt, hat unser Fr. Rochlitz in der hiesigen musikalischen Zeitung ein ernstes und wahres Wort gesprochen. Dem auswärtigen Publikum ist er vornämlich durch seine ausdrucksvollen Liederkompositionen rühmlich bekannt. An seine Stelle ist der hiesige Organist Polenz als Musikdirektor getreten, der sich als eifriger Direktor des Musikvereins um guten musikalischen Vortrag bey uns verdient gemacht hat, und zu den besten Gesanglehrern gehört. Unter seiner Leitung hörten wir auch kürzlich die schöne Krönungsmesse von Eybler in der genannten Gesellschaft. In kurzer Zeit wird auch hier L. Spohrs neues Oratorium, die lezten Dinge, zur Aufführung kommen, wovon eben der vollständige Klavierauszug (von Ferd. Spohr gearbeitet) im Steindruck erschienen, und von dem Komponisten selbst verlegt worden ist. Dieser Klavierauszug wird besonders den Mitgliedern der Singvereine angenehm seyn, welche edle geistliche Musik lieben und gern studiren.

Wendt.

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

(Fortsetzung.)

Einen verhältnißmäßigen, nicht vortheilhafteren Anblick als das platte Land gewähren die Städte, die größtentheils nicht besser als Dörfer sind, und von diesen nur durch eine größere Anzahl von Krämern und Handwerkern sich auszeichnen. Im ganzen Departement ist keine Stadt von einiger Bedeutung. Danzig, Elbing, Marienburg, die größten und merkwürdigsten Städte der Provinz, gehören zum Danziger Departement. Im hiesigen Bezirk ist die größte Stadt Thorn an der Weichsel, mit etwa 8000 Menschen, deren Wohlstand durch das Aufhören der Getreideausfuhr sehr gesunken ist. Die nächste Stadt, der Größe nach, ist Graudenz, mit 6000 Menschen, welches gleichfalls in der Zeit des Getreidehandels zum Wohlstand gelangt war, und noch gegenwärtig ein recht städtisches Ansehen hat. Sodann folgt Marienwerder, der Sitz der Departementsregierung und des Oberlandesgerichts von ganz Westpreußen. Diese beyden Landeskollegien geben dem Ort von etwa 5000 Seelen Bedeutung, welche es ohne diese gar nicht haben würde; die eigentliche Bürgerschaft besteht nur aus Ackerleuten, Krämern und Handwerkern. Die Erlangung literarischer Hülfsmittel war bis jezt sehr schwierig. Im ganzen Departement, vielleicht mit Ausnahme von Thorn, war bis vor vierzehn Tagen keine Buchhandlung; selbst nicht hier in Marienwerder, wo doch in zwey großen Kollegien so viele gebildete Leute leben. Ganz kürzlich hat die Maurersche Buchhandlung zu Berlin eine Kommandite hier errichtet, so daß man die Gegenstände des Buchhandels nun mehr näher zur Hand hat. Das Abonnement bey einer noch so schlechten Leihbibliothek war bisher unverhältnißmäßig theuer. Im Allgemeinen herrscht hier Theurung, nicht der rohen Produkte des Landes, welche in der Regel sehr wohlfeil sind, aber aller derjenigen Gegenstände, welche aus der zweyten Hand gekauft werden müssen, oder durch Fabrikation entstehen, und der Wohnungsmiethen. Leztere sind in diesem kleinen Ort so theuer als in Berlin.

(Der Beschluß folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

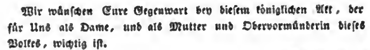
Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März 1827.



Wir wünschen Eure Gegenwart bey diesem königlichen Akt, der für Uns als Dame, und als Mutter und Obervormünderin dieses Volkes, wichtig ist.

Kenilworth II. 17.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Die Kaiserin, beständig ihrer Gewohnheit getreu, gab auch in Kioff den Einwohnern einen prächtigen Ball. Ich hatte während der bisherigen langen Reise gehofft, im Gefolge der Monarchin unbekannte Anstalten und fremde Länder zu sehen. In der Ungeduld über meine mißlungene Hoffnung entfuhr mir die übellaunige Bemerkung, es sey doch unangenehm, immer nur das Hofleben zu sehen, immer nur griechische Messen zu hören und immer nur Bällen beyzuwohnen. Katharina erfuhr es und sagte zu mir: „Man sagt mir, Sie tadeln mich wegen meiner ewigen Audienzen und Feste; aber ich habe dazu folgende Gründe: ich reise nicht, um die Länder zu besehen, sondern der Menschen halber; ich kenne durch Zeichnungen, durch Beschreibungen all das äußerlich Sichtbare hinlänglich, was ich auf dem raschen Zuge doch nicht hinlänglich untersuchen könnte. Aber ein wesentliches Bedürfniß für mich ist, die Völker in der Nähe zu sehen, ihre Klagen anzuhören, und denen Furcht einzuflößen, die meinen Namen mißbrauchen, und deren Irrthümer, Nachlässigkeit oder Ungerechtigkeit ich hier entdecke. Einen solchen Vortheil wünschte ich von meinen Reisen zu ziehen; schon daraus entsteht Gutes, daß man sie nur ankündigt; da, wo der Herr selber zuschaut, geht das Werk von Statten."

Die Kaiserin hatte Befehl gegeben, daß wir auf der ganzen Reise kostenfrey gehalten werden sollten. Als ich in Kioff in einem mir angewiesenen sehr schönen Hause ankam, traf ich alle Arten von Vorrath darin an; sie hatte einen Maitre d'Hôtel, Kammerdiener, Köche, Aufwärter, Bediente, Kutscher, Wagen, Postillons, schönes Silberzeug, mehrere Porcelänservice, vortreffliche Weine dahingeschickt, so daß nichts fehlte, um auf's Glänzendste zu erscheinen. Sie hatte verboten, uns das Geringste bezahlen zu lassen. Auf der ganzen Reise durften wir also nichts ausgeben; nur hielten wir es für schicklich, den Hausherrn je nach ihrem Range oder ihrer Eigenschaft Geschenke zu machen. Zweymal in der Woche speisten wir nicht bey der Kaiserin, sondern gaben selber in unsern Wohnungen große Gastmahle; später speisten wir zusammen bey dem Grafen von Cobentzel in seinem etwas größern Hause, so daß wir mehrere Personen auf einmal zu Tische laden konnten. Es war weniger lästig, so viele Fremde gemeinschaftlich als einzeln aufzunehmen.

Hier sah ich mit Vergnügen den Grafen von Stakelberg wieder, der aus Warschau kam; er hatte mir bey meiner Sendung Dienste geleistet. Er war eine ganz andere Person; der in Polen so stolze, so glänzende Vicekönig war hier in Rußland ein Hofmann, der sich beynahe in dem großen Haufen verlor; man hätte ihn beynahe für einen entthronten Monarchen gehalten. Obgleich Fürst Potemkin und die andern Minister zu seiner kalten Aufnahme bey der Kaiserin beygetragen hatten, zog er sich

doch mit Würde aus seiner falschen Stellung. Die Gewohnheit zu herrschen zeigte noch in ihm den Mann, der mächtig gewesen war und lange Zeit Ehrfurcht eingeflößt hatte. Auch kamen viele Polen, jedoch gewiß mehr aus Furcht als aus Zuneigung zur Beherrscherin des Nordens; besonders glänzten die Grafen Branitzki, Potocki, Minscheck, Fürst Sapieha, Fürstin Lubomirska.

Mehrere junge Franzosen hatten neuerlich in Rußland tolle Streiche gemacht; ich hatte zu befürchten, die alten Vorurtheile der Kaiserin gegen die Franzosen möchten noch nicht erloschen seyn; ich bat also den Herrn von Vergennes und meinen Vater, den jungen Hofleuten in Frankreich keine Erlaubniß zu Reisen nach Rußland zu geben. Es kamen demnach nur zwey Franzosen nach Kioff, beyde ausgezeichnete Männer, nämlich der Ritter Alexander von Lameth und der Graf Eduard Dillon. Auch Herr von Lafayette hatte Lust bezeugt an Katharinens Hof zu kommen, allein er konnte nicht, weil er zum Mitgliede der Versammlung der Notabeln ernannt worden war. Der Kaiserin war dieses äußerst leid; sie hätte ihn gar zu gern kennen lernen, denn damals war Jedermann vom Enthusiasmus für die Befreyung Amerika's eingenommen, sogar die gekrönten Häupter. Herr von Lafayette war ihnen ein Held, weil er für die Sache der Freyheit, nur in einer andern Halbkugel gekämpft hatte; damals waren alle jungen Hofleute der Könige neidisch auf den Cincinnatusorden, den ich trug, und welchen heut zu Tag manche Personen für ein Zeichen von Demagogie halten würden. Die Kaiserin nahm den Herrn Eduard Dillon und vorzüglich Herrn Alexander von Lameth mit wohlwollender Auszeichnung auf; sowohl ihr Geist als ihr Ehrgeiz verleitete sie, Eroberungen zu machen; sie wußte gar gut, daß Männer, ausgezeichnet durch ihren Namen, durch Verdienst, Handlungen, Talent, Schriften, oder durch ihr Glück in der großen Welt die besten Werkzeuge sind, um den Ruhm der Monarchen zu verbreiten.

Unter den Generalen, die in Kioff bey der Kaiserin sich meldeten, fielen zwey besonders auf: der General Kamenski, ein lebhafter, harter, aufbrausender und heftiger Mann; man sagt, einer seiner Bauern habe ihm im hohen Alter aus Verzweiflung mit der Axt den Kopf gespalten. Viel merkwürdiger war der General Souwaroff; durch seinen Muth, durch seine Geschicklichkeit, durch das Zutrauen, das er den Soldaten einzuflößen wußte, hatte er das Mittel gefunden, obgleich man damals, wie in jeder absoluten Monarchie, nur durch die Gunst emporkam, rasch, ohne Vermögen, ohne Schutz, und trotz seiner unbekannten Familie, vorzurücken. Mit der Degenspitze hatte er jeden Grad erfochten; überall, wo Gefahr war, wo es einen schweren Befehl zu vollziehen, kühn einen Vortheil zu erringen gab, dachten die Befehlshaber immer an Souwaroff. Da er aber schon beym Anfang seiner ruhmvollen Laufbahn der Gegenstand der Eifersucht der Hofleute und Günstlinge gewesen war, die ihn darin aufzuhalten mächtig genug gewesen seyn würden, so faßte er den sonderbaren Plan, sein überwiegendes Verdienst unter der auffallenden Außenseite der Narrheit zu verschleyern. Seine Plane waren vollkommen deutlich, seine Entwürfe tief ausgedacht und seine Ausführung schnell; aber im gemeinen Leben und vor dem Publikum war in seiner Haltung, in seinen Geberden, in seinen Worten ein solcher Zug von Eigenheit und sogar von Uebertriebenheit, daß die Ehrgeizigen ihn bald nicht mehr fürchteten, indem sie ihn für ein nützliches Werkzeug zum Handeln, zum Dreinschlagen, aber für unfähig hielten, ihnen zu schaden, oder ihnen Ehrenstellen, Ansehen und Macht streitig zu machen. Man könnte die sonderbare Vergleichung anstellen und sagen, dieser Held des Despotismus habe sich, um emporzukommen und Ruhm zu erwerben, derselben Maske bedient wie Brutus, der Held der Freyheit, unter Tarquins Herrschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

(Fortsetzung.)

Da sich nun die Aussagen der Tradition, die egyptische und jüdische Geschichte nach allen Punkten bestätigen, ist gewiß große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dasselbe für den Weizen und die Gerste gelten werde, die ihrer Behauptung nach in Judäa einheimisch seyn sollen, und deren Ursprung wir ihrer allzufrühen Verbreitung wegen aus dem Gesichte verloren. Diese für die Geschichte der Botanik und der Civilisation wichtige Thatsache wäre vielleicht nicht mehr im Zweifel, wenn Botaniker mehrere Jahre an Ort und Stelle geblieben wären, und während ihres Aufenthalts diejenigen Species, die sich blos augenblicklich und zufällig fortpflanzen, von den wirklich wilden, einheimischen Arten hätten unterscheiden können.

Es können zwey Einwürfe gemacht werden, einmal, der Weizen und die Gerste, von denen die Bibel und die egyptische Geschichte sprechen, seyen vielleicht nicht die Arten, die man heut zu Tage baut; zweytens, diese Arten können von ihrem ursprünglichen Zustande sehr abweichen, und durch die Kultur sehr verändert, verbessert worden seyn.

Nun aber verändern sich die grasartigen Gewächse durch die Kultur wenig oder gar nicht; und der Weizen, der in verschlossenen Gefäßen in den Gräbern der Könige zu Theben gefunden wurde, und dessen Form und Farbe sich durch das Klima und das Einbalsamiren vollkommen

erhalten hatte, schien Delille und den andern Gelehrten von der egyptischen Kommission völlig identisch mit unserem jetzigen Getreide zu seyn. Der Anbau des Getreides wurde überdieß in Egypten und Palästina seit seinem Beginn nie wieder unterbrochen, und die Pflanzen behielten fortwährend denselben Namen bey. Die Aehren, die auf den Thierkreisen von Theben und Esne vorgestellt sind, das Getreide, das in den ländlichen Scenen von Eleithuia vorkommt, gleicht ebenfalls unserem Getreide vollkommen; auch ist der Weizen, der in Egypten gebaut wird, an den langen Spitzen und der gedrungenen Aehre leicht kenntlich; denselben sieht man auf den Denkmälern. In den Broden, die in den Grabmälern Oberegyptens entdeckt wurden, fand der Engländer Brown mehrere ganze Gerstenbälge, die unserer Gerste vollkommen ähnlich waren; er entdeckte an der Basis dieser antiken Bälge einen kleinen Ansatz, dessen in den botanischen Beschreibungen nicht erwähnt wird; er überzeugte sich aber, daß er sich an unserer Gerste gerade eben so findet; dieß ist wohl der sicherste Beweis, daß wenigstens diese Art sich seit zweytausend Jahren in nichts verändert hat. Ein positives Kennzeichen, das auf den Zeitpunkt der Reife des Getreides und der Gerste hinweist, findet sich im zweyten Buche Mosis (c. 9.). Von einer der Plagen Egyptens, dem Hagel, wurden Flachs und Gerste vernichtet, denn beyde standen in Reife; Weizen und Spelz wurden verschont, weil sie spät reifen; nun ist bekannt, daß in den heißen Klimaten der Flachs und die Gerste vor dem Weizen und dem Spelz reif werden.

Was den Einwurf der **Ausartung** oder Veränderung durch die Kultur betrifft, so beweist das Getreide aus den Gräbern von Theben, das vielleicht dreyßig bis vierzig Jahrhunderte alt ist, und das von Herkulanum, Pompeji und Royat in Auvergne, welches freylich nicht älter ist als siebzehnhundert Jahre, daß wenigstens seit dieser Zeit die Art ihre Gestalt nicht geändert hat.

Ueber das Vaterland des Getreides herrschen nun bey den Schriftstellern die verschiedensten Meynungen. Den Weizen lassen Homer und Diodor aus Sicilien kommen, Berose aus Babylon, Heinzelman versezt ihn in das Land der Baskiren; das Sommerkorn, das nach Strabo im Lande der Musicans, einer Provinz von Nordindien, wild wachsen soll, konnten die englischen Botaniker daselbst nicht finden; alle diese Behauptungen fanden aber wenig Glauben. Ebenso ging es mit der Gerste, die Chorenes an die Ufer des Arares oder Kur in Georgien versezt, Marc Pol nach Balaschiana, einer Provinz von Nordindien, und Berose nach Babylon. Theophrast und Plinius halten Indien für ihr Vaterland, und Pausanias, und nach ihm Barthelemy, lassen sie mit Cybele aus Phrygien kommen. Diese Widersprüche rühren, wie schon erwähnt, von dem zu kurzen Aufenthalte der Reisenden in jenen Ländern her.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

Zwar ist der, von den Ministern gemachte Vorschlag zu einem neuen Preßgesetze, oder eigentlich zu einem neu erfundenen Preßzwange eine politische Begebenheit, die also nicht hieher gehört. Allein die Wirkung, welche dieser Vorschlag in Paris hervorgebracht hat, und die moralischen Erscheinungen, wozu er Anlaß gegeben hat, sind auch die Sache des Sittenbeobachters und des Berichters über Tagesbegebenheiten; folglich verdient er auch in dieser Hinsicht eine Stelle in der Korrespondenz des Morgenblattes. Seit der Restauration wird das Publikum fast jedes Jahr mit einem neuen Preßgesetze bedroht. Anfangs, als man noch an den Napoleon'schen Despotismus gewöhnt war, war es die Censur unter verschiedenen Gestalten; späterhin, als sich die Nation in ihrer konstitutionellen Freyheit anfing zurecht zu finden, war die Censur fast nicht mehr anwendbar; dennoch wollten die am Staatsruder stehenden ihren Einfluß auf die Presse nicht ganz aufgeben, und daher wurden denn allerley Arten von Zäumung erfunden, um die Schriftsteller lenken zu können. Dieß war aber nicht wohl ausführbar. Die Staatsbegebenheiten gaben zu allerley lebhaften und wichtigen Debatten in der Schriftstellerwelt Anlaß, die den Machthabern wohl mißfallen mochten, aber in einem Staate, wo die Karten auf den Tisch gelegt werden, und die Minister Rechenschaft von ihrem Betragen geben müssen, unvermeidlich sind. Zudem ist das Pariser Publikum immer ein witzelndes, spöttisches Publikum gewesen; verbietet man ihm in Druckschriften zu witzeln, so sucht es Anspielungen in den Theaterstücken, welche aufgeführt werden, und gibt dadurch sein Mißfallen zu erkennen, oder es witzelt und spöttelt ohne Hülfe der Druckpresse noch weit mehr als es sonst würde gethan haben. Es bedarf in Paris keines Pasquinos, keines Marforios, in jedweder Gesellschaft ist ein solcher Pasquino, der die Spöttereyen zu Markte bringt. Strenge und Drohungen helfen dagegen nichts; unter dem despotischen Zepter Napoleons wurden beständig dergleichen Witzeleyen ersonnen, und liefen mit Blitzesschnelle in ganz Paris umher; er wußte es, und vermochte nichts dagegen; zuweilen war dieß Spötteln ein Fingerzeig für ihn, und machte daß er von seinem Vorhaben abstand. Unter der jetzigen Regierung hat diese Gewohnheit des Pariser Publikums eine etwas andere Richtung genommen; erstlich sind die gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht mehr so frivol, und dann läßt sich in den Tagesblättern so viel sagen und andeuten, daß die Anekdoten- und Bonmotskrämer in Gesellschaften wenig Neues aufzutischen haben, denn fast alles wird gedruckt. Die Regierung kann sich die Mühe ersparen Spione zu unterhalten, um sich in Gesellschaften einzuschleichen, und zu behorchen, was gesagt wird. Die Polizey braucht nur die Tagesblätter zu lesen; aus diesen kann sie besser die Gesinnung des Publikums erfahren als aus Spionberichten, wofern ihr nicht etwa darum zu thun ist genau zu wissen, wie dieser oder jener Privatmann insbesondere denkt und spricht, was in einem konstitutionellen Staate, wo sich so manche Gelegenheit zum Sprechen darbietet, etwas ziemlich überflüssiges wäre. Allein eben diese Tagesblätter machen den Ministern viel zu schaffen; diese hatten versucht, sie an sich zu kaufen, und den Herausgebern mit

Gold den Mund zu stopfen. Dabey ist man aber so ungeschickt verfahren, daß diese Versuche allgemeinen Unwillen verursacht haben, und manche Schriftsteller, denen man den Antrag gemacht hatte, ihr Gewissen zu verkaufen, haben sich mit Recht über solche schändliche Anträge erboßt, und ihre Gesinnungen kühn geäußert. Da die Bestechung also nicht gehen wollte, sann man darauf, den Journalisten auf eine andere Art beyzukommen, und dieß hat nun zu dem berüchtigten Gesetzesentwurfe Anlaß gegeben, der die offenbare Absicht hat, das Journalwesen ohne Censur dergestalt zu beschränken, daß es seinen vorigen Einfluß verliert; nebenbey soll den Flugschriften durch eine tüchtige Stempeltaxe Einhalt gethan werden; da nun aber die meisten Volksschriften nichts anders als Flugschriften sind, so würde dadurch die Volksliteratur so gut als aufgehoben, oder doch wenigstens außer alle Thätigkeit gesezt werden. Dieß lezte ist offenbar eine Eingebung derjenigen Parthey, die beständig schreyt, das Volk dürfe nicht aufgeklärt werden, und ihm daher nichts anders zukommen lassen will als abergläubische, abgeschmackte Bücher, wovon einige nichts weiter sind als alte, wiederaufgewärmte Mönchsschriften aus dem vorigen Jahrhundert. So drückend dieser Gesetzesentwurf auch ist, so gibt es doch Länder, die sich glücklich schäzen würden, wenn sie statt des noch viel drückendern Censurwesens eine ähnliche Vorkehrung von Seiten ihrer Regierung ergreifen sähen. Allein in Frankreich ist dem Volke mehr Freyheit feyerlich verheißen worden, es hat sich an den Preßzwang nicht gewöhnt; die freye und zwanglose Mittheilung der Gedanken und Gesinnungen ist bey ihm, besonders seitdem unter der verfassungsmäßigen Regierung alles öffentlich verhandelt wird, ein dringendes Bedürfniß geworden. Schon die angeborne Lebhaftigkeit des französischen Charakters treibt dazu, und jezt um so viel mehr, da Justiz, Gesezgebung u. s. w. vor dem Angesicht der Nation verhandelt wird, und so viele wissenschaftliche und philanthropische Institute das öffentliche Reden zu einer allgemeinen Gewohnheit machen. Und dieser Nation nun will man die wechselseitige Mittheilung ihrer Gesinnungen und Gefühle erschweren durch allerley kleinliche Mittel, die wahrscheinlich, falls sie wirklich eingeführt werden sollten, ihren Zweck verfehlen werden, aber doch vor der Hand der Journalistik, der Druckerey und dem Buchhandel Hindernisse in den Weg legen. Der Buchhandel ist seit der Restauration des königlichen Thrones, das heißt seitdem keine Censur mehr da ist, einer der blühendsten Zweige des französischen Handels, und wiewohl hierin eben so unbedachtsam verfahren worden ist wie bey andern Handelszweigen, nämlich durch übermäßiges Fabriziren, ohne Rücksicht auf das Bedürfniß, so hält sich dieser Zweig doch immer noch aufrecht, und würde sich von seinem erlittenen Schaden bald wieder erholen, wenn man jezt nicht den unseligen Einfall hätte, ihn auf allen Seiten beschneiden zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marienwerder in Westpreußen, im Jan.

(Beschluß.)

Auf dem Adel, welcher einen großen Theil des Grund und Bodens besizt, lasten die Zeitverhältnisse; von dem Luxus und der Verschwendung, mit welchen er sonst gelebt haben soll, bemerkt man keine Spur mehr. Nicht wenige, sonst begüterte Familien sind gänzlich verarmt; wozu die in den guten Zeiten der hohen Kornpreise angewöhnte Verschwendung, und die Leichtigkeit durch das Kredit-System zu fremden Kapitalien zu gelangen, welche den jezigen Werth der Güter übersteigen, beygetragen haben. Dieser Adel, welcher zum großen Theil deutschen Ursprungs aus den Zeiten der Ritter ist, bietet ein merkwürdiges Beyspiel dar, wie der Besiegte durch den Sieger entnationalisirt werden kann. Sie waren unter der langen Herrschaft der Polen völlige Polen geworden, und hatten alles Deutsche, sogar den Namen, aufgegeben.

Wie ich ihn bisher beschrieben, ist der allgemeine Anblick des Landes auf der Höhe; aber es gibt noch einen, freylich verhältnißmäßig kleinen Theil, welcher sich sehr vortheilhaft auszeichnet; dieß ist die Weichselniederung. Die Weichsel fließt in einem Thale, welches durch zwey neben einander fortlaufende Ketten von Hügeln eingeschlossen wird. Diese Hügelketten treten zuweilen auf beyden Seiten bis dicht zum Ufer des Stromes heran; in der Regel aber ziehen sie sich auf der einen oder der andern Seite bis zu größerer oder geringerer Entfernung zurück, und lassen ein niederes, durch Dämme gegen den Strom geschütztes Marschland frey, welches sich durch hohe Fruchtbarkeit und durch sorgfältigern Anbau auszeichnet. Bis zur nördlichen Grenze des Regierungsbezirks ist dieses Thal selten über eine Stunde breit. Im Danziger Departement, wo die Weichsel sich in zwey Arme theilt, deren einer den Namen Nogath erhält, dehnt es sich mehr aus, und nimmt zugleich den höchsten Grad der Fruchtbarkeit (bey Marienburg und Elbing) an. Das ist das Land, welches den Danziger Weizen hervorbringt. Die Vegetation ist die üppigste. Die Gerste trägt nicht selten dreyßigfältig. Die Bodenkultur wird durch die deutschen Einwanderer, unter welchen sich mehrere tausend Familien von Mennoniten befinden, sorgfältiger betrieben. Zur Zeit der hohen Getreidepreise herrschte hier große Wohlhabenheit, die nicht selten zu übermüthiger Verschwendung führte. Die Häuser sind aus einander gebaut, und liegen bey den Ländereyen eines jeden Besitzers unter Wiesen und Gärten, in denen ein bedeutender Obstbau getrieben wird. Das Ganze hat, von der Höhe betrachtet, auf der die benachbarten Städte liegen, mit der Aussicht auf den breiten blauen Rücken der Weichsel ein, wenn auch nicht romantisches, doch lachendes und reiches Ansehen, und hier kann in der That von Schönheit der Landschaft gesprochen werden, welche den übrigen Theilen des Landes gänzlich abgeht. In Beziehung auf Kunst und darauf sich beziehende Institute muß ich schweigen. In der Provinz ist weder eine stehende noch eine wandernde Schauspielergesellschaft. Der Direktor Schröder zu Königsberg, welcher daselbst und in Danzig abwechselnd spielt, hat ein Privilegium und kommt in zwey oder drey Jahren einmal hierher, wo er ein bretternes Schauspielhaus, das im Innern aber recht hübsch ist, erbaut hat. Es ist hier ein merkwürdiges Ereigniß, wenn einmal eine Bande Prager Musikanten eintrifft. Da hört man denn doch einige Musik, was sonst gar nicht der Fall seyn würde. So war die Stadt in Bewegung, als vor einiger Zeit die Seiltänzer-Gesellschaft Chiarini auf ihrer Durchreise einige Vorstellungen gab. Herr Felix Chiarini bewies auch hier, daß er den Titel des ersten Akrobaten von Frankreich und Italien, den er sich beylegt, wohl verdienen mag. Außer einigen alten Schlössern, aus der Zeit der Herrschaft des deutschen Ordens, weiß ich nicht, daß die Provinz beschreibungswerthe Alterthümer enthielte. Das Merkwürdigste ist das bekannte Schloß zu Marienburg, das ich noch nicht gesehen habe, worüber ich aber bald interessante Mittheilungen machen zu können hoffe.

Die Geschichte des Landes, mit Rücksicht auf diejenige des deutschen Ordens, ist überhaupt seine größte Merkwürdigkeit, und ich denke bald Notizen genug gesammelt zu haben, um Sie besser als dießmal befriedigen zu können.

Beylage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 16. März 1827.

Sire,
— etwas lebt noch in des Weibes Seele,
das über allen Schein erhaben ist
und über alle Lästerung — Es heißt
weibliche Tugend.

Schiller.

Die Versuchung.

Romanze.

Wer tritt so heimlich und dreist dort hin
Zur schönen, zur stattlichen Kaiserin?

Es ist ein junger Rittersmann,
Er fleht sie leis' um Minnesold an.

Wie wagt er das im erleuchteten Saal?
Sie ist ja seines Kaisers Gemahl!

Es hat ihn der Kaiser selbst gesandt,
Kaiser Heinrich der Uedle genannt.

Ei was versucht er die Keusche nur?
Sie hält ihm ja sittig der Treue Schwur.

Das thut er eitel aus Uebermuth;
Doch Uebermuth thut selten gut.

Und was beginnt die Kaiserin jezt,
Da der Ritter ihr frech von Minne schwäzt?

Entrüstung und Scham und Rachelust
Bekämpfen sich wechselnd in keuscher Brust.

Und welche der Drey erringet den Sieg
In so gerechtem innern Krieg?

Die Rache siegt. Ein Räthselwort
Wirft flüsternd sie hin, und eilt dann fort.

Und nun, wer schleicht um Mitternacht ein
Zur Kaiserin in's Kämmerlein?

Der Kaiser selbst, die Kleidung an
Von jenem vertrauten Rittersmann.

Wer fährt denn da auf den Kaiser los?
Wer sind die drey Mägde riesig groß?

Das sind, troz Haub' und Weiberkleid,
Drey Knechte, fauststark, schulterbreit.

Was beginnen die Knechte im Weiberrock,
Ein jeder mit seinem Haselstock?

Sie kriegen den Kaiser unter sich,
Und gerben ihn ganz erbärmiglich!

Und wehrt er sich gar nicht seiner Haut?
Was kreischt er denn, was ruft er so laut?

Er kreischt aus Schmerz mit Wehgeschrey
Und ruft, daß er der Kaiser sey.

Wie aber ging es nun weiter her?
Der Kaiser versuchte sein Weib nicht mehr.

Ludwig Robert.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsezung.)

Souwaroff, voll Ehrfurcht für seine Obern, freundlich gegen seine Soldaten, war gegen Seinesgleichen unhöflich, stolz und ungebildet; er machte an Leute, die ihn nicht kannten, in der Geschwindigkeit eine Menge Fragen, als ob er das Recht gehabt hätte, gleichsam ein Verhör mit ihnen anzustellen; es war seine Art, die Leute damit in einem Augenblick kennen zu lernen; er fand nichts an denen, die er in Verlegenheit sezte, aber zollte rasch seine Achtung dem, der ihm frey und offen antwortete. Ich hatte diese Probe mit ihm in Petersburg gemacht; meine lakonischen Antworten hatten ihm behagt, und während sei-

nes kurzen Aufenthalts war er oft zu mir zu Gast gekommen. Ich erinnere mich, daß ich ihn fragte, ob es wahr sey, daß er bey der Armee nie schlafe, der Natur trotze und sogar unnöthiger Weise immer auf Stroh ruhe, ohne sich auszukleiden oder den Degen abzulegen. Er antwortete mir: „Ja, ich hasse die Faulheit; und aus Furcht einzuschlafen, habe ich beständig in meinem Zelt einen Hahn, der mich ganz genau und oft aufweckt; wenn ich bisweilen weichlich seyn und mir gütlich thun will, so lege ich Einen meiner Sporen ab.“ Als er zum Reichsfeldmarschall ernannt wurde, bekleidete er sich in Gegenwart seiner Soldaten auf die drolligste Weise selbst mit dieser Würde; er ließ in einer Kirche auf beyden Seiten des Schiffs und kolonnenweise so viele Stühle hinstellen, als er ältere Generale übersprungen hatte; nun kömmt er in die Kirche im Wammis, springt über die Sitze hin, wie die Schüler, wenn sie einer nach dem andern übereinander hüpfen, und nachdem er auf diese Art muthwillig daran erinnert hatte, wie er alle seine Nebenbuhler hinter sich gelassen, bekleidet er sich mit der großen Feldmarschallsuniform, legt alle die zahlreichen Orden an, womit man ihn über und über behangen hatte, und fordert nun in allem Ernste den Geistlichen auf, er möchte die Feyerlichkeit mit einem Te Deum endigen. Eben so, sagt man, habe er, als ihm der Kaiser von Oestreich einen seiner ehrenvollsten Orden geschickt hatte, sich selber zum Ritter aufgenommen, und zwar öffentlich vor einem großen Spiegel mit den allerdrolligsten Ceremonien. Bekanntlich war er in der Schweiz durch Korsakoffs Schuld genöthigt worden, sich vor dem General Massena zurückzuziehen und ließ nun eine Grube graben, in welche er sich hineinstellte und seinen Soldaten zurief, sie sollten ihn lieber mit Füßen treten und mit Erde bedecken als vor dem Feinde fliehen. Als ich in Rußland war, hatte Souwaroff noch nicht die höchsten Militärgrade erreicht; wir sahen in ihm nur den tapfern Kriegsmann, den kühnen General bey der Armee, aber den sonderbarsten Mann bey Hofe. Als er Herrn Alexander von Lameth zum ersten Male sah, dem man nicht vorwerfen konnte, daß er sich allzuleicht in Andere füge, hatten sie mit einander eine ganz eigene Unterredung, die hier erwähnt zu werden verdient. „Aus welchem Lande sind Sie?“ fragte ihn auf einmal der General. „Franzose.“ — „Was treiben Sie?“ — „Ich bin vom Militär.“ — „Ihr Grad?“ — „Oberster.“ — „Ihr Name?“ — „Alexander von Lameth.“ — „Gut.“ Herr von Lameth, den das kurze Verhör befremdete, wandte sich seinerseits an Souwaroff, sah ihn steif an und fragte: „Aus welchem Lande sind Sie?“ — „Vermuthlich aus Rußland.“ — „Was treiben Sie?“ — „Ich bin vom Militär.“ — „Ihr Grad?“ — „General.“ — „Ihr Name? — „Souwaroff.“ — „Gut.“ Nun brachen Beyde in Lachen aus, und von nun an waren sie ganz gute Freunde.

Fürst Potemkin war noch immer abwesend, beschäftigt mit den Anstalten zur Aufnahme seiner Monarchin in seinen Gouvernements. Während dieser seiner Abwesenheit, suchte Jedermann insgeheim gegen seine Launen, seinen Stolz und seine Ungerechtigkeiten in der Verwaltung bey der Kaiserin zu sprechen; Romanzoff allein drückte öffentlich sein Mißvergnügen aus. Bald kam Potemkin, und nun lobte ihn Jedermann.

Die Kaiserin sezte in der Abendgesellschaft immer allen Zwang und alle Etikette bey Seite; hier verschwand die Kaiserin und man sah nur die liebenswürdige Frau; man erzählte, spielte Billard, sprach von Literatur. Es fiel ihr ein, Verse zu machen; acht Tage lang bemühte ich mich, ihr die Regeln der Dichtkunst beyzubringen, aber bald erkannte sowohl sie selbst als ich, daß die Zeit verloren war, und daß ihr Ohr die Harmonie der französischen Verse durchaus nicht faßte. Auch fand ihr Kopf, voll Verstand und Politik, keine Bilder zur Verschönerung ihrer Gedanken, ihrem Geiste behagte das Aufsuchen des Versemaßes und der Reime nicht. Es schien, sie wolle böse darüber werden; Herr Fitz Herbert sagte ihr: „Es ist ganz gut, Madam, daß es Ihnen nicht gelingt; man kann nicht alle Arten von Ruhm zugleich erringen, und Sie hätten sich mit den zwey schönen Versen begnügen sollen, die Sie auf Ihre Hündin und Ihren Leibarzt gemacht haben. „Ci-git la duchesse Anderson, qui mordit monsieur Rogerson.“ Ich that also Verzicht auf mein Lehreramt und erklärte meiner erlauchten Schülerin, sie müsse sich begnügen, ihre Gesetze und Eroberungen in Prosa zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die alte Geschichte und das Vaterland der Getreidearten, namentlich des Weizens und der Gerste.

(Beschluß.)

Die Vergleichung und genaue Untersuchung der verschiedenen bekannten Thierkreise kann vielleicht der Lösung dieses historischen Problems näher bringen. Die Thierkreise, in welche die Völker die Gegenstände ihrer Verehrung oder Nothdurft aufnahmen, die Thiere deren Erzeugung, die Gewächse deren Reife an eine bestimmte Jahreszeit erinnerten, sind sehr verschieden, namentlich welchen, wie schon Humboldt bey seiner Erklärung des mexikanischen Thierkreises bemerkt, die Thierkreise der ackerbauenden und die der Nomaden- und Jägervölker völlig von einander ab. So hält die mexikanische Ceres einen Maisstengel in der Hand; der Weizen ist auch nicht bey den Chinesen das Sinnbild des Gottes des Ackerbaus; weder Gerste noch Weizen finden sich unter den einfachen chinesischen Schriftzeichen, deren Erfindung bis zweytausend Jahre über unsere Zeitrechnung hinausgeht, aber der Reis

und die Hirse kommen darunter vor. Die Aehre erscheint auch nicht im Zeichen der Jungfrau auf dem arabischen Kreis von Abd-Arrahman, auch nicht auf den indischen Thierkreisen. Das Getreide war aber auch weder bey Chinesen, noch bey Arabern, noch Indiern die Hauptnahrung. Alle egyptischen Thierkreise dagegen stellen das Sternbild der Ceres oder Isis als eine Frau vor, die eine Aehre in einer oder in beyden Händen trägt. Die griechischen und römischen Thierkreise, die aus dieser Quelle stammen, zeigen dasselbe Sinnbild. Kann man nicht daraus folgern, daß der Weizen, den wir hier in der Hand der Göttin des Ackerbaus sehen, aus den Ländern stammt, wo die Thierkreise gezeichnet wurden, daß seine Reife einen Abschnitt im Jahre ausmachte, daß er in Egypten die Hauptnahrung war wie in Mexiko der Mais, und daß jedes Volk die Pflanze in den Himmel versezte, die ihm am unentbehrlichsten war?

Die griechische Ceres und die egyptische Isis ist bekanntlich Eine Göttin; die Griechen nährten sich in ihrer Urzeit vornehmlich von Eicheln, nicht von unserer Eiche, sondern der quercus ballota, deren Frucht man auch heut zu Tage in Spanien, Afrika und der Levante ißt; und erst seit der Ankunft der egyptischen und phönizischen Kolonien wurde mit dem Getreide der Isis- und Ceresdienst eingeführt. Dagegen findet man in Indien und Bactrien, die man ohne allen Grund für das Vaterland des Getreides ausgab, keine Ceres. Sämmtliche mythologische und geschichtliche Traditionen, die Reisen von Osiris und Hermes, Ceres und Triptolemus bezeichnen uns die Wanderungen dieser nährenden Gewächse und weisen immer auf Egypten und Phönizien zurück, als von denen ausgegangen wurde.

Nehmen wir noch zulezt den botanischen kritischen Grundsatz zu Hülfe, daß, wenn das Vaterland einer angebauten Pflanzenart unbekannt ist, dasjenige Land, in welchem die meisten Arten dieses Geschlechts vorkommen, als das wahrscheinliche Vaterland der fraglichen Art betrachtet werden muß, so läßt sich zwar nicht läugnen, daß dieser Grundsatz bey einer an Arten sehr reichen Pflanzengruppe, wie das Getreide, weniger streng anwendbar ist als bey Gattungen von weniger Arten und beschränkterem Wohnplatze; vergleicht man indessen die vollständigsten Verzeichnisse der bis jezt bekannten Pflanzen, so findet man, daß die Levante und das Becken des mittelländischen Meers überhaupt die größte Menge von Arten aus den Gattungen Hordeum und Triticum aufzuweisen haben, während z. B. Humboldt und Bonpland in Amerika bloß Ein Hordeum und gar kein Triticum fanden. Eine Beobachtung, die Labillardière gemacht hat, bestätigt die bisher entwickelte Ansicht auffallend. Bey Baalbec, in Syrien, sah er Weizen, der zwey Jahre hintereinander der Trockenheit wegen nicht hatte keimen können, auf demselben brachgebliebenen Felde im dritten Jahre aufschießen und sich besaamen; dieß wurde noch in keinem Lande, wo man unsere Getreidearten baut, beobachtet.

Diese Thatsachen nun erheben es gewiß zu so großer Wahrscheinlichkeit, als man einem Gegenstande geben kann, dessen Ursprung wir durch tausendjährigen Gebrauch aus dem Auge verloren haben, daß das Thal des Jordan, die Kette des Libanon, oder der Theil von Palästina und Syrien, der an Arabien stößt, das Vaterland des Getreides sind, und daß dasselbe Becken des mittelländischen Meeres, das die Wiege der europäischen Kultur war, zugleich die Nahrungsstoffe lieferte, welche die unumgänglichen Bedingungen der Kultur, wenigstens der Kultur waren, zu der sich der Westen des alten Kontinents emporgehoben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

(Fortsetzung.)

Für die politische Journalistik hat Frankreich große Vortheile vor andern Ländern. Die französische Sprache ist allgemein verbreitet. Frankreich ist zu gleicher Zeit eine Land- und eine Seemacht; es liegt England zur Seite, und zwischen dem Norden und Süden Europas; mit London korrespondirt es in 2½ Tagen, mit Nordamerika bey gutem Wetter in drey Wochen. Die Franzosen schreiben angenehm, klar und heiter. Lauter Vortheile für die politischen Journale Frankreichs. Aber um dieselben ganz zu genießen, müßte auch nicht der geringste Zwang sie hemmen. Jedermann müßte ein politisches Blatt, groß oder klein, täglich oder wöchentlich herausgeben können, wie es ihm gut dünkte, keine drückende Stempeltaxe müßte auf den Blättern lasten, keine Scheidungslinie zwischen politischen und nichtpolitischen Blättern gezogen werden: alsdann würden wahrscheinlich so viele Zeitungen in Frankreich entstehen, als deren jezt in Nordamerika vorhanden sind, und vielleicht würde dann auch kein Blatt ein so überwiegendes Ansehen haben als jezt der Constitutionel und das Journal des Débats, weil dann auch minderbegüterte Herausgeber mit diesen reichen Journalen wetteifern könnten. Aber gerade das Gegentheil von allem diesem soll nach dem Plane der Regierung erfolgen. Eine ungeheure Stempeltaxe soll nicht allein das Herausgeben aller politischen Blätter, sondern auch noch dasjenige aller Flugschriften erschweren. Jedwedes, auch nicht politische Blatt soll eine furchtbare Gewährleistung in Geld stellen u. s. w. Solch ein Projekt mußte um so mehr mißfallen, da man wohl einsah, daß es von der Obskurantenpartey ausgesonnen worden war, in der Hoffnung, dadurch wie mit einem Machtstreiche die Aufklärung zu hemmen, und zur Herbeyführung der Finsterniß bestens beyzutragen. Journalisten, Dichter, Gelehrte, Buchdrucker und Buchhändler, Papierkrämer, und sogar Buchbinder und Druckergesellen geriethen bey der Bekanntmachung des Projektes in Bewegung. In den kleinen Tagesblättern hagelte es Epigramme und Späße über die Erfinder des Projekts, in den größern Journalen erschienen derbe Widerlegungen der ministeriellen Anklagen wider die Preßfreyheit; in ganz Frankreich wurden Bittschriften wider den Entwurf unterzeichnet, und die Académie française ward ganz unerwartet von dem ehemaligen Censor Lacretelle,

den man bisher als einen dem Ministerium blindlings ergebenen Mann betrachtet hatte, und über welchen sich deßhalb die freysinnigen Blätter oft hergemacht hatten, aufgefordert sich auszusprechen. Allein seitdem man die Geschichte Frankreichs, die dieser Gelehrte abgefaßt, für nicht monarchisch genug gehalten hat, mag der Mann über seine Lage nachgedacht und eingesehen haben, daß er es mit schwer zu befriedigenden Ansprüchen des französischen Ministeriums zu thun habe, und die Volksgunst verliere, ohne das Glück zu haben die monarchischen Herrn zu befriedigen. Somit hat er dann einige Schritte abwärts gethan, und sich der Seite der Liberalen genähert, wozu er vormals gehörte, ehe Bonaparte ihn zu einem kaiserlichen Büchercensor machte. Dieser Hr. Lacretelle that also der Académie française den Vorschlag, eine Bittschrift wider den Preßzwang dem Könige direkt einzureichen, weil diese Akademie, vermittelst ihrer alten Statuten, den König als ihren Beschützer anerkennt, und direkt sich an ihn wenden kann, ohne dazu der Vermittlung der Minister zu bedürfen. Da, wie es scheint, Niemand in der Akademie auf diesen Vorschlag vorbereitet war, so hatte auch Niemand Zeit gehabt seine Rolle vorzubereiten oder einzustudiren, und so geschahe es denn, daß jedweder so ziemlich seinem Charakter gemäß handelte, und diesen, ohne es zu ahnen, an den Tag legte. Der berühmten Männer wegen, welche zu dieser Akademie gehören, ist die Sitzung, worin der Lacretellesche Vorschlag abgehandelt worden ist, sehr merkwürdig, und hat daher auch das Publikum eine Zeitlang beschäftigt, um so mehr, da dieß eine Art von Lustspiel war, das vor den Parisern aufgeführt wurde. An dem Tage, an welchem über Lacretelles Vorschlag in der Académie française berathschlagt werden sollte, hatten sich die Mitglieder derselben in zahlreicher Menge eingefunden; nur einige wenige, die ihres Benehmens halber verlegen waren, und es mit Niemand verderben wollten, hatten es für klug gehalten, nicht zur Akademie zu gehen; der eine hatte sich Blutegel angesezt, der andere hatte Husten und Schnupfen, der dritte hatte gerade an dem Tage auf dem Lande zu thun. Solche vorsichtige Leute gibt es in allen gelehrten Gesellschaften. Ein recht vorsichtiger Mann war der Hr. Präsident, Marquis de Laplace, der berühmteste Geometer unserer Zeit, aber auch der friedliebendste Mann, der lieber alles aufopfern würde, als daß er sich der Regierung in irgend einer Sache widersetzen möchte.*) Als dieser alte Herr, der zufällig die Präsidentschaft bey der Akademie hatte, merkte, daß es unheimlich werde, griff er ganz leise zu seinem Stock und Hut, ließ den Präsidentenstuhl im Stiche, und schlich sich davon, so daß, als die Herrn Akademiker aufschauten, kein Präsident mehr zu finden war, und die Heerde sich ohne Hirten befand. Nach den Statuten wurde der Secrétaire perpetuel zum Vorsitze berufen. Es war ein Schreiben an die Akademie gerichtet worden, von einem ihrer Mitglieder, dem Erzbischofe von Paris, der auch so vorsichtig gewesen war, zu Hause zu bleiben. In diesem Schreiben ermahnte der Herr Akademiker seine Mitbrüder auf eine recht erbauliche Weise, die Herrn möchten doch von einem so tollkühnen Unternehmen abstehen, sich nicht der Ungnade der Regierung und der Gefahr aussetzen, daß die Akademie ganz aufgehoben werde. Als man so weit mit dem Vorlesen des Schreibens gekommen war, brach der Unwille der Akademiker aus. Es schien ihnen schimpflich, von einem Mitbruder auf diese Weise bedroht zu werden, wie Spielknaben, denen man die Ruthe zeigt. Villemain und einige andere Akademiker vertheidigten mit vieler Beredtsamkeit die Würde der Akademie und die Unabhängigkeit eines Gelehrten-Vereins, und bestanden darauf, der Brief solle bey Seite gelegt werden, ohne daß man ihn zu Ende läse. Hr. Freyssinous, Bischof von Hermopolis, suchte seinen Mitbruder, den Erzbischof von Paris, zu entschuldigen; er meynte, seine Drohungen wären freylich etwas hart, indessen müsse man zu Ende lesen; vielleicht käme weiterhin etwas vor, das den Anfang beschönige. Allein der Unwille der Akademie war so groß, daß die Mehrzahl von dem Brandbriefe nichts mehr hören wollte, und ihn ohne weiteres der Vergessenheit übergab. Lacretelle entwickelte nun seinen Vorschlag, indem er zeigte, wie nothwendig es sey, daß die erste Akademie Frankreichs sich gegen einen Gesetzesentwurf ausspräche, welcher, wenn er durchgänge, den Verfinsterern in Europa ihr Handwerk sehr befördern, und eine Schande für einen so aufgeklärten Staat als Frankreich seyn würde. Villemain unterstüzte den Vorschlag zu einer Bittschrift oder Gegenvorstellung an den König, und dieser Professor der Eloquenz, der in seinem Cursus mit einer so außerordentlichen Beredtsamkeit aus dem Stegreife Reden hält, sprach auch dießmal mit einem Feuer, einem Nachdrucke und einer Eleganz, daß wenige zu widerstehen vermochten, und daß die meisten dem Lacretell'schen Vorschlage ihre Zustimmung ertheilten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Nachricht von Laplaces Tod eilte leider diesem Brief voran. Anm. d. Red.

Rom, Febr.

Nachrichten an deutsche Alterthumsforscher.

Herr Buchhändler Salvi, einer der gelehrtesten und thätigsten Antiquare unserer Zeit, kaufte vor Kurzem eine Sammlung eigenhändiger Briefe berühmter Italiener, Macchiavellis, Vittoris &c., und auch die Handschrift einer Reise durch Oberdeutschland, welche von Francesco di Pier Vittori 1507 und 1508 gemacht, aber erst später beschrieben wurde. Sie berührt Bologna, Trient, Landeck, Konstanz, Ueberlingen, Ulm, Memmingen, Kaufbeuren, Schongau, Insbruck, enthält eine Menge Histörchen, welche Vittori seinen Wirthen in den Mund legt, zuweilen einzelne sehr charakteristische Züge, aber nichts über Vittoris Verrichtungen als Botschafter bey Max I.

Am Bodensee findet er Badstuben, ganz auf jetzige russische Weise.

Zu Ulm am 8ten Sept. 1507 betet einer seiner Gefährten in der Sakristey des Predigerklosters, wo eine junge schwangere Scheintodte liegt; und sie erwacht. Man zerreißt aus Andacht dem Beter seinen langen Rock. Zu Ulm beichtete mehr als die Hälfte aller Erwachsenen jeden Sonntag.

Zu Ammergau wurden schon damals Krucifixe in Menge geschnitzelt.

Zu Kaufbeuren lud ihn der Bürgermeister zu Gast. Man ißt das Fleisch auf Schnitten schwarzen Brods, wascht sich vor und nach Tische.

Zu Memmingen bestand schon damals, neben dem Bolzenschießen, ein regelmäßiges Büchsenschießen.

Dieses sind die bedeutendsten Züge, welche mir bey Durchlesung der Handschrift auffielen, die Namen der Orte sind so entstellt, daß man Mühe hat sie zu errathen. Vielleicht erwirbt eine deutsche Bibliothek die Handschrift, welche als testo di lingua den Druck verdient, aber in Italien wegen vieles Aergerlichen, welches von der damaligen Geistlichkeit erzählt wird, nicht die Censur passiren würde. Sie sollte mit Poggio, Montaigne, Cellini etc. in einer Sammlung alter Reisebeschreibungen herausgegeben werden.

Kölle.

Beylage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März 1827.

Seht! wie den Fluß herab die Segel zahllos schweben,
Seht auf dem Hafendamm das buntbewegte Leben.
Und sagt mir: habt Ihr je in Eurem Vaterland
Der Menschen heitern Fleiß so wundervoll gekannt?

Regnard.

Schiffahrt auf den westlichen Gewässern Amerikas.

Ein amerikanisches Werk: „Erinnerungen von einem zehnjährigen Aufenthalt am Mississippi,“ von Flint, enthält sehr anziehende Schilderungen von Gegenden, über welche wir in Europa um so gerner sprechen hören, je weniger Genaues man bisher von ihrer Eigenthümlichkeit wußte. Eine der interessantesten Schilderungen schien uns die, welche wir hier mittheilen.

In diesem Augenblicke bin ich nahe dem Mittelpunkte des großen Mississippithales, dem größten der Erde. Westlich von der Kette der Allegany's bis zu den Chippywen oder Felsgebirgen, von deren östlichen Seite die Gewässer des Missouri gegen Westen fließen, rechnet man gegen 1500 (englische) Meilen in gerader Linie und zweymal diese Länge nach dem Laufe des Ohio und Missouri. Von den Höhen, welche die Gewässer des nördlichen rothen Flusses, des Saskashavin und des Sklavensee's von denen des obern Mississippi trennen, bis zu dem Meerbusen von Meriko gegen Süden beträgt die Länge mehr als 3000 englische Meilen. Die Breite an dem schmalsten Orte, von den Quellen des Tenessee bis zu denen des südlichen rothen Flusses kann fast nicht geringer als auf 2400 englische Meilen angegeben werden. Ein Kielboot von vierzig Tonnen kann seine Reisenden und seine Ladung in dem Staate von Neu-York einnehmen und über den Allegany, Ohio, Mississippi, Missouri fahrend, am Fuße der Felsgebirge landen, was in einer fortwährenden Fahrt eine größere Reise ist, als wenn man über den atlantischen Ocean segelt. Man sagt, daß Boote über die Roche Jaune oder den gelben Felsen des Missouri mehr als 1000 Meilen hinaufgehen können. Boote fahren den Arkansas und rothen Fluß ungefähr 2000 Meilen hinauf. Fahrzeuge kommen mit sehr kleinen Ladungen von Montreal bis zum obern Mississippi, und ich sah ein kleines Schiff von Mackinaw von fünf Tonnen, welches von den Seen in den Chicago von Michigan fuhr. Boote gehen durch Neu-Madrid, von welchen einige den Wabasch mehrere hundert Meilen herunterfahren, ehe sie den Ohio erreichen und andere gehen in einer entgegengesetzten Richtung den Tenessee herunter, viel weiter als der Lauf des Wabasch's.

Im Frühling hat man schon hundert Boote in einem Tage in der Mündung des Bayous zu Neu-Madrid landen sehen. Ich ging an einem Frühlingsabend nach dem Landungsplatze und sah sie in ganzen Flotten ankommen; die lärmende Lustigkeit des Schiffsvolks, die Bewillkommungen, das bewegliche Gemälde des Lebens am Bord der Boote, mit Thieren von allen Arten, groß und klein, beladen; die verschiedenen Waaren, welche sie bringen; die Zeichen des sich erweiternden Ackerbaus in den höher herauf liegenden Ländern, und mehr als alles, die ungeheure Entfernung, aus welcher sie kamen, und die Reise, welche sie noch zu machen hatten, waren reichhaltige Quellen des Nachdenkens. Man kann keinen Ort an den zahlreichen Strömen des Ohio und Mississippi nennen, von wel-

chen nicht irgend eines dieser Boote käme. Hier sieht man Boote mit Brettern aus den Tannenwäldern im Südwesten von Neu-York beladen; dort die Yankees vom Ohio; von Kentucky kommt Schweinefleisch, Mehl, Branntwein, Hanf, Taback, Sackleinwand und Stricke; von Tenessee dieselben Dinge und viel Baumwolle; von Missouri und Illinois Vieh und Pferde; im Allgemeinen dieselben Artikel als vom Ohio, so wie auch Rauchwerk und Bley. Einige Boote sind mit Korn beladen, andere mit Tonnen voll Aepfel und Kartoffeln; andere haben Ladungen von Cider, getrockneten Früchten; alle Arten von in diesen Ländern destillirtem Branntwein; kurz, die Produkte der Kunst und des Ackerbaus des ganzen Oberlandes im Westen. Sie kamen aus tausend Meilen von einander entfernten Ländern, und schwammen nach einem allgemeinen Punkte des Vereins. Die Boote bedeckten eine Strecke von mehreren Morgen. Man sieht Geflügel auf dem Verdecke flattern; der Hahn kräht, die Schweine grunzen, das Vieh brüllt, die Pferde stampfen wie in ihren Ställen. Es gibt Boote, die ganz mit Putern beladen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Der Fürst von Ligne, der von Wien zurück zu uns gekommen war, ließ keine Langeweile in unsern kleinen Cirkeln aufkommen; er erzählte hundert lustige Geschichten, machte auf Alles ein Madrigal oder ein Lied; er erlaubte sich Alles herauszusagen, was ihm einfiel, er mischte etwas Politik in die Charaden, in die Räthsel; er trieb zwar manchmal die Heiterkeit bis zur tollen Posse, aber bey allem Lärmen, den er mit seinen Narrenglöckchen machte, brachte er immer einige heilsame und geistvolle Warnungen an. Er war Hofmann aus Gewohnheit, Schmeichler aus System, gut vermöge seines Charakters und Philosoph aus Liebhaberey; seine Einfälle erregten Lachen, aber beleidigten nicht. Einst erlaubte er sich einen sonderbaren Scherz mit dem Grafen von Cobentzel und mir. Wir Beyde und er hatten das Fieber bekommen. Er warf uns unsere Gleichgültigkeit vor und verlangte durchaus, wir sollten eine Kur vornehmen, er selber wolle uns das Beyspiel geben. Cobentzel wollte seiner los seyn; er hatte ein heftiges Halsweh, und ließ sich also stark zur Ader; ich nahm zwey Mal zum Abführen. Einige Tage nachher waren wir beysammen bey der Kaiserin, und nun sagte sie zum Fürsten von Ligne: „Sie sehen heute ganz gut aus, ich glaubte Sie wären krank; hat Sie mein Arzt besucht?" — „Ach nein, Madame, erwiederte er, meine Krankheiten dauern nie lange; sobald ich krank bin, lasse ich meine beyden Freunde holen; ich habe Cobentzel eine Ader öffnen und Segur purgiren lassen, und somit bin ich kurirt." Die Kaiserin wünschte ihm Glück zu seinem Rezepte und machte sich lustig über uns, daß wir uns seiner Kur unterworfen hatten.

In Kioff sah man dreyerley Scenen. Bey der Kaiserin war glänzender Hof oder enger, geschlossener, ganz heiterer Cercle. Bey Cobentzel, wo ich und Fitz Herbert für Fremde und Russen die Honneurs machten, war gleichsam Europens Kaffeehaus; da sah man Menschen von allen Nationen; da aß man Gerichte, Obst und trank Weine aller Länder; man spielte alle Spiele; man sprach zusammen oder einzeln von Allem, ernsthaft oder ganz vertraulich heiter. Ging man aber hinauf ins große Kloster von Petscherskoy, um Potemkin zu besuchen, so glaubte man einer Audienz in Konstantinopel, in Bagdad, oder in Cairo beyzuwohnen. Da herrschte Stille und gewissermaßen Furcht. Es war entweder natürliche Indolenz oder geflissentlicher Stolz, den er für vortheilhaft und politisch halten mochte, weßhalb dieser mächtige und launige Günstling Katharinens zwar bisweilen in großer Marschallsuniform, bedeckt mit brillantnen Orden, ganz belegt mit Stickerey und Spitzen, gekräuselt, gelockt, gepudert wie der älteste Hofmann dastand, aber gewöhnlich einen Pelz, den Halskragen offen, die Beine halbnackt, die Füße in weiten Pantoffeln, die Haare glatt und ungekämmt trug, und auf einem breiten Divan weichlich ausgestreckt blieb, mitten unter einer Menge von Offizieren und Großen des Reichs, nur selten Einige einlud sich zu setzen, und beynahe immer that, als wäre er zu sehr in eine Partdie Schach vertieft, als daß er die Ankommenden hätte bemerken können. Ich kannte alle diese Sonderbarkeiten; da aber Niemand wußte, wie innig der sonderbare Mann mit mir vertraut war, so gestehe ich, daß ich bey meiner Eigenliebe in einiger Verlegenheit darüber gewesen wäre, wenn so viele Fremde den Gesandten des Königs von Frankreich seinem Uebermuth und seinen Launen ausgesetzt gesehen hätten. Damit man also gleich sehen sollte, wie man uns zu nehmen habe, so benahm ich mich auf folgende Art: als ich im Kloster ankam und sah, daß der Fürst sich nicht rührte und nicht einmal den Blick von seinem Schachspiel abwandte, ging ich gerade auf ihn zu, nahm ihn mit beyden Händen beym Kopf, küßte ihn herzlich und setzte mich ohne Weiteres neben ihn auf seinen Divan. Das vertrauliche Wesen befremdete zwar ein wenig die Anwesenden, allein da es ihm selber ganz natürlich vorkam, so war damit Alles erklärt. Uebrigens nahm er auch, entweder aus Achtung für mich oder aus persönlicher Rücksicht die Herrn von Lameth und Dillon mit vieler Höflichkeit und Auszeichnung auf. An den Tagen, wo der Fürst Potemkin keine öffentlichen Audienzen in seinem Kloster gab, oder vielmehr wo er nicht asiatische Hofhaltung hatte, sah ich ihn und zwar mit mehr

Vergnügen, im Vertrauen, in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Nichte und einiger wenigen Fremden. Da war er dann ein ganz anderer Mensch, freylich immer Sonderling, aber doch geistvoll und fähig, über Gegenstände der verschiedensten Art in der Unterhaltung, den anziehendsten Reiz zu verbreiten.

Mitten unter diesen Lustbarkeiten blieb die Politik nicht unthätig. Von Konstantinopel stieg ein Gewitter auf, das gleichsam der Vorbote der nachherigen dreyßigjährigen Stürme in Europa war. Ueber die Furcht, der deutsche Kaiser und die russische Kaiserin möchten die weitläufigen türkischen Besitzungen in Europa ihren Staaten einverleiben, Frankreich, Preußen und Schweden sich dagegen setzen, und England es mit den Kaiserhöfen halten, um die Inseln des Archipelagus für sich zu behalten, vergaß man die anfänglich noch unbedeutenden Unruhen in Frankreich; man glaubte vielmehr, Frankreich würde bald kein Gewicht mehr in den europäischen Angelegenheiten haben. Ich erhielt in Kioff von Herrn von Vergennes den lezten Brief, worin er mir auftrug, der Kaiserin zu sagen, der König wolle Frankreichs Notabeln versammeln. Die Kaiserin war darüber äußerst vergnügt; sie sprach davon mit Begeisterung, sah darin die Wiederherstellung unserer Finanzen und die Befestigung der öffentlichen Ordnung; sie sagte, sie könne den jungen König nicht genug loben, der in den Herzen der Franzosen der würdige Nebenbuhler Heinrichs IV. werde. Alle Fremde in Kioff wünschten mir Glück, sie mochten von einer Nation seyn, von welcher sie wollten. So sehr lebten damals in allen Gemüthern, so sehr hoben damals alle Geister und gährten in allen Herzen die liberalen Gesinnungen, der Wunsch nach Abschaffung der Mißbräuche, nach dem Sturz der Vorurtheile, nach der Schwächung der willkürlichen Gewalt und nach der Freyheit, die im Grunde nichts anders ist als die Gerechtigkeit. Damals befürchtete man noch nichts für das Privatinteresse und nur das gemeine Wohl hörte und begriff man. Ihr glücklichen Tage, ihr seyd nicht wiedergekommen! Damals umgaben uns tugendhafte Täuschungen; aber warum hat nachher der Hauch der Leidenschaft und die Wuth des Partheygeistes die Gemüther verdorben, die natürlichsten Gefühle verpestet, und warum sind die Fackeln der Vernunft und der Wahrheit zu Flammen der Zwietracht geworden? Auch ich theilte damals die glänzenden Hoffnungen der meisten meiner Zeitgenossen; nur mein Vater schrieb mir, der König habe ihn über die Berufung der Notabeln um Rath gefragt und er habe geantwortet: die Notabeln könnten gar zu leicht der Keim zu Generalstaaten werden. Mein Vater als alter Minister hatte Recht; ich glaubte, es sey bey ihm nur die Furcht vor Neuerungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 4. Februar.

(Beschluß.)

Ganz ohne Opposition ging die Sache jedoch nicht durch; der Staatsminister Lainé, Hr. von Chateaubriand und Lally Tollendal weigerten sich ihre Stimmen abzugeben, weil sie dazu berufen wären, ihre Meynung über den Gesetzesentwurf anderswo, nämlich in der Pairskammer, wozu sie gehören, äußern zu müssen; eine sonderbare Entschuldigung! denn was konnte sie verhindern, sich in der Akademie so zu äußern, und daselbst so zu stimmen, wie sie entschlossen sind in der Pairskammer sich auszusprechen? Lally Tollendal, der sonst liberale Gesinnungen hegte, aber sich seit einiger Zeit den monarchischen Männern genähert hat, predigte seinen Mitbrüdern, wie zuvor der Herr Erzbischof, stille Ergebung in den Willen des Ministeriums; allein auch diese zweyte Predigt verfehlte ihre Wirkung. Der Staatsminister Lainé hatte einen eigenen Gedanken; er meynte, so lange der Gesetzesentwurf ein bloßes Projekt gewesen, und noch nicht den Kammern vorgelegt worden wäre, hätte die Akademie die Befugniß gehabt, darüber zu berathschlagen und den König zu bitten, es bey dem bloßen Projekte bewenden zu lassen; jezt aber, da die Kammern im Begriffe wären, über das vorgeschlagene Gesetz zu debattiren, stehe es keiner Akademie mehr zu sich mit diesem Gegenstande zu befassen. Aber, lieber Herr Konfrater! erwiederte der Dichter Andrieux mit seiner feinen heisern Stimme, haben Sie doch die Güte uns zu sagen, wie man über etwas hätte berathschlagen können was man nicht kannte, und wie ein Projekt anders gefährlich scheinen kann, als wenn es als Gesetzesentwurf zum Vorschein kommt? Dieß war ein so tüchtiges Argument, daß der Staatsminister nichts darauf zu erwiedern wußte. Da die Gegenvorstellungen nun erschöpft waren, so ging der Lacretellesche Vorschlag durch, und zwar mit einer bedeutenden Mehrzahl der Stimmen, und es ward ein Tag angesezt, um die Bittschrift an den König abzufassen und zu genehmigen. Dieß geschah; aber bekanntlich hat der König, natürlich auf Anrathen seiner Minister, die Deputation der Akademie nicht annehmen wollen, und um ihren Unwillen noch heftiger zu äußern, haben die Minister die Absetzung dreyer Akademiker, Villemain, Lacretelle und Michaud, von ihren verschiedenen Staatsämtern bewirkt, und zwar schon am folgenden Tage nach jener merkwürdigen akademischen Sitzung. Dieß sah aus wie ein Anfall von Zorn, daher denn das Publikum sich auch der drey entsezten Gelehrten lebhaft annahm. Lacretelle und Michaud besitzen Vermögen, und können der Staatsämter entbehren. Villemain, dessen außerordentliches Rednertalent allgemeine Bewunderung erregt, wurde bedauert, weil ihm nur seine Professorstelle an der Fakultät des Belles Lettres, und seine Akademikerstelle übrig bleibt, was ihm sechs- bis siebentausend Franken einbringt. Mit einem solchen Einkommen ist man allerdings noch nicht zu beklagen; allein ein so ausgezeichneter Mann pflegt in einem großen Staat, wie Frankreich, auf etwas Besseres Anspruch zu machen. Gleich nach seiner Absetzung dachten begüterte Freysinnige darauf, eine Subscription für Villemain zu eröffnen, und es war die Rede davon, ihn mit hundert tausend Franken zu beschenken, wie man der Familie des General Foy eine Nationalgabe von einer Million dargereicht hatte. Allein da man Ursache hatte zu vermuthen, daß der edle junge Gelehrte kein bloßes Geschenk annehmen würde, so beschloß man ihm eine beträchtliche Summe als Honorar für das erste literarische Produkt, das er in den Druck geben würde, durch Buchhändler anzubieten; dieß ist geschehen. Eine unzählige Menge Menschen aus allen Ständen, angesehene und niedrige, reiche und arme, ließen sich beym Pförtner seines Hauses einschreiben, um ihm ihr Beyleid und ihre Theilnahme

zu bezeigen, oder vielmehr um ihm Glück zu wünschen. Denn läßt sich ein schönerer Triumph für einen jungen, nach Ruhm strebenden Gelehrten denken, als dieser Unfall? Sogar in England hat das Betragen der drey Gelehrten Bewunderung erregt, obschon man dort gewohnt ist, Beweise von unabhängigem, unbestechbarem Charakter zu sehen, aber, wie es scheint, rühren dergleichen Beweise doch seltener von Gelehrten als von Parlamentsgliedern oder andern Ständen her. So urtheilt wenigstens das Londoner Morning-Chronicle, das merkwürdige Aeußerungen in dieser Hinsicht enthält. „In England, sagt dieß berühmte Oppositionsblatt, stehen die Landeigenthümer im Besitze der Macht und eines großen Einflusses; Personen, welche bey uns ihre Zeit dem Studium der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit widmen, stehen zu jenen in einem demüthigen Verhältnisse, und die einzige Art, wie bey uns ein Gelehrter von rühmlicher Gesinnung seine Selbstachtung bewahren kann, ist, daß er sich vor der Erniedrigung hüten muß, welche aus dem vertrauten Umgang mit der aristokratischen Klasse entspringt. Hr. Moore, welcher mehr Gelegenheit gehabt hat als irgend ein andrer irländischer Gelehrter, die englischen Aristokraten kennen zu lernen, liefert in seiner Biographie Sheridans Beweise genug davon, wie erniedrigend die Verhältnisse zwischen ihnen und derjenigen Klasse der Gesellschaft sind, wozu der Dichter gehörte. Zwar, wenn sie nichts Besseres zu thun haben, lassen sie sich wohl herab, und gehen mit blos talentvollen Männern um; allein nie werden sie ihm, wie Moore äußert, erlauben sich mit Ihnen ganz vertraut zu machen. Dieser Verfasser kömmt oft in seinem Werke auf die Hindernisse zurück, womit Sheridan als Politiker wegen seines Mangels an Rang und Eigenthum zu kämpfen hatte. In England ist Reichthum alles, und jede andere Auszeichnung wird durch ihn verdunkelt. Daraus läßt sich erklären, warum sich so manche Gelehrte in England bestechen lassen, ihre Kniee vor der Macht beugen, und ihr Talent dem meistbietenden verkaufen." „Und aus eben diesem Grunde, setzt das Morning-Chronicle hinzu, geschieht es, daß in einem Nachbarlande (Frankreich), in welchem das Landeigenthum nicht denselben Einfluß ausübt, die Gelehrten einen so unabhängigen Geist an den Tag legen." Vielleicht hat der Unterschied aber auch noch einen andern Grund, nämlich das große Ansehen, worin der Handel in England steht. In einem Lande, wo die Handelsklasse so bedeutend ist, so viel ausrichtet, und so sehr beschäftigt ist, können Wissenschaft und Kunst nur einen untergeordneten Rang einnehmen, in Frankreich hingegen, und besonders in Paris, hat die Literatur beständig zur Verschönerung des gesellschaftlichen Umganges gedient. Man weiß, in welchem Ansehen das Theater steht, und oft muß die Regierung auch wider ihren Willen diejenigen aufmuntern oder belohnen, welche ihr der öffentliche Ruf als ausgezeichnete talentvolle Gelehrte oder Schriftsteller vorstellt; oder wenn sie so ungeschickt ist und sie vernachläßigt oder gar verfolgt, so werden sie vom Publikum in Schutz genommen und von diesem entschädigt. Dieß ist besonders der Fall, seitdem die freye Staatsverfassung die Bürger daran gewöhnt hat, ihre Gesinnungen unverholen zu äußern. Natürlich verläugnet sich bey dergleichen Aeußerungen auch der fröhliche, leichtfertige Sinn der Nation nicht, und indeß die ernsthaftesten Auftritte die allgemeine Aufmerksamkeit in Beschlag nehmen, fließt ein Strom von Späßen und Witzeleyen mitunter. Seit der Bekanntmachung des oft erwähnten Gesetzesentwurfes über oder wider die Preßfreyheit, ist fast kein Tag vergangen, an welchem nicht irgend etwas Lustiges darüber, wären es auch nur einige Wortspiele, dem Publikum zum Besten gegeben worden wären. Zwey junge Dichter, Mery und Barthelemy, die beständig zusammen arbeiten, und mehrere sehr freysinnige, satyrische Dichtungen herausgegeben haben, sind mit einer sogenannten Peyronneide hervorgetreten, worin sie die Bemühungen der Ultras, bürgerliche Freyheit und Aufklärung zu zernichten, sehr beißend schildern, und die Folgen zeigen, die aus dem Preßzwange entspringen würden. Sie vergleichen das Zuströmen der in Belgien gedruckten Bücher mit dem Zuströmen des Gaslichts aus verborgenen, weit entfernten Oefen.

Du fond des ateliers que nourrit la Hollande,
D'invisibles agents glisseront dans Paris
Par de secrets canaux les chefs d'oeuvre proscrits;
Aux griffes de Franchet *) dérobant la pensée,
Ils tromperont l'instinct de sa meute exercée,
Et du bon sens banni colporteurs glorieux,
De sillons de lumière éblouiront nos yeux.
Ainsi dans ces bazars où sous un toit de verre
La foule de Paris à longs flots se resserre,
Sitôt que sur les murs de la vaste cité
La diligente nuit verse l'obscurité,
De cent cristaux qu'effleure une cire timide,
Le gaz impétueux jaillit en pyramide etc.

Es ist sonderbar, daß diese beyden jungen Dichter, welche so große Anlagen verrathen, und so gute Satyren verfertigen, bisher noch nichts anderes geliefert haben als diese Art von Dichtung. Einen andern Dichter, Viennet, der sich ebenfalls durch politisch-satyrischen Geist auszeichnet, hat der berüchtigte Gesetzesentwurf wider die Preßfreyheit auch beseelt; er hat eine poetische Epistel an die Chiffoniers gerichtet. Natürlich, wenn nicht mehr so viel als zuvor gedruckt werden kann, wird es auch weniger Papierschnitzel geben, folglich erleidet das Chiffonier Handwerk großen Schaden, weßhalb auch schon ein bedeutender Papierschnitzel-Krämer eine Bittschrift wider den Gesetzesentwurf eingereicht haben soll. Diese armen Leute nun tröstet Viennet ironisch damit, daß die Presse eine sehr verdammliche Erfindung sey, welche dem Volke die Augen öffne und seine Kenntnisse erweitere, so daß es alsdann sich nicht mehr wie ein Haufen Schlachtvieh wolle leiten und lenken lassen, weßhalb dann die Presse auch von allen Liebhabern der uneingeschränkten Gewalt und des blinden Gehorsams bis in den Abgrund der Hölle verwünscht werde, und unter den Schlägen der Jesuiten nothwendig zu Grunde gehen müsse. Jedoch würden sie, die Chiffoniers, darüber nicht zu verhungern brauchen; denn wahrscheinlich würde man ihnen, wie dem Volke in Spanien, täglich zur Mittagszeit, am Eingange der Klöster die Suppe reichen. Diese Epistel ist schon sechs Mal abgedruckt worden; diejenige der HH. Mery und Barthelemy mag wohl nicht wenigere Male aufgelegt worden seyn. Die Späße in den Journalen brauchen nicht wieder abgedruckt zu werden; denn es werden deren täglich neue gegeben. Bey Gelegenheit der Beobachtung eines neuen Kometen bemerkte ein Journalist, wenn sich der Komet nicht bald wegbegebe, so werde der Hr. Siegelbewahrer, Graf Peyronnet, wahrscheinlich auf den Einfall kommen, auch den Schweif desselben stempeln zu lassen.

*) Franchet, Polizeydirektor.

Auflösung des Räthsels in Nr. 60.
Die Maurer und die Schwalben.

Räthsel
für die, so reich werden wollen.

Nichts hinten, vorn doch Eins! Mach' fort, es kann dir glücken,
Wenn zu dem hintern Nichts noch mehre Nichts sich schicken.

o.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. März 1827.



> Er meynt, die Welt könnt' nicht bestehen
> Wenn er nicht thät' drau'f herumergehen;
> Meynt er wolle die Welt verbessern,
> Ihre Glückseligkeit vergrößern,
> Und lebt ein jeder doch fortan
> So übel und so gut er kann.
>
> Goethe.

Hans Schön.

Eine Reliquie von Joh. Falk.

War' mal ein Färber, der hieß Hans Schön;
Thät fleißig nach seinem Kessel sehn;
Er färbte Woll' und Seid' und Tuch
Und hatt' auch immer zu färben genug,
Und wie er beschickt die Schönfärberey:
So lobt' er Gott mit Gesang dabey,
Wie's gethan seine fromme Vorfahren,
Seit vielen hundert, ja tausend Jahren.
Im Schmuck von seinen grauen Haaren,
Nahm er sich recht ehrwürdig aus:
Da kommt zu Meister Schön in's Haus,
Auf einen Tag, ein junger Student;
Der war gelehrt, potz Element!
Wußt' alles genau und auf ein Haar,
Wer Benjamin und wer Isaschar,
Wer Nepomuck und St. Christoph war,
Und zählte doch kaum — zwanzig Jahr.
Man sollt' es glauben nimmermehr;
Er war gereis't die Kreuz und Quer,
Und doch nicht aus der Stube gekommen,
Hatt' Alles nur so aus Büchern genommen;
Auch das von der edeln Schönfärberey;
Was man nur wollt', er war dabey.
Für dießmal ward des Wissens Frucht
An einem armen Färber versucht.
Hans Schön, nimm deines Zeichens wahr!
Begleitet von einer bunten Schaar,
Mit Augengläsern verseh'ner Damen,
Wovon ich leider vergaß die Namen,
War der edle Herr, so gelehrt und jung,
In des Meisters Haus, mit einem Sprung.
Und wie er gekommen in das Haus,
So kramt' er sogleich sein Wissen aus;
Er schwazte viel von Oken und Kant,
Und hielt ein Ding in seiner Hand,
War Farbenprisma, glaub' ich, genannt;
Damit bemalt er die weiße Wand,
Mit sieben Farben vom Regenbogen;
Sind's mehr als sieben, so hab' ich gelogen.
Es waren rothe und blaue dabey;
Die nahmen sich herrlich aus mein' Treu!
Nur daß sie im Augenblick wieder erstarben;
Sonst waren's wunderliebliche Farben.
Das mochte nun auch gegangen seyn;
Aber soll eben ein Unglück seyn,
Da fällt's dem jungen Professor ein,
Weil seine Farben so lieblich und rein
Erglänzen thäten im Sonnenschein,
So müßt' er auch ein Färber wohl seyn;
Stellte sich mit in dieselbe Reihe,
Und sprach zu Schön: „Wir sind unsrer Zweye!"
Der alte und ehrenfeste Mann
Hört gelassen das Ding mit an,
Und guckt, indessen die Farbengespenster
Die Damen vergnügten, hinaus zum Fenster,
Was es außen für Wetter wär'?
Der Wind ging eben von ohngefähr:
Allein das hielt in seinem Lauf
Unsern gelehrten Freund nicht auf;
Der demonstrirt in einem fort,
Und segelte grades Weg's zum Port.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung von N. 275 v. J.)

Wie sonst Talma in der Tragödie, so auch steht die Mars in der Komödie allein da — doch bey weitem nicht so einsam. Allein steht sie nämlich, weil auch sie eine Erfinderin ist, auch sie ihren eigenen Weg sich gebahnt hat, auch sie die Natur befragt und von diesem Orakel aller Kunst Offenbarungen erhält, welche die Mitspielenden um sie her nicht vernehmen, weil sie das Allerheiligste des Musentempels nicht betraten und in dessen Propiläen verweilen, wo man ein selbstgeschaffenes Bild, die Konvention, als Göttin verehrt, und ihr so häufigen Weihrauch streut, daß jeder Blick in das Innere des Tempels, welches nichts anderes als die Natur selbst ist, mit Dunstwolken verhangen bleibt. Einsam aber, wie der große Tragöde stand, steht sie nicht, weil erstlich die Weise, das Lustspiel darzustellen, sich nicht so von dem wirklichen Leben (von der Natur) losreißen kann, als die Tragödie, deren vorausgestellte und innere Bedingung ja schon will, daß sie sich über die Wirklichkeit (wenn auch mit ihr) erhebe; daher denn auch selbst die Feindin der Kunst und Natur, die Konvention, im Lustspiel Natürlichkeit verlangt, und dadurch den Grund gelegt hat, auf welchem sich die französische Komödie hoch über die Tragödie heraufbaute. Zweytens aber steht diese große Künstlerin deßhalb nicht einsam, sondern in derselben Sphäre nur allein und höher als ihre Umgebung, weil zu der Darstellung des geselligen Lebens auch die Konvention desselben gehört, und diese also in der Komödie nicht so durchaus verlassen werden kann als im Trauerspiel. War es nun der Mars einerseits leichter gemacht als dem Tragöden, sich einen neuen Weg zu bahnen, indem sie ja nicht ganz einsame Pfade, wie Jener, brechen mußte, so war es andrerseits doch um so schwieriger, in einem lebendig bevölkerten und ganz durchwanderten Lusthaine neue, unbekannte Blumengänge aufzufinden. Auch hatte sie nie nöthig, wie Jener, mit dem Publikum zu kämpfen, da sie demselben nichts Fremdartiges zu bieten, nichts Unerhörtes anzumuthen brauchte; und doch war in dem so reich und schön angebauten Lusthaine der französischen Komödie so Liebliches nie geboten, so Wahrhaftes nie gehört worden. Auch ist es leicht zu bemerken, daß die Kunst dieser Meisterin einen mächtigen Einfluß auf die Darstellungsweise der Frauen übt. Während die Männer um Talma her noch immer, wie ehemals, höchst altfränkisch auftraten, hüten sich die Damen des Lustspiels, Blumen von der Putzmacherin mit spitzen Fingern zu präsentiren, nachdem die Mars aus allen Blüthen des Frühlings eine Kette geflochten, an der sie das freudetrunkene Publikum mit rhythmischem Tanzschritt aus dem französischen Garten hinaus, in die offene, freye, reiche Natur führt. Die physischen Gaben dieser Künstlerin sind: eine weder zu große noch zu kleine, im richtigsten Ebenmaße gehaltene Gestalt; ein schönes, freundliches Antlitz, das, im Zustande der Ruhe, den Ausdruck offenherziger Unschuld hat, und, bey bewegtem Gemüthe, jedes andern nicht bösartigen, bis an die Gränze des Hochtragischen, fähig ist; vor allem bezaubernd aber ist der Silberklang ihrer Stimme, und der geperlte Sylbenfall ihrer Accentuation, wodurch sie die schlichteste Prosa in Musik verwandelt und an das Wort des Dichters erinnert: „Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.“ Der durchgehende Charakterzug (der rothe Faden) in ihrem Spiele ist ein Nie-zu-viel, das man nur deßhalb nicht ein negatives nennen darf, weil es von positiv-mächtigster Wirkung ist; und dieses Nicht-zu-viel, dieses Maß der Kraft, dem die vollendetste Anmuth entquillt, ist eben das neue, eigene und selbsterfundene dieser Meisterin. Wenn gleich sie nun aber in so verschiedenen Fächern groß ist, wenn sie hier uns das naive Mädchen, dort die Kokette darstellt, in Kabale und Liebe, mit genialer Divinationsgabe ein deutsches Gemüth entfaltet, und in Eugenie (ein dem Augenarzt nachgebildetes Stück) bis an die Gränzen der Tragik vordringt, wenn sie in allen diesen verschiedenen Rollen, treu der Natur und ihrer Eingebung, eine tapfere Gegnerin alles Manierirten bleibt, so hat sie dennoch eine Manier — oder wenn dieser Ausdruck gehässig mißdeutet werden kann — ein Wiederkehrendes, Stehendes, oder wie man es sonst nennen will. Da diese wiederkehrende Manier, wie gesagt, nichts Positives ist, so ist sie auch nicht manierirt; eben so wenig ist sie eine ärmliche Negativität aus nothgedrungener Oekonomie, was bey den unglücklichen Schülern Ifflands so sehr verstimmt; im Gegentheil, immer von Neuem wieder erfreut dieses Wiederkehrende, weil es kein Kunstgriff, kein Nothbehelf ist, sondern, theils der Natur, theils den Konventionen der geselligen Bildung abgelauscht, Naivetät und Feinheit und Anmuth und Innigkeit verbindet. Die Franzosen stellen die Mars über Talma, weil sie fertiger ist, das Vollendete erreicht hat, und gewissermaßen ein: „Bis hieher und nicht weiter!“ ausspricht. Wir Deutsche werden Talma höher stellen, größer finden, weil er, bey der klarsten Ueberzeugung von der Unendlichkeit der Kunst, unaufhaltsam in sich und an sich schaffte. Georgine Mars ist eine Schülerin der großen Schauspielerin gleichen Namens. Ich habe ihrem ersten Auftreten in zwey Hauptrollen auf dem théâtre français mit beygewohnt. Sie wurde günstig, aber ohne Enthusiasmus aufgenommen, und es würde von dieser Erscheinung in diesen Aphorismen nicht die Rede seyn, wenn sie nicht einen Vergleich darböte, wie man in Frankreich und wie man in Deutschland auf die Bühne gelangt. (Einen solchen vergleichenden Maßstab anzulegen, habe ich mich aber überall in diesen

Skizzen bemüht, weil ich etwas Anderes beabsichtige als der flüchtigen Neugier die laufende Chronik der Pariser Tagesereignisse zu geben. Dieß muß ich, auf die Gefahr, für anmaßend gehalten zu werden, einschaltend bemerken, damit man in diesen Notizen aus Paris nicht Nachrichten suche, die darin nicht zu finden sind.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiffahrt auf den westlichen Gewässern Amerikas.

(Beschluß.)

Die Mannschaft geht von einem Boote zum andern, macht Bekanntschaft und verbindet sich zu gegenseitigen Hülfsleistungen bey der Landung in Neu-Orleans. Nach einer oder zwey so verbrachten Stunden geben sie an's Land, um Lärm in der Stadt zu machen. Es ist glücklich für die Einwohner, wenn sie nicht gegen Abend zu lustig werden; oft habe ich strenge Maßregeln gegen sie nehmen sehen. Um Mitternacht wird Alles still. Die Flotte vereinigt sich wieder zu Natchez oder Neu-Orleans, und wiewohl auf demselben Flusse lebend, sehen sich diese Menschen vielleicht niemals auf Erden wieder.

Am andern Morgen bey Tagesanbruch hörte man die Hörner blasen, Alles, was auf und an den Booten ist, geräth in Bewegung, und in einer halben Stunde sind alle auf dem Wege. Bald hat man sie aus den Augen verloren und man sieht nichts mehr als das regelmäßige Strömen des Wassers. Wenn man den Missisippi herunter geht, sieht man oft mehrere zusammengebundene Boote dahin schwimmen; ich war einst an Bord einer Flotte von acht auf diese Weise vereinten Fahrzeugen. Man konnte einen ziemlich langen Spaziergang auf dieser schwimmenden Stadt machen. Auf einem Boote schlachtete man Schweine, auf einem andern waren Aepfel, Eier, Nüsse und trockene Früchte; auf einem andern war eine Branntweinschenke. Der Zweck dieser Vereinigungen ist Handel zu treiben, und oft fangen sie mit einem Feste an und endigen mit einem Streite, und der Theil, der sich beleidigt glaubt, löset sein Boot ab und läuft dann auf seinem eigenen Wege dahin.

Während ich in Neu-Madrid war, sah ich eine Zinngießerbude in einem Boote dahin schwimmen, worin alle nur mögliche Zinnwaaren verfertigt und im Großen und Kleinen verkauft wurden. Wenn der Insulaner lange genug an einem Orte Handel getrieben, fuhr er nach einem andern hin. Man sagte uns, daß auf dem Ohio eine noch sonderbarere Mannufaktur schwimme, die man bald in Neu-Madrid erwartete, und worin man Aexte, Sensen und andere Eisenwaaren verfertige und Pferde beschlage u. s. w.

St. Louis ist eine Art Mittelpunkt in diesem ungeheuern Thale. Von hier geht man beständig zu den verschiedenen (militärischen) Posten und zu den entferntesten Gegenden, um Pelzwerk zu erhalten.

Man erinnere sich, daß der Kanal von Neu-York die Seen mit dem Ocean vereint. Illinois wird bald auch mit Chicago und Michigan verbunden seyn, im Frühling ist es schon zum Theile so von Natur. Die Vereinigung des Ohio mit den Seen auf der einen Seite, und mit den Gewässern von Virginia auf der andern ist nicht ein bloßer Plan, die Arbeit ist wirklich begonnen. Wenn alle die Kanäle vollendet sind, so kann sich gewiß kein Land in der Welt mit Amerika in der Zahl und Ausbreitung seiner innern Wasserverbindungen vergleichen.

Der Vortheil der Dampfboote ist groß in jedem Lande, allein nirgends so fühlbar als hier. Der Ohio und Missisippi waren von Neu-Orleans durch innere Hindernisse getrennt, deren Ueberwindung schwieriger als die Ueberfahrt über den atlantischen Ocean war. Um die Wichtigkeit der Dampfboote für dieses Land zu begreifen, muß man die Mühe und Gefahr gesehen haben, ein Boot gegen den Strom dieser ungeheuren Flüsse zu führen, wo eine Strecke von zehn englischen Meilen des Tages für eine beträchtliche Reise gerechnet werden kann. Es gab kein anderes Mittel die Fahrzeuge herauf zu bringen, als ein Tau eine halbe Meile lang voraus zu schleppen, und an einen Baum zu befestigen; die Mannschaft des Boots zieht es dann bis dahin, währrend dieser Zeit ist ein anderes kleines Boot heraufgerudert und hat ein Tau an einen noch höher liegenden Baum befestigt, und auf diese gefährliche und mühvolle Weise legt man ungefähr sechs Meilen des Tages zurück.

Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Vor Kurzem starb hier der reiche Juwelier und Silberschmidt Rundell, mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,200,000 Pfund Sterling, aber keiner Kinder. In Ermanglung dieser hat er es durch sein Testament unter seine Verwandten und Freunde vertheilt, von denen einer allein 400,000 Pfund bekam. Man erzählt von diesem Manne manche Züge der Wohlthätigkeit und Großmuth; unter andern diesen: Er war sehr vertraut mit der Familie des Schauspielers Banister, dessen Sohn für den Advokatenstand studirte. Den Tag vor dem Ablauf seiner Lehrzeit besuchte Hr. Rundell den jungen Menschen, und lud ihn für den folgenden

Morgen zum Frühstück ein. Er kam, und beym Weggehen steckte er ihm ein Papier in die Hand, mit dem Befehl, es nicht zu öffnen bis er nach Hause käme, es war eine Banknote von 10,000 Pfund!

Vor wenigen Wochen als Sir F. Burdett erfuhr, daß ein unbemittelter hiesiger Fleischer drey arme Kinder zu sich genommen, die durch den plötzlichen Tod ihrer Eltern hätten an den Bettelstab kommen müssen, schickte er dem Fleischer 200 Pfund für sich, und eben so viel für die Kinder.

Fünfzehnhundert Aktien, jede von 100 Pfund, zur Gründung der hiesigen Universität, sollen Abnehmer gefunden haben, und auf die meisten derselben fünf-und-dreyßig Prozent bezahlt worden seyn, so daß der 7te März zur Legung des ersten Steines bestimmt ist, was von Seiten des Herzogs von Sussex geschehen wird. Man erwartet, daß dann spätestens im Februar 1829 die ersten Vorlesungen darin gegeben werden können. Die folgenden Professuren sind von dem Rathe als zu vergeben angekündigt, und Kandidaten aufgefordert, sich bey demselben zu melden. Griechische und römische Sprache, Literatur und Alterthümer, englische Literatur, französische, italienische, spanische, deutsche und nordische Sprachen und Literatur, Elementar-Mathematik, höhere Mathematik, mathematische Naturlehre, Chemie, Naturgeschichte der Thiere und vergleichende Anatomie, Anwendung der physischen Wissenschaften auf die Künste, Logik und Philosophie, Rechtskunde, mit Einschluß des Völkerrechts, englisches Gesetz, vielleicht mit besonderen Vorlesungen über die Verfassung, Geschichte, Staatswirthschaft, Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Geburtshülfe, Weiber- und Kinderkrankheiten, Materia Medica und Pharmacie, Medizin. Dieser ausgedehnte Plan, welcher beynahe den ganzen Kreis des menschlichen Wissens umfaßt, ist einer in unsern Tagen, und in der Hauptstadt Großbritanniens gestifteten hohen Schule würdig, und verdient den besten Erfolg. Nur ist die Sache unglücklicher Weise ein Partheyunternehmen, welchem das ganze Ansehen der Aristokratie und der hohen Geistlichkeit entgegensteht. Indessen liegt es in den Händen der Herrn, welche den Rath der Anstalt bilden, durch die Wahl tüchtiger Lehrer, ohne Rücksicht auf Parthey, und das kluge Vermeiden politischer Trennung im Vortrag, besonders aber durch Vermeidung eines offenbaren Wettkampfes mit den alten privilegirten Universitäten, dieß jezt bestehende Vorurtheil zu beseitigen, und die Anstalt so gemeinnützig zu machen als sie es nur immer werden kann. — In einem der lezten Stücke des New Monthly Magazin wird auf eine drollige Weise erzählt, auf welche Art der berüchtigte irländische Duellist Arthur Fitzgerald, welcher vierzehn Menschen im Zweykampf getödtet, ohne selbst je mehr als gerizt worden zu seyn, sich in den Club der vornehmen Whigs, Brooks's Club genannt, gedrängt hatte, troz dem, daß er drey Mal durch Ballotage abgewiesen worden war. Aus Furcht vor einem Zweykampf mit einem so gefährlichen Menschen hatte keiner der Versammelten, die er der Reihe nach fragte, gestehen wollen, daß er ihm eine schwarze Kugel gegeben, und so konnte er sich allgemein rühmen, einstimmig zum Mitgliede gewählt worden zu seyn. Beym lezten Zweykampfe dieses Elenden zeigte es sich, daß er seine scheinbare Unverlezlichkeit einem Panzer zu verdanken hatte, den er bey solchen Gelegenheiten unter den Kleidern zu tragen pflegte. Zu Newmarket reizte er, wie er immer zu thun pflegte, einen Herrn zum Zweykampf. Man wählte den Degen als Waffe, worin beyde Anfangs gleiche Fertigkeit bewiesen. Zulezt aber gab Fitzgeralds Gegner demselben einen so kräftigen Stoß auf die Brust, daß er hätte stürzen müssen, wenn der Degen sich nicht umgelegt hätte und abgebrochen wäre. Wüthend über ein so schändliches Verfahren, schleuderte ihm der Herr den Hut in's Gesicht, und rief: „Du heilloser Schurke! — das ist dein Mittel, womit es dir gelungen so viele tapfere Männer zu besiegen, aber ich will dafür sorgen, daß du mit keinem mehr fichst!“ Mit diesen Worten rannte er auf ihn los, worauf Fitzgerald sich umwandte und über mehrere Felder hinweg in ein Bauernhaus lief. Sein Gegner war dicht hinter ihm her, aber der so lange gefürchtete Held rettete sich dieses Mal durch einen Sprung aus einem hintern Fenster; und ließ sich nachher nie wieder öffentlich in England sehen. Seine heftige Gemüthsart brachte diesen verworfenen Sprößling eines edlen Hauses zulezt in seinem eigenen Geburtslande an den Galgen; man fand nach seinem Tode in seinen Kleiderschränken mehrere eiserne und stählerne, mit Pappe oder Flanell gefütterte Harnische.

Ich glaube Ihnen schon längst von einem Manne, Namens Taylor, geschrieben zu haben, der die anglikanische Kirche, in welcher er ein Geistlicher war, verlassen hat, und öffentlich gegen das Christenthum predigt, besonders in einer Art von Kapelle, die er in der Londoner Altstadt hat; dieser Mann, an dem Manches einen gewissen Grad von Verrücktheit anzudeuten scheint, ist auf Verlangen des öffentlichen Prokurators der Stadt verhaftet, und wird ohne Zweifel als Gotteslästerer vor Gericht gestellt werden. Wenn dieß geschieht, werde ich Ihnen über einen so merkwürdigen Prozeß das Nähere mittheilen.

Vor Kurzem wurden 5000 Pfund von Hrn. Ponds Beobachtungen zu Greenwich, zu drey Schilling der Band, als Makulatur zum Verkauf ausgeboten; und da die Sonderbarkeit der Sache die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums erregte, so ward die Sache untersucht, und es soll sich gefunden haben, daß Hr. Pond selbst die ihm zugefallenen unverkauften Exemplare auf diese Weise losgeschlagen hat. Was man ihm dabey übel nimmt, ist, daß er sie nicht lieber den Buchhändlern zum wohlfeilen Verkauf überlassen, damit Gelehrte, welche nicht die Mittel besitzen, dieses sonst so theure Werk zu kaufen, es sich hätten anschaffen können.

Hr. Gurney, der Chemiker, hat ein musikalisches Instrument erfunden, in dem gläserne Röhren die Stelle der Saiten vertreten; es soll an Wohllaut die Celestina übertreffen, jedoch im Tone derselben ähnlich seyn.

Hr. Robertson von New York hat im Laufe des vorigen Jahres die kühnsten Luftfahrten unternommen, von denen man gehört. Troz der Nähe des Meeres und heftiger Winde, fuhr er mehrere Mäle des Nachts in die Höhe, und am 20sten September soll er so hoch emporgestiegen seyn, daß ein Schiff die Feuerwerke, die er abbrannte, in einer Entfernung von drey-und zwanzig Seemeilen sehen konnte.

Bey den lezten Londoner Gerichtssitzungen wurden mehrere Personen von ihrer Pflicht, als Geschworene zu sitzen, frey gesprochen, weil sie erklärten, daß ihnen ihr Gewissen nicht erlaube einen Menschen eines Verbrechens schuldig zu erkennen, worauf die Todesstrafe stehe. Auch ein Schornsteinfeger, welcher in seinen rußigen Kleidern kam, diese wichtige Pflicht zu üben, welche durch Hrn. Peels neues Gesetz weit mehr den untern Ständen obliegt als sonst, wurde davon freygesprochen, indem die andern nicht bey ihm sitzen wollten.

Beylage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. März 1827.

> Lebendige Beyspiele thun mehr, als ganze Rollen todter Regeln; und wenn die Schauspieler im Stande sind den wahren Sinn ihrer Rollen im Ganzen und Einzelnen richtig einzusehen, so wird ihnen der wahre Ausdruck niemals fehlen.
>
> Seume.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Georgine Mars zeigte sich, von dem Moment ihrer ersten Erscheinung bis zu der lezten Sylbe ihrer Rolle als Schülerin und als eine gelehrige ihrer großen Meisterin. Kein zu viel, kein zu wenig, weder Aengstlichkeit noch keckes Vordrängen, kein Abstand gegen die geübtere Umgebung, noch ein rücksichtsloses Allein-Thun neben derselben, kurz, auch nicht eine Spur von einer Anfängerin. Ich setze den Fall, daß ein Ausländer, oder vielleicht auch selbst ein Franzose aus der Peovinz an jenem Tage das théâtre français zum ersten Male besucht hätte, gewiß er würde das junge, zum ersten Mal auftretende Mädchen für eine ausgezeichnete und längst bewährte Künstlerin mit vollem Rechte gehalten haben. Wer aber ihr Vorbild kannte, erkannte auch das Bild als Nachbild, die treue, bis auf die geringste Einzelnheit in Form und Farbe nachgeschaffene Kopie, ein abgerichtetes Vögelein, eine Schülerin im absolutesten Sinne des Wortes. — Eine deutsche Debutantin entschließt sich entweder von einem höchst disparaten Geschäft zur Schauspielkunst plötzlich überzugehen, d. h. Engagement zu suchen, zu finden, frisch drauf los zu spielen und sich Künstlerin zu nennen; oder sie hat höchstens früher auf einem Liebhabertheater einigen Dilettantismus getrieben; oder sie war nie Debutantin, sie erblickte zuerst nicht das Licht, sondern die Lampen, sie kam zu gleicher Zeit auf die Welt und auf die Bühne; ein Kind der Bretter sollte sie, kaum geboren, in Salomons Urtheil halbirt, später in den Hussiten gespießt werden, spielte im neunten Jahre schon den edelmüthigsten Heldenmuth in Fluch und Segen, im fünfzehnten als Gurli noch die Naive, zeigt sich im achtzehnten als Thekla deklamirend, und avancirt so, der Anciennität nach, von dem Lustigsten bis zum Höchst-Tragischen, bis zu Lady Makbeth und Fürstin von Messina. Auf diese Weise gehört denn in Deutschland die Schauspielkunst nicht nur zu den sieben freyen, sondern sie ist eine wahre Ultra-Liberale. In ihrem Bretterstaate hat sich die All-Herrschaft-Anarchie so fest eingenistet, daß die Erscheinung einer Schülerin, wie Georgine Mars, dort ganz unmöglich ist; denn gesezt, es erzöge eine bewährte Schauspielerin ein junges Mädchen zu ihrer Kunst, wie solches auch wohl ausnahmsweise hie und da geschehen ist, gesezt, sie bildete sie für ein bestimmtes Fach und ließe sie im selben nur dann erst auftreten, wenn sie dafür gebildet ist, so wird doch weder die deutsche Meisterin verlangen, daß die Schülerin nichts von eigener Erfindung hinzuthue, noch die deutsche Schülerin so viel Selbstverläugnung üben, um nichts, durchaus nichts, als eine Kopie ihrer Meisterin zu liefern. In Frankreich findet gerade das Gegentheil statt; die Lehrerin nicht und nicht das Publikum würden der auftretenden Schülerin eigene Erfindungen erlauben, und eben so wenig Ungehörigkeiten und Stümperey. Dem Schüler widmet man Aufmerksamkeit und Antheil; die herumtappenden Anfänger, die

in Deutschland auf den größten Bühnen ihr Wesen treiben, würde man hier auch auf der kleinsten nicht dulden. In Deutschland kann ein ungehobeltes Genie auftreten, und durch einige unzusammenhängende Glanzmomente lauten Beyfall und Hoffnungen erregen, die er nie und nimmer rechtfertigt, indem er nie zur Meisterschaft gelangt; in Frankreich dagegen kann eine Georgine Mars auftreten, die, günstig aufgenommen, durchaus keinen Enthusiasmus erregt; sie kann mehrere Jahre völlig unselbstständig spielen, nichts als die Kopie ihres Vorbildes geben und durchaus keine Hoffnung gewähren, bis sie es endlich später wagen darf, zu erfinden und ihren eigenen Weg zu gehen; gelingt ihr dieß, so spricht das Publikum sie frey, frey von dem Namen einer Schülerin, sie ist nun das, womit unsere jungen Damen der deutschen Bühne beginnen, sie ist eine Künstlerin. Kurz die Franzosen haben eine Schauspielerschule. Welchen Nutzen aber und welchen Nachtheil Kunstschulen gewähren, darüber ist sattsam gestritten worden.

Rossini hat in seinem Mahomet das lezte Bollwerk der ernsten, ja man darf wohl sagen, der sittlichen dramatischen Tonkunst erstürmt; und indem seine Nachahmer die ächte Nationalmusik der Franzosen, das volksthümliche Idyll, die Liebesklagen des Troubadours und die ritterliche Romanze von dem Theater der französischen komischen Oper verdrängen, usurpirt er selbst die ernste, ehrwürdige Scene Gluck's, und hat von hier aus nur nöthig mit dem Geschwader seiner leichtfertigen Töne, mit seinen bachantischen und wollüstigen Tanzmelodien in das Heiligthum der Kirche einzudringen, um die musikalische Verführung und Verderbniß der neuesten Zeit bis auf das Aeußerste zu steigern. Möchte Herr Meyer-Beer, der vielleicht Recht hatte, einige Zeit lang dem italienisch-rossinischen Tagsgeschmack zu huldigen, um sich einen Namen zu erobern, möchte unser deutsche Landsmann muthig und tapfer gegen jene tiefe Kunstverderbniß ankämpfen und in seinen Werken für drey verschiedene Theater nun auch zeigen, daß man den italienischen Reichthum an Melodie mit deutscher harmonischer Tiefe und französischer Charakteristik und Bühnenkenntniß verbinden kann: eine Aufgabe, die jeder ächte dramatische Tonsetzer sich stellen sollte, und die eben deßhalb dem nichts als wollüstigen Rossini auch nicht im Traume einfällt. Wäre dieser Mann ohne Talent, so brauchte man seiner nie zu erwähnen, da er aber seine herrlichen Gaben unwürdig mißbraucht, und, statt durch Schönheit zu erheben, mit gleißenden Buhlkünsten reizt und verführt, so kann nicht oft und nicht herb genug gegen ihn gesprochen werden. Inwährend dieser Geschmacksverwirrung feyert ein hier lebender großer Komponist, der Direktor des Konservatoriums, Cherubini; doch nur als Dramatiker feyert er; es scheint, als ginge es ihm auf der Bühne zu bunt her, er hat sich gänzlich von ihr zurückgezogen und opfert Zeit und Kraft, theils um für die Kirche große Werke zu liefern, theils um durch weisen Unterricht Schüler zu bilden. Eine herrliche Messe hat er z. B. für die Krönung des Königs geschrieben, die auch bey dieser erhabenen Gelegenheit in Rheims ausgeführt wurde; andere dirigirt er selbst und fast jeden Sonntag in der königlichen Kapelle zu St. Cloud; aber wie herrlich das auch ist, davon ist hier die Rede nicht *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man glaube aber ja nicht, daß es nur in Deutschland Privatkreise gibt, die der ernsten Musik huldigen und Messen und Oratorien vor gewählten Zuhörern aufführen. Auch hier finden dergleichen Versammlungen ächter Musikfreunde häufig statt. Paris ist ja eine kleine Welt. —

Einfluß des Mondes auf die Gewächse.

(La lune rousse.)

Man glaubt allgemein, vorzüglich in der Nähe von Paris, der Mond äußere in gewissen Monaten einen großen Einfluß auf die Vegetation. Waren die Gelehrten nicht zu voreilig, wenn sie diese Meynung unter die Volksvorurtheile rechneten, die keine Untersuchung verdienen?

Die Gärtner nennen la lune rousse den Mond, der im April ins erste Viertel tritt, und entweder am Ende dieses Monats, oder gewöhnlicher im Lauf des Mai voll wird. Nach ihnen hat das Mondlicht in den Monaten April und Mai einen schädlichen Einfluß auf die jungen Pflanzenarten. Sie versichern beobachtet zu haben, daß Nachts, bey heiterm Himmel, die Blätter und Knospen, die diesem Lichte ausgesezt sind, roth werden, d. h. erfrieren, obgleich das Thermometer sich mehrere Grade über dem Gefrierpunkt hält. Weiter sagen sie, wenn ein bedeckter Himmel die Strahlen des Gestirns abhält, sie verhindert auf die Pflanzen zu fallen, findet diese Wirkung, unter übrigens vollkommen gleichen Temperaturverhältnissen, nicht mehr statt.

Diese Phänomene scheinen darauf hinzuweisen, daß das Licht unsers Trabanten mit einer gewissen erkältenden Kraft begabt ist; wenn man aber das Mondlicht mit den größten Linsen, den größten Reflexionsspiegeln auffängt und in den Brennpunkt sehr empfindliche Thermometer bringt, bemerkt man nie etwas, das jenen sonderbaren Schluß rechtfertigen könnte. In der Meynung der Physiker ist daher dieses Phänomen unter die Volksvorurtheile zu dem sogenannten Einflusse der Phasen auf die Veränderung des Wetters verwiesen, während die Landleute sich von der Richtigkeit ihrer Beobachtung überzeugt halten. Eine schöne Entdeckung, die Wells vor wenigen Jahren ge-

macht hat, könnte diese scheinbar so widersprechenden Meynungen vereinigen.

Vor Wells dachte Niemand daran, daß die Körper an der Oberfläche der Erde, außer dem Fall einer schnellen Verdünstung, bey Nacht eine, von der sie umgebenden Atmosphäre verschiedene Temperatur annehmen können. Diese wichtige Thatsache ist jezt vollkommen bestätigt. Sezt man kleine Flocken Baumwolle, Eiderdun u. dgl. der freyen Luft aus, so findet man oft, daß ihre Temperatur um 6, 7, selbst 8 Grade der hunderttheiligen Skale niedriger ist als die Temperatur der umgebenden Atmosphäre. Die Pflanzen befinden sich im nämlichen Falle. Man darf daher die Kälte, der eine Pflanze Nachts ausgesezt war, nicht blos nach den Graden eines in freyer Luft hängenden Thermometers beurtheilen; die Pflanze kann stark erfroren seyn, und dabey hat sich die Temperatur der Luft mehrere Grade über Null erhalten.

Diese Verschiedenheit zwischen der Temperatur der festen Körper und der der Atmosphäre steigt nur bey vollkommen klarem Wetter auf 6 bis 8 Grade; wenn der Himmel bedeckt ist, verschwindet der Unterschied ganz oder wird unmerklich.

In den April- und Mainächten ist die Temperatur der Atmosphäre oft blos 4 bis 6 Grade über Null. In diesem Falle können die dem Mondlicht, d. h. einem heitern Himmel ausgesezten Gewächse erfrieren, troz der Angabe des Thermometers; scheint aber der Mond nicht, ist der Himmel bedeckt, so fällt die Temperatur der Pflanzen nicht unter die der Atmosphäre herab, und es friert nicht, wenn das Thermometer nicht auf Null weißt. Die Gärtner haben also Recht, sie machen blos den falschen Schluß, daß sie die Wirkung den Strahlen des Gestirns zuschreiben. Sein Scheinen ist blos das Zeichen eines heitern Himmels; diese Klarheit des Himmels ist an dem nächtlichen Erfeieren der Pflanzen Schuld, der Mond hat nichts damit zu schaffen; das Phänomen tritt ein, ob er über oder unter dem Horizont ist. Die Ursache dieser niedrigeren Temperatur der Pflanzen in gewissen Fällen entwickelt Wells in seinem Werke über den Thau, denn mit diesem Phänomen hängt die erzählte Erscheinung genau zusammen.

Neugriechische Volkslieder.

Aus dem Originale*) verdeutscht.

I.

An eines Sabbats Abend, an einem Sonntag früh
Ging ich allein spazieren im jüdischen Quartier.
Und ein hebräisch Mädchen traf ich da ganz allein,
Und sprach zu ihr: Willst, Mädchen, du eine Christin seyn?
Am Sabbat dich zu baden, zu putzen Sonntags dich?

O Mutter, 's fragt' ein Grieche, ob ich wollt' Christin seyn?
Zu baden mich am Sabbat, zu putzen Sonntags mich. —
Dorchbohren säh' ich, Tochter, des Türken Schwert dich eh'r,
Als daß du zu mir sagtest, wollt'st eine Christin seyn.

Th. K.

Anmerkung. Das Lied scheint darum einige Beachtung wohl zu verdienen, weil es den Widerwillen der in der Türkey lebenden Juden gegen die Griechen oder die Christen überhaupt zeigt, auf der andern Seite die Proselytenmacherey der Griechen anzudeuten scheint. In poetischer Hinsicht betrachtet, so finden sich besonders auch in dem vorstehenden Liede die dramatischen Elemente vor, die die neugriechische Volkspoesie so sehr charakterisirt.

*) Es ist mir von Griechen selbst mitgetheilt worden. Die einzelnen Lieder folgen in einer metrischen, dem Originale entsprechenden, möglichst treuen Uebersetzung. Ihre charakteristischen Eigenheiten zu finden, überlasse ich dem Leser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

Es ist eine Sache von nicht geringer Schwierigkeit, zum ersten Mal in einem öffentlichen Blatt über eine Stadt Bericht abzustatten, von welcher man in Deutschland so selten spricht; denn wenn man die Nachrichten über Sitten und Kunst, welche die unterhaltenden Zeitschriften unseres Vaterlandes geben, vergleicht; wenn man von den Städten, über welche gesprochen wurde, auf die Länder schließt, so möchte es scheinen Holland verdiene die wenigste, vielleicht gar keine Aufmerksamkeit. Ich selbst hegte die Meynung, man müsse, um sich zu unterhalten, am wenigsten nach Belgien gehen, und staunte sogar, als ich hier in Brüssel von Kunstakademien, mehreren trefflichen Theatern hörte, als ich ein Volk fand, das sich mit der größten Theilnahme über Kunst und Literatur unterhält, und eine Stadt, die sich an Feinheit der Sitten mit jeder Hauptstadt unserer Königreiche messen kann. Doch darf ich hiebey nicht verschweigen, daß dieß Alles nur von dem höher gelegenen Theile der Stadt gesagt werden kann. Der höchste Theil der Stadt ist der glänzendste. Hier liegt der Park, der Prater dieser Stadt, ein Wald von Alleen, die mit denen des Tuillerien-Gartens wetteifern. Auf zwey Seiten schließen sich die königlichen Palläste an. Den übrigen Theil des Bergrückens schmücken einige große Plätze, von Gebäuden im schönsten Styl eingeschlossen, wie place royale, und der ältere place du sablon. In diesem Theile der Stadt wohnt der Adel, Pallastähnliche Hôtels sind für reiche Fremde, besonders Engländer eingerichtet, die jährlich in großer Menge hieher strömen, um einige Monate die gesunde Luft dieses Hügels zu athmen. In der rue royale, die den Berg abwärts nach der Mitte der Stadt führt, schließen sich glänzende Gewölbe an. Hier und in der nächsten Straße am Abhange des Berges wohnt in den alten, ehrwürdigen Giebelhäusern die reichere und angesehenere Bürgerklasse, und die große Menge der Buchhandlungen, die dort ihren Sitz aufgeschlagen haben (oft drey bis vier in einer Straße) haben auch die Gelehrten nach die-

tin palatinischen Berg gezogen. In diesem obern Theil der Stadt wird durchaus französisch gesprochen, die Sitten, die Trachten sind französisch, und es ist hier noch Vormittag, wenn man diese Zeit nach dem Mittagessen berechnet, während es in der Mitte der Stadt Mittag, und am Kanal schon Nachmittag ist. Zwar findet man diesen Unterschied in der Zeiteintheilung in jeder grösseren Stadt, und auch in Paris und London kann man die Differenz geographisch messen, aber ich kenne keine Stadt, wo man so auffallend jeden Augenblick daran erinnert würde, in welchem Theile man sich befindet. Ein Hauptgrund davon ist auch die Sprache. Hat man sich auf dem Berge an der wohllautenden französischen Sprache der dortigen Bewohner ergözt, so erschrickt man in der Mitte der Stadt vor einem sonderbaren kreischenden Patois, das mit der Entfernung vom Berge immer härter und breiter zu werden scheint, und endlich am Kanal, wo die niederste Klasse wohnt, in ohrzerreißendes Flammändisch ausartet.

Ungleich großartiger ist jedoch in Brüssel die Erinnerung als die Gegenwart. Es gab für mich Anfangs nichts Angenehmeres als Goethe's Egmont zu lesen, und dann im Dämmerlicht durch die Straßen zu gehen, und mich um Jahrhunderte zurück zu träumen. Und wie günstig ist zu solchen Träumen das Kostüm der Häuser und der Menschen! In jenem älteren Theile der Stadt, der früher der glänzendste war, steht kein Haus, das nicht dreyhundert Jahre zählte. Die hohen ausgezackten Gibelhäuser, die schmalen Fenster, die engen düsteren Straßen sind noch dieselben, in welchen man den schweren, dumpfen Schritt der spanischen Soldaten hörte; Mädchen, die der alten, eigenthümlichen Sitte nach, das schwarze Regentuch auch beym schönsten Wetter zierlich über den Kopf und um die Schulter schlagen, daß nur ein Theil des reizenden Gesichts, und die großen, schönen Augen hervor sehen, erinnern, wenn sie geschäftig vorbeyeilen, an Clärchen, wie sie die Bürger von Brüssel zur Befreyung Egmonts aufruft. Welche Erinnerungen ruft der alterthümliche Place de régence hervor! Hier stieg das schwarze Gerüste auf, wo Egmont und der treue Horn bluteten, und an einer Ecke in einem düsteren Hause zeigt man noch das Fenster, aus welchem Alba und Granvella auf ihre Opfer herab schauten. Bedeutungsvoll durch die Geschichte ist in einem Garten an der kleinern Straße dos sablons jener Springbrunnen, an welchem die Geusen ihren Bund beschworen; das Haus und der Garten gehörten einst dem Grafen Horn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im März.

Wenn man etwa glaubt, daß der Mangel an politischem Leben und an der Regsamkeit des Geistes für die Interessen des Staates und der Oeffentlichkeit durch andere Interessen ersezt werde, so irrt man im Ganzen; damit dann etwas geschehe, muß ein Krieg ausbrechen, eine Universität oder Societät gegründet werden u. s. w. Die Reibungen, an denen andere Nationen heranwachsen, die Kämpfe, in denen sie stark werden, erregen hier allerdings Theilnahme und Aufmerksamkeit, aber nicht viel bedeutendere als die man einem Schauspiele zuwendet, bey dem die stark Ergriffenen zwar lachen oder weinen, den andern Tag aber bey ihren täglichen Geschäften von diesen Eindrücken nichts mehr wissen oder wissen wollen. Das Einzige, worauf man bisher sich viel zu gut wußte, Kunst und Wissenschaft, scheint uns allerdings noch nicht verlassen zu haben, und sogar in manchen Beziehungen zu wachsen. Mangelhaft ist auf der andern Seite die öffentliche Kritik, namentlich die Theaterkritik; das Schicksal dieser anheim zu fallen, hat lezthin auch ein bereits älteres Stück: die Macht der Verhältnisse, von Robert, getroffen, das zu allen Zeiten, und auch noch vor wenigen Tagen mit der unzweydeutigsten Theilnahme auf der hiesigen Bühne gesehen worden ist, und das, troz dem, was auch von anderer Seite her über eine neuliche Aufführung zu Weimar berichtet worden ist, eines der bessern deutschen Trauerspiele bleibe, die, seitdem Goethe und Schiller vom dramatischen Schauplatz abtraten, geschrieben worden sind. Man hat sich oft gegen das bürgerliche Trauerspiel überhaupt erklärt, und dadurch, ohne daß man es gründlich bedacht hat, unseren Verhältnissen alle Innerlichkeit abgesprochen, denn Verhältnisse, die gar nicht tragisch werden können, verdienen kaum, daß man von ihnen spricht. Es mag zugegeben werden können, daß die Verlegung der Geschichte der Virginia an einen kleinen italienischen Hof nur durch die scharfe Berechnungsgabe ihres Verfassers vertheidigt werden dürfte, daß Kabale und Liebe nur in der belebenden Anwesenheit eines, jedoch immer nur abstrakt darin hausenden Genies Entschuldigung finden, daß aber die Macht der Verhältnisse untragisch sey, kann man nicht behaupten. Das wahrhaft Pathetische und Tragische an diesem Stücke ist aber, daß es das Pathos der Zeit nicht einzelner Individuen ist, was vorgestellt wird. Kein einzelnes Individuum ist in diesem Stücke der sogenannte Held desselben. Alle vielmehr sind die Helden, weil es der Gedanke der Zeit ist, der nach seiner tragischen Seite zu entblößt wird. Der Dichter hat dieß sehr wohl eingesehen, und seinem Stücke nicht den Namen irgend einer darin spielenden Figur, sondern einen zwar anscheinend abstrakten, aber hier gerade sehr treffenden und wahren gegeben. Wenn sonst das Individuum und sein Schicksal Gegenstand der Tragödie waren, so sind es hier die Weltanschauungen, die an die Stelle treten, wie etwa in der politischen Welt der Krieg um Gedanken und Vorstellungen den Krieg um besondere Interessen verdrängt hat. Eines der Hauptverhältnisse, um welches es sich in dieser Tragödie hauptsächlich handele, ist das der persönlichen Ehre, der Ehre, welche dem Menschen als Menschen, unabgesehen von seinen weiteren Verhältnissen der Geburt oder Stellung in der bürgerlichen und politischen Welt gebührt, und aus deren Verletzung er sich wieder herstellen muß, wenn er nicht ohne das Gefühl als Mensch, als Person anerkannt zu seyn, ein schmachvolles Leben führen will. Daß die Ehre die Grundlage tragischer Kollisionen seyn könne, wird keiner läugnen können, der sich in den Calderon'schen Tragödien umgesehen hat; der Arzt seiner Ehre, geheime Rache für geheimen Schimpf, sind zu treffende Beweise dafür. Denn bey Calderon ist in den meisten Stücken die persönliche Ehre so sehr das vorwaltende Pathos, daß Familienbande und Staatsverhältnisse nicht zum Inhalte derselben werden, sondern nur der Stoff sind, an welchem sie sich darstellt. Der englische Dichter dagegen erfüllt seine Gestalten mit dem vollen Inhalt alles Menschlichen, und elterliche Liebe, Liebe der Gatten, alle Gefühle der Sittlichkeit, der Streit um das Mein und Dein, der Stolz der Vasallen, der Leichtsinn der königlichen Herrscher, der Kampf der Nationen, Eifersucht, Bosheit, Herrschsucht, sittliche Treue, die innigste Liebe, und was nur sonst die weite Menschenbrust als Wunsch erfüllt, welche Zwecke die Kraft des Armes sich erkämpfen mag, all dieser mannigfache Inhalt tritt nicht mehr in der mageren Gestalt der inhaltlosen Ehre auf, sondern wagt sich in eigener Form hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März 1827.

Herr Philosoph, von allen Welten trunken
Und auf der seinen hier in öden Koth versunken,
Mich dünkt, in Seinem Hirn glühn wunderbare Funken!

Herder.

Hans Schön.

(Beschluß.)

Die Farben wurden sämmtlich verglichen,
Das Abendroth sehr herausgestrichen;
Der Färber trug einen blauen Schurz,
Der kam gegen den blauen Himmel zu kurz:
Und auf dem Kopf seine rothe Mütze,
Die war nun vollends gar nichts nütze;
Sondern verblich, im Morgenroth,
Mit Ehren zu melden, fast zu Koth.
So ging es ungehindert fort;
Wie Schneeflocken stöberten, Wort auf Wort,
Aus dem gelehrten und theuren Mund;
Wie im Augenblick' verrannte die Stund',
Und die Herrn und Damen insgesammt,
Von so hoher Weisheit entflammt,
Besonders die vom schönen Geschlecht,
Gaben dem jungen Professor Recht,
In diesen, so wie in allen Stücken,
Und was sie von Woll' und Zeugen erblicken,
Das wird auf's Urlicht zurückgeführt,
Und über die Maßen kritisirt;
Kurz jedem Kinde, das sieben Jahr,
Oder einen Monat drüber war,
Dem ward das Ding nun sonnenklar,
Daß Meister Schön, mit seiner Waar'
Ein ganz gemeiner Färber nur war,
Der nie docirt um ein Honorar;
Da riß doch endlich die Geduld
Dem guten Alten — und wer war Schuld,
Als Ehren-Sausewind-Naseweis,
Der so in Harnisch gebracht den Greis?
Er nahm das Wort, und sprach: „mit Gunst,
„Vergönnt dem Meister der Färbekunst,
„Ihr Herren und Frauen, insgemein
„Doch auch ein Wort zu reden drein;
„Daß der Himmel blau ist, das mag wohl seyn;
„Am Abendroth auch und seinen Strahlen,
„Ergötzt' ich mich schon zu tausend Malen.
„Nur bitt' ich Bescheid auf meine Frage,
„Merkt wohl, was ich, als Färber, sage,
„Die Frag' ist ja nicht, wie ihr alle wißt,
„Ob der Himmel blau oder roth ist,
„Das weiß ja ein jeder guter Christ;
„Sondern, wie man's eben vollführt,
„Daß man das Abendroth destillirt;
„Oder, was nie ein Färber vermocht,
„Wie man den blauen Himmel wohl kocht,
„Und ihn in einen Kessel bringt;
„Jedoch dabey sich ausbedingt,
„Daß ja von schmier'ger Woll' und Seide
„Sein Glanz auch im geringsten nichts leide.
„Wenn das der junge Herr vermag,
„So schenk' ihm Gott einen fröhlichen Tag!
„Wo nicht — hab' heute noch viel zu färben;
„Was wollen wir uns die Zeit verderben?"
Dieß Wort gesagt, kehrt er in Ruh
Den Herrn und Frauen den Rücken zu.
Der junge Gelehrte, den dieß verdroß,
Kam plötzlich außer sich, wie Voß,
Wenn Stolberg katholisch wird, und schoß
Als stånd' er auf einem Kathedersitze,
Aus seinen Augen flammende Blitze,
Auf seinen Gegner allewege;
Allein es waren nur kalte Schläge;
Sie zündeten nicht! Und nicht allein Er,
Auch sein ganzes, gläubiges Schülerheer,
Das blitzt' und donnerte kreuz und quer,
Von gänzlichem Mangel an Genie,

Und gedankenlos blinder Empirie,
Auf unsern armen Färber los,
Weil er dem Prisma versezt einen Stoß;
Und wie sie gekommen so geschwind,
So fuhren sie, wie der Wirbelwind,
Auch wieder heraus zu des Färbers Thüren,
Um anderwärts zu kritisiren,
Mit überschwänglichem Künstlerwitze;
Bedächtig aber schob sich die Mütze,
Wie er allein war, recht und schlecht,
Hans Schön auf beyde Ohren zu recht,
Und sprach: „Mit Gunst," zu seinem Knaben,
„Solch naseweisen Besuch zu haben,
„Verschmäht mein silbergrauer Scheitel;
„Bursch, klopft je wieder so ein Beutel,
„Der angefüllt mit nichts als Wind,
„Vor unsrer Thür, so verschließ sie geschwind!
„Ich kenn' dieß leidige Geschlecht der Zeit,
„Das wird nicht klüger in Ewigkeit;
„Bedünkt sich weiser, wie Salomo,
„Und wiegt doch kaum ein Pfund Indigo;
„Denn damit kann man doch was verstreichen;
„Allein was thut man mit ihresgleichen?
„Ja, stößt man die Narr'n im Mörser klein,
„So werden's doch immer Narren seyn!"

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Die große französische Oper académie royale de musique, erhält von der Regierung jährlich mehrere hundert tausend Franks Unterstützung; außerdem erhält sie drey Prozent von der Brutto-Einnahme aller hiesigen nicht königlichen Theater, und doch erhält sich — nach dem Ausspruch der hiesigen Tagesblätter — diese Akademie der Musik nur durch Tanz, durch große Prunkballets. So wird denn überall das Großartige von den kleinen Niedlichkeiten, das Schöne und Einfache, von blendender Ueberladung und prächtigem Zierrath verdrängt. Wenn Antheil und Liebe aufhören, eine Kunstanstalt zu unterstützen, so fällt sie in sich zusammen. Das ist hier bey der Königl. Oper der Fall. Der Gesang der einzelnen Personen hätte in keiner Zeit zum Muster dienen können; sie sahen in ihrer Gattung, die sie auch drame oder tragédie lyrique nannten, die Zwillings-Schwester des französischen Trauerspiels, und nahmen von da herüber, nicht allein den Cothurn der Erscheinung und Bewegung, welches ganz recht gewesen wäre, sondern auch jene hergebrachte Uebertriebenheit des deklamatorischen Ausdrucks der Leidenschaft, der nun im Rezitativ und Gesang, seiner Natur gemäß, sich noch steigerte und zu einem karikirten Geschrey wurde. Dagegen wurden alle Ensemble-Stücke meisterhaft ausgeführt; die Chöre gingen mit einer bewundernswürdigen Präzision, und eben so bewundernswürdiger Abstufung des Pianos und Fortes; das Orchester zumal war in jener Zeit (vor ungefähr zwanzig Jahren) vielleicht das erste in Europa hinsichtlich seines innigen Zusammenspielens, und ich weiß namhafte deutsche Musikdirektoren und Tonsetzer, die damals verwundert eingestanden, nie Aehnliches gehört zu haben. Dabey wurden die Tempi der ältern Meisterwerke mit einer Richtigkeit, mit einem Feuer und oftmals mit einer Originalität genommen, die von den tonsetzenden Meistern selbst herrührte und sich durch Tradition erhalten hatte. Jetzt sind alle diese alten Herrlichkeiten dort zu Grunde gegangen. Weder in den mehrstimmigen Stücken noch in den Chören herrscht jenes imposante Ineinandergreifen mehr; das Orchester ist bey weitem nicht so präzis als manches andere der kleineren Bühnen; und wenn gleich den einzelnen Sängern und Sängerinnen ein gewisses Etwas von italienischer Gesangsweise zugekommen ist, wenn Madame Quency auch eine edle tragische Schauspielerin genannt werden kann, so beruht der Vortrag dieser musikalischen Akademie doch immer noch viel zu sehr auf einem deklamatorischen Geschrey, und kein ächter Sänger, keine wahrhafte Sängerin ist auf dieser Bühne zu finden. Wie sollte sich auch hier und heute das ernste musikalische Drama fortschreitend ausbilden, da es durchaus keine antheilnehmenden Freunde mehr findet? Welche der neuen großen Opern, selbst die beliebtesten, können sich denn noch rühmen, Styl zu haben? Sie wollen ihn nicht einmal haben, weil man ihn nicht will; ja man hat ihn so lange nicht gewollt, daß jezt Niemand, wenigstens die Masse nicht, weiß, was Styl in einem ernsten dramatischen Tonwerk ist. Mit Posaunen und Pauken und Trommeln wird er nicht erreicht, und gesezt, wir Deutsche wären musikalischer, so sind die Franzosen doch erfahrener und klüger, um sich, wie wir es leider thun, dergleichen weiß machen zu lassen. Und so ist es die reine Wahrheit, was die hiesigen Tagesblätter sagen, daß sich die große Oper nur durch das Ballet erhält. In Deutschland ist es, trotz unsers bessern Gesang-Personals, derselbe Fall. Man lasse die Pracht der Kostume, den Reiz schöner Dekorationen, die Ueberraschungen des Maschinenwesens und den Tanz ausfallen, und unsere Prunkoper wird vor leeren Bänken gespielt werden. In Frankreich weiß das jedes Kind; wer in Deutschland aber es ausspricht, beleidigt.

„Die große Oper erhält sich nur durch Ballet." Was soll dieser Ausspruch der französischen Journale, in Hinsicht auf das Ballet, sagen? Soll es heißen: Inwährend die große Oper rückschreitend sich ihrem Verfall nähert, erhält sich das Ballet auf den Höhen der Kunst, oder ist vielmehr im Höherstreben begriffen, da jeder Stillstand in geistigen Sphären ein Rückfall ist? — Ich kann nicht glauben, daß es so gemeynt war. Denn wahrlich, auch im Ballet gewahrt man nicht eben Tröstliches; und wenn irgendwo, neben dem alten Schlendrian, neue Auswüchse

der Unkunst, und, neben dem Mangel an Gedanken und Erfindung, ein konvulsivisches Bemühen, in Staunen und Betäubung zu setzen, recht klar an den Tag kommt, so ist es in Terpsichore's entweihtem Tempel. Der rechte Winkel und der Kreisel, sagt ein geistreicher Kritiker aus Berlin, sind die Ur-Typen unseres Ballets. Er hätte dasselbe aus München oder Wien schreiben können; und ich, am Quell der modernen Tanzkunst, kann versichern, daß es in Paris eben wie bey uns ist, oder, um den Anachronismus zu vermeiden: es ist bey uns wie in Paris. Je stumpfer der Winkel wird, den die Beine der Tänzerin bilden, indem das eine senkrecht auf dem Boden steht, das andere, mit dem gebognen Fuße eine gerade Linie bildend, sich in die Luft erhebt, je höher steht sie als Künstlerin. Den Winkel von neunzig Graden muß sie erreichen können, um Solo-Tänzerin zu seyn; vermag sie aber bis zu ein und neunzig ein viertel oder gar ein halb zu kommen, und in dieser Kunsthöhe das ausgereckte Bein fächelnd und winkend auf und nieder zu bewegen, so hallt das Haus vom Donnergebrülle des Beyfalls wieder. Eben so wird der Tänzer beklatscht und bejubelt, je nachdem er sich sechs, zehn oder zwölf Mal in progressiver Geschwindigkeit auf einem Beine herumdreht, dann plötzlich, wie angenagelt, stehen bleibt, und, ein selbstzufriedener Storch, auf seine Einbeinigkeit herabschaut. Kurz, der Kreisel ist im heutigen Ballet der Grundtypus aller Bewegungen, der rechte Winkel der aller Stellungen; und wie schön, wie kunstgerecht, wie geschmackvoll dieß ist, mögen Maler und Bildner beurtheilen. Hier soll bey dieser Gelegenheit nur bemerkt werden, wie die entartete Tanzkunst uns anmuthet, gerade dasselbe mit anzusehen, was die entartete Kunst des Gesanges uns zu hören gibt, nämlich — Vorübungen; hier zur Ausbildung der Kehle, dort zur Ausbildung der Füße. In seinem Studierzimmer soll der Sänger fleißig solfeggiren, soll der Tänzer die Beine recken und biegen, sich drehen, springen und auf einem Beine stehen so lange, so hoch, so oft er nur immer kann, damit Stimme und Körper geschmeidig und gelenk werden; und sind sie das, dann erst ist der Schüler im Stande, vermöge dieser so geübten Organe ein Kunstwerk darzustellen. Statt dessen aber tischt man uns die geübten Organe, das Werkzeug der Kunst, als Kunstwerk auf; gleich als ob der Maler die eingetauchten Pinsel für ein Gemälde ausgeben wollte. Man trillert und wirbelt und quirlt mit der Stimme, wie mit den Beinen; und es kommt, vor lauter Verzierungen, hier zu keinem melodischen, dort zu keinem pantomimischen Gedanken. Wir erwarten ein Kunstwerk, und man macht uns Kunststückchen vor. Wie der Herr, so der Knecht, wie die Kunst, so das Publikum; eine schöne Melodie, einfach und seelenvoll vorgetragen, hören die Liebhaber (die Dilettanti, wie man sie hier nennt) mit tiefer, unerschütterlicher Apathie an; wenn aber bey der Fermate das quirlende Kunststückchen, oder am Ende das bekannte schlängelnde Schwänzchen kommt, dann schlürfen sie den Ohrenschmaus wie ein Trüffel- oder Austerngericht hinunter, verkehren selig die Augen, lassen ein seufzendes Ah!!! hören und schlagen, nach dem letzten Gewaltschrey der Arie, laut dröhnend die Hände zusammen. So macht auch im Ballet, weder mimischer Ausdruck, noch charakteristische Darstellung, noch sinnvolle Gruppirung und Handlung des corps de ballet, und noch weniger der dramatische Gang des Ganzen Eindruck, so daß dieses auch vernachlässigt und alles nur auf Springen, Drehen und Beinrecken berechnet ist. Schon der alte Vestris sagte zürnend zu seinem Sohne: „Du hast die Kunststücke der Springer in unsere „edle Kunst eingeführt; das wird sich aber rächen; es „wird Einer kommen, der noch höher und besser, als Du, „springen und Dich verdunkeln wird.“ Und es geschah, wie er gesagt hatte: Duport kam und ward der Liebling des Publikums. Aber wie hoch stand damals, zu den Zeiten Vestris, Düports, der Gardel und der alles vermögenden Pantomimin Bigotini, wie hoch stand das damalige Ballet über dem heutigen!

(Die Fortsetzung folgt).

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

(Fortsetzung.)

Doch, wenn auch mancher Theil dieser Stadt zu solchen Erinnerungen Anlaß gibt, und wie ein großes Grab einer schöneren Zeit, wie ein trauriges Denkmal von Brüssels früherer Größe erscheint, so sorgt man in andern Stadttheilen desto thätiger dafür, dem Leben eine heitere Seite abzugewinnen, und den alten, gesunkenen Glanz auf neue Weise wieder herzustellen. Der König, der einen großen Theil des Jahres hier verweilt, die Generalstaaten und der Magistrat von Brüssel wetteifern den großartigen Verschönerungsplan zu verwirklichen; die neuen Thore, die schönen Straßen am untern Theil des Kanals, die nach der Form der Pariser angelegten Boulevards, zeugen davon, und es ist nur zu befürchten, daß in zehn, fünfzehn Jahren, wenn, wie man erwartet, die Seiten der Boulevards mit Häusern geschmückt sind, und dort eine breite, schöne Straße alles Glänzende und Reiche anzieht, die verödeten Theile der Stadt nur noch trauriger und verlassener seyn werden.

Das glänzendste Werk dieser Verschönerung ist aber wohl das neue, in einem edlen, großartigen Style erbaute Theater. Man glaubt, wenn man vom alterthümlichen Platz de regence, und seinem gothischen Rathhause, die wenigen Straßen zu diesem Theater und seinem, von geschmackvollen Häusern umgebenen Platz gegangen ist, in eine andere Stadt versetzt zu seyn. Das Theater nennt sich „das große,“ zum Unterschied vom Théâtre du parc, das auf dem Berge, in der Nähe des Schlosses liegt, und früher das Haupttheater war. Die Gesellschaft kann man in ihren Leistungen am besten mit der des Odeon in Paris vergleichen, doch möchte die komische Oper und das Ballet leicht besser seyn als dort. Für

das Drama finden sich vorzügliche Subjekte, und es ist kein geringer Ruhm für die Gesellschaft, daß Talma gerne mit ihr auftrat, und regelmäßig alle Jahre Brüssel besuchte. — Das hiesige Publikum wußte aber auch den großen Schauspieler zu schätzen; man darf vielleicht sogar sagen, dieses Volk, dessen Charakter schon einen bedeutenden Theil von deutschem Ernste zeigt, verstand ihn besser als sein eigenes Volk; und wenn auch die hiesigen Schauspieler ganz nach französischem Muster gebildet sind, so weht doch den Deutschen aus dem Spiele eines Bouchez, eines Lemoigne, schon ein Hauch des deutschen Genius an, der den von Paris hieher kommenden Deutschen unwillkührlich an die vaterländischen Bretter erinnert. Schwerlich möchte der große Mann, an dem auch Brüssel viel verloren hat, je ersezt werden; die tragische Bühne eile in Frankreich ihrem Verfall entgegen, und die dramatische Censur wird vollenden, was die Nachlässigkeit oder Unfähigkeit der Schauspieler begonnen hat. Um hier diesem Uebel so viel möglich zu steuern, äußern sich vielseitig Wünsche für Errichtung einer Deklamationsschule, die auch ein wirkliches Bedürfniß zu seyn scheint; die jungen Künstler bedürfen der Aufmunterung; der Stachel des Wetteifers muß die ältern aus ihrem Schlafe aufrütteln, während dessen sie nicht einmal daran denken, Talmas Erbschaft unter sich zu theilen. Doch spricht man, wie es scheint, blos deßhalb viel von der Nothwendigkeit einer solchen Schule, die wohl nie zu Stande kommen dürfte, weil man gegenwärtig hier ohnehin viel von neuen Schulen spricht, nämlich von der Gründung mehrerer Musikschulen. Der Grund zu einem dieser Institute, bey dem man auf den erhabenern Titel eines Konservatoriums verzichtet zu haben scheint, wurde sehr geheimnißvoll gelegt; eine Kommission bringt schon mehrere Monate mit vorbereitenden Arbeiten zu, und scheint sich auch die Ernennungen allein vorbehalten zu haben, da man doch in solchen Fällen den Ausspruch der öffentlichen Meynung nicht gering achten sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, im März.

(Fortsetzung.)

Erst im Corneilleschen Cid führt dann die Ehre ihre weitere Tragödie auf, indem sie nun schon die sittliche Gesinnung: „den entehrten Vater zu rächen“ in sich aufgenommen hat. In dem modernen Robert'schen Trauerspiel der Ehre, sind einerseits alle gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse fest geworden, die Stände haben sich gesondert, sie haben ihre bestimmten Rechte und Pflichten, ihre enggezogenen Gränzen, und das einzige verbindende Mittelglied dieser strengen Unterschiede bleibt einzig und allein die Religion; anderseits aber ist der menschliche Geist in sich hineingestiegen, und hat die Persönlichkeit als den Punkt erkennen lernen, der Alles erschafft, und als Mensch geboren zu seyn, sich als Person zu wissen, dieß Selbstbewußtseyn soll das Majestätsrecht geben, Theil an allem zu nehmen, was den Stempel des Göttlichen und Menschlichen an sich trägt. Dagegen sträuben und stemmen sich aber jene hergebrachten Unterschiede mit der ganzen Kraft ihrer Starrheit, und weil sowohl jene starren Gränzen, als auch jenes Recht der Persönlichkeit, das seine Anerkennung fordert, und mit jedem Blutstropfen vertheidigt, gleiche Berechtigung für sich hat, sah das hingeschiedene Jahrhundert in jenem politischen Weltkampf ganze Reiche anarchisch zusammenbrechen, und unsere Tragödie wiederholt das Bild dieses Bruches in verengertem Kreise, und faßt das weltgeschichtliche politische Gemälde in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen auf. Es zeigt sich sogleich als ein Hauptverdienst des Dichters, die Verhältnisse nur als die wirkende Macht in den bestimmtesten, bis auf's Genaueste gezeichneten Individuen erscheinen zu lassen. Nur dadurch werden sie poetisch, daß diese Mächte die Leidenschaften, die Gesinnungen, die Wünsche, Hoffnungen, Zwecke von Individuen sind. Wie besonnen der Dichter, mit welcher Oekonomie und Verschmähung alles Glänzenden und Blendenden sein Werk behandelt, wie scharf er die Scenen in einander gefugt hat, ist hier kein Raum auseinander zu setzen. Das zweyte Verdienst unseres Dichters liegt darin, daß er jene persönliche Ehre und die festgewordene Gesinnung der Standesunterschiede und bürgerlichen Verhältnisse nicht in leerer Feindseligkeit einander gegenüberstellt, sondern zeigt, daß in der Gesinnung aller Personen, beyde an einander geknüpft sind; der Schriftsteller und Ehrenheld hat über die Rechte des Adels geschrieben, und sie anerkannt, der Oberst liebt die arme Predigertochter, die Gräfin Sophie den schroffen, in sich zurückgezogenen Dichter; selbst der Graf Falkenau, der Justizminister, hat in seiner Jugend der Stimme seines Herzens Gehör gegeben, das rebellisch gegen den festen Markstein seines Standes schlug; auch er hat geliebt, aber ohne das Kind, welches dieser Liebe ein unglückseliges Daseyn verdankte, anzuerkennen; alle fühlen denselben Widerspruch, der das Ganze bewegt, und die einzelnen Seiten einander bestreiten läßt. Ihrer wahrhaften Natur nach gehören diese Seiten zu einander; dieß ist das Resultat ihres tragischen Kampfes, der Held der persönlichen Ehre ist der natürliche Sohn des Ministers, der ihn erkennt und anerkennt. Aber die Anerkennung kommt zu spät, denn eben diese Vereinigung ist erst das Resultat des unendlichen Widerstreits. Haben doch St. Just und Robespierre der wechselseitigen Anerkennung der Volksrechte und der eingeborenen Dynastie auch in der politischen Welt vorangehen müssen. Man hat in unserem Stücke getadelt, daß der Held der Ehre, der stolz darauf ist das Schaffot als Märtyrer des allgemeinen Menschenrechtes zu besteigen, als er erfährt, wer ihn erzeugt, aus Liebe für den gräflichen Vater das Gift nimmt, das dieser ihm reicht, um der Schmach des Schaffotts zu entgehen, aber diese Anerkennung ist gerade die höchste Tiefe, und nur dadurch kann uns der Schluß befriedigen. Wer wird es tadeln, daß Carl Moor, der seinen Freund vom Schaffot zu befreyen, eine ganze Stadt hatte niederbrennen lassen, sich selber dem Gericht zur Hinrichtung übergibt? Ein drittes Verdienst des Dichters, die kunstreiche Verschlingung der Interessen, Wünsche und Zwecke der einzelnen Personen, in welcher dann die Macht der Verhältnisse ihre tragische Wirkung zeigt, braucht hier nur angedeutet zu werden; der unbefangene Theil des Publikums hat dieß überall heraus gefühlt. Man könnte zwar einwenden, auch diese Interessen seyen in ihrer Entgegensetzung der Zustand einer schon für uns vergangenen Zeit, aber wie wenig diese Revolution auf politischem Felde geendet sey, zeigt uns unser Nachbarvolk noch in den neuesten Tagen in zu deutlichen Beyspielen; der Franzose wird sich weder die Ehre und Freyheit seines Wortes widerstandslos verkümmern lassen, noch würde er es dulden können, wenn ein neuer Ludwig XIV. sagen wollte: l'état, c'est moi, noch kann er den Versuch, den freyen protestantischen Geist in neuerbaute und geheiligte Klostermauern zu sperren, ohne Widerstand ertragen, und wehrt sich daher mit allen Kräften. Eben so wenig ist auch die gänzliche Reform der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse schon in dem Grunde vollendet, [illegible] die Darstellung ihrer gährenden Elemente nicht noch sollte die Anschauung eines gegenwärtigen Zustandes geben. Möchten sich doch auch für die Hofwelt von Kabale und Liebe in Deutschland noch Beyspiele auffinden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1827.



— O ich litt mit ihnen,
Die ich so leiden sah: ein wackeres Schiff,
Das sicher herrliche Geschöpfe trug,
In Stücke ganz zerschmettert! O der Schrey
Ging mir an's Herz!

Shakspeare.

Die Hütte am Senegal,
oder
Leiden der Familie Picard.

Von Fanny Tarnow.

Im Jahr 1800 erhielt Herr Picard, der bis zu diesem Zeitpunkt in einem Bureau in Paris gearbeitet hatte, eine Anstellung als Greffier bey der französischen Niederlassung am Senegal. Er konnte sich nicht entschließen, seine Frau und zwey kleine Mädchen, von denen das älteste erst zwey Jahr alt war, den Gefahren einer so weiten Reise auszusetzen und es wurde daher beschlossen, daß er sich allein einschiffen und seine Frau ihm im künftigen Jahre, nach der Entwöhnung des jüngsten Kindes, das sie selbst stillte, folgen solle. Der Krieg machte aber die Ausführung dieses Planes unmöglich und die Trennung von einem geliebten Gatten brach ihr Herz; sie welkte langsam dem Grabe zu, in das sie nach fünfjährigen Leiden sank, und hinterließ ihrem Vater die Sorge für ihre Töchter Charlotte und Amalie, die beyde noch zu jung waren, um den Verlust ihrer Mutter lange betrauern zu können und in dem Hause ihres Großvaters eine glückliche Kindheit verlebten.

Im Jahr 1809 eroberten die Engländer die französische Kolonie am Senegal, und diese Begebenheit führte Herrn Picard wieder nach seinem Vaterlande und zu seinen Kindern zurück. Ein Jahr später starb sein Schwiegervater und er gab jezt seinen Töchtern eine Stiefmutter, die sich durch ihre liebevolle Freundlichkeit bald die Herzen der Verwaisten gewann.

Nach dem Einzug Ludwigs XVIII. in Paris im Jahr 1814 wurde in Brest eine Expedition ausgerüstet, um die von den Engländern zurückgegebene Kolonie am Senegal von Neuem in Besitz zu nehmen. Picard erhielt seine ehemalige Stelle wieder und war entschlossen, sich nicht wieder von seiner Familie zu trennen. Nach mancherley Hindernissen und Verzögerungen wurde es endlich im Jahr 1816 entschieden, daß die Expedition in Rochefort ausgerüstet werden solle, und Picard nahm nun seine beyden ältesten Töchter aus der Kostschule, in der sie bis jezt erzogen worden waren, um sie mit sich nach Afrika zu führen. Beyde Mädchen hatten mit einer Kousine den Bund treuer Jugendfreundschaft geschlossen, und Maria, so hieß die Kousine, bestand darauf, ihre Freundinnen nach dem fernen Welttheil begleiten zu wollen, was ihr auch zugestanden wurde.

Den 17ten Juni 1816 lichtete die Expedition die Anker; sie bestand außer der Fregatte Medusa, auf der die Familie Picard sich befand, aus noch drey Schiffen, der Loire, dem Argus und der Echo. Von Wind und Wetter begünstigt, erblickte man schon am 28sten den Pic von Teneriffa, und mehrere Offiziere der Medusa erhielten die Erlaubniß an's Land zu gehen und einige Erfrischungen einzukaufen.

Zum Unglück befand sich am Bord der Medusa auch ein Mitglied der philanthropischen Gesellschaft des grünen

Vorgebirgs *). Dieser Mann, Namens Richefort, behauptete, das Meer dieser Weltgegend öfter befahren zu haben und mit allen seinen Klippen, Untiefen und Gefahren genau bekannt zu seyn. Der Kapitän der Fregatte, Herr le Roi Lachaumareys, schenkte ihm sein Vertrauen und übergab ihm die Leitung der Fregatte. Vergebens stellten ihm seine Offiziere vor, wie gewagt es sey, einem Unbekannten so viel Vertrauen zu schenken, und daß sie nie den Befehlen eines Mannes gehorchen würden, der in keiner Art berechtigt sey, ihnen diese zu ertheilen; der Kapitän beachtete ihre Einwendungen nicht, und der Steuermann nebst der ganzen Mannschaft erhielt Befehl, Richefort blindlings zu gehorchen. Dieser änderte nun, um mit seinen vorgeblichen Kenntnissen zu prahlen, den Lauf des Schiffes und ließ es so oft wenden und zwecklos hin und her kreuzen, daß die Matrosen ihm endlich den Gehorsam versagten und es laut aussprachen, daß er ein unwissender und ungeschickter Prahler sey. Dieser Mensch hatte jedoch dem Kapitän ein so unbedingtes Vertrauen einzuflößen gewußt, und dieser war so froh, jemand zu finden, dem er die ihm zu schwere Last seiner Pflicht als Befehlshaber übertragen konnte, daß alle diese Einwendungen und Vorstellungen vergeblich blieben. Der 29ste und 30ste gingen so vorüber; man begann schon die von der Wüste Sahara herströmenden glühenden Winde zu empfinden, und am 1sten Juli erblickte man das Vorgebirge Bojador und die Küste von Sahara. Der plötzliche Wechsel in der Farbe des Meeres ängstigte die Erfahrenen unter der Schiffsmannschaft, aber Richefort gab eine weiße Wolke am Rande des Horizonts für das weiße Vorgebirge aus, und statt sich nach den Verhaltungsbefehlen zu richten, die das Ministerium der Marine allen nach dem Senegal bestimmten Schiffen mitgibt, nahm er einen, diesen ganz entgegengesetzten Lauf. Vergeblich gab die Echo, die die Medusa bis zum 2ten Juli treu begleitete, Signale über Signale; diese blieben unbeachtet und sie folgte nun den andern Schiffen, die alle glücklich in der Kolonie ankamen. Die Offiziere der Medusa stellten dem Kapitän noch einmal die Gefahr vor, mit der die Nähe der furchtbaren Bank Arguina bedrohte; er ließ einen von ihnen verhaften, um die andern von jeder weitern Einwendung abzuschrecken, und auch Herr Picard der schon zweymal diese Reise gemacht hatte, wurde mit seinen Bitten und Vorstellungen auf höchst unhöfliche Art abgewiesen.

Der Wind wurde indessen stärker und trieb das Schiff mehr und mehr den Klippen zu, die es bedrohten. Die Farbe des Wassers änderte sich mehr und mehr — ein dumpfes Erstarren bemächtigte sich Aller, und gegen drey Uhr Nachmittags vernahm man auf dem Verdeck ein allgemeines Angstgeschrey, denn Jeder, der darauf war, glaubte zu bemerken, daß die Wellen Sand mit sich führten. Der Kapitän befahl die Tiefe zu sondiren — man fand achtzehn Klafter und kurz darauf nur noch sechs Klafter; jetzt erkannte er endlich seinen Irrthum und befahl den Lauf des Schiffes zu ändern, aber es war zu spät. Ein starker Stoß verrieth, daß die Fregatte auf dem Grund festsaß. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich Aller. Man schrie Rache, und stürzte auf den Urheber dieses Unglücks zu, um ihn in's Wasser zu werfen, doch gelang es Herrn Picard und einigen Offizieren ihn zu retten und die Mannschaft zu besänftigen. Man sann auf Rettungsmittel; mit bewegter Stimme gaben die Offiziere den Befehl, das Schiff zu erleichtern, allein man verlor eine kostbare Zeit mit halben Maßregeln, die eben deßhalb ohne Erfolg blieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Gesellschaft zählte ungefähr sechszig Mitglieder. Sie hatten von der Regierung die Vergünstigung einer freyen Ueberfahrt und die Erlaubniß erhalten, die Halbinsel des grünen Vorgebirgs anzubauen; allein diese Kolonie hatte mit der des Champ d'asyle beynahe gleiches Schicksal.

Aphorismen aus Paris.

(Fortsetzung.)

Mit Recht durfte sich das frühere Ballet das erste und einzige in Europa nennen; denn obgleich Wien eine Casentini, Italien eine Viganò besaß, so war doch nirgends ein solcher Verein von Künstlern, nirgends ein so vollständiges und vortrefflich eingeübtes corps de ballet. Von dem leztern sind noch Spuren vorhanden, ja vielleicht wäre es noch ganz das gute alte, wenn ihm nur Gelegenheit gegeben würde, sich hervorzuthun, anstatt daß hier der nachlässige Schlendrian eben recht an der Tagesordnung ist und man bey den verschiedenartigsten Situationen immer wieder die abgedroschenen, nichtssagenden Touren zu sehen bekäme. Und doch ist, wie gesagt, die Geübtheit und Geschicklichkeit des corps de ballet noch das einzige, wodurch sich das Pariser Ballet vor dem unsern auszeichnet, und außer diesem kann ich keinen Unterschied, wenigstens keinen intensiven finden. Denn daß hier ein Solotänzer sich vielleicht einmal öfter als einer bey uns herumdreht, oder eine Tänzerin das Bein noch höher heben kann, darin sehe ich keine eminentere Kunsterhebung. Von neuen graziosen Pas, neuen Verschlingungen und Stellungen in den pas de deux, pas de trois etc. habe ich nichts bemerkt. Hinsichtlich des Nebenwerks aber, was nämlich Kostüm, Dekorationen, Maschinen, Feuerwerk rc. betrifft, stehen die Theater von München, Berlin und Wien dem hiesigen nicht nach; ja der Aufwand, um geistloser Augenlust zu fröhnen, ist jenseits des Rheins noch ungemessener als hier. Doch muß ich eines glutrothen bengalischen Feuers erwähnen, das mir in Deutschland noch nicht vorgekommen ist, und welches die respektiven

Großtheater des Vaterlandes sich doch möglichst bald verschreiben sollten. — Was nun den dramatischen Werth der Ballette betrifft, so sollen, nach dem Ausspruche einsichtsvoller Kunstrichter, die unlängst in Italien gegebenen bey weitem edler, großartiger und den Forderungen der Kunst entsprechender als die hiesigen seyn. Ich kann hierüber nicht als Augenzeuge urtheilen und weiß nur so viel, daß diejenigen, welche hier erfunden und dargestellt werden, in einer ganz augenfälligen Progression um so geringeren Werth haben, je jünger sie sind, so daß das neueste Ballet, wonach ganz Paris läuft, und welches für ein niegesehenes Meisterwerk ausgeschrieen wird, an Nichtigkeit und Erfindungslosigkeit seines Gleichen sucht. Die beyden einzigen sinnigen Scenen, die, wo Terpsichore der Venus Tanzunterricht gibt, wo also die gewöhnlichen Schulübungen doch ein vernünftiges Motiv haben, und die andere, wo das Springen nicht ganz am unrechten Ort ist, die pas de deux des Zephirs und der Flora, sind aus ältern Ballets rein ausgeschrieben. Alle andern Einzelnheiten des Tanzes sind ganz gelegenheitslos und könnten eben so nichtssagend, wie hier, an jedem andern Orte stehen. Der dramatische Gang des Ganzen aber ist ärmlich und erfindungsleer, indem der Stoff, die Liebe der Venus und des Mars, und ihre Einfangung in das Netz des alten Vulkans, nur zu einem komischen, nie aber zu einem ernsten Ballet zu benutzen war. Auch sind eine Menge Parodien bey den kleinern Theatern sogleich in Gang gekommen, welche diesen Mißgriff lustig genug rügen. Wirft man einen Blick auf das, was seit dreyßig Jahren im ernsten und halbernsten Ballet geleistet worden, so wird man finden, daß diejenigen Werke der dramatischen Tanzkunst den meisten Werth haben, welche eben nach berühmten Dramen gebildet wurden; jene aber, die der Balletmeister selbst erfand und ausführte, sich selten eines dramatischen und nicht gar zu oft eines malerischen Interesses zu erfreuen haben. Da nun überdieß der Dichter, welcher das zum Tanz benuzte Schau- oder Trauerspiel schrieb, durchaus nicht an ein Tanzspiel dachte und sich also sein Werk gegen eine solche Metamorphose gewiß eben so sträuben wird als der Shakespear'sche Mohr gegen Rossini, so drängt sich die Frage auf: warum die Balletmeister denn nicht eben so bescheiden sind als die Tonsetzer, und ein dramatisches Werk, wozu der Dichter und der bildende Künstler mitwirken sollten, ganz allein anfertigen wollen. Die Opern, wo Musik und Gedicht von demselben Allerweltsgenie herrühren, sind bekanntlich die Mittelmäßigkeit selbst; das sollten die Balletmeister, oder wenn diese zu eitel dazu sind, die Intendanten und Direktoren bedenken. Ein Dichter soll das durch Tanz darzustellende Drama erfinden, ein bildender Künstler die Gruppirungen erdenken, und dann erst soll der Balletmeister seine Einwendungen und Bemerkungen machen, und das Werk, wie der Komponist in Musik, in Tanz setzen. Nur durch einen Verein von Künstlern kann ein so zusammengeseztes Werk zu Stande kommen; mit eben dem Recht aber als der Balletmeister könnte auch der Dekorationsmaler oder der Dichter ein dramatisches Tanzspiel ganz allein anfertigen wollen. Was da herauskommen würde, wenn der Maler oder der Dichter solche nicht vernünftige Ansprüche durchsezte, weiß ich nicht genau; bey des Balletmeisters Drama aber ist das Drama Nebensache; die Hauptsache ist, daß sich die Hauptpersonen hinsetzen und sich von den Nebenpersonen etwas — und in allen Balletten dasselbe — vortanzen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, im März.

(Beschluß.)

Man spricht von vier dergleichen Schulen; der König soll 20,000 fl. bewilligt haben, ein Mitglied der Generalstaaten spricht blos von 16,000 fl. Ob diese Summe für vier Schulen, oder blos für die von Brüssel bestimmt ist, weiß man nicht. Aber wozu vier Schulen für sechs Millionen Menschen? Frankreich hat blos Eine. Und wie wird es gehen, wenn die Zöglinge der vier Schulen zusammen treffen, sich über ihre verschiedenen Systeme und Methoden zanken? In Brüssel, der Stadt wo der Hof, die Fremden, die Künstler leben, wo das beste Theater ist, sollte Ein Konservatorium errichtet werden, das für das ganze Königreich Subjekte liefern könnte. Durch Theilung der Hülfsmittel macht man, auch abgesehen von dem Nachtheile für die Kunst, der aus der Eifersucht, die noch lange kein Wetteifer ist, entspringt, in pekuniärer Hinsicht das Gelingen unmöglich. Wenn man jede Stadt aufforderte nach ihrer Bevölkerung Zöglinge zu schicken, würden gewiß alle mit Vergnügen am Institut Theil nehmen. Und es scheint auch wirklich einmal Zeit zu seyn, daß man ernstlich daran denkt, nicht die Musik, wie sie ist, zu conserviren, sondern eine bessere zu schaffen; denn die bisherige hiesige Musikschule ist noch unglücklicher als die französische. Leztere ist vier-und-dreyßig Jahre alt, und man erstaunt wie wenig ausgezeichnete Schüler sie für Kompositien und Vokalmusik geliefert hat; erstere ist etwa halb so alt, und wenn die französische wenig geleistet hat, so hat die Brüßler gar nichts hervorgebracht.

Die Debatten über das neue Preßgesetz in Frankreich bringen hier natürlich in allen Gemüthern eine außerordentliche Gährung hervor. Mit gemischten Gefühlen sieht man in Firmin Didots hiesigem Etablissement den Vortrab der emigrirenden französischen Buchdruckerey. Wenn in den Herzen der Brüßler die liberale Gesinnung über den Reiz der großen Vortheile, die ihrer Stadt und ihres Landes möglicherweise warten, den Sieg davon trägt, so pocht den hiesigen Nachdruckern das Herz, und dießmal theilen honette Leute die Gefühle dieser Spekulanten. Auch ich hoffe und wünsche nicht, daß um diesen Preiß Brüssel, und damit meine Berichte mehr Interesse erhalten möchten.

So eben hat das Karneval Abschied genommen, und diese Zeit der Thorheit wird hier ungefähr gerade so begangen, als an andern Orten; nur scheint sich die alte Sitte, sich seiner ungebundenen Lustigkeit vornehmlich in den Straßen zu überlassen, hier mehr erhalten zu haben als in manchen Gegenden; Maskenzüge zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, machen an ge-

wissen Tagen, welche die Mode, nicht die Witterung bestimmt, in den Hauptstraßen nicht wenig Lärm. Namentlich war der lezte Sonntag des Karnevals glänzend; das Gedränge war, troz der drohenden Regenwolken, sehr groß; elegante Wagen, die in der Reihe bleiben müssen, und über die der bescheidene Fiaker, der den Vortritt vor ihnen hat, weil er vor ihnen fährt, sich lustig zu machen scheint; Toiletten, wenn auch nicht sehr reich, doch sehr geschmackvoll, vom, ringsum in die offenen Wagen gepeitschten Kothe kläglich zugerichtet; der Pöbel, den Genever und Bier auf die Höhe des Festes gestimmt haben; dieser beklagend, daß er nasse Füße machen muß, jener stolz darauf, daß er seine Mitbürger mit Koth bespritzen kann; Lärm, Unsinn, augenblickliches Vergessen der Leiden dieses Lebens — dieß ist hier, wie überall, das Bild des Karnevals.

Berlin, im März.

(Fortsetzung.)

Bey der Darstellung der Macht der Verhältnisse wurde sonst immer das Spiel Herrn Beschorts, als Graf Falkenau, bewundert; doch der dießmalige Gast, Herr Lenz vom Hamburger Theater, gab ihm an Vortrefflichkeit nichts nach. Die übrigen Gastrollen des fremden, genugsam bekannten Künstiers waren, der alte Coop in den Jugendjahren Heinrich V., König Philipp im Don Carlos, der Oberförster in den Jägern, und der Einnehmer in der Reise nach der Stadt. Besonders in diesen leztern Rollen beurkundete Herr Lenz, in welcher Schule er sich gebildet habe. Es mag für den Schauspieler keine schwerere Aufgabe geben als diese Charaktere durchzuführen, welche einerseits in so beschränkten Kreisen den einfachsten Inhalt alle Töne der Empfindung durchspielen lassen, und die sorgsamste Ausführung in den feinsten Schattirungen erfordern, während sich diese Pächter, Förster und Einnehmer, anderseits wieder als edle Naturen, ja als das Höchste, Beste und Tiefste darstellen sollen, wozu es der Mensch nur immer bringen kann. So darf der Schauspieler über jener Ausführung in's Kleine, Einzeine und Alltägliche auf keine Weise die würdigste, edelste Haltung vergessen. Solch ein Einnehmer muß sich auch wie ein Wallenstein geriren können. Nur wenn es an das Gerede über Tugend und Rechtschaffenheit, oder an die Rührung über ein verirrtes Gemüth kommt, das sich zum Besseren bekehrt, wenn der moralische Jammer, oder die Entzückung über die Vortrefflichkeit eines guten Herzens, ihre langen Tiraden absingen, verschwimmt alle Bestimmtheit in eine allgemeine Melodie. Unsere jüngeren Schauspieler wissen sich in jene Vergangenheit selten hinein zu finden. In der neueinstudirten Reise nach der Stadt, wo die Bauerjungen sich wie Stadtherrn darzustellen suchen, sah man umgekehrt nur Stadtherrn, die sich zu Bauernjungen verstellten. Das allgemeine Thema dieser einst so beliebten Dramen: retournons à la nature, das weder von bürgerlichem Getreibe noch von politischem Leben, noch von irgend andern Verhältnissen, welche, um zu existiren, Bildung erfordern, das Geringste wissen will, sondern sie als das Schlechte und Nichtswürdige schildert und verschmäht, hat für uns alle seine Variationen abgespielt. Wer glaubt jezt noch, daß nur unter einem Strohdache das Paradies zu finden, und Dorf und Wald die einzigen Oerter seyen, wo man die wahrhafte Menschheit suchen müsse? Wer hat noch den Wahlspruch: eine Hütte, einen selbstgepflanzten Kohlkopf und einen Freund? Es gewährt einen interessanten Anblick in jenen abgelebten Gesinnungen zu sehen, wie die Bildung und Aufklärung ihrer selber überdrüssig werden, und im Gefühle, die ganze weite Welt, den reichen Complexus menschlicher Verhältnisse und Zustände sich verdorben und vergällt zu haben, nun sehnsüchtig auf die Kindheit und Unschuld zurückblicken, und in den Schooß der Familie zurück kriechen, um das erkältete, erstarrte, lebenssatte, betrogene Herz am Busen der Natur wieder zu erwärmen und zufrieden zu stellen. Herr Lenz schloß den Kreis seiner Darstellungen als „dankbarer Kosak" in einem unbedeutenden Gemälde aus den verflossenen Kriegsjahren, das nur durch die Lebendigkeit und Treue, mit welcher der Künstler die treuherzige Gutmüthigkeit wieder gab, erträglich wurde. Das Beste blieb, daß jene Scenen, wie oft in damaliger Zeit, nur darauf berechnet schienen, Gelegenheit zum Gesundheittrinken zu geben, so daß nun auch jezt unserem genesenden Könige ein lautes Vivat gebracht werden konnte, in welches das Publikum rauschend einstimmte, zum Beweise, daß jene Begeisterung und Liebe, die sich in den Jahren des Krieges so lebendig ausgesprochen hatte, auch durch die Zeiten des Friedens noch auf keine Weise geschwächt sey.

An Opern haben die lezten Wochen des Karnevals, gleich den ersten, nichts Neues gebracht. Nurmahal und Alcidor, Alcidor und Nurmahal wechselten nur mit Armiden; Don Juan ward ein Mal als Nothbehelf eingeschoben. Leider rauschen und lärmen die früheren Spontinischen Opern so sehr neben dem allgemeinen Jubel und Getöse der prachtvollsten majestätischsten Festlichkeit, daß sie sich leider zu häufiger Wiederholung nicht eignen. Ein Fest, das keinen weiteren Inhalt als die Festlichkeit hat, wird für die Länge langweilig und ermüdend. — Die lezten Subscriptionsbälle im Saale des königlichen Schauspielhauses waren alle durch die Gegenwart des Hofes glänzend und belebt, ohne überfüllt zu seyn; die Redouten jedoch verläugneten ihren früheren Charakter auf keine Weise. Zu größeren Privatbällen und Festen scheint unserer Stadt einstweilen die Lust ausgegangen zu seyn; dagegen schlossen Se. Hoheit der Herzog Carl von Meklenburg-Strelitz in seinem Palais zu Monbijou das Karneval am Mardi Gras mit einem glänzenden kostümirten Hofball. Schon in früheren Jahren zeichneten sich die Feste dieses Prinzen durch geschmackvolle Anordnung und durch Lebendigkeit aus. Dieß Mal waren die Maskenzüge eines Festes, das einst bey der Zusammenkunft Franz I. und Heinrich VIII. gefeyert wurde, den Kostümen zu Grunde gelegt. Die Aufzüge zeichneten sich durch Pracht der Edelsteine und Zeuge, so wie durch die möglichste Treue aus. Zuerst trat der Zug des französischen Hofes ein; Franz I. und seine Gemahlin, nebst den Großen des Reiches sezten sich auf die ihnen bestimmten Sitze, und ließen das Gefolge bey sich vorüberziehen; dann sahen sie den Zug des englischen Hofes hereintreten; sogleich erhoben sie sich von ihren Sitzen, und gingen den befreundeten Herrschaften entgegen, um sie zu ihren Plätzen zu geleiten, bey denen sodann das englische Gefolge langsam vorüber zog. Später traten nach einander drey Quadrillen in polnischer, in baskischer, und in der Tracht edler Herrn und Damen vom Hofe ein, begrüßten die königlichen Häupter voll Ehrfurcht, führten ihre Tänze nicht immer ganz ohne Scheu aus, und mischten sich, wenn sie geendet hatten, und wieder mit tiefem Neigen vor den gekrönten Herrschaften vorbey gezogen waren, unter die Zuschauer, welche dicht gedrängt in allerley bunten und reichen, zierlichen und prachtvollen Kostümen umher standen. Der Ball dauerte bis tief in die Nacht, und gefiel so allgemein, daß man von einer Wiederholung in dem geräumigern Balllokal des königlichen Schauspielhauses spricht. Am Tage vorher hatten Se. königliche Hoheit Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, ein Dejeuner dansant gegeben, und am folgenden Tage, als dem Geburtsfeste der Herzogin von Cumberland, soll Se. Majestät zum ersten Mal, um der Herzogin Glück zu wünschen, ausgefahren seyn; am Mittag war großes Diner bey Sr. Majestät.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 71.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 23. März 1827.

> Wohin, wohin sie sieht, blüht Glück!
> Ein Blick der Grazie schafft Tempe aus den Wüsten,
> Dort, wo die Wilden früh die Morgensonne grüßten.
> Vom Newa bis zum Don, und von der Düna Strand,
> Bis zu des Nordpols ewiger Nacht,
> Wird *ihr* Unsterblichkeit gebracht,
> Denn sie, sie segnet alles Land.
>
> Herder, an Katharina II.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung von N. 66.)

Der Winter war vorüber, der Dnieper frey vom Eise, die Natur selber gab das Signal zur weitern Reise. Die Monarchin verrichtete zuvor noch ihren Gottesdienst im Kloster von Petschersky. Auch theilte sie eine Menge Orden und Gnaden, Diamanten und Perlen aus. Endlich schiffte sich die Kaiserin den 1sten Mai 1787 auf ihrer Galeere ein, begleitet von der zahlreichsten Flotte, die je ein großer Strom getragen hatte. Es waren über achtzig Fahrzeuge, mit dreytausend Seeleuten und Soldaten; an der Spitze zogen sieben Galeeren von eleganter Form, künstlich bemalt, mit zahlreichen, muntern, gleichgekleideten Matrosen bemannt. Gold und Seide glänzten in den reichen Zimmern, die auf dem Verdeck angebracht waren. Eine dieser Galeeren bestiegen die Herrn von Cobentzel und Fitz Herbert; eine zweyte wurde dem Fürsten von Ligne und mir angewiesen; die andern waren für den Fürsten Potemkin, seine Nichten, den Oberkammerherrn, den Oberstallmeister, die Minister und Großen bestimmt. Der Rest der Flotte enthielt die niedrigern Hofbeamten, die Bagage, den Kriegsvorrath. Mademoiselle Protosoff und der Graf Momonoff waren auf der Galeere der Kaiserin. Jeder von uns fand auf seiner Galeere ein Zimmer und ein Kabinet, die so reich als niedlich eingerichtet waren, einen bequemen Divan, ein vortreffliches Bett von gestreiftem Taffet und einen Schreibtisch von Mahagonyholz. Jede Galeere hatte ihre Musik. Eine Menge Schaluppen und Kähne flogen unaufhörlich an der Spitze und auf den Seiten dieses Geschwaders, das einem Zauberwerk ähnlich sah. Unser Zug ging langsam; wir legten öfters an und benutzten diese Halte, um in leichtern Booten an das Ufer des Stroms, oder auf die frischen grünen Inseln desselben zu fahren. Eine ungeheure Menge Volkes kam um die Kaiserin zu begrüßen; da donnerten dann die Kanonen, während die Matrosen der majestätischen Flotte mit ihren bemalten, glänzenden Rudern die Gewässer des Dniepers in abgemessenen Schlägen durchschnitten. Unaufhörlich erneuerten sich am Ufer die neugierigen Haufen; sie kamen aus allen Theilen des Reichs, staunten über unsern Zug und brachten ihrer Monarchin als Tribut die Erzeugnisse ihrer Himmelsstriche. Oft sah man leichte Korps von Kosacken in den Ebenen am Dnieper manoeuvriren. Die Städte, die Dörfer, die Landhäuser und sogar manchmal die ländlichen Hütten waren mit Triumphbögen, mit Blumengeflechten, mit hübschen architektonischen Verzierungen so bekleidet, daß wir vollkommen getäuscht sie für prächtige Residenzen, für eilig aufgebaute Palläste, für Zaubergärten hielten. Der Schnee war verschwunden; ein lachendes Grün bedeckte die Erde; die Wiesen glänzten vom Schmelz ihrer Blumen, eine herrliche Sonne belebte und färbte alle Gegenstände. Die Luft erschallte von der Harmonie der Instrumente auf unsern Galeeren; und dieses reiche, bewegliche Gemälde wurde alle Augenblicke verändert durch den Anblick der am

Ufer stehenden Zuschauer in ihren mancherley Kostümen. Endlich gegen Abend, als wir uns einer großen Stadt näherten, sahen wir Schwadronen von regelmäßigen Truppen auf ihren Posten; ihre glänzenden Waffen, ihr prächtiger Anzug kontrastirten mit der Blöße der Regimenter des Marschalls Romanzoff, und wir sahen nur gar zu klar, daß wir aus dem Gouvernement des alten verdienten Kriegers in jene traten, welche das Glück dem Fürsten Potemkin angewiesen hatte. Die Elemente, die Jahreszeit, Natur und Kunst schienen einverstanden, um den Sieg des mächtigen Günstlings zu befestigen. Er hoffte mit den Zauberscenen in diesen neuerlich eroberten Ländern den Ehrgeiz seiner Monarchin zu neuen kühnen Eroberungen anzufachen.

Unsere Morgen allein waren frey. Wir brachten sie mit lesen zu, wir sprachen, wir besuchten einander auf den Galeeren. Um ein Uhr speisten wir mit der Kaiserin auf ihrer Galeere; ihre Gewohnheit war, nie mehr als zehn Gedecke zu haben. Nur einmal in der Woche lud sie alle Personen vom Gefolge ein; dann waren sechzig Gedecke auf einem sehr großen Fahrzeuge.

Fünf Tage nach unserer Abfahrt hielten wir bey der Stadt Kanieff an, wo der König von Polen uns mit seinem Hof erwartete. Hier sollten Stanislaus und Katharina einander wiedersehen. Beyde waren fünf-und-zwanzig Jahre vorher durch ihren Anstand, ihre Schönheit ausgezeichnet, durch gegenseitige Liebe einst verbunden gewesen, und waren nun nach einigen Jahrzehnten eben so sehr in ihren Gestalten als in ihren Gefühlen verändert. Ihr Wiedersehen, woran jedoch die Politik mehr Antheil hatte als die Freundschaft, mußte ein wahres Schauspiel seyn; Fürst von Ligne und ich wollten dasselbe mit ansehen und mußten lachen über die Traurigkeit und Eifersucht, die der junge Günstling fühlte oder zu fühlen sich stellte, als der Besuch, an welchem doch die Liebe keinen Antheil mehr haben konnte, statthaben sollte; offenbar hatte ja Stanislaus, dessen Krone auf seinem Haupte wankte, von seiner stolzen Beschützerin nur aus Furcht und aus Staatsgründen um eine augenblickliche Zusammenkunft gebeten; und dieser mehr diplomatische als sentimentale Besuch war ihm auch nur aus kalter Höflichkeit bewilligt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Der Verlust des Schiffes schien allen entschieden zu seyn, und es kam hier nur auf Rettung der Menschen an. Einige schlugen vor, die Mannschaft nach der Insel Arguina überzusetzen, die man nicht weit entfernt glaubte; andere waren der Meynung, man solle die Mannschaft und die Passagiere nach und nach in den Booten an der Küste der Wüste Sahara landen, und so viel Lebensmittel mitnehmen, daß man von dort aus die Insel St. Louis im Senegal erreichen könne. Die Folge bewies, daß dieser Plan ausführbar gewesen seyn würde, allein er wurde unglücklicher Weise nicht angenommen. Herr Schmalz, der zum Gouverneur der Kolonie ernannt war, stimmte dafür, daß man ein Floß bauen solle, welches 200 Personen und die erforderlichen Lebensmittel zu tragen vermöge, und da die beyden obersten Befehlshaber der Fregatte diesem Plan Beyfall gaben, wurde er angenommen.

Man beeilte sich nun, die Materialien zu demselben in's Meer zu werfen und bemühte sich, die Meynung zu verbreiten, daß diejenigen, die auf diesem Floß Rettung zu suchen bestimmt wären, auf demselben mehr Bequemlichkeit und Sicherheit finden würden, als in der Schaluppe und dem Boot der Fregatte, und als es vollendet war, versprachen die Befehlshaber feyerlich, daß die Fahrzeuge es bis an die Küste der Wüste begleiten sollten, wo alle sich in eine Karavane vereinen würden, um, mit Lebensmitteln und Waffen versehen, die Wanderung bis zum Senegal anzutreten.

Den 3ten Juli erneuerte man die Versuche, die Medusa wieder flott zu machen, doch sie mißlangen, und man beschäftigte sich nun nur noch mit den Vorbereitungen, das Schiff zu verlassen. Das Meer wurde stürmisch; allein am 4ten leuchtete ein Hoffnungsschimmer, da die Fluth das Schiff fast wieder flott machte, und hätte man die Kanonen über Bord geworfen, so wäre es wahrscheinlich gerettet worden; Herr von Lachaumareys konnte sich aber hierzu nicht entschließen, und mit der Ebbe versank die Medusa so tief, daß jede Möglichkeit zur Rettung verschwand.

Mit dem Einbruch der Nacht verdoppelte sich die Heftigkeit des Windes und das Wasser drang mit furchtbarer Gewalt in den untern Raum; die Pumpen konnten nicht mehr gebraucht werden und die einzige Hoffnung der Unglücklichen beruhte nun auf dem Floß und den Booten. Obgleich die weiblichen Mitglieder der Familie Picard die einzigen Damen waren, die außer der Familie Schmalz zum Etat-Major gehörten, war man doch so hart, sie auf dem Floß einschiffen zu wollen, das eigentlich nur für Soldaten, Matrosen, für die Kolonisten des grünen Vorgebirges und für einige edelgesinnte Offiziere bestimmt war, die nicht zu des Gouverneurs und des Kapitäns Günstlingen gehörten. Empört durch diese Behandlung schwur Picard, daß er sich mit seiner Familie durchaus nicht auf dem Floß einschiffen würde, und daß er mit Frau und Kindern am Bord der Fregatte bleiben wolle, wenn man ihm die Aufnahme in einem der Boote versagte. Der Gouverneur, voll Besorgniß, daß ihm seine Unmenschlichkeit dereinst zum Vorwurf gemacht werden könnte, entschied endlich, daß sie in einem Boot eingeschifft werden sollten.

Hierdurch einigermaßen beruhigt, beredete Picard seine Frau und seine Kinder, sich zum Schlafen niederzulegen, um für die Mühseligkeiten des nächsten Tages Kraft zu sammeln. Gegen Mitternacht kam aber einer der Passagiere zu ihm, sich zu erkundigen, ob er zur Abreise bereit sey, und Picard fand, als er aufstand, daß ein großer Theil der Mannschaft und einige Passagiere sich bereit machten, das Schiff heimlich in den Booten zu verlassen. Ein so unredliches Verfahren mußte ihn um so mehr beunruhigen, da unter denen, die ohne sein Wissen das Schiff hatten verlassen wollen, mehrere waren, die ihm am Abend des vorigen Tages feyerlich versprochen hatten, sich nicht ohne ihn und seine Familie einschiffen zu wollen.

Der Gouverneur, Herr Schmalz, erschien auf dem Verdeck, um die empörten Gemüther zu beruhigen, aber die Soldaten achteten so wenig auf seine Worte, daß sie schwuren, auf Jeden ohne Ausnahme Feuer zu geben, der den Versuch machen würde, das Schiff heimlich zu verlassen. Ihre Festigkeit rettete in diesem Augenblick die Unglücklichen, die man hülflos dem traurigsten Schicksal hatte überlassen wollen; der Gouverneur ging in seine Kajüte zurück, und berief hier eine Zusammenkunft aller Offiziere und der Passagiere, in der er mit einem feyerlichen Eide betheuerte, daß er die, welche sich auf dem Floß einschiffen würden, um keinen Preis verlassen wolle, und daß alle Fahrzeuge bis zur Landung an der Küste bey einander bleiben sollten, damit sich, wenn diese bewerkstelligt sey, alle in eine Karavane vereinen könnten. Picard und seine Familie fühlten sich durch diese Erklärung sehr beruhigt, da sie ihm nicht die Unwürdigkeit zutrauten, sie durch dieß Versprechen täuschen zu wollen.

Einige Stunden später, gegen drey Uhr Morgens, wurde man durch ein gewaltiges Krachen erschreckt, das alle Schlafende erweckte; das Steuerruder war zerbrochen. Man eilte auf das Verdeck, und die Befehlshaber entschieden, daß alle um sechs Uhr das Schiff verlassen sollten. Diese Entscheidung führte einen der wunderlichsten und trostlosesten Auftritte herbey, die man sehen kann. Man denke sich eine höchst gemischte Menschenmasse aus den verschiedensten Ständen und von jedem Alter, die hier mitten im Weltmeer, auf einem entmasteten, geborstenen Schiffe ihren Tod vor Augen sehen, und in denen doch die Liebe zum Leben und zum irdischen Besitz die Angst vor dem todtdrohenden Elemente besiegt. Der Geizige dachte nur an die Rettung seines Geldes und beschäftigte sich, es in seine Kleider einzunähen; ein Anderer riß sich voll Verzweiflung die Haare aus, weil er die Unmöglichkeit einsah, eine Kiste mit Kontrebande retten zu können, von der er sich ungeheuern Gewinn versprochen hatte. Noch ein Anderer warf voll blinder Selbstsucht sein silbernes Besteck und alle seine Sachen von Werth in's Meer, während einer der Offiziere großmüthig sein Felleisen öffnete und Alle, die dessen bedürftig seyn konnten, einlud, sich daraus mit Strümpfen, Hemden, Mützen u. s. w. zu versehen. Die Soldaten und Matrosen bemächtigten sich der Weinfässer und bald überbrüllte ihr trunkenes Geschrey das Brausen des Meeres, das alle in seinen tiefen Abgrund zu verschlingen drohte. Die Unordnung auf dem Schiffe erreichte nun den höchsten Grad; die berauschten Soldaten hörten nicht mehr auf das Gebot der Offiziere, und diese wagten nicht mehr ihren Ungehorsam zu bestrafen.

(Die Fortsetzung folgt).

Lehrspruch.

Streng gebunden, streng geputzt,
Wasserreiser scharf gestutzt,
Wie der Obstbaum, wie der Wein
Soll der Knab' erzogen seyn.

Weichheit brütet Tyranney:
Strenge schuf die Alten frey,
Sporn und Zaum der Willenskraft,
Minengang zur Wissenschaft.

Strenge pflanzt die Siegstrophä
Ewig auf Thermopylä;
Strenge fand das Retterschwert
Und die Kron' am Vogelheerd.

Brich den Fels im Jugendmuth,
Stürz' ein Bergstrom in die Fluth,
Miß die Tiefe, klar ersteh':
Wie der Rhein vom Bodensee!

A. A. L. Follen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

An Bällen, Konzerten, Soirées musicales und dansantes und dergleichen, hat es diesen Winter in Paris nicht gefehlt, eben so wenig als an neuen Stücken in den vielen Theatern, und Jemand, der in Paris nichts anders als Zerstreuung sucht, müßte wahrlich schwer zu belustigen seyn, wenn er in diesem Strudel von Lustbarkeit und Vergnügen nicht befriedigt worden wäre; denn in welcher Stadt Europas würde er eine so unzählige Menge von angenehmen und mannigfaltigen Zerstreuungen haben finden können? Wer ein Liebhaber von starken Zuläufen ist, der brauchte ja nur Donnerstag Abends dem Grafen von Villèle den Hof zu machen. An diesem Abende passiren ungefähr 1500 Menschen unter den Augen des Ministers, die er doch alle wenigstens grüßen muß, und die sich dann in den großen Sälen des Finanzministeriums zerstreuen. Es ist eine eigne Art neuer Hüte erfunden worden, die sich platt zusammen drücken lassen, vermuthlich um durch dieß Gedränge hindurch zu kommen, oder wenigstens um bis zum Minister gelangen und ihm eine unterthänige Verbeugung machen zu können. Es gibt Leute, welche sich ein ernsthaftes Geschäft daraus machen, ihr Gesicht dem Herrn Minister eine Weile lang zur Schau zu stellen, und welche von da zu einem andern Minister laufen oder fahren, um auch dort ihr Antlitz in Erinnerung zu bringen. Vermuthlich sind dieß stumme Sollicitanten, die gern eine Stelle

bekommen, oder die ihrige gegen eine bessere vertauschen möchten. Am Sonntag Abends ist ebenfalls große Soirée beym Hrn. v. Villèle; aber zu dieser werden nicht alle diejenigen, die dem Minister ihre Aufwartung machen wollen, zugelassen, sondern man muß dazu ein für alle Mal eingeladen seyn. Der eingeladenen Personen sind indessen vielleicht 800; aber natürlich erscheinen diese 800 Personen nicht in'sgesammt. Es befindet sich am Eingange zum Anmelden ein Mensch, der schon seit zwanzig Jahren, und vielleicht länger die Leute ankündigt, und daher einige hundert Gesichter kennt, von denen manche freylich sich unter sechs oder sieben successiven Finanzministern regelmäßig einfanden, und sich zum ministeriellen Abend begaben, wer auch immer der herrschende Minister seyn mochte. Dieser schätzbare Mann weiß auch genau, wer auf der langen Liste der Eingeladenen steht, was vermuthlich der Minister selbst nicht einmal weiß. Vor einiger Zeit ereignete es sich, daß sich zwey Damen bey des Ministers Abendgesellschaft eingeschlichen hatten, die dem Thürbeobachter nicht zu den 7 oder 800 Eingeladenen zu gehören schienen. Der Mann theilte seinen Zweifel der Frau Ministerin mit, die Liste wurde durchgegangen, und da die beyden Damen nicht darauf verzeichnet standen, so wurden sie bey ihrem nächsten Erscheinen gebeten, zuvörderst eine Einladung abzuwarten. Die großen Gesellschaften bey den fremden Gesandten wurden diesen Winter durch die beym österreichischen Gesandten eingeführte Neuerung, den Napoleonischen Adel bey seinem Namen und nicht mit seinen Titeln zu nennen, überrascht. Ganz Paris war über diesen unerwarteten Vorfall in Bewegung; die Tagesblätter nahmen sich sehr lebhaft der Napoleonischen Ehrentitel an, auch erschienen mehrere Flugschriften, worin der österreichische Gesandte angegriffen wurde. Eine dieser Flugschriften behandelte den Vorfall jedoch nur ironisch, und meynte, es geschehe den Leuten, die sich mit Feudaltiteln brüsteten, schon recht, wenn man ihnen die verlangte Achtung versage, sie hätten sollen bey ihren schlichten Namen bleiben, die weit berühmter wären als alle Grafen- und Herzogstitel von der Welt; auch das Volk erkenne nur die alten Heldennamen, und nicht die ihnen beygelegten Titel an; es spreche von Massena, und nicht vom Herzoge von Rivoli u. s. w. Keine Nation ist auf die seit der Revolution erworbenen Siege, und auf seinen militärischen Ruhm eifersüchtiger als die französische, und keine weniger geneigt sich dieses Eigenthum streitig machen zu lassen. Nun blieb allerdings den gekränkten Baronen, Grafen und Herzogen der Napoleonischen Siegeszeit ein Mittel übrig, dieser Behandlung ein Ende zu machen; sie brauchten nämlich nur mit dem österreichischen Gesandten alle Verbindung abzubrechen, manche haben dieß auch gethan; bey einem großen Balle, den der Gesandte kurz nach jenem Vorfalle gab, erschien fast kein Militär aus der Kaiserzeit. Die unabhängigen Zeitungen warfen am folgenden Tage den Ministern vor, daß sie die Generaldirektoren ihrer verschiedenen Ministerien gezwungen hätten, mit ihnen auf jenem Balle zu erscheinen, um die Leere desselben zu bedecken; indeß gab es doch einige Generaldirektoren, welche darauf in den Zeitungen versichern ließen, sie wären nicht mitgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, im März.

(Beschluß.)

Die Direktion des Königstädter Theaters hat von Webers Wittwe die Partitur des Oberon, wie es heißt, für 800 Thlr. gekauft, und ihr von den ersten vierzig Vorstellungen noch eine gewisse Quote der Einnahme bewilligt. Kaum war der Kontrakt durch Mittelspersonen abgeschlossen, als schon der General-Intendant weit mäßigere Bedingungen vorschlug, doch kam er zu spät. Wie schade ist es, daß die Königstädter Bühne sich zu keiner gefährlicheren Nebenbuhlerschaft erheben kann, dann würde sich die bequeme Sicherheit der Königlichen, doch in etwas zu regerer Beweglichkeit ermuntern müssen. Herr Sieber, unser einziger Bassist von einigem Belang, hat ein vortheilhaftes Engagement nach Kassel angenommen, weil er bey uns fast nur zu stimmtödtenden Spontinischen Oberpriestern benuzt wurde, und so laufen wir Gefahr, unsere Opern, wie vortrefflich sie sonst auch durch die Damen Milder, Seidler und Schulz, und die Herrn Bader und Stümer besezt seyn mögen, für's Erste ohne Bassisten hören zu müssen. Doch dieß schadet nach der neueren Ansicht unserer Direktion wenig, welche bald die Schauspieler überhaupt für unnütz halten wird, um das Theater in ein prachtvolles Diorama zu verwandeln. In dieser Hinsicht ist es in der That zu bedauern, daß die Tieckische Stimme nicht eine noch höhere Autorität erlangt hat. Wie der französische Vaudeville-Dichter durch seinen bewunderten Affen die inhaltlose Schauspielergeschicklichkeit, und die Lust des Publikums an solcher mimischer Seiltänzerey treffend karrikirt hat, so sollte ein deutscher Dichter unsere komische Dekorations- und Kostümliebhaberey und Opernwuth darstellbar parodiren.

An Konzerten ist in diesem Winter eben kein Ueberfluß gewesen; fremde Künstler sind uns vorübergegangen, und die Einheimischen es müde geworden, nach vielfachen Bemühungen den großen theuern Konzertsaal leer oder halbgefüllt zu sehen. Doch heißt es, Mad. Milder werde jezt Abonnement-Konzerte zu Stande zu bringen versuchen, in welchen nur ältere klassische Musikstücke, sowohl einzelne Arien, Duette u. s. f., als auch ganze Oratorien aufgeführt werden sollen. Es ist zu wünschen, daß solcher Versuch nicht an der Unlust des Publikums scheitere. Einige Mitglieder des Sängerpersonals des Königstädtischen Theaters haben in den vorigen Monaten mit Konzerten gute Geschäfte gemacht; Dem. Sonntags Konzert aber war gegen die Erwartung weniger gefüllt. So mancher hatte, aus Furcht keinen Platz zu finden, keinen Platz gesucht, und es ging der Sängerin daher wie auf jenem Balle, wo alle Tänzer fürchteten, die allangebetete Schöne werde gleich Anfangs mit Aufforderungen überschüttet seyn, und nun, um sich keinem Korbe auszusetzen, nicht zu ihr herantraten, so daß sie in der That, bey lebhafter Lust zu tanzen, gerade weil sie zu gesucht schien, nicht gesucht wurde. Man sieht die schöne Sängerin in den ersten und besten Gesellschaften, man begegnet ihr auf öffentlichen Promenaden zu Fuß und zu Wagen, doch wollen manche bemerkt haben, weniger an der Seite ihrer Mutter und Schwester, als an der Seite eines hier allbekannten fremden Gesandten. — Mad. Catalani, welche schon vor längerer Zeit in Magdeburg angelangt war, und dort ein Konzert gegeben hatte, wird hier mit vieler Neugier erwartet, denn jeder will hören, ob sie, die Fürstin des Tons und Gesanges, denn wirklich an Stimme verloren habe, und ob man durch den Rest noch immer so entzückt werden könne wie früher. Es heißt, die berühmte Sängerin werde sich in zwey Konzerten hören lassen, und den Ertrag des einen, wie sie bey uns wohl schon gethan, den Armen überlassen. Man sagt, Ihre königliche Hoheit, die Königin von Baiern, werde Mitte dieses Monats von Dresden hier eintreffen, indem die durch das plötzlich eingetretene Thauwetter verdorbenen Wege die frühere Ankunft verhindern. Se. königliche Hoheit der Herzog von Cumberland haben vor wenigen Tagen die Operation des grauen Staars glücklich überstanden, die Nächte sind ruhig gewesen, und zu gänzlicher baldmöglichster Genesung bieten sich die besten Hoffnungen dar.

Beylage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März 1827.



> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
> Und vertrauet, scheiternd oder landend
> Seinen Göttern.
>
> Goethe.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Um sechs Uhr schiffte man einen Theil der Soldaten, denen man ausdrücklich verboten hatte, ihre Waffen mitzunehmen, auf dem schaumbedeckten Floße ein, doch kaum waren vierzig Mann darauf, als es schon wenigstens zwey Fuß tief sank, und man sich, um die Einschiffung der Nachfolgenden zu erleichtern, gezwungen sah, mehrere Fässer mit Lebensmitteln, die man schon am Abend vorher darauf gebracht hatte, ins Meer zu werfen. Es gelang hundert fünfzig Mann in dieses schwimmende Grab auf einander zu häufen, doch statt sechszig Matrosen, die darauf eingeschifft werden sollten, betraten es kaum zehn. Man hatte am 4ten eine Liste der Einzuschiffenden verfertigt, und jedem seinen Platz bestimmt, aber man nahm auf diese kluge Einrichtung keine Rücksicht, und Jeder suchte auf die bestmöglichste Weise für seine Rettung zu sorgen. Die Eile, mit der man jene hundert fünfzig Unglückliche auf das Floß trieb, war Schuld, daß man es ganz vergaß, ihnen Zwieback mitzugeben. Zwar warf man ihnen, als sie von der Fregatte abstießen, noch einen Sack mit 25 Pfund nach, aber er fiel in das Meer, und es kostete ihnen viele Mühe, ihn wieder aufzufischen.

Nun wurde der Gouverneur Schmalz sehr bequem in einem Lehnstuhl in das große Boot hinabgelassen, in welchem sich schon mehrere große Kisten mit Mundvorrath aller Art, seine Frau und Tochter, so wie seine liebsten Freunde befanden. Dann stiegen in das Boot des Kapitäns 27 Personen, unter denen 24 Matrosen geschickte Ruderer waren. Die von dem Schiffsfähnrich Espiau befehligte Schaluppe nahm 45 Passagiere ein und stieß dann ab; das eine Boot nahm deren 25, noch ein anderes 33 und das kleinste Boot nur 10 ein. — So waren schon fast alle Passagiere, alle Beamten und Offiziere eingeschifft, und noch wartete die Familie Picard in unsäglicher Angst auf dem Verdeck des Augenblicks, der auch ihr Rettung bringen sollte. Die älteste siebenzehnjährige Tochter, die mit äußerer Liebenswürdigkeit und allen Annehmlichkeiten, welche eine sorgsame Erziehung in Paris zu geben vermag, Energie und Entschlossenheit verband, rief die Offiziere in den davon eilenden Booten an, sich ihrer Eltern und Geschwister anzunehmen, und da das nur schwach beladene Boot des Gouverneurs sich der Medusa wieder näherte, als wolle es noch einige Personen einnehmen, glaubte sie, daß seine Frau und Tochter, die sich früher gegen Charlotte und die übrigen sehr freundschaftlich benommen hatten, ihn bewogen hätten, diesen einen Platz in ihrem Boote einzuräumen; doch Lachaumarers, der noch auf der Fregatte war, sagte ihr, daß die Familie Schmalz fest entschlossen sey, sich mit ihrer Familie nicht belästigen zu wollen; der Offizier, der in dem sogenannten Majorsboot befehligte, hatte den Auftrag erhalten, Picard und die Seinigen mit an Bord zu nehmen; da er aber schon von

der Fregatte abgestoßen hatte, blieb dem unglücklichen Picard kein Zweifel, daß man ihn und seine Familie verlassen habe. Er rief den Offizier durch das Sprachrohr an, allein dieser setzte seinen Weg fort, ohne darauf zu achten. Einen Augenblick nachher erblickte er in den Wellen einen Nachen, der auf die Medusa zuruderte; es war das kleinste Boot. Picard beschwor die Matrosen, die in demselben waren, ihn und die Seinigen an Bord zu nehmen, und nach dem Majorsboote zu bringen, aber sie schlugen es ab. Voll Verzweiflung ergriff er eine Flinte und erzwang durch die Drohung, jeden niederzuschießen, der sich seiner Einschiffung widersetzen werde, was man seinen Bitten versagt hatte. Die Matrosen murrten, aber sie wagten es nicht, sich länger zu widersetzen und nahmen in dem kleinen Fahrzeuge die aus neun Personen bestehende Familie Picard auf. Ein kleines Kästchen mit wichtigen Papieren und einige Kleidungsstücke, welche Picard gern retten wollte, warfen sie aber in's Wasser, weil sie behaupteten, daß sie in dem größern Boot alles finden würden, was sie zu ihrer Reise bedürften. Alles was Picard besaß, selbst einige Manuscripte, die Frucht jahrelanger Forschungen, blieb auf der Medusa zurück, und er rettete durchaus nichts als die Kleider, die er und die seinigen trugen. Der Offizier, der das Majorsboot befehligte, suchte sich, als sie bey demselben ankamen, zu entschuldigen, daß er die Fregatte verlassen habe, ohne sie davon zu benachrichtigen; allein Picard überzeugte sich aus Allem, daß man ihn gerne los gewesen wäre; auch muß man gestehen, daß vier kleine Kinder, von denen das jüngste noch an der Brust lag, eine sehr beschwerliche Zugabe für Menschen waren, die sich genöthigt sahen, alles an die Erhaltung ihres Lebens zu setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Nie habe ich die Kaiserin liebenswürdiger gesehen als am ersten Tage unserer Abfahrt aus Kioff; das Mittagsmahl war sehr heiter; wir waren alle froh, die traurige Stadt zu verlassen, in der wir drey Monate lang vom Eis blokirt gewesen waren. Unsere Unterhaltung war unbestimmt; wir sprachen bald von diesem, bald von jenem. Wir verglichen die alten Zeiten mit den neuen, Frankreich mit Athen, England mit Karthago, Preußen mit Macedonien, Katharinens Reich mit dem Reiche des Cyrus; man erzählte Anekdoten, alte und neue; die Kaiserin erzählte uns einige von Peter dem Großen und von Elisabeth. Als wir ihr dazu Glück wünschten, daß sie in so kurzer Zeit Sitten gemildert habe, die vormals so rauh und unbändig gewesen waren, antwortete sie: „Allerdings müssen die russischen Greise einigen Unterschied zwischen ihrer und unserer Zeit finden. Ich kann nicht ohne Schauer an das Schicksal des Volks unter der Kaiserin Anna oder vielmehr unter der Regierung ihres Ministers Biron denken; dieser grausame Mensch, der sie beherrschte, ließ über siebenzigtausend Menschen umbringen, verstümmeln oder nach Sibirien bringen.“ Wir sprachen von den wilden Horden, die in den entfernteren Theilen ihres Reichs wohnten. „Die Zeit, sagte sie, ist für diese Nomaden noch nicht vorangerückt; seit ihrem Entstehen haben sie beständig dieselbe Einfachheit der Sitten beybehalten; da sie unter dem Zelte leben, sich mit dem Fleisch und der Milch ihrer Heerden nähren, da sie Oberhäupter haben, die vielmehr ihre Familienväter sind als ihre Herrn, so darf man sie für glücklich halten, denn sie haben nur wenige Bedürfnisse und ihre Wünsche sind immer leicht zu befriedigen. Ich weiß nicht, ob, wenn ich sie gebildet hätte, sie nicht vielmehr verdorben worden wären; die unbedeutenden Tribute an Pelzwerk, die sie mir bezahlen, sind ihnen nicht zur Last, weil die Jagd ihre Beschäftigung ist und ihre Leidenschaft.“ In dem raschen Wechsel der Gegenstände, worüber man sich unterhielt und worin von den Gelehrten die Rede war, kam die Kaiserin auf die Frage, was wir glaubten, daß sie geworden wäre, wäre sie unseres Geschlechtes und Privatmann gewesen? Herr Fitz Herbert antwortete: ein tiefdenkender Gelehrter in der Gesetzgebung; Cobentzel, ein großer Minister oder ein Gesandter; ich versicherte, es würde ein berühmter General aus ihr geworden seyn. „Was das betrifft, erwiederte sie, da irren Sie sich; denn ich kenne meinen Kopf, er ist hitzig, ich hätte Alles gewagt, um Ruhm zu erwerben, und wäre ich auch nur Unterlieutenant gewesen, so hätte ich mich schon im ersten Feldzuge zusammenschießen lassen.“ Ein andermal sprachen wir davon, was man in Europa von ihrer Reise sagen würde. Hierüber waren wir Alle derselben Meynung, nämlich daß man glauben werde, sie und der Kaiser wollen die Türkey, Persien, vielleicht sogar Indien und Japan erobern; überhaupt beschäftige gegenwärtig und beunruhige das wandernde Kabinet Katharinens alle andern. „Dieses Kabinet, fragte sie, das jetzt auf dem Dnieper dahinschwimmt, scheint also sehr groß zu seyn?“ „Ja, Madame, sagte der Prinz von Ligne, und doch ist es ganz klein; denn es hält nur einige Zolle von einer Schläfe zur Andern und von der Wurzel der Nase bis zu den Haaren.“

Unsere Flotte stellte sich in Reihe unter den Mauern von Kanieff; die Anhöhen und die Ebenen glänzten auf allen Seiten von den Massen der zahlreichen, prächtig ausgerüsteten polnischen Schwadronen. Die Artillerie der Flotte und der Stadt verkündigte die Ankunft der beyden

Monarchen. Katharina schickte in einer niedlichen Schaluppe einige ihrer Groß-Offiziere, um den König von Polen zu begrüßen. Der König kam darauf mit ihnen zurück; troß seiner pompösen Aufnahme glaubte er doch das Inkognito beobachten zu müssen, um jede Etikette zu vermeiden, und sagte zu den Hefleuten: „Meine Herrn, der König von Polen läßt Ihnen den Grafen Poniatowsky empfehlen.“ Als er die kaiserliche Galeere bestiegen hatte, drängten wir uns im Zirkel um ihn her, voll Begierde, die ersten Worte dieser hohen Personen zu hören, bey einer Gelegenheit, die so verschieden von ihren frühern Verhältnissen war. Allein unsere Erwartungen wurden fast durchaus getäuscht; denn nach einer gegenseitigen, tiefen, majestätischen und kalten Begrüßung gingen sie in ein Kabinet und blieben dort eine halbe Stunde eingeschlossen. Sobald diese Unterredung zu Ende war, erschienen ihre Majestäten wieder, und da wir nichts hatten hören können, so suchten unsere neugierigen Blicke ihre Gedanken in ihren Zügen zu lesen; allein einige leichte Wölkchen auf ihren Stirnen erschwerten das Lesen sehr; es war bey der Kaiserin eine sonst ungewöhnliche Verlegenheit und ein gewisser Zwang bemerklich, und in den Augen des Königs ein gewisser Ausdruck von Kummer, den er umsonst mit einem erkünstelten Lächeln verbergen wollte. Der König sprach nun mit denen aus unserer Mitte, die er kannte, die Kaiserin stellte ihm die andern vor. Ich wurde von ihm sehr gnädig aufgenommen. Alles war so berechnet worden, daß keine leere Zwischenzeit an einem Tage sich bilden konnte, welchen vielleicht beyde Theile gleich sehr abzukürzen wünschten. Bald schiffte man sich in schönen Schaluppen ein, um die für das Fest bereiteten Galeeren zu erreichen; dieses Fest war gewiß das kostbarste, das feinste und ausgesuchteste, das man je sah. Die Kaiserin hatte zu ihrer Rechten den König und zu ihrer Linken den Gesandten Cobentzel; der Fürst Potemkin, Herr Fitz Herbert und ich saßen Ihren Majestäten gegenüber. Es wurde wenig gesprochen, wenig gegessen, man sah einander oft an; man hörte eine schöne Musik und trank auf die Gesundheit des Königs unter dem Donner einer starken Salve. Beym Aufstehen nahm der König einem Pagen die Handschuhe und den Fächer der Kaiserin ab und reichte sie ihr. Der Monarch selber konnte seinen Hut nicht sogleich finden; die Kaiserin sah es, ließ sich den Hut geben und reichte ihn nun dem Könige. Als er ihn nahm sagte er: „Ach Madame, es war eine Zeit, wo Sie mir einen weit schönern gaben.“ Der König schiffte sich um acht Uhr wieder nach Kanieff ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

(Fortsetzung.)

Auf dem Opernballe fiel ein kleiner Umstand vor, bey welchem sich ebenfalls das Nationalgefühl oder Nationalvorurtheil lebhaft äußerte. Von den in Paris studirenden jungen Egyptern hatten sich mehrere in ihrer Landestracht auf dem Balle eingefunden; diesen brachten einige zu leicht aufwallende Köpfe das Unheil in Erinnerung, das Egypten jezt über Griechenland verhängt; sie beschimpften die jungen Fremden; Jemand, der sich in einen Türken verkleidet hatte, ward eben so behandelt; vergebens versicherte er, er sey ein wahrer Griechenfreund, und habe nur zum Spaße die Tracht der Feinde Griechenlands und der Menschheit angelegt; es half nichts, man hielt sich an das Kleid, und der Mann mußte sich aus dem Staube machen. Sonst ist man gegen die jungen Egypter in Paris sehr gefällig; sie wohnen ungestört den öffentlichen und Privatlustbarkeiten bey; dieß gebietet auch schon die Gerechtigkeit, denn wenn der Pascha Paris als den zur Bildung der Jünglinge am besten geeigneten Ort angesehen, und der französischen Nation die Blüthe der egyptischen Jugend zur Erziehung anvertraut hat, so ist es doch gewiß billig, daß Paris sich dieses Zutrauens würdig beweist, und wie kann Frankreich besser zur Bildung jener Fremdlinge beytragen, als wenn es sich in Allem zuvorkommend gegen sie zeigt, ihnen mit dem Wohlwollen gebildeter Europäer begegnet, und dadurch die Zuneigung jener halb kultivirten Fremden gewinnt? Vermuthlich waren auf dem Opernballe, als die jungen Egypter beschimpft wurden, mehrere Hitzköpfe, die sich einbilden mit Schimpfen und Schmähen werde die Sache der Menschheit befördert. Auf den Bällen anderer Theater fiel nichts dergleichen vor, und sie gingen fröhlich vorüber. Ein eigener Ball hatte, wie die vorigen Jahre, im Variétésthealer statt. Hier geben nämlich die galanten Schauspieler den Schauspielerinnen im Theater-foyer einen Ball, wozu nur durch Begünstigung profane Tanzliebhaber zugelassen werden; jedoch läßt sich, wie ich gehört habe, diese Begünstigung gegen ein zwanzig Franken Stück erhalten, wofür man also die Freude hatte, zwischen den Actricen und ihren Anbetern umher wandeln zu dürfen, und sie sogar zum Tanze führen zu können. Unter den Privatbällen zeichneten sich noch diejenigen des Bankiers Lafitte aus, an welchen jede Woche einige hundert Personen Theil nahmen. Da bey fast allen Bällen das Ecartéspiel Oberhand genommen hat, an welchem sogar die Umstehenden durch Wetten Antheil haben können, und wobey mithin viel Geld gewonnen und verloren wird, so hatte sich auch an einem der wöchentlichen Lafitteschen Bälle ein sehr belebtes Spiel entsponnen, bey welchem sich besonders vier Jünglinge, die einander nicht zu kennen schienen, durch starke Wetten auszeichneten. Sie leerten allmählig die Beutel der vielen Umstehenden aus, so daß sie zulezt über zwölftausend Franken eingezogen hatten. Einer der Verlierenden blieb einem der vier Jünglinge einige tausend Franken schuldig, die er ihm dann am folgenden Tage durch einen Freund zuschickte. Bey dieser Gelegenheit fand man die vier glücklichen Spieler bey einem üppigen Frühstücke beysammen, das sie sich auf Unkosten der am vorigen Abende Ausgeplünderten wohl schmecken ließen. Offenbar waren sie Gauner, die auf Beute ausgegangen waren, und sich durch heimlich verabredete Zeichen beym Spiele unter einander verstanden hatten. Natürlich hat man diese Schelme nicht mehr zugelassen, allein bey dem großen Zulaufe von Gästen und Fremden hält es in Paris schwer, sich

vor dergleichen Gaunern zu bewahren. Sie schleichen sich ein, ehe sich Jemand versieht, und können sie beym Spiele nichts erbeuten, so erwischen sie im Vorzimmer neue Hüte oder neue Mäntel statt ihrer alten. Bekannt ist die Bemerkung eines treuherzigen Bedienten in einem großen Hause, wo man immer große Gesellschaft empfing. Jemand suchte daselbst beym Weggehen um ein Uhr in der Nacht seinen neuen Hut, und fand nichts als alte Hüte. O, sagte der Bediente, Sie geben sich vergebliche Mühe; seit 11 Uhr ist kein neuer Hut mehr vorhanden. An Konzerten hat es diesen Winter auch nicht gefehlt, jedoch wurden wenige von fremden Künstlern gegeben. Eines der frühesten war das von Hrn. und Mad. Stockhausen im großen Konzertsaale der Cléryſtraße. Das Künstlerpaar war vor einiger Zeit von einer Reise aus der Schweiz zurückgekommen, und wollte den Parisern daher etwas aus den Alpen zum Besten geben. Hr. Stockhausen hatte einige Kuhreigen in ein Ganzes vereinigt, und für Harfe und Waldhorn gesezt, und Mad. Stockhausen sang einige Schweizermelodien. Die Kuhreigen haben außerhalb der Schweiz wenig Anzügliches; sie dürfen nirgends als auf den Alpen vernommen werden, um einige Wirkung hervor zu bringen. Mit den Schweizermelodien ist es etwas anders, wiewohl auch diese auf den Gebirgen und in den Sennhütten besser lauten als in einem Pariser Konzertsaale. Einige dieser Melodien gefielen sehr, und Mad. Stockhausen hat sie seitdem in einigen andern Konzerten und soirées musicales wiederholen müssen. Hernach wurde Weigels Schweizerfamilie auf die Opernbühne gebracht, der man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie sich bestens bestrebt, ausländische Opern auf französischem Boden zu verpflanzen; leider ist sie damit nicht stets glücklich; es herrscht ein allzu großer Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Geschmacke in Betreff dramatischer Dichtungen und Kompositionen; nur einige wenige deutsche Opern und Operetten haben sich auf der französischen Bühne erhalten können; alle übrigen, so sorgfältig sie auch ausgewählt waren, sind von derselben wieder verschwunden. Jedoch geht es manchen neuen französischen Operetten auf der Feydeau-Bühne nicht besser; neulich wurde ein erster Versuch in einem Aufzuge von Berton, dem Sohne, gegeben, aber mittelmäßig befunden und kalt aufgenommen, und da kurz vorher die Kreolen, Musik von Berton, dem Vater, nicht viel günstiger aufgenommen worden waren, so bemerkte ein Tagesblatt, der Sohn beginne grade wie der Vater endige.

(Der Beschluß folgt.)

Rom, 20. Febr.

Die Armenanstalten sollen nach dem Willen Sr. Heiligkeit endlich ernstlich verbessert, und zu besserer Erziehung des heranwachsenden Geschlechts benüzt werden. Bedeutende Summen sind hiezu angewiesen, mehrere sehr tüchtige und wohldenkende Männer mit der Organisation beauftragt worden. Es ist unverkennbar, daß die Beobachtungen, welche Sie auf Ihren Reisen, besonders in Deutschland, machten, Se. H. zu diesen Ansichten über Armenversorgung und Beschäftigung bestimmt haben. Eines jedoch scheint übergangen worden zu seyn, daß der höhere Standpunkt der sittlichen Bildung des Volks im Ganzen, und die große Lehrerin, die Noth, bey uns manches erweckt haben, was in einem Wahlreiche, wo aus Grundsaz nur Greise regieren sollen, in einem, der Trägheit so holden Klima, bey einer, seit Jahrhunderten nur an ruchlosen Gewinn gewöhnten Bevölkerung nicht ausgeführt werden kann. Pius VII. lächelte, als er zu Savona hörte, wie Napoleon bemüht sey, um Kunstfleiß und Gewerbsamkeit in Rom einzuführen; er kannte die Römer, und wußte wozu sie taugen. Traurig ist es übrigens zu bemerken, wie gerade die heilsamsten Maßregeln der jezigen Regierung den heftigsten Widerstand finden, welcher sich nicht etwa in Thätlichkeiten und Vorstellungen, sondern in stillem Anhäufen von Schwierigkeiten, in geflissentlichem Ermüden, im Erschleichen einzelner Ausnahmen, und in einem Eigensinn der Trägheit äußert, welcher auch den Thätigsten ermüden könnte.

Die Freyheit von der Mauth, welche seither den Städten Ancona und Civitavecchia gestattet war, soll nun auf die Häfen und die Magazine derselben beschränkt werden, um die Schmuggeley zu verhindern, welche allerdings sehr stark getrieben wird; doch soll sie nicht gehoben, sondern der toskanischen Gränze überantwortet werden, bis entweder die Zölle leidlich, oder die inländischen Fabrikate preiswürdiger sind. Es ist sonderbar, daß man die Manufakturen nur in der Hauptstadt anlegen will, wo Holz, Lokal, Taglohn rc. theuer, und die Arbeiter zu vielen Zerstreuungen und Versuchungen ausgesezt sind. Nur erst vor Kurzem kam der neue Eigenthümer der Nellischen Glasfabrik auf den Gedanken, diese nach der Sabina zu verlegen, wo das Holz sehr wohlfeil ist, und von wo das Fabrikat leicht auf dem Flusse nach Rom geschafft werden kann.

Roms Gewerbe leiden durch den Stillstand der vielen Mühlen und Hämmer zu Tivoli, welche der Kanal der Cascatelle trieb. Ob der Teverone je wieder zu der Höhe wird aufgebaut werden können, welche jener Kanal fordert, steht dahin. Mich dünkt, eine Mauer aus polygonen Werkstücken, s. g. Cyclopen-Mauer, werde allein dem Andrange der ungeheuren Wassermasse widerstehen können, welche nach Schließung des jezigen Betts auf die Cascata, d. h. das Wehr von hinten drücken wird.

Sie werden mit Vergnügen hören, daß demnächst Rom mit dem See von Celano und dem schönen Thale des Garigliano (Valle di Roveto) durch eine Kunststraße über Subjaco Tagliacozzo — wo unsere Hohenstaufen untergingen — Avezzano, am hoffentlich bald wieder gangbaren Emissare vorbey, nach Capistrello und Sora in Verbindung gesezt werden wird. Die Bewohner der neapolitanischen Gränze werden dadurch eben so sehr gewinnen, als die Freunde der schönen Natur und der Alterthümer.

M.

Auflösung des Räthsels in Nr. 66.

Zahl 10.

Räthsel

Zwey Vornamen geborgt, von zwey Aposteln, (doch tragen
Kellner und Knechte sie auch) machten ihn früher berühmt,
Als sein auch ehrbarer Name des Stammes: Fort lebt er in vielen
Werken des Genius, troz der ungesegneten Zunft
Der Lobhudeler und maulaffender tappender Aeffler,
Die sein zu üppiges Laub pflücken, den Blüthen vorbey.

— a —

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 73.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 26. März 1827.



Sey willkommen Wandersmann,
In des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.
Bach und Thau gibt kühlen Schein,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelstein.

Justinus Kerner.

Selbstgespräch einer Quelle.

Mein Vater ist ein reicher Mann,
Hat Gold und Erz die Fülle;
O, säht die Herrlichkeit ihr an
In seiner Kammern Stille.

Doch weiß er nicht, was Leben heißt,
Und ewig muß er brüten,
Ihn treibt ein ungesell'ger Geist,
Der Schätze Glanz zu hüten.

Gesellig ist des Wassers Sinn,
Liebt süße Melodien.
Drum trug ich's länger nicht mehr drinn,
Wo keine Bäume blühen.

Stahl heimlich mich ohn' Abschied fort
Aus Felsennacht und Grauen,
Und kam hervor am Berge dort,
Allhier mich umzuschauen.

Sind Liebende im Thal umher,
Die Goldes Werth verachten,
So kommt und sezt euch zu mir her
In vollem Wonneschmachten.

Und plaudert nur und fürchtet nicht,
Ich möcht' es wieder sagen;
Die Meisten ja verstehen nicht
Mein Murmeln und mein Klagen.

Und wer einmal nach Quellen lauscht,
Und phantasirt am Bache,
Den hat die Liebe schon berauscht,
Der ist ein Mann vom Fache.

Ludwig Bauer.

Reise der Kaiserin Katharina II. nach Taurien.

(Fortsetzung.)

Mit Anbruch der Nacht war das Gebirge von Kanieff voll glänzender Feuer; auf dem Rücken des Berges waren Furchen gegraben, die, mit brennbaren Stoffen gefüllt, Schlangenlinien bildeten und Lavaströmen glichen; das Bild war um so ähnlicher, als in demselben Augenblick auf der Spitze des Berges hunderttausend Raketen in die Luft flogen, das Land beleuchteten und in den Fluten des Dniepers wiederschienen. Auch unsere Flotte war prächtig beleuchtet, so daß wir am ganzen Horizont keine Nacht mehr hatten.

Der König hatte uns alle eingeladen; wir nahmen es an; er gab uns einen prächtigen Ball, aber die Kaiserin wollte nicht beywohnen. Umsonst hatte Stanislaus sie beschworen, ihre Abreise um vier-und-zwanzig Stunden aufzuschieben, für ihn war die Zeit der Gunst vorüber. Katharina sagte, sie fürchte den Kaiser Joseph, den sie in Cherson treffen sollte, warten zu lassen. Wir reisten also den Tag nachher ab.

Am 10ten Mai kamen wir in Krementschuk an. Hier

erwarteten uns neue Scenen; wir trafen ein großes, schönes Haus, gebaut und eingetheilt nach dem Geschmacke der Kaiserin; einen englischen Garten, in welchen Fürst Potemkin mit großen Kosten Bäume von außerordentlicher Größe gezaubert hatte; eine reizende Aussicht mit Schatten, Blumen und Wasser; zwölftausend Mann neu gekleideter Truppen; den ganzen Adel seines Gouvernements beysammen in reichem Anzug, Kaufleute aus allen Gegenden des Reichs; endlich das Vergnügen, nach drey Monaten endlich einmal wieder in Bewegung zu kommen, und die außerordentliche Reise ihrem Ziele sich nahen zu sehen. Katharina hatte zuvor durch den traurigen Aufenthalt in Kioff und besonders durch die Uebellaune des Marschalls Romanzoff einen Theil ihrer natürlichen Heiterkeit verloren; in Krementschuk wurde sie durch die neuen und anziehenden Gegenstände wieder ganz vergnügt. Potemkin schien in seinen Gouvernementen eben so thätig als er in St. Petersburg unthätig war; mit einer unbegreiflichen Kunst schuf seine Einbildungskraft, seine gränzenlose Macht und die Kenntniß, die er von dem Charakter seiner Monarchin hatte, Alles, was ihr Entzücken erregen, was ihren Ehrgeiz befriedigen konnte. Er besiegte wie durch ein Wunder die Natur, verkürzte die Entfernungen, verbarg die Armuth des Landes, täuschte das Auge in den einförmigen Sandebenen, unterhielt ihren Geist trotz der langen Reise, und gab den ödesten Wüsten ein lebendiges Ansehen. Die Flotte hielt immer nur bey Marktflecken oder Städten in malerischen Lagen an; auf den Wiesen bewegten sich unermeßliche Heerden; am Lande wimmelten Gruppen von Bauern und auf dem Wasser waren wir mit zahllosen Nachen voll junger Leute beyderley Geschlechts umgeben, welche ländliche Lieder ihrer Provinz sangen. Gewiß, wenn dieser erste Minister ein mittelmäßiger General, ein eigensinniger Staatsmann und durchaus kein großer Mann war, so war er wenigstens der größte, gewandteste Hofmann. Uebrigens waren unter seinen Kunstschöpfungen auch einige Wirklichkeiten; als er sein Gouvernement antrat, fand er nicht mehr als 200, 400 Einwohner; wenige Jahre nachher hatte er eine, zwar für einen Raum von 200 Stunden in der Länge und 100 in der Breite noch geringe Bevölkerung von 800,000 Griechen, Deutschen, Polen, Invaliden, Soldaten und abgedankten Matrosen. Ein dort seit drey Jahren angesiedelter Franzose sagte mir, er finde dort alle Jahre neue, blühende Dörfer. Der Fürst gab uns in Krementschuk das Schauspiel eines Manoeuvres von 45 Schwadronen und einer zahlreichen Infanterie. Ich habe in meinem Leben nicht so viele schöne, so glänzend gehaltene Truppen gesehen. Sie gaben uns einen Begriff von der für die Türken so furchtbaren russischen Taktik, die damals freylich gegen Truppen anderer Länder nichts taugte; allein seither haben sie den gelehrten Unterricht, den wir ihnen gaben, nur allzusehr benutzt. Damals bestand ihre ganze Kunst darin, daß sie in vier Kolonnen hinter einem Vorhange von Tirailleurs, welche noch ein Kosackenkorps vor sich hatten, marschirten. Bey dem Manoeuvre, das ich sah, war die Voraussetzung, der Feind rücke in großer Anzahl vor; nun bildeten die vier Kolonnen von vier Bataillons, die Mannschaft drey Mann hoch, vier geschlossene Quarre's. Die Kosacken zogen sich hinter die Kolonnen zurück, stellten sich einen Mann hoch in deren Zwischenräume, und so bildete die Schlachtordnung das Bild von vier Bastionen und zwey Kourtinen; die Artillerie stand auf den Winkeln der Quarre's. Nun setzte man voraus, man sey von den Türken nach ihrer Gewohnheit umringt, feuerte lebhaft auf sie, und dann, wiederum in der Voraussetzung, der Feind sey in Unordnung, marschirten die Vierecke vorwärts, die Tirailleurs verließen ihre Reihen und die Kosacken, die Lanze eingelegt und mit großem Geschrey, rannten dem fliehenden Feinde nach. Nach dieser glänzenden Musterung sagte die Kaiserin mit herzlicher Freude zu dem Fürsten: „Von Petersburg bis Kioff hielt ich die Federn meines Reichs für schlaff und abgenutzt; hier finde ich es in seinem vollen Leben und in aller seiner Kraft."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorüber gehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf den ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrüh am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen, alterthümlichen Wissens, ein hochgeehrter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbsfleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freyern ganz genau bekannt. Schleyermacher lehrte die Theologie, wie sie Sokrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen.

In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben des Menschen; sein Hörsaal vereinte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitätsprediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleyermacher schiffte, mit dem Kompasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneykunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, achtunggebietender Gestalt und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen. Er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Goethe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährigen Vorlesungen beygewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schweres Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engern Kreise von Freunden und Zöglingen, eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cuvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht hat, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung, die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu jenen Resultaten gelangt. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur höchsten Begeisterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Professor der Mineralogie nach Halle berufen; ein Schüler Schellings, brachte er die Naturphilosophie dahin. Später hat man angefangen über die Naturphilosophie zu lächeln. Es hätte immer geschehen mögen, hätte man darüber gelächelt wie man über seine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphilosophie vergessen, wie sie eigennützig über den spendenden Herbst, den Frühling vergessen, welcher zugesagt! Sie denken nicht daran, daß, wenn sie die Naturphilosophie entbehren gelernt, diese selbst es war die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß sie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die, daß er sie des längern Bedürfnisses der Wohlthaten überhob. Die Naturphilosophie ist der Schlüssel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüssel für den Schatz genommen, und statt Gold Eisen gefunden — der hat sich selbst anzuklagen..... Steffens ist ein Däne, und wenn ich mich recht erinnere, war er, als er in Halle sein Lehreramt begann, der deutschen Sprache, wenigstens der deutschen Aussprache, noch nicht ganz mächtig. Dieses gab seinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades so wohlgefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geschöpft, reichte er frisch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erst am Ufer fing er zu überlegen an.

(Die Fortsetzung folgt).

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28. Februar.

(Beschluß.)

Vermuthlich wird ein neuer Wetteifer die Pariser Tonsetzer beseelen, sobald das eben vollendete neue Theater des Nouveautés den Lauf seiner Operettenversuche wird begonnen haben. Sie beklagten sich bisher, das Feydeautheater lasse sie zu lange warten, und benehme ihnen dadurch alle Lust zum Operettensetzen; das Odeontheater hatte vergebens die Erlaubniß nachgesucht, Kompositionen neuerer Tonsetzer aufführen zu dürfen, in Ermanglung dieser Erlaubniß hatte es sich mit ausländischen Produkten begnügen müssen. Der Direktor des neuen Nouveautés-Theaters scheint vom Ministerium mehr begünstigt worden zu seyn, denn ihm ist jene Erlaubniß, wie es heißt, nicht versagt worden, obschon es in der Nähe des viel ältern Feydeautheaters steht, und diesem viel Abbruch thun kann, wogegen das Odeon eine halbe Meile davon liegt, und also füglich als zweyte Operettenbühne in Paris hätte bestehen können, ohne dem Feydeautheater Schaden zu thun. Aber so pflegt es mit Privilegien und Monopolen zu gehen. Die große Oper hat nur ein neues Ballet in diesem Winter gegeben, nämlich Joconde, nach der Operette gleichen Namens, wozu Nicolo Isouard die Musik gesezt hatte. Dagegen hat das Theater der Porte St. Martin ein anderes beliebtes Stück, nämlich Scribes Vaudeville: die Vernunftheirath in ein Ballet verwandelt, und zwar mit vielem Beyfalle, was um so schwieriger schien, da die Scribeschen Stücke meistens durch ihren Witz gefallen, und dieser doch nicht mit den Beinen wieder gegeben werden kann; aber vermuthlich denken sich die Zuschauer des Ballettes den witzigen Text dazu, und genießen dann ein doppeltes Vergnügen. Die italienische Oper erwartet noch immer eine Prima Donna ersten Ranges; denn mit einer des zweyten Ranges ist den üppigen Dilettanti in Paris nicht gedient. Ein wenig verbreitetes Blatt brachte neulich eine fein-

derbare Beschuldigung gegen Barbaja, den Impresario des neapolitanischen großen Theaters vor, und zog auch Rossini mit in diese Beschuldigung hinein. Es behauptete nämlich, Barbaja habe alle großen italienischen Sänger und Sängerinnen in Europa aufgekauft, und treibe eine Art von Seelenhandel mit diesen Virtuosen. Wolle nämlich ein fremdes Theater, z. B. das Pariser oder das Londoner einen solchen Virtuosen haben, so verkaufe er ihnen denselben, oder vermiethe ihn auf einige Jahre. So habe er vor einiger Zeit Donzelli an die Pariser italienische Oper für dreyßig- oder vierzigtausend Franken verschachert. Wirklich scheint Donzelli, um sich von seiner Verbindlichkeit gegen Barbaja loszusagen, demselben eine sehr beträchtliche Entschädigung haben versprechen müssen, und diese Entschädiung ist wahrscheinlich von der Pariser Oper, die den Donzelli brauchte, bezahlt worden. Vermuthlich ist es dieß, was jenes Blatt unter dem vorgeblichen Seelenhandel des neapolitanischen Impressario versteht. Am Théâtre français war Tassos Liebe das merkwürdigste neue Stück. Mehrere Tagesblätter haben dieses Drama des Hrn. Duval mit Goethes Stück verglichen und gezeigt, was der französische Dichter vom deutschen entlehnt, und was er selbst erfunden hat. Ich begnüge mich mit der Anzeige, daß dieses Stück, wiewohl es kein eigentliches Trauerspiel, und also nach den Gesetzen der französischen Dramatik kein regelrechtes Stück ist, dennoch großen Beyfall erhalten hat, zumal da Dem. Mars die Prinzessin Leonora vortrefflich darstellt. Duvals Tasso ist wiederum ein glücklicher Versuch, im französischen Drama sich dem englischen und deutschen zu nähern, und beweist, daß es nichts weiter bedarf als eines talentvollen Dichters, um auf der französischen Bühne manches zu wagen, was den alten Regeln derselben zuwider läuft. Hier bewährt sich wieder was Voltaire von der Dichtkunst so wahr gesagt hat, daß nämlich alle Gattungen erlaubt seyen, nur nicht die langweilige. Auf einer der Volksbühnen hat man den wahrhaft genialen Gedanken gehabt, Cartouche, den berüchtigten Straßenräuber des vorigen Jahrhunderts, zum Helden eines Melodrama zu machen. Das ist eine ächte Goldgrube für die Theaterdirektion; das Volk strömt haufenweise hinzu, und der Saal ist jeden Abend gedrängt voll. Wahrscheinlich werden hundert Darstellungen die Neugierde des großen Haufens noch nicht sättigen, eben so wenig wie 150 Darstellungen der Boveldien's schen weißen Dame bisher die Operettenliebhaber gesättigt haben. Freylich ist so ein Tausendkünstler wie Cartouche, der alle Gestalten, alle Verkleidungen, im Augenblicke der Gefahr auf's Schnellste anzunehmen oder anzulegen weiß, und durch seine Gewandtheit überall entschlüpft, ganz der Mann, an den sich das Volk hängt. Man sieht ihn in die Hausthüre treten, in einem Augenblick darauf erscheint er schon wieder als ein ganz anderer Mann, und sezt die Leute in Schrecken. Einmal bemächtigt er sich einer Zauberlaterne, erscheint als ein wandernder Künstler, und will den Leuten die Bilder in seiner Laterne zeigen, allein zufällig sind dieß Vorstellungen von Cartouches Frevelthaten, er erklärt den Neugierigen die Bilder; nur wenn er das Wort Räuber oder Schelm aussprechen soll, stockt er, obschon ihm sein Kamerad zuruft, er solle doch den Spizbuben nicht schonen; aber im lezten Bilde wird Cartouche par anticipation zum Richtplaze geführt. Dieß ist zu viel für ihn; er gibt sich zu erkennen, und die Zuschauer bleiben wie festgenagelt stehen. Läßt sich ein stärkerer Theaterschlag denken? Dieser nachgeahmte Cartouche wird, wie sein Ebenbild, noch lange das Volk ausplündern, ehe er zur Ruhe gelegt wird. Ein anderes Theater soll über diesen Erfolg neidisch geworden seyn, und die Absicht haben, dem Cartouche einen andern Straßenräuber, Mandrin, entgegen zu stellen. Sollte dieser eben so viel Glück haben als sein Vorgänger, dann wehe den lustigen Bewohnern der Vorstädte! Clara Wendel hat bereits schon zu zwey Stücken in Paris Anlaß gegeben, aber blos zu zwey Vaudevilles, die übrigens nur auf einer Namensverwechslung beruhen, und also mit dem Leben dieses berüchtigten Weibes nichts zu thun haben. Eine bloße Verwechslung macht auch den Inhalt eines neuen Vaudevilles, der Telegraph aus, das auf dem Théâtre de Madame gegeben wird. Eine wahre Anekdote soll demselben zum Grunde liegen. Als nämlich der Graf Lauriston sich einmal zu Calais oder zu Boulogne, oder in irgend einem andern Hafen befand, kündigte der Telegraph an, er sey zum Minister des — ernannt worden. Das lezte Wort hatte der Telegraph wegen eingefallenen Nebels nicht lesen und wiedergeben können; Jedermann meynte er sey Minister des Seewesens geworden. Die Beamten des Seewesens beeilten sich ihm ihre Aufwartung zu machen, und sich seiner Gunst zu empfehlen. Allein als der Nebel verschwand, kam heraus, daß er nur Minister des königlichen Hofhaushaltes geworden sey, und nun ging kein Seebeamter mehr zu ihm. In dem Vaudeville ist der Held ein bloßer Amtsschreiber Namens Bonnard, der thut, als ob ihm an Rang und Reichthum nicht das mindeste gelegen sey. Allein plözlich kündigt der Telegraph an, Bonnard sey zum Generalkommissar des Seewesens ernannt worden. Sogleich verändert sich auch die Gesinnung des vorigen Philosophen. Das Nebelwetter hört auf, und man erkennt nun, daß nicht dieser Bonnard, sondern ein höherer Beamte gleichen Namens, jene wichtige Stelle erhalten habe, was dann wieder eine Veränderung in der Lage und Gesinnung des geprüften Philosophen hervorbringt. Dieß kleine Stück ist ziemlich lustig. Etwas besonderes für die Pariser war die Darstellung, welche der Engländer Yates, vormaliger Schauspieler in Koventgarden, und jeziger Besizer des Adelphi-Theaters in London auf der kleinen Bühne des Comteschen Kindertheaters gab. Diese Darstellung hieß auf dem Zettel Yates's reminiscences, or etchings of life and character, und bestand aus einer Menge kleiner Schnurren, mit Gesängen und Deklamationen aus bekannten englischen Theaterstücken untermischt. Das Ganze bestand in drey Abtheilungen; in der ersten kamen wenigstens zwölf Schnurren, Auftritte und Volksscenen vor, als Mr. Mogg und Mistreß Ment, kaltes Wasser, Maskarade, Master Somno, Joe Kelly und sein Hund; die zweyte Abtheilung war wieder ein solches Gemisch, die dritte Abtheilung hieß Monopolylogue, und war eine Posse, in welcher Hr. Yates alle Personen des Stückes, acht an der Zahl, darstellte, als den Präsidenten, maslar Othello, Hoe and Serape, Peter Snichs, Bob major, mistress Rush u. s. w. Dergleichen Darstellungen, wodurch ein einziger Schauspieler den ganzen Abend hindurch seine Zuhörer belustigt, sind in England durch Mathews komisches Talent sehr beliebt geworden. Yates rühmt sich, diesen Mathews genau nachzuahmen, so wie auch einige andere berühmte Londner Schauspieler. Für Fremde geht natürlich viel von dem Launigten und dem Possenhaften in der Darstellung der Volksscenen und der Volkssprache verloren; indessen sieht man doch, daß dieser Yates eine besondere Gewandtheit besizt, sich von einem Charakter in den andern, von einer Person in die andre hineinzudenken; er besizt viel Laune, und spielt mit der Wärme, mit welcher dergleichen Darstellungen gespielt werden müssen. Er hat auch noch einmal in Gegenwart des Hofes beym Herzoge v. Orleans im Palais-royal spielen müssen, und ist dann sogleich wieder nach London zurückgekehrt. Mathews selbst muß aber doch lustiger anzuschauen und anzuhören seyn.

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 74.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. März 1827.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst, und eines zu verletzen
Sey Hochverrath an der Vernunft;
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So hast du Glück für dich genug, so quäle
Dich nicht um Beyfall einer Zunft.

Seume.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(Fortsetzung.)

Angenehm verflossen uns drey Jahre — eine kurze Reihe von Maimonden. Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Aber Napoleon zertrat den Geist nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn fest, weil er ihn als einen Löwen hochhielt, und schwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verstanden, wie viel nöthiger sey die Füchse als die Löwen einzusperren.

Reil ist gestorben; Wolf, Schleyermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens ist in Breslau. Von dem leztern hat man seit einigen Jahren vernommen, mit Verwunderung werden die einen, mit Schmerz werden die andern sagen, er habe sich von der Naturphilosophie „ermüdet abgewendet,“ (das sind seine eigenen Worte) und sey ein Gläubiger geworden (so sprechen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erscheinung ist nicht neu, und sie thut auch nicht so weh. Die Irrthümer eines großen Geistes sind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn sie den Weg verfehlen, haben sie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geistreiche oder sonst bedeutende Männer in Deutschland die gewohnte Lebensbahn verlassen und haben eine neue betreten. Die einen haben es im Stillen gethan, und sich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen, die andern mit Geräusch, und sind zum Katholicismus übergetreten. Es ist wohl ersprießlich, daß wir uns über solche Erscheinungen zu verständigen suchen. Zuvörderst aber ist eines zu beseitigen. Man schämt sich fast davon zu sprechen! Ist aber hierbey etwas, dessen man sich zu schämen, so fällt es auf die zurück, deren kindische Fehler die kindische Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedachtsam, zu sagen, den Vortheil, den sie bey ihrer Bekehrung *gefunden*, hätten sie *gesucht*. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch hat ein Mensch seine Meynung seinem Vortheil aufgeopfert. Wo Ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzensmeynung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meynung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwey Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war

es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst du aber nicht in der Meynung, wohnt die Meynung in dir, dann gibst du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinn, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch andern einzuflößen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab; die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersezt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit haßt und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens neue Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lesen so angenehm ist. Das Leben aber, welches der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleicht einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Kasinos und Theaterklatschereyen, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift: „Von der wahren Religion und der falschen Theologie,“ die im Literaturblatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich, gemeinschaftlich mit den Lesern, eine Belehrung suchen, die ich zu bringen weder Andern noch mir selbst verspreche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Alle Boote vereinigten sich jezt in einiger Entfernung von der Medusa, um das Floß zu begleiten und ins Schlepptau zu nehmen. Herr Lachaumareys hatte die Fregatte auch verlassen, obgleich noch über sechszig Personen am Bord derselben zurückgeblieben waren; einer der Offiziere, Namens Estiau, kehrte, als er dieß erfuhr, mit dem Boot, auf dem er sich befand, nach der Medusa zurück, in der Absicht diese Verlassenen zu retten. Doch vermochte das Boot sie nicht alle zu fassen und siebzehn von diesen Unglücklichen zogen es vor, lieber auf der Fregatte zu bleiben als sich und ihre Gefährten einem unvermeidlichen Untergang auszusetzen, sie wurden aber fast alle ein Opfer ihrer Furcht oder ihrer großmüthigen Aufopferung, denn als man nach zwey-und-fünfzig Tagen das Wrack Medusa wieder aufsuchte, fand man nur noch drey von ihnen lebend, die auch mehr wandernden Todtengerippen als Menschen glichen *); sie erzählten, daß ihre Elendsgefährten sich, nachdem sie zwey-und-vierzig Tage vergeblich den verheißenen Beystand erwartet hätten, auf Hühnersteigen und Brettern eingeschifft hätten, aber vor ihren Augen ein Raub der Wellen geworden wären.

Estiau, dessen Boot die Unglücklichen, die er von der Medusa noch gerettet hatte, nicht alle zu bergen vermochte, bat die in den andern Fahrzeugen befehlenden Offiziere dringend, ihm einige derselben abzunehmen, doch alle verweigerten dieß und meynten, wenn es ihm beliebt habe, sie nachzuholen, könne er sie nun auch behalten; dieß aber war unmöglich, wenn er sein Boot nicht der augenscheinlichsten Gefahr des Unterganges preis geben wollte, und so steuerte er gerade auf ein Boot zu, in dem noch Platz war. So wie er sich demselben näherte, sprang einer der in seinem Fahrzeug Aufgenommenen in das Meer und suchte jenes Boot schwimmend zu erreichen; schon war ihm dieß gelungen, schon hatten seine Hände den Bord desselben erfaßt, da war einer der darin befindlichen Offiziere grausam genug, den Degen zu ziehen und ihn unter der Androhung, ihm die Hände abzuhauen, wenn er sich noch einmal zu nähern wage, in die Wellen zurückzustoßen. Der Unglückliche schwamm jezt nach Estian's Boot zurück, das dem Majorsboot, in dem Picard war, folgte. Dieser bat den Lieutenant Lapérère, der dasselbe befehligte, ihn darin aufzunehmen, und streckte dem Unglücklichen schon die Arme ent-

*) Zwey von diesen starben wenig Tage nach ihrer Ankunft in der Kolonie; der dritte, der viele einzelne Umstände in Bezug auf den Verlust des Schiffes zu wissen behauptete, wurde, als man nach Frankreich zurückkehren wollte, in seinem Bette ermordet gefunden. Der Mörder wurde nicht entdeckt, auch hatte er sich gehütet, sein Opfer nach der Ermordung desselben zu bestehlen.

gegen, als Lapérère plötzlich das Tau kappte, durch welches er, vereint mit den andern Fahrzeugen, das Floß zog, und in's hohe Meer hinaussteuerte. In demselben Augenblick folgten alle andern Fahrzeuge diesem verabscheuungswürdigen Beyspiel und überließen, um der Annäherung von Estiaus Boot zu entgehen, das von ihnen Beystand forderte, das Floß der Wuth der Wogen, trotz des Schwurs, mit dem man den darauf befindlichen Unglücklichen gelobt hatte, sie bis an die Küste führen zu wollen.

Die Verlassenen ahneten diese Treulosigkeit so wenig, daß sie, als das erste Boot sich entfernte, alle riefen: „das Tau ist zerrissen! das Tau ist zerrissen!" als man diesen Ruf durchaus nicht beachtete, mußten sie wohl die Niederträchtigkeit erkennen, mit der man ihnen so unwürdig das gegebene Wort brach. Einstimmig ertönte nun der Ruf: „Es lebe der König!" als hätten sie durch ihn die Befehlshaber daran erinnern wollen, daß es Mitbürger, Landsleute, Franzosen waren, die sie dem Untergange preis gaben. Doch auch diese Aufforderung blieb ohne Erfolg und nun hörte man, nach dem Schweigen einiger Minuten, das furchtbarste Geschrey der Angst und der Verzweiflung. Das Floß schien schon von den Wellen begraben zu seyn und der Strom riß es weit hinter die Trümmer der Fregatte mit sich fort. Die Unglücklichen waren ohne Steuer, ohne Ruder, ohne Segel — kurz ihnen fehlte jedes Mittel, das ihnen die Möglichkeit der Rettung zu sichern vermochte. Jede Welle, die über das Floß wegschlug, raubte den darauf befindlichen Menschen das Gleichgewicht und verwickelte sie in die Stricke und das Holzwerk — so vermochten diese Elenden, die über dem Abgrund, der sie verschlingen sollte, hin und her geschleudert schwebten, sich nicht einmal frey zu bewegen und wurden zwischen dem Holzwerk des Schaffots, das sie trug, zerquetscht. So oft die Wellen das Floß empor warfen, fühlten sie ihre Knochen zermalmt, ihren Körper mit Wunden bedeckt und sahen die Wellen von ihrem Blute gefärbt.

Da das Floß schon über zwey Meilen von der Fregatte entfernt war, als man es verließ, so war es diesen Unglücklichen nicht mehr möglich, nach dem Wrack zurückzukehren. Der Strom riß sie weiter und weiter hinweg — noch sah man sie ihre Hände flehend ausstrecken, noch hörte man ihr Angstgeschrey, ihre Flüche, ihr Gebet, doch die Befehlshaber blieben unerbittlich. Picard's Gattin und seine Töchter zerflossen in Thränen bey diesem schrecklichen Anblick. Er selbst beklagte es laut, daß er nicht den Platz angenommen habe, der ihm auf dem Floß bestimmt gewesen war. „Wir würden wenigstens mit rechtschaffenen Leuten gestorben seyn und nicht die Schmach erlebt haben, uns mit ehrlosen Menschen zu retten!" Diese Worte legten wahrscheinlich den Grund zu dem Unglück und den Verfolgungen, die diese Familie später erdulden mußte, da der Offizier, der sie hörte, nicht unterliß, sie dem Gouverneur zu hinterbringen.

Nur zwey von den Fahrzeugen waren hinreichend mit Lebensmitteln versehen worden, aber die Mannschaft in dem Boot, das Estiau befehligte, war nicht viel besser daran als die auf dem Floß, da ihre große Anzahl, und der Mangel an Lebensmitteln ihnen die traurigste Zukunft eröffneten. Die andern Fahrzeuge waren zwar nicht so stark bemannt, aber doch alle nur mit wenig Lebensmitteln versehen, und in dem Majorsboot, in dem Picards sich befanden, fehlte es an Allem, und der ganze Mundvorrath desselben bestand aus einem einzigen Fäßchen Zwieback, und einem Tönnchen Wasser; zum Unglück war der Zwieback noch vom Seewasser durchdrungen, so daß man kaum einen Bissen davon hinunterzuwürgen vermochte, und jeder Passagier daher täglich zu seiner Lebensfristung nichts als ein einziges Glas Wasser erhalten konnte. Diese Nachlässigkeit war um so strafbarer, da man auf der Medusa so viele Lebensmittel zurückgelassen hatte, die Offiziere waren aber alle in der Ueberzeugung gewesen, daß man das Floß nicht verlassen, sondern gemeinschaftlich die Küste von Sahara zu erreichen suchen würde, von wo man dann die Boote nach der Fregatte zurücksenden könne, um Lebensmittel, Wasser und die auf dem Wrack noch befindlichen Menschen zu holen — allein der Gouverneur und der Kapitän hatten es anders beschlossen. Diese elenden, in den Annalen der französischen Marine auf ewig mit Schande gebrandmarkten Menschen, hatten diese Unglücklichen, so wie die auf dem Floß befindlichen, dem Tode rettungslos geweiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, am 7. März.

Unsere geliebte Prinzessin Amalie Auguste, Gemahlin des Prinzen Johann von Sachsen, erschien heute wieder zum ersten Male nach ihrer Niederkunft im Theater, und ward mit der allgemeinsten Freude rauschend begrüßt. Bald hoffen wir auch unsern verehrten König wieder darin zu sehen, da die Krankheit, welche ihn seit mehreren Wochen an das Zimmer fesselte, gänzlich gehoben ist. Durch die Anwesenheit der verwittweten Königin von Bayern, mit ihren jüngsten Töchtern, ist übrigens unser Hof doppelt belebt, und es hat an Festen und Unterhaltungen im engern und weitern Kreise nicht gefehlt. Besonders haben die lezten Tage dazu Veranlassung gegeben, wo analoge und Tableaurvorstellungen, von hoher Hand übergebene und in Musik gesezte italienische Kantaten dabey stattfanden.

Seit einigen Tagen ist die Elbe von ihrer Eisdecke befreyt, und hat einen sehr hohen Wasserstand, der jedoch noch keine großen Besorgnisse erregt hat. Eines der mannigfachsten Schauspiele gewährt dann unsre Elbbrücke, nebst der an dem Ufer dieses Flusses liegenden Brühl'schen Terrasse. Beyde sind mit Menschen besäet, die darauf verweilen oder hin und her wandeln, und den Strom mit seinen Eisschollen sich betrachten, welche die Pfeiler der mächtigen Brücke zu zerstören drohen. Dieses Mal lockte überdieß der schöne Sonnenschein und das höchst milde Wetter doppelt dahin, und nur erst spät in der Nacht ward es einsamer auf den Trottoirs.

Doch auch die langanhaltende Schlittenbahn benuzten Vor-

nehme und Geringe um die Wette. Besonders gab es in den ersten drey Wochen dieses neuen Vergnügens viele Schlittenpartbien. Eine der ausgezeichnetsten fand unter Anführung des Freyherrn von Malzahn statt, doch konnte es Hofrath Böttiger durch seinen Aufsatz im Einheimischen der Abendzeitung nicht dahin bringen, daß die frühere Pracht und Herrlichkeit, Allegorie und Sonderbarkeit dabey wieder herrschend wurde. Man hat diese Fahrten bis auf die Bastey in der sächsischen Schweiz ausgedehnt, wo man ein Mittagsessen eingenommen hat, jedoch soll der Weg dahin nicht ohne Beschwerden gewesen seyn.

Die öffentlichen Maskenbälle konnten bis zum Schlusse sich keines zahlreichen Besuches erfreuen. Desto gedrängter war es auf dem, welchen der französische Gesandte dem Adel gab, und auf einem Privatballe in der Stadt Wien. Andern geschlossenen Gesellschaften, welche dergleichen zu halten wünschen, sind selbige, und nicht ohne Grund, von der polizeylichen Behörde abgeschlagen worden.

Ein Vorfall, der zu einer Novelle trefflichen Stoff geben möchte, hat sich hier vor Kurzem ereignet. Bey einem unserer Professoren an der Kunstakademie hatte seit mehreren Jahren ein junger Maler, angeblich aus Schlesien, studirt, welcher sich durch Fleiß und gutes Benehmen auszeichnete, auch ein Belobungsdekret bey der Kunstausstellung gewann. Er war gewöhnlich altdeutsch, aber stets sehr reinlich gekleidet, machte Reisen mit seinen Gefährten, arbeitete mit ihnen in den Gallerien, und sonderte sich in nichts von ihnen ab, als daß er, angeblich wegen seiner schwächlichen Gesundheit, keinen Wein trank. Vor einiger Zeit verließ er seinen Lehrer und die hiesige Stadt mit den besten Zeugnissen versehen. Plötzlich aber erhält jezt der Professor einen Brief, worin ihm dieser Zögling herzlich für seinen Unterricht dankt, zugleich aber meldet, daß er nun den Pinsel — mit der Nähnadel vertauscht habe, indem er — in Warschau die Gattin eines sehr wohlhabenden und geachteten Mannes geworden sey, folglich nicht mehr der Ausübung einer Kunst bedürfe, welche sie um deßwillen erlernt, um ihrer nothleidenden Mutter Brod zu verschaffen, und, um sie jedoch gründlicher und wohlfeiler zu studiren, sich genöthigt gesehen habe, während einiger Jahre die Rolle eines Mannes zu spielen. Wie genau nun jezt unsre jungen akademischen Zöglinge betrachtet werden, können Sie sich leicht denken. Zum Glücke für das schnelle Orientiren tragen sie aber fast sämmtlich sehr wohl- oder übelgestuzte Bärtchen.

(Der Beschluß folgt.)

Moskau, Februar.

Moskwà (nicht Moskau) hat in seiner neuen Gestaltung seit 1812 die der alten Zaarenstadt so eigenthümliche Lokalreize seiner Physiognomie durchaus nicht verloren, sondern nur veredelt. Ist es erfreulich wahr, daß man jezt neben Pallästen und stattlichen Wohnungen nicht (wie vor 1812) Baraken und elende Ziegelhütten sieht, so ist eine vollkommene Regelmäßigkeit dem ungeachtet nicht hergestellt, und der Kontrast wohl auch noch jezt bedeutend und auffallend, doch nicht mehr so widerlich, als es früher der Fall war. Der herrliche Geschmack, der in der Residenz an der Newa herrscht, thut sich auch hier kund. Die stolze Architektur Palladio's strebt mit ihren Säulen überall empor, wobey ganze Stadttheile dieses Hauptcharakters ungeachtet das schönste Gepräge der Originalität tragen. Die alterthümlichen Kirchen im gothischen und mongolischen Geschmack, der Kreml mit seinen Zinnen, die goldbehelmten Klöster mit ihren Zwingern, die über Hügel und Thäler gezogenen Straßen, und die reichen Gebäude im edelsten Style wechseln in buntem Kontrast mit den bescheidenen Wohnungen der Wohlhabenheit und des Gewerbsfleißes unaufhörlich ab. Der Fremde, der nur wenige Zeit sich in Moskwa aufhalten kann, wird eine große Anzahl von Prachtgebäuden gar nicht kennen lernen, denn er hat selten Muße genug gehabt, aus den im Umkreise von sieben guten Meilen gelegenen Häusermassen diese einzelnen Schönheiten kennen zu lernen; allein wer länger hier verweilt, wird anders urtheilen; es herrscht hier, wie im ganzen Reiche, die löbliche Gewohnheit, daß alle öffentlichen Gebäude im reinsten und edelsten Geschmack aufgeführt werden, und diese großherzige Anwendung des Gemeingutes fordert den Privatmann auf, dem Ganzen sich anzuschließen, und seinen Antheil zur allgemeinen Harmonie zu geben. Moskwa ist also nicht mehr ein Rome-Tartare, sondern wird stets zu den reichsten und herrlichsten Kronen der Architektur gehören, und durch Reize aller Art einen ausgezeichneten Platz in den Arabesken der architektonischen Originalität und den üppigen Bildern des Kontrastes, dem regern Bruder der sanften Harmonie, behaupten. Ein Gemälde der Architektur Moskwa's mit Kunstsinn und Sachkenntniß gezeichnet, historisch durchgeführt, wäre gewiß ein interessanter Beytrag zu den Annalen der Kunstliteratur. Auf einem Umfange von vierzig Wersten zählte Moskwa im Jahr 1826, laut offizieller Angabe, 9861 Häuser. Von diesen gehören dem reichsten Gutsbesitzer Rußlands, dem Eigenthümer von ungefähr hundert-und-fünfzigtausend Seelen, dem Grafen Scheremetjeff dreyßig; dem Grafen W. G. Orloff siebenzehn, der Gräfin A. G. Orloff dreyzehn Häuser. — Ferner enthält Moskwa 21 Klöster, 7 Kathedralen, 245 griechische, 2 katholische und 3 lutherische Kirchen; 2 englische, 3 armenische Bethäuser und 1 mahomedanische Moschee. — Dieser kolossale, von ungefähr 250,000 Menschen bewohnte Raum erschiene im Ganzen menschenleer und unbelebt, wenn nicht das Wogen und Treiben der Hauptstraßen, und der Zusammenfluß bey öffentlichen Festen die Menge einander erblicken ließe, und sie wechselseitig von ihrem Daseyn überzeugte. Es ist sehr möglich, daß in dieser Riesenstadt Menschen geboren werden, und endlich sterben, ohne je die Stadt verlassen und sich gesehen zu haben.

Das neue Jahr brachte uns, wie allen übrigen Europäern, neue Wünsche und neue Hoffnungen, mit dem Unterschiede, daß es, laut Verschiedenheit des Styls, zwölf Tage später geschah — welcher Umstand übrigens nichts zu sagen hat: gewinnen wir doch eine Frist, um welche, wenn Freund Hain sie honoriren möchte, wir auch wohl noch beneidet werden könnten. Unser allerersten Wunsch erfüllte Mutter Natur jedoch dießmal nicht: troz dem Flehen des Landmannes, um seine Produkte absetzen zu können; troz den Klagen des Gutsbesitzers, aus gleichen Gründen (aber aus verschiedenen Zwecken); troz dem Stürmen des Elegants, dessen Biberkragen unversilbert blieb; troz den Fürbitten harrender Reisender aller Art, stellte sich der alte Alliirte Ruthenens, der brückenbauende und wegebahnende Frost nicht ein. Bis zum 6ten Januar verblieb er Tagesgespräch, als er endlich in der Nacht eintrat, und sich, zwar nicht mächtig, doch wenigstens gültig genug bewies, um die Blokade der Zufuhr von Lebensmitteln aufzuheben, und Gesundheit, Wohlfeilheit und Frohsinn in allen Klassen des Volkes wieder herzustellen. — Dieser Mangel an Frost hat in den vergangenen Monaten noch manchen Unglücksfall auf den Winterwegen verursacht: es ist an vielen Orten das morsche Eis durchgebrochen, und Einzelne sowohl als Familien, manchmal in einem und demselben Wagen, haben in den geöffneten Fluthen den Tod gefunden. — Doch wenden wir unsern Blick zu heitern Bildern; eilen wir zu einer kurzen Uebersicht der Feste, die das alte Jahr gemüthlich heim leiten, und das neue fröhlich empfangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 75.

Morgenblatt

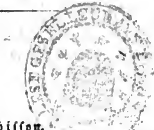
für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März 1827.

Wie lauschte, schwebten still der Manen
Geweihte Chöre dort empor,
Den Scipionen, den Trajanen,
Und, Cato, dir mein trunknes Ohr!
Dort, wo der fernsten Nachwelt Söhne,
Dem Himmelsgluth im Busen wallt,
Ein jeder Stein, mit Heroldstone,
In's Herz noch diesen Namen hallt.

v. Matthisson.



Die Pyramide des Cestius.

Oeder Denkstein, riesig und ernst beschaust du
Trümmer blos, Grabhügel, den Scherbenberg dort,
Und die weltschuttführende, weg von Rom sich
Wendende Tiber!

Stolze Prunksucht thürmte dich einst, o Grabmal,
Als vor zwey'n Jahrtausenden hier Augustus
Sich der Welt aufdrang, der erschreckten durch die
Leiche des Cäsar.

Aber Rom, kaum neigte dem Untergang sich's,
Als das Saatkorn neuer Gewalt gesät ward,
Und es schuf hier jener Apostelfürst zum
Throne den Altar.

Aber Deutschlands rauhes Geschlecht, das ehmals
Deinen Kriegsruhm, herrschendes Rom, zerstörte,
Stürmt noch einmal, stürmt, o geweihtes Rom, dein
Heiliges Bollwerk!

Allzuschwer fast schwebte der Rachedämon
Ueber Roms Haupt, daß einst des frechen
Priesters Goldsteigbügel an Barbarossa's
Stählerne Hand klang.

Aber Rom trozt, doppelt besiegt, und doppelt
Unbesiegbar scheinend, gewöhnt an Hoheit,
Und die dreyfach blitzende Krone wankt zwar,
Aber sie bebt nicht.

Wehe, wer nicht spielend im Schooß der Kirche
Als ihr Kind ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth in Rom ihm
Stäte Verdammniß!

Aber huldreich gönnten sie doch des Irrthums
Söhnen gern hier eine geheime Ruhstatt,
Und es kühlt dein Schatten, o Bau des Cestius,
Nordische Gräber.

Möchten hier auch meine Gebeine friedlich
Ausgestreut ruhn, ferne der kalten Heimath;
Denn zu Reif wird, über den Alpen, jeder
Frostige Seufzer.

Gern vermißt sey, neben dem Heidengrabstein,
Was so stolz Rom jedem Verirrten weigert:
Jenes Jenseits, das des Apostels goldner
Schlüssel nur aufthut.

Führt mich dorthin lieber, und sey's die Hölle,
Wo der Vorwelt würdigen Seelen Raum ward,
Wo Homer singt, oder der lorbeermüde
Sophokles ausruht!

Aber schweigt jezt, Sterbegedanken! Blüht nicht
Lebenslust rings unter dem Römervolk noch,
Einem Volk, dem zehrendes Feu'r die Lieb' ist,
Liebe die Freundschaft?

Daure, Herz, ausdulde die Zeit des Schicksals,
Wenn auch einsam. Stimme geheim, o stimme
Deinen bergstromähnlichen, echoreichen,
Starken Gesang an!

Graf von Platen.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Der Gouverneur und der Kapitän gaben auch jezt den sämmtlichen Fahrzeugen den Befehl, statt nach der Küste der Wüste zu steuern, wo alle noch denselben Tag zu landen hofften, den Lauf nach dem Senegal zu nehmen. Dieser Befehl war für alle Offiziere ein Donnerschlag, vorzüglich aber für die Mannschaft in dem Majorsboot, die buchstäblich nur den allernothwendigsten Bedarf an Bord hatte, um im Laufe des Tages nicht das Opfer der glühenden Sonnenhitze und des Hungers und Durstes zu werden. Schmalz und der Kapitän hatten in ihren Fahrzeugen einen reichlichen Vorrath von Früchten, Brod, eingemachten Sachen und feinen Weinen, allein sie versagten den Schmachtenden jede Labung.

Wir wollen jezt erst einen Blick auf das Schicksal derer werfen, die auf dem Floß befindlich waren. Sobald die übrigen Fahrzeuge ihren Blicken entschwunden waren, brach ein Geist des Aufruhrs unter ihnen aus. Die Lage dieser 148 Unglücklichen war schrecklich. Die auf dem Vordertheil des Floßes befindlichen standen drey Fuß tief im Wasser, die andern bis zum Gürtel. Die wenigen Lebensmittel, die sie bey sich hatten, waren theils durch die Wellen fortgerissen, theils durch das Seewasser ungenießbar geworden, und die Mannschaft begann bald sich gegenseitig mit finstern Blicken zu betrachten und den Vorschlag zu thun, den jüngsten und fettesten unter ihnen zu schlachten, damit er von den Uebrigen verzehrt würde. Dieser scheußliche Vorsatz empörte den wackern Kapitän Dupont und seinen braven Lieutenant l'Heureur; doch der Muth, den sie in so manchen Schlachten bewährt hatten, wurde gebrochen und vermochte nichts gegen diese Wüthenden. Unter den Unglücklichen, die zuerst unter den Streichen der Verhungernden fielen, befand sich auch eine junge Frau, welche zuerst Augenzeugin gewesen war, wie man ihren Mann getödtet und seine Glieder verzehrt hatte. — Der Kapitän Dupont, der durch seine Weigerung, an ihrem scheußlichen Mahle Theil zu nehmen, ihre Wuth gereizt hatte, wurde gleichsam durch ein Wunder aus ihren Händen gerettet. Als man ihn ergriff, um ihn zu tödten, fiel eine große Stange, die man als Mast aufgerichtet hatte, nieder und traf ihn. Man glaubte, sie habe ihm beyde Beine zerschmettert und begnügte sich, ihn in's Meer zu werfen. Der Unglückliche taucht unter, versinkt und man hält ihn für ertrunken; allein die Vorsehung belebt ihn mit neuer Kraft; er erscheint von Neuem unter dem Floß, an das er sich mit aller Kraft anklammert und den Kopf zwischen zwey mächtigen Balken durchdrängt, während sein übriger Körper im Meere schwebt. Sechs Stunden bringt er in dieser qualvollen Stellung zu, dann wagt er es, seinem Lieutenant, der zufällig nahe bey der Stelle, wo er war, sich befand, einige Worte zuzuflüstern. Dieser glaubt den Schatten seines ermordeten Kapitäns zu hören; mit Thränen im Auge will er voll Grausen diese Stelle verlassen, da erblickt er ein Haupt, das den lezten Seufzer auszuathmen scheint, er erkennt, er umarmt seinen theuersten Freund, zieht ihn herauf und erfleht ihm durch seine Bitten das Leben.

Die Zahl dieser Unglücklichen schmolz bald bis auf 28; die leiseste Klage, das leiseste Murren, das bey Austheilung der Lebensmittel laut wurde, galt für ein Verbrechen, das augenblicklich mit dem Tode bestraft wurde. — Ja diese 28 Ueberbleibenden beschlossen endlich, 13 von ihnen mit einem Male zu ersäufen, um für die lezten 15 den kleinen Rest von Wein und Wasser, den sie noch hatten, zu sparen. Es geschah, und diese fünfzehn warfen nun alle ihre Waffen in's Meer und schwuren sich gegenseitig zu, nicht weiter unter einander Hand an sich legen zu wollen. — Am Morgen des 17ten Juli gewahrte das Schiff Argus, Kapitän Parnajon, das Floß und nahm diese fünfzehn Mann an Bord, die es nach St. Louis am Senegal brachte. Fünfe von ihnen lebten 1824 noch, unter ihnen Dupont und l'Heureur.

Von diesem grausigen Auftritt kehren wir zu Picard und den Seinigen zurück. Man denke sich ihn, seine zierliche, an alle Annehmlichkeiten des Wohlstandes gewöhnte Frau, drey blühende junge Mädchen voll Reiz und Anmuth und vier hülflose kleine Kinder, in einem offenen Boote in glühender Hitze, allem Ungemach des Mangels preisgegeben, um sich ein Bild von ihrer Lage zu entwerfen. — Ein kleines Glas voll Wasser und ein Stückchen Zwieback war alles, was sie im Laufe des Tages zur Nahrung und Erquickung erhielten. Gegen Abend erblickte man die Küste der Wüste, aber Schmalz und Lachaumareys hatten jede Landung ausdrücklich untersagt, weil sie gerade nach dem Senegal gehen wollten, von dem man noch über hundert Meilen entfernt war. Mehrere Offiziere stellten ihnen vor, daß man nicht hinlänglich mit Lebensmitteln für diese Reise versehen sey, und einige sprachen es auch mit edlem Muthe aus, wie unwürdig und ehrlos man handeln würde, wenn man die Unglücklichen auf dem Floße hülflos lasse. Sie bestanden darauf, daß man an der Küste landen und dort bivouakiren solle, um drey von den Booten zur Aufsuchung des Floßes und die drey andern nach der Medusa abzusenden, um die darauf zurückgelassenen Menschen und so viel Lebensmittel zu holen als man bedurfte, wenn man durch die Wüste nach dem Senegal gelangen wollte; allein Schmalz und Lachaumareys, deren Boote mit allem Nöthigen versehen waren, verachte-

ten den Rath ihrer Untergebenen, und diesen blieb nichts übrig als zu gehorchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(Fortsetzung.)

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann frägst du: wer bin ich? dann frägst du: was war ich, was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweyte Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kömmst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist. Dein Verstand ist schwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist allliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, lösest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder alles wollen, nichts oder alles haben, das ist ganz eins; Alexander wollte Diogenes seyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dieß sey dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bey Gott, ist Gott außer deinen Gedanken, sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kömmst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibst du, an deiner Freundschaf zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: „Ich denke nicht, ich glaube, ich fühle mich beseligt in diesem Gefühl überschwenglicher Gewißheit." Wir wollen sehen, welche Ruhe es ist, die du gefunden, und wir fürchten sehr, es ist „die Ruhe des Kirchhofs," wie sie Marquis Posa in Don Carlos nennt. Du wurdest von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da suchtest du den Schwerpunkt deines Lebens, und fandest ihn nicht. Du fandest ihn nicht, weil du ihn suchtest. Er ist in dir, er ist überall wo du bist, du magst dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinstellen. Aber du suchtest ihn im Norden und im Süden, im Osten und im Westen, und als du ihn nicht gefunden, hast du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Moskau, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Weihnachtsfest im russischen Reiche unterscheidet sich vom Christfeste Deutschlands — leider zu seinem Nachtheile. Hier mangelt das Gemüthliche, das innige Wesen, mit welchem Groß und Klein die heilige Christnacht erwartet; hier fehlt der Christbaum, der mit seinen bunten Lichtern und den Gaben des heiligen Christs, im späten Alter noch, diese zauberische Freude einer unbefangenen Kindheit entzückend vergegenwärtigt; mit Wehmuth sieht hier der Ausländer ein Fest seiner Heimath erscheinen, das die Landessitte des gemüthlichsten Reizes beraubt hat. Die Fasten vor Weihnachten fangen an mit dem 15ten Nov. a. St. als dem Tage nach St. Philipp (nach welchem sie auch benannt werden) und währen bis zum Christtage; da sie aber durchaus nicht strenge begangen werden, so reizen sie den Heißhunger des Volkes minder als die Fastenperiode von sieben Wochen vor Ostern, welche ohne Zweifel die wichtigste im Jahre ist, und an welcher der Adel selbst großen Antheil nimmt. Die Lustbarkeiten des Christfestes werden verlängert bis zum 6ten Jan. a. St. dem heil. Dreykönigsfeste. Der Cyclus dieser Lustbarkeiten, Swätki (die zwölf Nächte) genannt, hat seit einigen Jahren, durch die verbesserten Sitten der niedern Volksklasse viel von jener Originalität verloren, welche sich in den neuern Zeiten, besonders aus den Hauptstädten, in die Provinz zurückzieht. Das gemeine Volk, zu welchem auch, mit wenigen Ausnahmen, bis jezt die sämmtliche Bürger- und Kaufmannschaft der Provinz gehört, ergözt sich an Verkleidungen, welche beym Gesinde aus der Gesammtgarderobe des Hauspersonals (Pelze, Mützen und Larven) zusammengerafft werden; es läuft so vermummt im Hause und auf den Straßen umher, fährt auch auf Schlitten zu seinen Bekannten, wo lange gerathen wird, wessen Besuch den Hausherrn beehre, bis die Entwickelung bey Naschwerk und Getränken herbeygeführt wird. Diners, Bälle, bals masqués, sind die Vereinigungspunkte der höhern Stände, für welche eigentlich, außer den konventionellen Besuchen, die russische Weihnacht nichts Lokal-Charakteristisches, nichts außer der einförmigen Gestalt des Modelebens, darbietet. Im gemeinen Volke ist es in dieser Periode eine nothwendige

Bedingung, wenigstens ein Mal im Theater gewesen zu seyn, und sich an einigen verjährten Gelegenheitsstücken mit Balletten, auf der Gallerie und im Parterre weidlich ergözt zu haben. Geschmauset und getrunken wird übrigens nach Kräften, aber in keinem Vergleiche mit dem Osterfeste, denn es stirbt wohl selten Jemand an Ueberladung, wie es nach jenem sehr häufig der Fall ist. Die abergläubische Idee, daß der böse Geist (eine Art religiösen Rübezahls) während dieser Zeit einen größern Spielraum und einen überwiegendern Einfluß auf die sündigen Leiber der Verkleideten habe, welches Uebel jedoch durch das geweihte Wasserbad, am 6ten Januar gehoben wird, gehört bis jezt noch zu den Eigenheiten dieser Periode. Am 6ten Januar a. St. fand, laut alten Herkommens am Feste der Erscheinung Christi, die Prozession aus der Kathedrale Mariä Himmelfahrt zum Ufer des Moskwaflusses statt, wo eine festlich geschmückte, eigends aufgebaute Rotunde, der Jordan Tempel, die Stätte der Wasserweihe einschloß, und diese mit allen feyerlichen Gebräuchen vollzogen ward. Die Gegenwart der kaiserlichen Familie und des Hofes schafft an diesem Tage in Petersburg auf der stolzen Newa eine der interessantesten Scenen des nordischen Lebens. — Es ist sonderbar, daß keine den Geist aufregende, und in Anspruch nehmende Handlung an und für sich bestehen kann, ohne daß der gemeine Mann ihr nicht eine eigene Deutung gäbe, und Motive beymische, die sich zu Vorurtheilen gestalten, deren Ursprung sich oft im Dunkel der Vorzeit verliert. So erzählte dem Referenten ein altes Mütterchen daß, wer das Herz habe, sich um Mitternacht vor der Wasserweihe an das Ufer der Moskwa oder irgend eines Flusses hinzustellen, und scharf aufzuhorchen, mit dem ersten Glockenschlage der zwölften Stunde — einen gewaltigen Ruck des Wassers nach aufwärts in den eisfreyen Stellen bemerken werde; übrigens geschähe ein Gleiches mit dem Wasser, das man in derselben Minute in einem Glase auf dem Tische stehen habe.

Ueber die verschiedenen einheimischen Journale, welche jezt in Rußland, und zu Moskwa insbesondere, erscheinen, wird Referent Gelegenheit finden, sich auszusprechen, da dieselben noch nicht in so wogender Menge wie in England, Deutschland und Frankreich ihre Häupter erheben. Auch in diesem Zweige der Wissenschaft gibt es hier andere Bedingnisse, andere Ursachen, die seinem Emporsprießen noch nicht günstig genug sind. Für jezt deuten wir nur folgende an: die Lauheit einer allgemeinen Journallektüre, den gänzlichen Mangel eines Ehrensoldes, die Unthätigkeit mehrerer angesehener Schriftsteller für dieses Feld, die unerschwinglichen Kosten der Herausgabe, und die Zanksucht mancher Journalisten, welche die Erstlinge eines aufkeimenden Talents oft mit Macht zu unterdrücken suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, am 7. März.

(Beschluß.)

Das adliche Gesellschaftstheater, das sich hier zum Besten der Armen organisirt hat, gab bereits vier Vorstellungen, die in mancher Beziehung des Guten und Schäzenswerthen vielerley boten. Besonders zogen die Tableauxvorstellungen an, so wie denn, was äußern Anstand betrifft, das Ganze als Muster aufgestellt werden könnte. Die Einnahmen sind immer sehr bedeutend, und es wird mannichfaches Gute dadurch bewirkt. Möchte diese Anstalt doch auch für folgenden Winter ein segensreiches Bestehen haben!

Im königlichen Theater habe ich einen Zeitraum von fast acht Wochen nachzuholen, und muß daher sehr kurz seyn. Die meiste Wirkung brachte in dieser Zwischenzeit der bekannte Erbvertrag, nach Hoffmann, von Vogel hervor, der bereits vier Mal mit stetem Hervorrufen der Darstellenden gegeben ward. Der Fleiß und die wackere Auffassung von Seiten dieser läßt sich auch nicht in Abrede stellen, und besonders ist dieß der Fall bey Herrn Pauli, dem Darsteller des Daniel. Die Kraft und Kunst, welche dieser vielseitige Virtuos auf diesen Charakter wendet, ist wahrhaft bewundernswerth, und erhebt denselben erst zu einem interessanten Kunstbilde. Wenn man bald darauf wieder von demselben Künstler den Pfeffer in Nr. 777 und ähnliche Rollen darstellen sieht, so bekommt man um so mehr Gelegenheit, unsrer Bühne zu dessen Besize Glück zu wünschen. Neu waren außerdem folgende Erscheinungen: Ein Tag Karls V., freundlich, einfach, anspruchlos, die Verse hie und da recht gut, dann aber freylich auch manchmal etwas unrein; ein nicht unangenehmes Geschenk Castelli's. Durch das Engagement der beyden Demoiselles Bamberger, bisher in Frankfurt, gewann die deutsche Oper wieder etwas Leben, und am 8ten Februar ward zum ersten Male die schöne Müllerin aufgeführt, worin die ältere Schwester das Röschen spielte. Die Künstlerin erwarb sich gerechten Beyfall; sie hat sehr schäzenswerthe Vorzüge. Reißt sie auch nicht hin, so muß man ihr doch das Lob einer sehr guten Schule, gewandter Stimme, und eines sehr anständigen Spieles zollen. Uns scheint sie durch Stimme und Gestalt übrigens mehr für das Ernstere geeignet, und wir sind überzeugt, sie in andern Rollen als dieser doch sehr — zweydeutigen Müllerin weit vorzüglicher zu sehen. Die jüngere Schwester debutirte als Myrrha im Opferfeste, und ob sie gleich bey großer Jugendlichkeit noch sehr befangen war, so gewährte sie doch für die Zukunft ausgezeichnete Hoffnungen, was auch vom Publikum keineswegs verkannt wird. Dem Vernehmen nach soll sie auch mit für die italienische Oper bestimmt seyn. Neu einstudirt waren: die Vertrauten, die Schwestern von Prag, als Fastnachtsstück, die unglückliche Ehe aus Delikatesse, worin Herr von Zahlhas den Grafen Klingsberg lobenswerth gab, und der Dichter und der Schauspieler. Mit gespannter Erwartung sieht man in der nächsten Woche dem Fiesko entgegen, in welcher Rolle Devrient sich gewiß auszeichnen wird.

Bey der italienischen Oper hatte man den beyfallswürdigen Gedanken gehabt, den seit langer Zeit dort nicht mehr gegebenen Don Giovanni wieder neu einzustudiren, und der glänzendste Erfolg lohnte bey fünfmaliger Vorstellung die darauf gewendete Mühe. Salvatori ist freylich kein Don Juan, wie ihn uns Hofmann schildert, aber durch Anmuth und Gewandtheit der Stimme, ersezt er das reichlich, was ihm an körperlicher Gewandtheit abgeht. Einen trefflichern Kommandeur als Zezi mit seiner edlen Gestalt und Stimme, welche leztere besonders im Final des zweyten Akts einzig wirkt, kann man sich nicht denken, und mit Benincasa als Leporello, konnte man, vorzüglich in den ersten Darstellungen, wo er noch gut bey Stimme war, wohl zufrieden seyn. Auch Rubini singt seinen Automaten Octavio sehr gut, und die Arie im zweyten Akte verfehlte ihre Wirkung nicht. Welcher von den drey Damen man aber den Preis geben soll, der Palazzesi als Elvira, der Schiasetti als Zerline, oder der Veltheim als Donna Anna, weiß man wirklich nicht; jede war in ihrer Art meisterhaft, und erwarb sich auch rauschend ausgesprochenen Beyfall. In der That gewährt bey dieser Gediegenheit der Darstellung, diese an sich schon so meisterhafte Oper, einen Genuß, wie wenige ihm gleich kommen dürften. Sie wird fortwährend gern gesehen werden.

Guido.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1827.

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch zu Bergen aufgehoben
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen;
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.

Schiller.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 6ten Juli nahmen also alle Boote die Richtung nach dem Senegal, allein gegen acht Uhr forderten mehrere Matrosen in dem Majorsboote, daß man sie an das Land setzen sollte, und da der Lieutenant nicht in dieß Begehren willigen durfte, war die ganze Mannschaft auf dem Punkte sich zu empören und sich des Steuerruders zu bemächtigen; doch die Festigkeit des Offiziers hielt die Aufrührer im Zaum. Estian's Fahrzeug, die Schaluppe, die man seit einigen Stunden aus den Augen verloren hatte, kam jezt auf das Majorsboot zu, das ihr auszuweichen suchte, weil man sich gegenseitig fürchtete, und glaubte, es geschehe in der Absicht, das Boot zu zwingen, ihm einige Personen von seiner Mannschaft abzunehmen; man irrte sich aber, Estian rief ihnen durch das Sprachrohr zu, daß er sechszig Menschen an der Küste ausgesezt habe und daher der Familie Picard anbiete, sie an Bord nehmen zu wollen. Lapérère hielt aber dieß Anerbieten für eine listige Falle, und antwortete daher, daß Picard es vorzöge, in seinem Boot zu bleiben. Wie schmerzlich bereute es aber dieser in der Folge, daß er dieß edelmüthige Anerbieten verkannt und nicht angenommen hatte!

Das Majorsboot fing an Wasser zu ziehen, allein es gelang, den Leck mit Werg und Talg zu verstopfen, welches ein alter Matrose so vorsichtig gewesen war, von der Fregatte mitzunehmen. Gegen Mittag wurde die Hitze so drückend und unerträglich, daß mehrere von denen im Boot Befindlichen ihrem Tode nahe zu seyn glaubten. Der glühende Wind der Wüste wehte sie an, und der feine Sandstaub, den er mit sich führte, verdichtete die Luft. Die Sonne hatte einen blutrothen Hof, die ganze Oberfläche des Meeres überzog sich mit Nebel, und die Luft, die man einathmete, war voll von einem feinen Sand, der in die, durch brennenden Durst ausgetrockneten Lungen eindrang. Dieser qualvolle Zustand dauerte bis nach vier Uhr des Nachmittags, wo ein kühler Nordwestwind ihnen einige Linderung brachte. Der Himmel heiterte sich auf, und wenn gleich von Hunger und weit mehr noch von Durst gepeinigt, hofften Alle doch auf eine gute Nacht. Gegen Abend fand wieder eine Austheilung der Lebensmittel statt, bey der jeder ein kleines Glas mit Wasser und etwa den achten Theil eines Zwiebacks erhielt. So leicht diese Mahlzeit auch war, so war doch Jeder damit zufrieden, weil man am folgenden Tag den Senegal zu erreichen hoffte, und Keiner ahnete, zu welchen Leiden sie bestimmt waren.

Gegen acht Uhr des Abends bezog sich der Himmel mit schwarzen Wolken und sie sahen sich bald von Finsterniß umgeben. Das Meer zeigte alle Vorboten eines nahen Sturmes. Der Horizont glich der Küste zu einer langen, hochgethürmten Bergkette, deren Gipfel Flammen auszuwerfen schienen. Bläuliche, mit kupferröthlichem Schim-

jezige Eigenthümer besizt das Theater in immerwährendem Erbpacht, und zahlt dem jezigen Duca Cesarini (dem Sohne des verstorbenen) einen jährlichen Erbzins von zwölfhundert Scudi (à 33½ gr. Sächs.) Uebrigens ist mit diesem Vertrage, wie mit allen übrigen dieser Art, die Klausel der augenblicklichen Vertreibung des Erbpächters, wenn dieser nicht am bestimmten Tage den Pacht zahlt, verbunden. Da das Theater außer dem Karneval nicht spielen darf, so kann man sich denken, daß der genannte Zins allerdings drückend ist. In einem meiner vorigen Berichte habe ich gesagt, daß der Pächter einen Taschenspieler zu Hülfe gerufen hatte, um das Publikum anzuziehen. Dennoch blieb das Theater leer; ja das allerlärmendste aller seiner Kunststückchen, das Abschießen der mit einer Kugel geladenen Kanone auf seine Brust, ward, wie es verdiente, ausgelacht. Mehr Glück machte die Militärmusik der aus Neapel abgehenden, hier durchmarschirenden österreichischen Truppen, welche der Unternehmer an die Stelle des Taschenspielers engagirt hatte. Sie ließ sich mehrere Abende hinter einander, und meistens bey vollem Hause hören; und in der That ist die Präcision dieser Leute höchst schäzenswerth; doch, dünkt mich, versäumen einige Instrumente, besonders die Klarinette, das Studium des Tons und des Vortrags. Nachdem auch der Rossinische Tancred, welcher auf dessen Zelmira gefolgt war, nicht hatte aussprechen wollen, glaubte der Impresario einen Nothschuß thun zu müssen; aber auch dieser wurde überhört: es ward nämlich über Hals und Kopf die Rossinische Semiramis einstudirt, welche von der Boccabadati und Pesaroni gesungen, vorigen Herbst in Valle ein großes Glück gemacht hatte. Aber die Pastori reichte in dem ungeheuren Lokale und in dem Geräusch, das die großen Trommeln und die kleinen Flöten in dieser Oper durch einander machen, nicht zu, und die Otto, welcher freylich von der einen Seite der schiefe Mund, die Häßlichkeit, der Nasenton und der wahrhaft automatische Mechanismus der Pesaroni, von der andern aber auch die vollendete Meisterschaft, welche leztere besizt, fehlt, ward gar ausgelacht. Nichts desto weniger hat es einige junge Narren gegeben, welche zu Ehren beyder ein Sonett drucken ließen. So gewiß ist es, daß in allen Landen nichts Verächtlicheres auf der Welt ist, als die Theaterlobhudeley. Was die Pastori anbetrifft, so wäre sie eines solchen Lobes, vorausgesezt, daß es einen vernünftigen Menschen zum Urheber hätte, keineswegs unwürdig, wenn es ihr in einer Opera Buffa ertheilt worden wäre; aber in den drey ernsten Opern, und in dem Theater, worin sie gesungen, hat sie es nicht verdient. Auch über das Theater Valle scheint das Schicksal für diesen Karneval seinen Fluch ausgesprochen zu haben. Denn nicht allein hat, wie schon erwähnt, unverdienter Weise die Donizettische Opera Buffa: Olivo e Pasquale, unbefriedigt gelassen, sondern das Publikum hat auch den Rossinischen Otello kalt aufgenommen. Daran war zunächst die unwürdige Verstümmlung Schuld, welche man damit vorgenommen hatte, dann der höchst untaugliche zweyte Tenorist, ein gewisser Domenico Winter, der, sonderbar genug, den Ruf eines guten Sängers besizt, und endlich das hinfällige Talent der Bonini, welcher alle ruhige, bewußtvolle Herrschaft über sich selbst und über ihre Anlagen fehlt, um die lezteren geltend machen zu können. Verger als Otello war allein erträglich. Ueberhaupt ist dieß eine Sing- und Spielrolle, welche, da in ihr, der Wahrheit unbeschadet, die rohe Leidenschaftlichkeit und materielle Wuth vorherrschen dürfen, von den meisten Italienern, ganz besonders aber von gebornen Römern (was Verger ist), höchst effektvoll, und im allerhöchsten Grade natürlich dargestellt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Moskau, Februar.

(Fortsezung.)

Mit dem Jahre 1827 trat dießmal ein neues Journal an's Licht: Der Moskowische Bote (Moskówskji Wéestnik), herausgegeben von M. Pogódin, zwey Hefte monatlich, jedes ungefähr achtzig Seiten in 8 stark. Referent hat die Erstgebornen vor sich liegen, und glaubt durch die Inhaltsanzeige selbst die Leistungen und die Tendenz benannter Zeitschrift am füglichsten kund zu thun. Die Rubriken lauten: I. schöne Literatur (Poesie und Prosa). II. Wissenschaften. III. Kritik. IV. Bibliographie. V. Vermischte Nachrichten; dem Programm zufolge ist der namentliche Zweck des Herausgebers, die neuesten Produkte eines der gefeyertesten jungen Dichter, Alexander Puschkins (Sängers des Gefangenen vom Kaukasus, der Fontaine von Baktschisaray, Onéegin's, der Zigeuner u. a. m.) der Welt in diesem Journale zuerst mitzutheilen, welcher Umstand denn ein mächtiger Hebel zur Pränumeration ward. — Inhalt des ersten Heftes. I. Scene aus dem Trauerspiele: Boris Godunów, Jahr 1603. — Bruchstück einer romantisch dramatischen Dichtung Puschkin's in freyen, reimlosen Versen, noch Manuscript. In den sieben Seiten dieser Scene vermißt man das Feuer, den Wohlklang und den üppigen Reichthum der höheren Phantasie des genialen Dichters, welche ihn zum Liebling der Musen erhoben haben. Monolog aus Goethes Faust (erhabner Geist u. s. w.) übersezt von A. Wenewitinoff — Morgen- und Abendröthe, Gedicht in eilf Zeilen, von Chomäkoff; — Julio, Erzählung, übersezt aus dem Freymüthigen. — II. Gespräch über die Möglichkeit, ein Normalprinzip des Schönen aufzustellen — von Schewireff. Der Verfasser spricht mit vieler Wärme von dem Daseyn eines solchen Prinzips, ohne es mit klaren Worten zu offenbaren. — III. Belobende Kritik des deutschen Werks: „Das älteste Recht der Russen, in seiner geschichtlichen Entwickelung, dargestellt von Joh. Phil. Gust. Ewers, 1826. Dorpat. IV. Ausländische Korrespondenz, über Herrn v. Heydeken, Hanka in Prag, Lubenskji in Bauzen, Hertel, Karadschitsch — Nachricht über die neue Methode der Stenographie, erfunden von Dr. Erdmann — Brief an den Herausgeber von einem Freunde, in welchem unter bunten Allegorien und Anspielungen auf das mögliche Mißlingen des Unternehmens gedeutet wird, eine Art Vorrede, die jedoch nicht allgemein gefallen hat. Zweytes Heft. I. Trigorskoje, Epistel an Puschkin von N. Jasikoff, Beschreibung des Naturlebens beyder, auf diesem Landsize — An *** und der Sturm von Puschkin; jedes in zwölf Zeilen. Sonderbar genug klingt das Ende des Leztern: „Doch glaube mir: das Mädchen auf dem Felsen“ — „Weit schöner ist als Wogen, Himmel und Sturm.“ — Das Gold und der Stahl, von Puschkin, wie folgt:

> Mein ist Alles, sprach das Gold,
> Mein ist Alles, spricht der Stahl.
> Ich kauf Alles, sprach das Gold.
> Ich nehm Alles, sprach der Stahl.

Epigramm — blos der Ueberschrift nach, sonst mehr ein Räthsel, und mein Gebet, von A. Wenewitinoff. II. Beschluß der Erzählung Julio. III. Historische Aphorismen und Fragen. Zerstreute philosophische Gedanken des Herausgebers. IV. Beschluß des Werks von Ewers.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freytag, 30. März 1827.

— Wenn aus sturmbewegter Zeit
Gesetz und Ordnung, Freyheit sich und Recht
Empor gerungen, und sich festgepflanzt,
Da wirket jeder Geist und jede Hand,
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl.

L. Uhland.

Feste in New-York bey der Eröffnung des Kanals zwischen dem Eriesee und Hudsonsfluß.

Bekanntlich ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein großer schiffbarer Kanal zwischen dem Eriesee und dem Hudson, an dessen Mündung die Stadt New-York liegt, eröffnet worden. Die Ausführung desselben wurde vom gesetzgebenden Körper des Staats New-York am 15ten April 1817 beschlossen, die Arbeiten begannen am 4ten Juli desselben Jahrs, und wurden im Laufe des Jahrs 1825 beendigt, am 4ten November wurde die Schiffahrt darauf eröffnet.

Der Eriesee liegt im Innern der Vereinigten Staaten auf einem erhabenen Landstrich zwischen dem atlantischen Ocean gegen Osten und dem mexikanischen Meerbusen gegen Süden. Der Gedanke, mittelst dieses See's eine Verbindung zwischen beyden Meeren herzustellen, bot sich von selbst dar. Ueber den zweyten Theil dieser Verbindung durch den Ohio und Missisippi ist noch kein bestimmter Entschluß gefaßt, aber der erste Theil ist vollendet. Die Länge dieses Kanals vom Eriesee bis zum Hudson beträgt 132 Lieues.

Die New-Yorker Zeitung, der Daily Advertiser, beschreibt die Feste, die am 4ten November 1825 bey Eröffnung dieses Kanals in New-York gegeben wurden. Einige Züge daraus werden nicht ohne Interesse seyn.

Die verschiedenen Gewerbe halten sich zu einem Zuge vereinigt; derselbe setzte sich gegen halb eilf Uhr in Marsch und kam Greenwich Street herab.

Vier Trompeter zu Pferd kamen vor der Gesellschaft der Landleute und Gärtner, die den Zug eröffneten. Dann kamen die Vereine der Schneider, Metzger, Gerber, Becker, Schiffbauer, Mechaniker, Ebenisten, Pompiers, Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. Jede dieser Korporationen hatte einen oder mehrere prachtvolle Wagen mit vier bis sechs reich aufgeputzten und angeschirrten Pferden; auf ihnen saßen Handwerker und arbeiteten wie in ihrer Werkstätte; die schönsten Produkte ihres Gewerbfleißes waren ausgestellt; ringsum flatterten Banner mit Devisen und allegorischen Gemälden.

Besonders bemerkte man die Wagen und Banner der acht Kompagnien Pompiers von New-York; ihre Spritzen, ihr Tauwerk, alle ihre Geräthschaften waren auf's reinlichste und ordentlichste gehalten. Auf dem Wagen der Buchdrucker sah man zwey Druckerpressen, die eine von Smith, die andere von Rust erfunden; zwey herrliche Muster des amerikanischen Kunstfleißes und des guten Geschmacks ihrer Verfertiger. Es wurde darauf eine für das Fest gedichtete Ode abgezogen und von der Presse weg unter das Volk vertheilt. Auf einem ihrer Banner war die Wasserleitung am Mohawk bey den kleinen Wasserfällen vorgestellt, mit der Inschrift: exegi monumentum aere perennius; auf einem andern war das Bildniß des Gouverneurs Clinton. Das Zeichen der Buchbinder war ein großer vergoldeter, in

rothen Saffian gebundener Band mit der Aufschrift: Statistik des Kanals des See Erie.

Hinter den Gewerken kamen Musikanten in Scharlachkleidern mit Gold gestickt; den Zug beschlossen die Mitglieder des Kollegiums von Kolumbia in ihrer Amtstracht, eine Menge von Offizieren aller Grade und verschiedene Kompagnien Milizen.

Schon um acht Uhr Morgens hatte sich eine große Menge von Bürgern auf die Dampfschiffe begeben, die aus dem Hudson in die See fahren sollten. Das Dampfschiff Washington stellte sich an die Spitze der Flotte; es hatte an Bord die ehrenwerthe Munizipalität von New-York; die Deputationen der Cincinnati-Gesellschaft, der Geistlichkeit von allen Religionspartheyen, der Land- und Seemacht, die Konsuln der befreundeten Nationen, die Richter sämmtlicher Gerichtshöfe und viele angesehene Fremde. Auf andern Schiffen waren die angesehensten Bürger der Stadt, und mehrere, sehr geschmackvoll mit Baumzweigen und Blumengewinden geschmückt, waren allein für die Damen bestimmt. Auf das Signal, das gegen zehn Uhr gegeben wurde, stellten sich sämmtliche Dampfschiffe und andere Fahrzeuge in eine Linie und begannen zu defiliren; es waren 22 Dampfschiffe, der Kutter der Douane und vier große Pilotenschiffe. Als sie in der Bay waren, wendeten sie; die Scene gewann nun einen neuen Anblick und verschönerte sich über alle Beschreibung. Die Verdecke sämmtlicher Schiffe waren vollgedrängt; Musikbanden ließen kriegerische und Nationalmelodieen ertönen, während die Volksmenge, die das Ufer bekränzte, die Flotte im Vorbeyfahren mit ihrem Jubelruf begrüßte; sie wurde auch begrüßt, als sie unter der Batterie, bey dem Kutter der Douane und dem Schloß der Gouvernementsinsel vorbeykam. Auf dem Wege war das Schiff Hamlet zu ihr gestoßen, das mit den Farben aller Nationen behangen war, und an dessen Bord sich die vornehmsten Kapitäne der Kriegs- und Handelsmarine befanden. Bey der Durchfahrt durch die Meerenge wurde die Flotte von den Forts Lafayette und Tompkins begrüßt, sie wandte sich sodann gegen den Schoner der Vereinigten Staaten, den Dauphin, der in der Bucht von Sandy-Hook vor Anker lag, woselbst die Gedächtnißfeyer der Vereinigung der Wasser des Eriesee mit dem atlantischen Weltmeer begangen werden sollte.

Eine Deputation von Aldermen begab sich an Bord des Washington zu dem Gouverneur des Staats New-York, dem Vice-Gouverneur und den verschiedenen Abgeordneten von Buffalo, Utika, Albany und andern Gebieten, durch welche der Kanal läuft.

Nachdem sämmtliche Schiffe sich um den Schoner aufgestellt hatten, schritt der Gouverneur Clinton zu der Feyerlichkeit, goß das Wasser des Eriesee in das Meer aus und sprach folgende Worte:

„Wir feyern hier die Ankunft der ersten Schiffe aus dem Eriesee im Weltmeer. Wir begehen damit die Feyer der Vollendung einer schiffbaren Straße, die in weniger als acht Jahren in einer Länge von mehr als 425 Meilen (149 Lieues) zwischen unsern Binnenmeeren und dem atlantischen Ocean eröffnet wurde, und die ihre Ausführung der Weisheit, dem Gemeingeiste, der Kraft des Volks vom Staate New-York verdankt. Möge der Gott des Himmels und der Erde gnädig herabblicken auf das Gelingen dieser Unternehmung und sie Früchte bringen lassen zum Besten des Menschengeschlechts."

Sodann goß Doktor Mitchill verschiedene Gefäße mit Wasser von den Flüssen, die sich in den Kanal ergießen, in die See aus. Herr Colden überreichte dem Maire von New-York eine Uebersicht der Geschichte des Kanals von seinem Entstehen bis auf diesen Tag. Nun wurden Geschützsalven vom Kutter der Douane, den Pilotenschiffen und den sämmtlichen Fahrzeugen gegeben, und die Flotte trat den Rückweg zur Stadt an; während desselben wurden auf den verschiedenen Dampfschiffen Gastmahle gehalten. Auf dem Washington wurden folgende Toaste ausgebracht:

1) Dem großen Ereignisse, das wir heute feyern; es ist ein rühmliches Denkmal des Geistes und des Patriotismus einer freyen Nation.

2) Dem Staate New-York; allein, ohne Beyhülfe hat er ein Unternehmen vollendet, das ihn mit unsterblichem Ruhme bedecken wird.

3) Unsern Brüdern, den Staaten der Union; ihre Interessen sind die unsrigen, unser Wohlergehen ist das ihrige.

4) Der Souveränität der Vereinigten Staaten; sie ist das Palladium unserer Freyheit; ihre unauflösliche Verbindung ist der Anker unserer Institutionen u. s. w.

Um drey Uhr Nachmittags setzten die Dampfschiffe ihre Passagiere an's Land. Abends wurden Feuerwerke auf der Batterie beym Stadthause, im Garten von Vauxhall abgebrannt; die vornehmsten Gebäude waren beleuchtet. Den Beschluß der Feyerlichkeiten machte ein großer Ball in einem neuen Cirkus, der zum ersten Mal eröffnet wurde; er bestand aus großen Sälen; derjenige, in welchem die Stadt New-York einen Ball gab, war auf eigene Art verziert; man glaubte, ein Ort, an dem die Vollendung des größten bis jetzt eröffneten Kanals gefeyert werden sollte, könne mit nichts würdiger geschmückt werden, als mit den Bildern der Männer, die in verschiedenen Theilen der Welt durch ihre Befehle oder ihre Arbeiten die Kanalschifffahrt ausgebreitet haben; man sah daher daselbst Ludwigs XIV., Peters des Großen, des Herzogs von Bridgewater, Brindley's, Fultons Bildnisse. Ueber dem Eingang des Cirkus standen die Namen der fünf Ingenieurs, die den Kanal ausführten; vorne war Washingtons Büste aufgestellt, mit grünen Zweigen umgeben, zwischen denen man die Namen der gegenwärtigen und der früheren Kommissäre des Kanals las.

Der Gegenstand von dergleichen Festen wird desto achtungswerther, je mehr Zeichen aufrichtigen Dankgefühls sich in den Jubel der öffentlichen Freude mischen. Das Benehmen der Bewohner des Staats New-York bey dieser Gelegenheit beweist, daß sie den Werth des großen Unternehmens, dessen Vollendung sie feyerten, zu schätzen wissen, und läßt ahnen, daß dieses Werk nicht das lezte ist, das zur Vermehrung des Wohlstandes dieses Staats unternommen wurde.

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Endlich brach der ersehnte Tag an, aber er brachte keinen Trost. Das Boot war weit in das offene Meer hinaus verschlagen worden, und da der Sturm den Kompaß zerbrochen hatte, wußte man nicht, in welcher Richtung man steuern sollte, bis das Morgenroth dem Steuermann zum Wegweiser dienen konnte. Man sah am Vormittag die Küste wieder, aber nur am äußersten Rande des Horizonts. Die Matrosen bestanden von Neuem auf einer Landung, weil sie am Ufer Wasser und einige eßbare Kräuter zu finden hofften; da man sich aber vor den Bewohnern dieser Gegenden, den Mauren, fürchtete, willigte man nicht in ihr Begehren, doch schlug der Lieutenant Lapérère ihnen vor, daß er sie bis zur Brandung des Ufers führen wolle, wo dann die, welche Lust hätten die Wüste zu durchwandern, schwimmend das Land zu erreichen suchen sollten. Eilfe von ihnen nahmen dieses Anerbieten an, doch als das Boot angelegt wurde, hatte keiner den Muth, schwimmend die vier Wellenberge zu durchschneiden, die sich noch zwischen ihnen und der Küste aufthürmten; sie nahmen lieber ihre Plätze wieder ein und griffen von Neuem zu den Rudern, mit dem Versprechen, sich hinfort ruhiger verhalten zu wollen. Man schritt jezt zur dritten Austheilung von Lebensmitteln und fand, daß nur noch vier Kannen Wasser und ein halbes Dutzend Zwieback übrig waren. In dieser traurigen Lage wünschten Alle an's Land zu gehen, troz der Gefahren, mit denen dieser Entschluß verbunden war; allein man glaubte am Ufer einen Haufen Mauren versammelt zu sehen, und da der das Boot befehligende Offizier sich mit der Hoffnung schmeichelte, am folgenden Tag den Senegal zu erreichen, so zogen alle es vor, lieber noch einen Tag zu leiden, als sich der Gefahr auszusetzen, von den Mauren gefangen oder von der Brandung verschlungen zu werden. Für Jeden war jezt nur noch ein kleines halbes Glas Wasser und ungefähr der siebente Theil eines Zwiebacks vorräthig, und bey der Sonnenglut, die senkrecht auf sie herabbrannte, hätte ihnen diese Mahlzeit, so dürftig sie auch war, doch große Erquickung gewähren können; allein die Vertheilung sollte erst am andern Morgen statt finden. Picards Kinder weinten und baten nur um einen Schluck Wasser; die jüngste sechsjährige Tochter Laura lag sterbend zu den Füßen ihrer Mutter, und ihr Wimmern erschütterte den unglücklichen Vater so sehr, daß er sich eine Ader öffnen wollte, um mit seinem Blute den Durst seiner Kinder zu stillen, doch wurde er durch das vernünftige Zureden einiger Freunde von dieser Handlung der Verzweiflung zurückgehalten.

Die Frische der Nacht brachte den Leidenden einige Linderung. Sie warfen nahe an der Küste Anker, und der größte Theil von ihnen schlief, wenn gleich halb verhungert, ziemlich ruhig. Mit Anbruch des Tages sezten sie ihren Weg fort; allein der Wind wurde jezt ganz still, und die Matrosen waren zu erschöpft, um rudern zu können. Man vertheilte nun den kleinen Rest der Lebensmittel, und der Augenblick war da, wo man sich entscheiden mußte, ob man auf dem Meere durch Hunger umkommen, oder sich den Gefahren der Brandung und der Wanderung durch die Wüste Preis geben wolle. Man unterschied am Ufer einige weiße Sanddünen und einige Sträucher — plötzlich rief einer der Matrosen: da sind Mauren! und wirklich sah man auch einige Menschen, die man für Araber hielt, und alle boten nun die lezte Kraft auf, das Boot wieder von der Küste zu entfernen, weil man fürchtete, diese Mauren oder Araber werden sich in's Meer werfen, um sie zu Gefangenen zu machen. Einige Stunden nachher sah man wieder auf einem kleinen Hügel mehrere Menschen, die dem Boote Zeichen zu geben schienen, und erkannte sie für Unglücksgefährten von der Mannschaft der Medusa. Man antwortete ihnen, indem man an die Spitze des Mastes ein weißes Tuch band, und beschloß nun, troz der Gefahr der Brandung, an's Land zu gehen. Im Näherkommen gewahrte man einen ganzen Haufen Europäer, die sich bey einem kleinen, von ziemlich hohen Sandhügeln umgebenen Gehölz gelagert hatten, und erkannte in ihnen die Passagiere der Boote, die eben so wenig als das Hauptboot mit Lebensmitteln versehen worden waren.

Nahe am Ufer brachen sich die Wellen auf furchtbare Weise und die einzige Hoffnung, ihrer zerstörenden Gewalt zu entgehen, beruhte auf der Geschicklichkeit des alten Steuermannes, die sich schon während des Sturms zu ihrer aller Rettung bewährt hatte. Er ließ den Mast, die Segel und alles was eine Ladung erschweren konnte, in's Meer werfen. Als das Boot sich der ersten Brandung näherte, versteckten sich mehrere von den am Ufer befindlichen Zuschauern hinter die Dünen, um den Untergang ihrer Unglücksgefährten nicht zu sehen, andere machten ihnen Zeichen, nicht auf dieser Stelle zu landen, noch andere bedeckten die Augen mit den Händen — doch einige verachteten auch die Gefahr und stürzten sich in die Wellen, um den Ankommenden Hülfe zu leisten. Schon

hatte das Boot zwey Wellenberge der Brandung glücklich durchschnitten, doch jezt thürmte sich ein dritter ungeheuer hoher vor ihnen auf, der mit donnerähnlichem Gebrause weithin das Ufer bedeckte. Das Boot, bald hoch gegen den Himmel, bald tief in den Abgrund geschleudert, schien seinem Untergange nahe zu seyn, es drehte sich rund um und versagte den matten Armen, die es zu lenken suchten, den Gehorsam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Moskau, Februar.

(Fortsetzung.)

Kritik des Werks: Allegorien, oder Versuche figürlicher Erzählungen, in Versen und in Prosa, verfaßt von Theodor Glinka. St. P. 1826. von Titoff — Eine durchaus neue und angenehme, dem Oriente glücklich entlehnte Erscheinung in der russischen Literatur. Ankündigung des Almanachs: Die nordische Leyer auf das Jahr 1827 herausg. von Raitsch und Oänovischin. Moskwa. bey Seliwanoffsky in 16. 442 Seiten mit Kupfern. Zu gleicher Zeit erscheint hier in Moskwa ein Journal für Damen, in zwey Heften monatlich, herausgegeben vom Fürsten Schalikoff. mit Modekupfern; es ist aber durchaus ephemer und seinem Inhalte nach nicht geeignet, in diesen Blättern näher betrachtet zu werden. Kriegsrath Woseikoff in Petersburg, fortwährender Redakteur des Tageblattes: der russische Invalide, hat mit dem Jahre 1827 die Herausgabe eines andern Journals begonnen unter dem Namen: Der Sklave. (Slawänin) daß in zwey Hauptabtheilungen zerfällt. I. Kriegswissenschaften. (Militär-Staatslehre, Strategie, Taktik, Artillerie, Kriegsgeschichte; Bibliographie, Allerley). und II. schöne Literatur. — Wöchentlich erscheint ein Heft aus zwey gedruckten Bogen bestehend. Am 13ten Januar a. St. feyerte das Todtenamt für die verewigte Kaiserin Elisabeth. Sr. Eminenz der Metropolitan Philaret, im Wosnessenskischen Nonnenkloster, in den Ringmauern unsers alten ehrwürdigen Kremls. Es ward gewiß nie seit der Erbauung dieses Klosters (von Eudoxien, der Gemahlin des Großfürsten Demetrius des Donischen, im Jahr 1389) mit innigerer Andacht für das Seelenheil einer hohen Verklärten gebetet, als an diesem Tage für Elisabeth! Es lebt im ganzen Volke, in Prunksälen wie in Hütten, derselbe Sinn, dieselbe Würdigung ihrer Seelengröße, ihres Edelmuths, ihrer hehren Weiblichkeit. Wie wir Alle Alexandern als Ideal eines gütigen Herrschers verehrten, so beugten wir unsere Kniee vor Elisabeth als Ideal eines Engels auf Erden. Und Heil Ruthenien, daß auch jezt auf ihrem Thron die Namen nur wechselten, und nicht — die Herzen!

Wenn wir von Merkwürdigkeiten Moskaus und seinem öffentlichen Leben sprechen, dürfen wir nicht versäumen auch seine Theater zu berühren. Theaterberichte sind in der Regel entweder uninteressant, wenn sie zu lokal sind oder zweckwidrig, wenn sie, statt leicht-kritischer oder einfach historischer Erinnerungen, sich als inhaltsvolle Kommentare für Kenner gestalten, und sich demnach in die leichte Schaale des vergänglichen Lebensgenusses nicht fügen. Wir hoffen weder in den einen noch in den andern Fall zu kommen, indem Nationalität und Sprachverschiedenheit uns von selbst Gegenmittel bieten, ohne welche wir nothwendigerweise uns auch dem gewöhnlichen Uebel unterwerfen müßten. Kennern und Literaten werden wir die neuen Produkte einer sich noch entwickelnden Dramaturgie vorführen. Liebhaber werden aus dem eigenthümlichen Gange dieser Schaubühne erfahren, daß auch im Lande der Scythen den Grazien und Musen in herrlichen Tempeln von würdigen Dienern geopfert wird. Da wir das nächste Mal die Berichte über die Schaubühne in Moskau liefern werden, haben wir noch Folgendes zur Würdigung derselben zu bemerken. Interessant für das Ausland, literarisch betrachtet, können nach obiger Ansicht nur Produkte seyn, die Rußlands dramatischen Schriftstellern eigenthümlich der Erfindung und Ausführung nach angehören, und daher dem Auslande durchaus neu seyn müssen. Solchen Produkten wird nun in diesen Berichten der Vorzug gegeben, indem der Inhalt derselben bündig und befriedigend erzählt wird. Fremder Blumen, als Uebersetzungen und Nachahmungen, wird gedrängter und flüchtiger in so fern gedacht, als dieselben sich unter der Feder des Bearbeiters anders gestaltet haben. Da Referent als Eingeborner auch ein inniger Freund der mächtig tönenden russischen Zunge ist, so kann man überzeugt seyn, daß er mit Liebe zu Werk gehen werde.

Nikolas Borchardt.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Man erstaunt über die Natürlichkeit, mit welcher, wie ich schon oft angeführt habe, die Italiener alle heftigen, unmittelbaren Leidenschaften auszudrücken verstehen; selbst der Wahnsinn gelingt ihnen. So haben der Buffo cantante, Pellegrini, zu Paris, und ein anderer, Namens Tamburini, hier in Rom, sonst höchst mittelmäßige, um nicht zu sagen schlechte Schauspieler, den Ubaldo in der Paerschen Agnese höchst verdienstlich, und ein anderer, Coselli, als Schauspieler nicht besser als jene, die Wahnsinnsscene in der Semiramis wahrhaft vortrefflich dargestellt. Das Theater Valle hilft sich, wie schon seit einem ganzen Jahre, durch sein recitirtes Schauspiel, in welchem Modena und die Polvaro, jedesmal wenn sie in Goldonischen Stücken spielen, Furore machen. Im Theater Capranica macht besonders der junge Taddei, der Sohn des Schauspieldirektors und der Bruder der bekannten Improvisatrice gleiches Namens, dessen ich neulich mit verdientem Lobe gedacht habe, Aufsehen. Wenn diese brave Truppe nicht von einem närrischen Wahne verleitet würde, zu glauben, daß das hiesige Publikum keine Komödien, sondern abgeschmackte Spektakelschauspiele sehen möge, so könnte sich hier ein Mensch von Geschmack recht wohl unterhalten. Die besten Geschäfte macht aber der Schauspieldirektor Nasiopolo, zugleich Unternehmer des Theaters Tordinone. So holprig sein Name klingt, so gewandt versteht er seinen Vortheil zu berechnen. Da ihm nicht allein bekannt war, daß Argentina kein Ballet geben würde, sondern auch, daß die Römer, denen das Vergnügen am öffentlichen Tanze das ganze Jahr hindurch versagt ist, vorzugsweise in das Theater gehen würden, wo sie tanzen sehen könnten, so wagte er, im festen Vertrauen auf seine Kenntniß des römischen Charakters, ein Ballet zu engagiren, und seine Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Dazu läßt er Spektakelschauspiele geben, in denen brav geschossen und bombardirt wird (wie z. B., ein Machwerk in drey oder gar vier Abtheilungen, betitelt: Enrico IV. Rè di Francia), welches den römischen Plebs ungemein ergözt hat. Somit würde er selbst den Fluthen der Tiber getrozt haben, hätten diese, wie ich in meiner lezten Einsendung gemeldet, mehr als Miene gemacht, die Straße Tordinone zu überschwemmen; Schiffbrücken und Boote waren schon zusammen gezimmert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 78.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März 1827.

> Ich bin gereist, und bin im Morgenland
> So gut bekannt wie hier in meiner Tasche.
> Ein wunderlicher Schlag von Leuten dort;
> Doch setzet Euer Glas zu meinem, Freund,
> Und rücket näher; Wen'ge wissen
> Wie ich in Stambul, in der großen Wüste,
> In Mecca und Jerusalem Bescheid.
>
> Cl. Reeve.

Einiges über Arabien und Persien.

Kapitän Keppel schildert in seiner kürzlich in London erschienenen Reise von Indien nach England verschiedene Völker des Orients auf sehr anziehende Weise; wir geben den Lesern einige Züge daraus.

1. Der Imaum von Maskat und sein Hof.

Wir wurden durch eine enge Thüre in einen viereckigen Hofraum geführt, in dessen Mitte sich ein mit wenigen kränklich aussehenden Pflanzen umgebener Springbrunnen befand. Mannigfaltig bewaffnete Araber waren in unterschiedlichen Gruppen versammelt, einige im Kreise sitzend, andere schlafend. In einem Winkel dieses Hofes stand eine gemeine Scheunenleiter. Diese stiegen wir hinan und fanden oben den Imaum, welcher einem Jeden von uns besonders die Hand schüttelte, indem wir in ein langes ungeschmücktes Gemach traten, wo Stühle für Se. Hoheit und seine Gäste aufgestellt waren. Obgleich Se. Hoheit Persisch und Hindostanisch, und, wie man sagt, sogar Englisch versteht, so sprach er doch blos Arabisch. Er that mehrere Fragen nach dem Schiff u. s. w. und wiederholte mehrere Male, die Engländer und er seyen eins, und sein Haus, seine Schiffe und seine ganze Habe gehören uns. Ein zehnjähriger Knabe, welcher den Imaum immer begleitet, war allein bey der Unterredung gegenwärtig, und man sagte uns, er pflege seine Leute nicht zuzulassen, wenn er sich mit Europäern unterhalte. Ein Verschnittener reichte Scherbet mit Rosenwasser vermischt umher; aber man brachte keine Pfeifen, indem der Imaum, so wie mehrere andere Einwohner der Stadt, zu der strengen Sekte Bih-Assis gehören, welcher der Gebrauch des Tabaks untersagt ist. Wir nahmen nach dem Verlauf einer halben Stunde Abschied und bewunderten eben so sehr die Schönheit der Person dieses Regenten als dessen höfliches und anspruchloses Wesen. Alles an diesem Hofe verräth die erzväterliche Einfachheit der Araber. In dem Divan, welchen der Imaum täglich hält, sezt sich ein Jeder, ohne Rücksicht auf Stand, wie es ihm beliebt, und selbst Bettler werden dabey vorgelassen, und erhalten ein geneigtes Gehör. Er war erst sechszehn Jahre alt, als er auf einem Spazierritt seinen Oheim, den damals regierenden Imaum, ermordete und sich ohne Widerstand auf den Thron sezte. Dieser Mord aber, welchen man blos im Lichte eines Familienzwistes zu betrachten scheint, ist von seinen Unterthanen vergessen, welche ihn lieben, und seine Milde, Gerechtigkeit und Billigkeit preisen.

2. Einzug eines neuen Statthalters in Bassorah.

Um neun Uhr verkündigte ein Haufe Bewaffneter, welcher den Vortrab bildete, durch ein beständiges Flintenfeuer seine Annäherung und eilte bald in einer Art von Trab an uns vorüber; dann kam ein anderer Trupp, welcher gelegentlich stille hielt und im Kreise tanzte, und dabey das Tempo mit den Säbeln auf den Schildern schlug. Diesen

folgten zwey große Abtheilungen von Beduinen mit ihren Scheiks zu Pferde an der Spitze, deren jeder eine große grün und rothe Fahne vor sich hertragen ließ. Sie waren von dem Zobeirstamme, welche um Sold dienen, und gewissermaßen den Statthalter dieses Ortes als Oberhaupt anerkennen. Es sind kurze, gemeinaussehende Leute mit indischen Gesichtszügen. Sie waren mit Flinten oder Säbeln und Schildern bewaffnet. Einige hatten ihre weiten Röcke mit einem Stricke um den Leib festgebunden, andere trugen nichts als ein loses Hemd. Mehrere hatten den, den Arabern eigenthümlichen, Schnupftuchturban auf dem Kopfe, einige aber hatten gar nichts auf demselben und trugen ihr Haar in mehrere lange Zöpfe geflochten. Diesen zunächst kamen die Tuhfungies oder Leibwache, welche sich durch Pelzkappen von beynahe drey Fuß im Umfange auszeichneten; dann des Paschas reichgeschirrte Sattelpferde. Hinter diesen eine Bande Tschaussen (Boten) zu Pferde, welche kleine Trommeln schlugen, die sie am Sattelknopfe hängen hatten. Diesen folgten die eingebornen Beamten der englischen Faktorie. Dann kam der Kapitan-Pascha (Admiral), der auf einer Uhr, die er in der Hand trug, nach der von den Sterndeutern zum Einzuge des Pascha bestimmten Zeit sah. Diese war auf zwanzig Minuten nach drey Uhr türkischer Zeit, oder zwanzig Minuten nach neun Uhr nach europäischer Rechnung festgesezt; nach diesem der Kadi und Mufti und endlich der Pascha selbst, welcher mit der Hand auf der Brust die Begrüßungen des Volkes erwiederte. In dem Augenblicke seines Erscheinens erhob eine Gruppe vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllter Weiber ein lautes Geschrey. Ein Haufen Janitscharen zu Pferde schloß den Zug mit einem Musikchor, dessen Instrumentengeräusch einem Kindertrompetenkonzert glich. Das Knallen der beständig fallenden Flintenschüsse, das Quiken der Musik, der Lärm der Trommeln, das Gekreisch der Weiber und der wilde Gesang der Soldaten bildeten zusammen einen mißtönenden Lärm, welcher leichter zu begreifen als zu beschreiben ist. Eine Salve von den Schiffen im Hafen verkündigte das Ablesen des Firmans, welcher den Pascha Muselim zum Statthalter einsezte; seine erste Regierungshandlung war eine gnädige Bekanntmachung an die guten Einwohner der Stadt, daß, wer von ihnen sich nach neun Uhr Abends im Bazar treffen lasse, unfehlbar gehenkt werden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hütte am Senegal,

von Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wurde es von einer mächtigen Welle erfaßt, es versinkt, verschwindet, doch die Gefahr selbst belebt die Matrosen mit neuer Kraft, sie vereinen ihre Anstrengungen, das Boot kracht, die Ruder zerbrechen, man glaubt am Ufer zu seyn, aber das Fahrzeug liegt, auf die Seite geworfen, im Sande fest; mit der Allgewalt eines verheerenden Stromes brauset eine neue Welle heran, alle sind bis an den Hals im Wasser; der bittere salzige Schaum droht sie zu ersticken, die Matrosen stürzen sich in die Wogen, nehmen die Kinder auf die Arme, bringen sie an's Land, kehren dann zurück und retten auch die Frauen.

Wenn unsere Leser einen Blick auf die Gefahren und Leiden zurückwerfen wollen, welche diese Unglücklichen erduldet hatten, so werden sie sich leicht einen Begriff von den wechselnden Empfindungen machen können, mit denen diese Landung auf einer wüsten, unfruchtbaren Küste ihre Seelen erfüllte. Gewiß war ihre Freude, sich wie durch ein Wunder gerettet zu sehen, groß; allein wie bald mußte sich ihnen das Bewußtseyn ihrer schrecklichen Lage aufdringen! Ohne Wasser, ohne Lebensmittel, zum Theil fast unbekleidet, sollten diese zarten Frauen, diese Kinder nun noch den mannigfaltigsten Gefahren Troz bieten und eine unermeßliche, schreckliche Wüste durchwandern, um an das Ziel ihrer Reise zu gelangen. Vom Himmel allein konnte ihnen der Muth und die Kraft dazu kommen, und er gab sie ihnen.

Die andern Schiffbrüchigen waren schon am Morgen gelandet, doch nicht so glücklich wie diese lezten, denn einer von ihnen hatte beyde Beine gebrochen, und lag nun, der Fürsorge des Himmels überlassen, am Ufer. Espiau, der Befehlshaber dieser Abtheilung, warf Herrn Picard das Mißtrauen vor, mit dem er sein Anerbieten, ihn und seine Familie an Bord zu nehmen, verworfen hatte. Es war wahr, daß er schon 63 Mann an das Land gesezt hatte; er nahm darauf die Mannschaft des kleinen Bootes ein, die sonst unfehlbar in der stürmischen Nacht vom 6ten bis zum 7ten Juli hätte umkommen müssen. Auch das andere, von Herrn Maudet befehligte Boot war hier gelandet, und die Fahrzeuge der Herrn Schmalz und Lachaumareys waren die einzigen, die sich im Stande gesehen hatten, die Fahrt nach dem Senegal zu wagen. Gegen Abend beschloß man den Weg durch die Wüste fortzusetzen, um frisches Wasser aufzufinden, was sie auch nicht weit vom Ufer des Meeres entdeckten, als sie den Sand aufgruben. Es war trübe und hatte einen schweflichen Geschmack, allein sie fanden es köstlich. Madame Picard und ihre Töchter konnten ihre durchnäßten und ganz zerrissenen Kleider nicht wechseln, da sie gar nichts von ihren Sachen gerettet hatten; einige Offiziere boten ihnen großmüthig an, sie mit männlichen Anzügen versehen zu wollen; die Mutter, Amalie und Maria nahmen dieß Anerbieten an, Charlotte allein zog es vor, in ihren Kleidern zu bleiben. — Man weilte eine Stunde bey dem selbstge-

grabenen Brunnen und wanderte dann in der Richtung gegen Süden weiter, da man die Lage des Senegals nicht genau kannte. Die Frauen und Kinder sollten voraus gehen, damit sie nicht Gefahr liefen zurückzubleiben. Willig erboten sich die Matrosen, die kleinen Kinder zu tragen, und so trat man die Wanderung an. Es war schon gegen sieben Uhr Abends, allein der Sand noch brennend heiß, was für die Frauenzimmer doppelt peinlich war, da sie bey der Landung die Schuhe verloren hatten. Sobald sie wieder an das Ufer kamen, gingen sie auf dem nassen Sande desselben, um sich ein wenig zu erfrischen. So wanderten sie die ganze Nacht durch; gegen Morgen erblickte man eine Gazelle, allein sie entfloh zu schnell, als daß man auf sie hätte schießen können. Die Wüste lag wie ein unermeßliches Sandmeer vor ihnen, wo das Auge auch nicht einen Grashalm zu entdecken vermochte; doch fand man wieder Wasser, indem man den Sand aufgrub. Zwey von den Marine-Offizieren begannen darüber zu klagen, daß die Frauen und Kinder der Familie Picard den Marsch der Karavane verzögerten, da sie freylich nicht so schnell wie die Männer gehen konnten, und man oft gezwungen war, um ihretwillen Halt zu machen. Es kam sogar zu einer Berathschlagung, ob man sie ferner mitnehmen oder in der Wüste zurücklassen solle, doch fand — zur Ehre der Menschlichkeit sey es gesagt — der lezte Vorschlag wenig Beyfall. Der Infanterie-Kapitän, Beguère, entschied die Sache durch wenige aber eindringliche Worte. „Ihr seyd Franzosen, meine Freunde, sagte er zu den Soldaten, ich habe die Ehre euer Anführer zu seyn, und gewiß werden wir alle diese unglückliche Familie nicht hülflos in dieser Wüste verschmachten lassen, so lange wir ihr noch nützlich zu werden vermögen.“ Alle gaben diesen Worten ihre Zustimmung, und die unglückliche Familie Picard durfte mit der Karavane weiter wandern.

Gegen Mittag wurde der Hunger der Wanderer so heftig, daß man beschloß, jenseits der Sandhügel, welche die Küste einfassen, nach einigen eßbaren Kräutern zu suchen, aber sie fanden nur ungenießbare Pflanzen. Die Karavane lagerte sich, und einige Offiziere versuchten noch weiter landeinwärts zu dringen. Nach Verlauf einer Stunde kamen sie mit wildem Sauerampfer beladen zurück, den sie vertheilten; doch da dieß nicht zur Sättigung hinreichte, machten sich die Soldaten und Matrosen auf, mehr zu holen, und brachten auch so viel, daß alle sich zu sättigen vermochten. Nach diesem einfachen Mahle sezte man die Wanderung fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, März.

(Fortsetzung.)

Die drey übrigen kleinern Theater, Pallacorda, Pace und Cesarini, schleppen sich in bescheidener Mittelmäßigkeit dahin. Das lezte erlaubt sich, um seine Logen zu verkaufen, einen Kunstgriff, welcher, ob er gleich wohl nur wenige täuscht, mit einem minder ehrlichen Namen benannt zu werden verdient. Da nämlich die Hauptstraße, welche, von Monte Cavallo nach der Peterskirche fast mitten durch die Stadt führend (Via Papale), von allen Fremden, die sich nach lezterer oder nach dem Vaticane begeben, passirt zu werden pflegt, vor dem Billetbüreau (Botteghino) durchgeht, so läßt der Unternehmer des Theaters vor demselben die Theaterlogen mit den Worten ausschreyen: Palchetti all' Opera. Die Fremden, welchen Rom nicht bekannt ist, besonders solche, welche ohne Lohnlakaien gehen oder fahren, meynend, dort würden Opern gegeben, oder wenigstens die Logen zu den beyden Operntheatern (Argentina und Valle) verkauft, bemerken am Abend, daß sie getäuscht worden sind, wenn sie eine solche erhandelt haben. Da aber der Preis ausnehmend gering ist, so schämt sich Jedermann von der Mystification ein großes Aufsehen zu machen, und die Sache bleibt ungeahnt, um so mehr, da wahrscheinlich im Nothfalle das Büreau keinen Anstand nehmen dürfte, das Geld wieder herauszugeben.

Seit heute vor acht Tagen hat der eigentliche Masken-Karneval begonnen, und zwar bey dem abscheulichsten Wetter, das man seit Menschengedenken gesehen hat. Freylich sind die drey oder vier Nachmittagsstunden bis vor Einbruch der Nacht meistens ohne starken Regen, aber nie ohne Gestöber abgegangen. Da es aber die Morgen- und Abendzeit jeden Tag stark regnete, so wurde die Menge theils vom Schmutz der Gassen, theils von der Furcht, das Wetter werde auch am Nachmittage so fortfahren, mehr oder weniger vom Besuche des Corso abgehalten. Die wenigen, welche sich einfanden, haben um desto größern Lärm gemacht; man hätte denken sollen, die Verzweiflung über das schlechte Wetter habe sie dazu angetrieben. Nie sind mehr Zuckerkörner (Confetti) und mit mehr Wuth geworfen worden als dieses Jahr: die Corsostraße sah jeden Abend wie beschneiet aus. So achtungswerth auch Nationalsitten und Gebräuche sind, so lange ihnen der ursprüngliche Sinn, von welchem sie ihre Entstehung erhalten haben, unverfälscht unterliegt, so muß ich doch gestehen, daß das Zuckerkörnerwerfen in eine höchst sinnlose, ja selbst gefährliche Spielerey ausgeartet ist. Ich sah zum Beyspiel oft eine große Düte mit Zuckerkörnern oder Zuckerbohnen, mehr als ein Pfund schwer, mit solcher Wuth und Erbitterung auf einen oder zwey Schritt Weite in das Gesicht der Umstehenden oder Umsitzenden schleudern, daß den Getroffenen, wenn sie nicht im Auspariren derselben, oder im Zurückbeugen des Gesichts eine so ungemeine, ihnen von frühester Jugend auf geläufig gewordene Geschicklichkeit besäßen, unfehlbar die Augen ausgeworfen werden würden, in der Regel aber laufen ihnen dennoch vor Schmerz die Thränen über die Wangen. Welch irgend denkbares Vergnügen kann darin bestehen, diese Schmerzen zu erleiden, oder sie zu verursachen? Der Mißbrauch, welcher mit diesem Scherze getrieben wird, muß wohl arg genug seyn, da sogar die Regierung, welcher sicher Niemand den Vorwurf machen kann, daß sie die Unterthanen im erlaubten Muthwillen beschränkt, in ihrer, wie gewöhnlich vor Eintritt jedes Karnevals erlassenen Polizeyverordnung, nicht allein die Qualität und Größe der Confetti, sondern sogar die Art und Weise, wie dieselben geworfen werden sollen, bestimmt, auch eigens zu dem Verkaufe derselben bestimmte Standpunkte (sämmt-

liche in der Nähe des Corso belegene Plätze) angewiesen hat. Eine Folge dieser Wuth der Confettiwerferey war übrigens, daß die Herren in ihren schwarzen Kleidern gegen Untergang der Sonne wie die Müllerknechte aussahen, und die Damen in ihren Enveloppenkragen ganze Ladungen davon mit sich schleppten, welche die Birbaccioni, ohne darum ersucht worden zu seyn, mit vieler Behendigkeit hervorzuholen wußten, und dafür noch obenein mit einem freundlichen Blicke belohnt wurden. Nicht selten boten dann diese sauberen Zeisige dieselben Confetti, welche sie der Frau oder den Töchtern aus den Enveloppen gestohlen hatten, dem Ehmanne und Vater von Neuem für den üblichen Preis zum Verkaufe an. Auch in der Quantität und Qualität der Masken suchte man dem schlechten Wetter Troz zu bieten. In keinem der vorher gegangenen Karnevals sind mir mehrere und schönere Maskengewänder zu Gesichte gekommen, als in diesem. Spazierten sie auch nicht alle auf dem Corso herum, so sah man sie doch in den unzähligen Buden hängen, welche damit angefüllt waren, und deren es dießmal in den entlegensten Winkeln der Stadt gab. Ich habe schon früher in diesen Blättern über den Reichthum, die Eleganz, Reinlichkeit und besonders über die Richtigkeit und Genauigkeit in den Details der Maskenanzüge meine Verwunderung bezeigt. Ungeachtet der hohen Preise, für welche diese Kleider vermiethet werden, begreift man dennoch nicht, wie die Eigenthümer ihre Rechnung dabey finden, denn es ist doch nur eine einzige Woche Karneval im Jahre, und durch das Liegen während der übrigen ein-und-fünfzig können sie doch unmöglich besser werden. Das schlechteste Gewand (zum Beyspiel das eines Zauberers u. s. w.) wird für die drey Nachmittagsstunden für einen Gulden sächsisch, ein sogenannter schwarzer Domino, wenn er elegant und unbeschädigt ist, für zwey bis drey Thaler, ein glänzender türkischer Anzug endlich für zehn bis vierzehn Thaler vermiethet. Daß der Vermiether bey Ablieferung der Anzüge, wenn er irgend kurzsichtig ist, die Brille aufsezt, um nach den etwaigen Beschädigungen zu schauen, versteht sich von selbst, eben so, daß er in der Regel dem lezten Leiher auch diejenigen zur Last legt, welche seine Vorgänger verursacht und längst bezahlt haben, und daß dann eine Zänkerey entsteht, deren Opfer der Leiher wird, wenn er nicht noch frecher als der Verleiher ist. Ueberhaupt ist diese Trödeley allein schon werth, daß ein Fremder den hiesigen Karneval besucht.

(Die Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M. im März.

Die Karnevalszeit geht bey uns still vorüber. Am Fastnachts Dienstag ziehen nach altem Volksgebrauch die Jungen auf den Straßen umher, zwey und zwey mit Körbchen voll Heu, worin Eyer liegen, und singen von Thür zu Thür ihr: „Hawwely, Hawwely Lohne," welches Kauderwelsch man für eine alte verdorbene Begrüßung des Tages der heil. Apollonia hält, der im Februar ist, Ave Apollonia. Das alte Liedchen ist mit neueren Volksversen und Anspielungen zur Ergözung der Jugend und der niederen Volksklassen ausgeschmückt. Dieses Volksliedchen am Morgen, Fastengebäck den Tag über, und Abends im Theater eine Wiener Posse, damit ist bey uns der Karneval an einem Tag begonnen und beschlossen. Oeffentliche und Privatmaskenbälle finden schon längere Zeit nicht mehr statt. Wenn der Frankfurter sich außerordentlicher Weise vergnügen will, so besucht er die benachbarten Maskenbälle von Offenbach, auch wohl von Mainz und Wiesbaden, wo der rheinländische Frohsinn freyer waltet.

An der dießjährigen Fastnacht gab es hier, wie zu Mainz und Höchst, Gelegenheit zu einer kleinen Volksfestlichkeit, welche seit siebenundachtzig Jahren in Frankfurt nicht stattgefunden hatte. Die Küfergesellen machten, einem alten Herkommen gemäß, auf dem zugefrorenen Main ein Faß. Dieses Wunderfaß, wie es sich selbst im alten Sprüchlein nennt, weil die Werkstatt das Eis im Main gewesen, muß unmittelbar auf der Eisdecke gebunden werden, das Feuer brennt darauf, und wird, wenn das Eis thaut, weiter geschoben. Es muß überhaupt ganz auf dem Main geschnizt und gebunden werden, wozu die Zeit vom Morgen bis zum Abend bey so vielen Händen vollkommen hinreicht. Die Seltenheit des Schauspiels versammelte den ganzen Tag eine große Volksmenge an und auf dem Main, und das stark im Thauen begriffene Eis ertrug noch geduldig Menschen und schwere Wagen. Acht-und-vierzig Stunden darauf war der Main schon wieder in voller freyer Strömung. Dieses Faß darf an keinem andern Tag als dem Fastnachts-Dienstag gemacht werden, und da alsdann meist schon Thauwetter eintritt, und der Main selten ganz zufriert, so geht oft ein Menschenalter vorüber, bis es wieder zu dieser Festlichkeit kommt. Acht Tage später kamen die Küfer mit ihrem Wunderfaß, da gerade der Senat im großen Rath versammelt war, auf den Römerberg in feyerlichem Aufzug, und brachten es ihm mit den üblichen Förmlichkeiten zum Geschenk dar. Auf dem vordern Boden befanden sich die Wappen der beyden regierenden Bürgermeister, und in deren Mitte der Frankfurter Adler. Um diese Insignien war die Inschrift:

Auf dem Eis im Main entstand
Dieß Faß durch Benderhand.
Nicht Gleiches war geschehn
Seit 17 hundert 4 mal zehn.
Heil dem Senat!
Frey blüh' der Staat!

Ein Redner trat vor, und sprach in gereimten Versen einen Segensspruch auf die Veranlassung, und trank mit dem Bacchus auf dem Fasse die Gesundheit des Senats und der Bürgerschaft. Dann zeigten einige geübte Gesellen, als Bacchanten gekleidet, ihre Geschicklichkeit, Reife mit gefüllten Weingläsern zu schwingen; und unter Vivatrufen ging nun der Zug weiter durch die Hauptstraßen der Stadt. Das Faß kommt in den Rathskeller, und der Senat hat die sonst üblichen fünfzig Reichsthaler Gratifikation auf das Doppelte erhöht, eine Vergünstigung, die bey so langem Ausbleiben des Festes den Küfern zu gönnen war.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 72.
Jean Paul Richter.

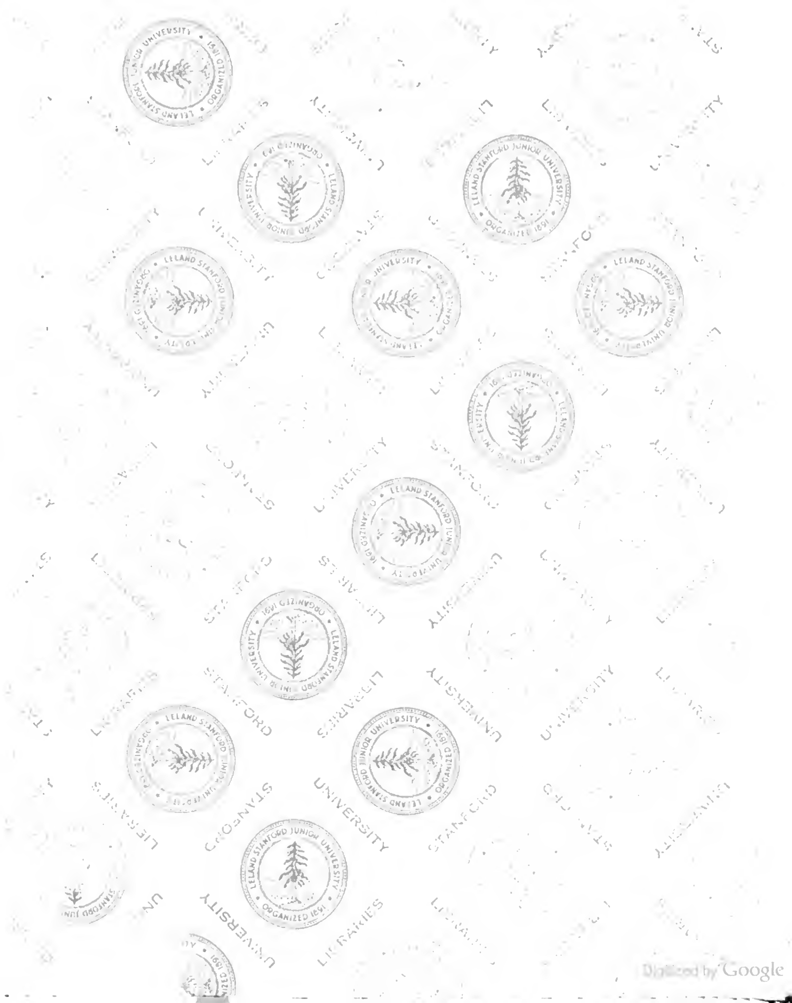
Charade.

Mein Erstes ist der Weisheit Lehrer.
Doch lehrt es Thorheit öfters auch;
Mein Zweytes führen die Beschwörer
Der Geister, denn so will's der Brauch.
Mein Ganzes ist ein Element,
Das weder Erde, Luft und Feuer
Noch Wasser ist, und welches heuer
Kein Physiker noch anerkennt.

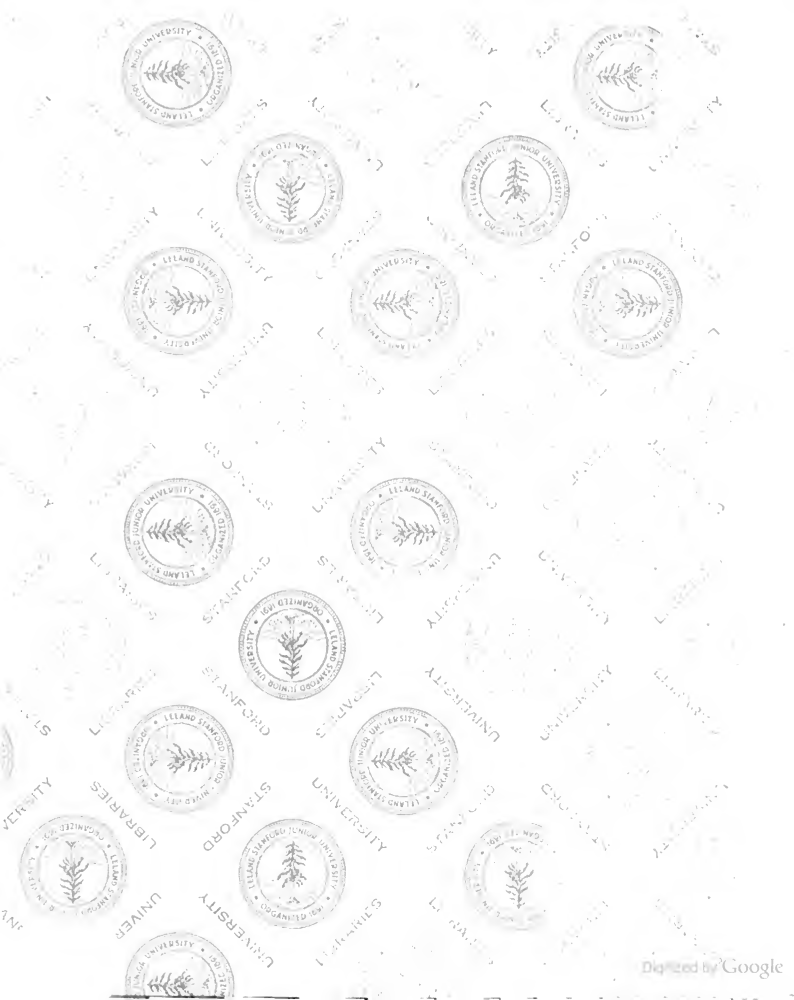
F. R.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlegt von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.








Stanford University Libraries
3 6105 014 930 403

